ThPr
2571
-7-

Stunden der Andacht

zur Beförderung

wahren Chriſtenthums

und

häuslicher Gottesverehrung.

Siebenter Jahrgang.

Aarau 1815
bei Heinrich Remigius Sauerländer.

STADTBIBLIOTHEK AARAU

Erſter Sonntag

den erſten Januar 1815.

Der Du das junge Jahr mir ſchenkeſt,
Wer bin ich, daß Du mein gedenkeſt,
Und mir erneueſt Deine heil'ge Treu?
Wie kann ich Staub Dir würdig danken?
Erhaben über ird'ſche Schranken
Iſt Deine Liebe ewig neu.

Du ſäeſt Welten aus, wie Saaten,
Und das Geheimniß Deiner Thaten
Iſt blendend Licht und Harmonie und Sturm;
Und in der Kette Deiner Wunder,
Iſt eine Sonne nur ein Zunder
Und eine Erde nur ein Wurm.

Wer kann, o Weſen aller Weſen,
Des Schickſals große Rolle leſen,
Auf welche Du der Himmel Ordnung ſchreibſt?
Wer hat mit Dir im Rath geſeſſen,
Das ewige Geſetz zu meſſen
Nach welchem Du die Sphären treibſt?

Das Urverhältniß aller Dinge
Liegt weislich in dem großen Ringe,
In langen Folgen der Nothwendigkeit;
Und nichts wird, wenn auch ſchwache Seelen,
Mit Gram ſich und Verzweiflung quälen,
Im Schickſal anders eingereiht.

Du haſt gerecht zu meinem Leben
Mir Glauben und Vernunft gegeben,
Genug zum Segen und genug zum Fluch!
Ich bin, wenn ich, was ich verſchulde,
Nicht ohne Murren freundlich dulde,
Mir ſelbſt ein wilder Widerſpruch.

Laß nie mich in der Welt es wagen,
Dich hochvermeſſen anzuklagen,
Weil dunkel noch das große Jenſeits ſteht;
Nicht fluchen, wenn das Laſter ſieget,
Wenn Tugend weinend unterlieget,
Du bleibſt gerecht in Richtermajeſtät!

Wenn Angſt und Zweifel in mir ſtürmet,
Und Nacht auf Nacht ſich um mich thürmet,
Und alle Stimmen ſich im Schwindel drehn:
So will ich meine Hände falten,
Und mich an Dich im Sinken halten,
Und ſinkend werd' ich nicht vergehn.

Empfindungen am Neujahrstage.

Jeremias 21, 8.

Wer heute doch in die Bruſt der Sterblichen, in das Geheimniß ihrer Gefühle, Hoffnungen, Beſorgniſſe und Wünſche hineinblicken könnte, mit denen ſie den Anfang des neuen Jahres begrüßen! Freilich, wohl auch Tauſende beginnen das Jahr leichtſinnig, gleichgiltig, ohne beſondere Gedanken dabei, ſo wie ſie das vorige Jahr endeten; ihnen iſt ein Tag, wie der andere. Aber Millionen dage-

gen treten den neuen großen Lebensabſchnitt nicht ohne gewiſſe Gemüthsbewegungen an, welche beſonders dieſer Tag zu erregen fähig iſt. Viele denken: Was habe ich, was haben nun meine Angehörigen von dem bevorſtehenden Jahr zu erwarten? Wird es beſſer, wird es ſchlimmer werden?

Andere denken kaum nur noch ſo weit hinaus. Sie beſchäftigt nur der Gedanke an die bevorſtehende Ergötzung, welche dieſer Tag ihnen gewöhnlich darbietet; an die zu empfangenden oder abzuſtattenden Glückswünſche, welche durch Mode und Höflichkeit eingeführt ſind; an die geſellſchaftlichen Freuden, an die Gaſtmähler, an die Geſchenke, welche dieſem Tage anzugehören pflegen.

Der in Geſundheit Blühende ſieht in der Zukunft nichts als glückliche Zufälle, die ſein warten. Der von Natur Aengſtliche ſeufzt bei dem Gedanken, daß die unangenehmen Verhältniſſe, in denen er ſich zum Theil ſchon gegenwärtig befindet, wohl noch viele traurigere Stunden herbeiführen können. Der Kranke blickt unmuthsvoll und wehmüthig zurück auf die Reihe ehemals genoſſener freudiger Neujahrstage, während diesmal nun der Anfang des Jahres bitter und vielleicht von übler Vorbedeutung iſt. Der Jüngling baut Entwürfe des Ehrgeizes und Reichthums für die Zukunft. Die Jungfrau ſieht ſich in den dämmernden Fernen kommender Tage als Neuvermählte, als Gattin und Hausmutter. Doch mehr oder weniger ſucht jeder, der es irgend

vermag, an dieſem Tage Vergnügen und Erheiterung, und glaubt was er fröhlich beginne, werde dadurch zum dauernden Frohſinn eingeweiht. — Und wenn er ſich auch mit dieſem täuſchen ſollte, ſo will er ſich gern getäuſcht haben.

Der weiſere Menſch aber — und wer möchte nicht auf dieſen Namen Anſpruch machen? — der weiſere Menſch, auch wenn er ſich willig dem Vergnügen hingibt, das ihm ſolch ein Feſttag bereitet, ſucht dennoch gern einen Augenblick der Einſamkeit für ſich zur ſtillen Ueberlegung. Er weis es, die Zeit und ihr Name thut nichts, die Luſtbarkeit weihet nichts: ſondern das Gemüth thut alles, das Gemüth muß die Zukunft weihen.

Er weis es, ſein ganzes Leben iſt ein Hinreißen zu unbekannten Schickſalen. Jeder neue Tag führt ihm neue Erſcheinungen vor das Auge. Nicht dieſe Erfahrungen, nicht dieſe Schickſale können ihm Wohl oder Wehe bringen, ſondern die Art und Weiſe, wie er ſie aufnimmt, anwendet und verläßt. Wer dies noch nicht weis, der hat ſein ganzes bisheriges Leben noch ohne allen Vortheil verlebt.

Darum ſucht der beſonnene Weiſe auch an dieſem Tage einen einſamen Augenblick. Er will mit ſich ſelber zu Rathe gehen, auf welche Art er die Reiſe am beſten und nützlichſten fortſetzen könne? Es entgeht ihm nicht, daß er, ungeachtet er ſchon ſo alt geworden, wie er iſt, dennoch unbefriedigt in ſeinen Erwartungen geblieben, und keinesweges

ſo glücklich geworden ſei, als er wohl fühlt, daß er ſeyn könnte. Es entgeht ihm nicht, daß ihm, ſo er auch ernſtlich daran gedacht haben mag, das Wichtigſte von allem abging, was weiſe, muthig, unerſchrocken, mäßig, und Gott und Menſchen uns zu Freunden macht, — wahre Religioſität, ein lebendiges, unſer ganzes Weſen durchdringendes, unſer Inneres verklärendes Chriſtenthum.

Nun ſteht vor ihm ein neues Jahr, wie eine fremde verhüllte Geſtalt, ernſt und geheimnißvoll mit unbekannten Verhängniſſen im Bunde. Er ſteht vor ihm da, wie ein Bote Gottes, und ſpricht mit der Stimme des Propheten: „Sage dieſem Volk, ſo ſpricht der Herr: ſiehe ich lege euch vor den Weg zum Leben und den Weg zum Tode! Jerem. 21, 8.

Ja wohl der Weg zum Leben und zum Tode, er ſpaltet ſich ſcheidend zur Linken und Rechten vor unſern Blicken. Einen müſſen wir wählen. Die Zeit drängt uns unaufhaltſam fort.

Wegweiſer ſchweben um uns. Sie winken zur Rechten und Linken. Vernunft und Glauben dort — Leichtſinn und Sinnlichkeit hier. Beide bieten uns Glück, beide fordern von uns Opfer dafür. Es ſprechen Vernunft und Glauben: Opfere das Gegenwärtige für die Ewigkeit, und alle Tugenden, alle Verdienſte, die reinſte Zufriedenheit gehören dir. Es ſprechen Leichtſinn und Sinnlichkeit: Opfere das Zukünftige für das Gegenwärtige, und bei allen

Verirrungen wird dir noch dann und wann ein froher Tag.

So liegen vor uns Segen und Fluch. Wählen ſollen wir. Wir begannen ehemals manches neue Jahr, ohne dieſe und ähnliche Ueberlegungen; lebten harmlos in den Tag hinein, und genoſſen den Augenblick, wie er ſich gab. — Aber haben wir auch das Leben ohne Reue genoſſen? Siehe, du klagſt noch heute, du biſt noch nicht beglückt, es fehlt dir noch ſo viel um zufrieden zu ſeyn. An wem lag die Schuld? an dir, oder an Gott? —

So ſpricht der Herr: ſiehe, ich lege dir vor den Weg zum Leben! — Haſt du Entſchloſſenheit, ihn zu betreten, ſo biſt du einer dauerhaften Glückſeligkeit gewiß. Auf dieſem Wege ſollſt du die marternde Reue nicht finden, nicht die bittern Folgen übereilter Handlungen, nicht den Verdruß um vereitelte Entwürfe. Auf dieſem Wege ſollſt du auch unter allen Verläumdungen ehrwürdig, auch bei aller Mißgunſt des Glücks heiter, auch in der Armuth reich ſeyn; ſollſt in deinen Krankheiten zu den Schmerzen lächeln, ſollſt, wenn Freunde dir treulos ſind, ſie nicht vermiſſen, ſollſt, wenn dir an deiner Bruſt der Geliebteſte unter den Menſchen ſtirbt, mit den Empfindungen unnennbarer Seligkeit auf ſeinen Leichnam hinblicken. Was kannſt du Herrlicheres vom Leben unter dem Himmel fordern? Alle übrigen Gaben des Glücks, alle andern ſchönen Stunden, die dir Gottes Vor-

ſehung zubereitet, werden gleichſam nur eine bloße Zulage zu dem unermeßlichen Schatz von Freuden ſeyn, den du auf dieſem Wege des Lebens findeſt.

Kennſt du ihn noch nicht dieſen Weg? Scheint dir, was hier geſagt wird, eine kalte, langweilige Predigt von Worten, wie man oft zu hören pflegt? — Ich beklage dich. Aber ich weiſſage dir: es wird eine Stunde in dein Leben hereintreten, welche dir, wie ein fallender Blitzſtrahl, furchtbare Helligkeit über jene Worte bringen wird. Du lieſeſt heut dieſe Zeilen, und legſt ſie ſorgenlos nieder; aber es wird eine Stunde hereinbrechen in dein Leben, welche dich ſchauerlich an ſie zurück mahnt, und an den Weg zum Leben, den ſie dir nannten. Du biſt heut noch wohlgemuth und weißt nicht, woher dir das Unglück kommen ſollte? — Aber wie, wenn in dieſem neuangetretenen Jahr du um Ehre und Anſehen kommen ſollteſt und ein Spott deiner Gegner werden müßteſt? Wie, wenn dies Jahr das entſcheidende Jahr wäre, in welchem du mit den Deinigen ſchnell oder allmählig in vorher unbekannte Noth und Dürftigkeit zurückſinken müßteſt? Wie, wenn du in dieſem Jahre als Leiche erblicken müßteſt, die von dir auf Erden am innigſten geliebte Perſon? — Wie, wenn deine Todeskrankheit ſelbſt nicht mehr ſo weit entfernt wäre, als du heut noch glaubſt, und du unter den Thränen deiner Familie ſehr unerwartet auf ewig die Augen ſchlöſſeſt? Kennſt du den Weg zum Leben,

auf welchem du erhabener als jedes Schickſal, ein unangefochtenes Glück durch alle Stürme tragen würdeſt? — Willſt du ihn kennen?

Verlaſſe die bis heute betretene Bahn, die bis heute gewohnt geweſene Denkart, in welcher du für deine eigene bleibende Zufriedenheit keine Genugthuung angetroffen haſt. Stirb dem Vergangenen ab, verwandle dich gleichſam in ein neues Weſen; löſe deinen Geiſt ganz in Jeſu Chriſt göttlichen Geiſt auf, der zu dir ſpricht: Ich bin die Wahrheit und das Leben.

Die Auflöſung unſers Geiſtes im Geiſte des Göttlichen geſchieht durch Annahme ſeiner Denkart, durch das Sichzueigenmachen ſeiner ſtillen, menſchenfreundlichen Tugenden, durch ſeine Entfernung von Fehlern des Gemüthes, durch die Liebe zu Gott und das Einsſeyn mit Gott. Es geſchieht, wenn wir auf alles, was uns auf Erden Freude macht, nie einen zu hohen Werth ſetzen; wenn wir uns ſelbſt bändigen, und das was wahr, gerecht und gut iſt, dem vorziehen, was angenehm, nur für uns allein nützlich, nur vor den Leuten ehrbringend iſt; wenn wir den Blick von der Erde gern empor in die Ewigkeit richten und uns oft erinnern, ſelbſt bei unſern Alltagsgeſchäften, in der Geſellſchaft unſrer Freunde, ſelbſt in der Stunde der Luſtbarkeit; daß der ewige Geiſt, der uns beſeelt, ein Zeitgenoſſe aller Heiligen, ein Erbe des Unvergänglichen ſei.

Haſt du dieſen Weg noch nicht gekannt? — Heut kennſt du ihn! Haſt du ihn noch nicht zu betreten verſucht, mit Ernſt zu betreten, anhaltend, ohne wieder abzuweichen, — verſuche es denn mit dem Anfang dieſes Jahres, o du, der doch ſchon ſo viel verſucht hat, um ein dauerhaft frohes Daſeyn zu gewinnen. — Wenn du einſt am Ende des Jahrs, welches du jetzt begonnen haſt, nicht zufriedener in dir ſelbſt, nicht geliebter von den Menſchen, nicht unverletzbarer gegen die Streiche des Schickſals, mit einem Worte, nicht dauerhaft glücklicher geworden biſt: dann nenne die Religion ein Mährchen, und die Verheißungen Jeſu Chriſti ein leeres Traumbild.

Aber nicht im leichten, vorbeifliegenden Entſchluß betritt den Weg zum Leben, ſondern mit jener ernſten Beharrlichkeit, ohne welche überhaupt nichts Großes und Vollendetes geleiſtet werden kann. Deine Schwachheiten und Fehler alle kennſt du. Es ſind diejenigen deiner Gemüthseigenſchaften und Gewohnheiten, durch welche du dir ſeither die meiſten Verdrießlichkeiten zuzogſt; — brich mit ihnen; übe die entgegengeſetzten Tugenden. Werde nicht müde, wenn manche Selbſtüberwindung dir zu ſchwer werden will; harre aus! Laß den Muth nicht ſinken, und verzweifle nicht an der Möglichkeit vollkommner zu werden, wenn du einmal, vielleicht wider deinen Willen dich ſelbſt vergeſſen haſt, und in die vorige Schlaffheit zurückgeſunken biſt. Er-

muntre dich und laß dich fortdauernd ermuntern zur Veredelung deines Gemüths. Der Menſch bedarf unter den Zerſtreuungen des Tages dieſer neuen Reize, dieſer Erinnerungen an gewiſſe große religiöſe Wahrheiten. Das Herz kann oft ermatten, aber das Leſen und Hören des göttlichen Worts, das Leſen belehrender, frommer Schriften, und beſonders das Gebet, die Unterhaltung mit Gott, ſind die wahren Erfriſchungen des Herzens.

Ein neues Jahr ſteht vor uns, ernſt und geheimnißvoll ein Bote Gottes, und ſpricht mit der Stimme des Propheten: So ſpricht der Herr: ſiehe, ich lege euch vor den Weg zum Leben und den Weg zum Tode.

Ja wohl, auch den Weg zum Tode öffneſt du mir, neues Jahr, mit deinen erſten Stunden. Jeder Augenblick iſt ein wiederholter Schritt zum eigenen Sarge. — Aber noch droht mir ein anderer Tod, nicht der des Leibes, ſondern der des Geiſtes.

Kennſt du den Weg zum Tode? — Es iſt der Weg zur Sünde. Die Sünde ſelbſt iſt meines Geiſtes Tod; die Sünde, das heißt, mein übermäßiges Behagen an allem, was blos ſinnlich iſt, macht ſchon meinen eigenen Leib zum Grab des Geiſtes, denn wirken heißt allein leben. Wer nicht handelt, ſchläft. Wer nicht mehr thätig werden kann, iſt ein Todter. Der Geiſt, welcher ein göttliches Geſetz in ſich trägt, iſt ein Todter, wenn nicht er, ſondern die aus dem Fleiſch und Blut empor ſtei-

genden Begierden wirkſam ſind: er iſt ein Todter, wenn ſtatt der Ewigkeit der Genuß des Augenblicks unſer Ziel iſt; wenn ich nicht mit Gott, ſondern mit den Dingen des Staubes die engſte Vereinigung ſchließe; wenn ich ſtatt Selbſtbeherrſchung, Standhaftigkeit, beſcheidnen Sinn und Wohlwollen gegen Jedermann, in mir nur feige Klugheit finde, die mit den Umſtänden unterhandelt.

Kennſt du den Weg zum Tode? — Schaue zurück Sterblicher, nach der Straße von wannen du kamſt, und auf welcher du heute noch beim Anfang eines neuen Lebensjahres ſtehſt! Thätig wareſt du im vergangenen Jahr und auf mancherlei Art wirkſam. Aber wer war es? du ſelbſt oder vielmehr deine Sinnlichkeit, welche eine Gebieterin von dir ward. Du haſt redlich gearbeitet, um dein Brod zu verdienen, dein Vermögen zu vergrößern. Auch das Thier hat Mühe, wenn es ſeine Nahrung ſucht. Du haſt niemanden belogen, beſtohlen, betrogen, weil du Furcht hatteſt, oder dir deine Ehre bei den Menſchen lieb war. Du haſt zu manchem Gemeinnützigen dein Scherflein beigetragen, weil es nicht wohl anders ſeyn konnte, um nicht anſtößig zu werden. Du haſt mitleidsvoll manchen Hilfsbedürftigen unterſtützet, weil dir es eben bequem war, oder weil du von Natur weichherzig und empfindſam biſt, und den Anblick des Elends nicht ertragen magſt. Du haſt dich mit manchem deiner Gegner wieder ausgeſöhnt, weil

es für dich vortheilhafter war, vor ihm Ruhe zu haben, und damit du von ihm nicht in Erreichung anderer Zwecke verhindert würdeſt. Du haſt dem und dieſem guten Rath ertheilt, weil es dich nichts koſtete, und dir doch damit jemanden verpflichteteſt. Warſt du aber mit allem dieſen auf dem Weg zum Leben? was war der thätige Theil in dir?

Lege die Hand auf dein Herz, und gedenke des Allwiſſenden, der dein Gemüth durchblickt, wie einen hellen Thautropfen, und antworte dir ſelbſt wahr und redlich: Biſt du ſo gut geweſen, als du dich oft geſtellt haſt, zu ſeyn? Haſt du das immer vermieden, was dein beſſeres Gefühl verwarf? Haſt du die Fehler unterlaſſen, die du an Andern ſehr gut zu tadeln wußteſt? Sind es gerade deine gewohnten Lieblingsſünden und Schwachheiten, denen du bei jedem Anlaß den meiſten Abbruch gethan? Biſt du, wo Alles dich zum Zorn reizte, in gelaſſener Beſonnenheit geblieben? Haſt du auch da geholfen, wo man dir ſelbſt Hilfe verſagte? Haſt du die Tugend am treueſten geliebet, wo die Verführung dir am gefährlichſten drohte? Vergaßeſt du deinen Nutzen, wenn du mit Hinopferung deſſelben irgend einem Andern weit größern Vortheil ſtiften konnteſt? Dachteſt du bei Allem, was du thateſt, nicht immer zuerſt an dich ſelbſt, ſondern immer an das Beſte deiner übrigen Nebenmenſchen. Du ſchweigſt und errötheſt. — Siehe zurück auf die Straße, welche

du wandelteſt, es war nicht der Weg zum Leben, ſondern zum Tode!

Dieſes alſo war mein Weg? war es, auch bei meinen heiligſten Vorſätzen? Daher alſo mein bisher vergebliches Streben nach Ruhe, nach Zufriedenheit und Glück? Daher meine vielen mißvergnügten Augenblicke im vergangenen Jahr? Ich ſchwankte ohne Kraft zur wahren Tugend auf dem Weg des Todes und täuſchte mich ſelbſt. Genug des Selbſtbetrugs, denn ich betrüge mich um mein eigenes Leben, um meinen Frieden unterm Himmel, um meine Hoffnungen der Ewigkeit! Genug des Selbſtbetrugs, der meine Augen blendete, mir oft Gott und Welt zum Räthſel machte.

Ich kenne den Weg zum Leben, Gott, mein Vater, den Weg zu Dir! Meine Vernunft und mein heiliger Glaube offenbaren ihn. In dem Geiſt Deines Sohnes Jeſu Chriſti leben, das iſt wahres Leben! — Und dieſes, o von heut an, will ich es ergreifen und feſthalten. Wie Jeſus, will ich von heut an, gleichmüthig, ruhig, ſtandhaft und wohlwollend unter allen Umſtänden werden. Und damit ich es werde, will ich mich inniger und enger an den ſchließen, den ich meinen Heiland, meinen Mittler, meinen Seligmacher nenne. Ich will mich an ihn ſchließen, indem ich jede Gelegenheit benutze, oft ſein heiliges, erquickendes, gemütherhebendes Wort zu hören, zu leſen, und mir einzuprägen. Ich will mich an ihn ſchließen, indem ich ſeiner

gedenke, wenn mich die Leidenſchaft, das Glück oder die Noth zur Sünde verſucht.

Ja, in dieſer Feierſtunde beim Anfang des Jahrs, könnte ich etwas Würdigers thun, als vor Dir, Allwiſſender, vor Dir, Richter meines Lebens einen ſolchen Entſchluß faſſen, der mich vom Tode rettet und mir die höchſten Seligkeiten dieſer und jener Welt gibt? Doch nicht der Entſchluß rettet und gibt Seligkeit, aber die erſte beharrliche Ausführung deſſelben. O mein Gott, mein Vater, verhülle, was ich gelebt habe, gib mir Deinen heiligen Geiſt zu dem, was ich noch leben werde!

Und einſt, am Ende dieſes Jahrs, dann — ſollte ich es nach Deinem Willen überleben — will ich abermals zurückſehen auf die Straße, welche ich wandelte. — Das Hochgefühl, welches das Bewußtſeyn des reinen Herzens gewährt; die Liebe aller edeln Mitmenſchen, die immer den Guten begleitet; die Wonne, welche mich dann im Gedanken an Dich und im Gebet durchdringt, wird mir es ſagen, ob ich in Jeſu lebte und wohlgefällig vor Dir.

Gott, mein Gott, verlaß mich nicht! Schenke mir ſegnende Gnade, Kraft und Beharrlichkeit. Amen. Um Jeſu willen, der mich zu Dir rufen lehrte. Amen.

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Zweiter Sonntag, den 8. Januar 1815.

Wenn ich vor meinen Schöpfer trete,
Und in der ſtillen Einſamkeit,
Mit tiefer Andacht zu ihm bete,
Was fühl' ich da für Seligkeit!
Was ſtrömt mir da für Seelenruh'
O Gott von Deinem Throne zu!

Wie klein erſcheinen mir die Freuden
Des Irdiſchen und ſeiner Pracht,
Um die ſich Menſchen oft beneiden
Und mancher ſich zum Sklaven macht.
Ach, keine Freude iſt ſo rein,
Als im Gebet bei Gott zu ſeyn.

Drum will ich auf der Andacht Schwingen,
Zu Dir, mein Gott, mich oft erhöhn;
Des Weltalls Wunderwerk durchdringen,
Um Deine Größe zu verſtehn,
Mit Inbrunſt preiſen, beten dann
Reiht ſich der Menſch dem Engel an.

Die Andacht.

Matth. 15, 8.

Jeruſalems Phariſäer und Ausleger des moſaiſchen Geſetzes umringten einſt den Meſſias, und beſtürmten ihn mit Fragen, die für ihn und ſeine Jünger voller Vorwürfe ſeyn ſollten. Denn ſowohl die Jünger als ihr göttlicher Führer ſelbſt, unterließen zuweilen die Beobachtung mancher kleinen Gebräuche, welche das Geſetz Moſis bei verſchiedenen Gelegenheiten vorzeichnete, wie zum Beiſpiel, man müſſe die Hände waſchen, ehe man damit Brod anrühre, welches gegeſſen werden ſollte.

Chriſtus wandte ſich mit jener überwindenden Kraft an ſie, die ſeinen Worten nie fehlte. Er machte ihnen klar, wie ſie allerdings mit bewundernswürdiger Genauigkeit auch die geringſten äußerlichen Werke des moſaiſchen Geſetzes vollzögen, jedes Opfer, jede Reinigung, jedes Gebet, und dennoch ohne Religion, und fern vom Geiſt der moſaiſchen Lehre wären. Er überführte ſie davon mit unläugbaren Beiſpielen. Und ſie wären, fügte er hinzu, ohne Religioſität, weil ſie ohne Andacht wären. „Ihr Heuchler!“ rief er: „Es hat wohl Jeſaias von euch geweiſſagt und geſprochen: Dies Volk nahet ſich zu mir mit meinem Munde, und ehret mich mit ſeinen Lippen, aber ihr Herz iſt fern von mir. Matth. 15, 7. 8.

Religion iſt das heilige Verhältniß, in welchem der Sterbliche zur Gottheit ſteht. Nicht ein bloßes Erkennen dieſes Verhältniſſes iſt Religion, nicht ein bloßes Beobachten gewiſſer äußerlichen Zeichen der Ehrfurcht vor dem höchſten Weſen iſt Religion: ſondern, da Gott ein Geiſt iſt, muß der Geiſt des Menſchen von der Verehrung des Allerheiligſten durchdrungen ſeyn, und ſich in Betrachtung oder Gebet, oder frommen Thaten über alles Irdiſche zum Geiſt der Geiſter erheben. Dieſe Erhebung des Geiſtes zu Gott, dieſe Auflöſung in ihm, iſt Andacht. Ohne dieſe Andacht iſt keine Religioſität möglich, alle Religion, aller Glaube, alle Erkenntniß, alle Gottesverehrung, alles Gebet, alles Wohlthun vergeblich und ein ganz todtes Spielwerk.

Jeſus kannte die Tiefe des menſchlichen Gemüths und deſſen Schwächen. Darum ſind ſeine Worte, die er vor beinahe zwei vollen Jahrtauſenden ſprach, noch bis zur heutigen Stunde treffend; und was er im Lande Genezareth predigte, wird mitten unter uns als wahr erfunden, wie wenn er es in unſerm Vaterlande zu den Leuten des heutigen Tages geſagt hätte. Sehet die Menge der Chriſten unſerer Zeit! Höret die Ausleger der Bibel auf den heiligen Lehrſtühlen, wie genau ſie die Worte der Schrift kennen, wie ſcharfſinnig ſie die Reihe menſchlicher Pflichten entfalten, oder die Geheimniſſe des Glaubens. Aber betrachtet ihr inneres Leben und ihr übriges Wirken. Sie haben es mit dem Predigen, mit

Die Andacht.

Matth. 15, 8.

Jeruſalems Phariſäer und Ausleger des moſaiſchen Geſetzes umringten einſt den Meſſias, und beſtürmten ihn mit Fragen, die für ihn und ſeine Jünger voller Vorwürfe ſeyn ſollten. Denn ſowohl die Jünger als ihr göttlicher Führer ſelbſt, unterließen zuweilen die Beobachtung mancher kleinen Gebräuche, welche das Geſetz Moſis bei verſchiedenen Gelegenheiten vorzeichnete, wie zum Beiſpiel, man müſſe die Hände waſchen, ehe man damit Brod anrühre, welches gegeſſen werden ſollte.

Chriſtus wandte ſich mit jener überwindenden Kraft an ſie, die ſeinen Worten nie fehlte. Er machte ihnen klar, wie ſie allerdings mit bewundernswürdiger Genauigkeit auch die geringſten äußerlichen Werke des moſaiſchen Geſetzes vollzögen, jedes Opfer, jede Reinigung, jedes Gebet, und dennoch ohne Religion, und fern vom Geiſt der moſaiſchen Lehre wären. Er überführte ſie davon mit unläugbaren Beiſpielen. Und ſie wären, fügte er hinzu, ohne Religioſität, weil ſie ohne Andacht wären. „Ihr Heuchler!“ rief er: „Es hat wohl Jeſaias von euch geweiſſagt und geſprochen: Dies Volk nahet ſich zu mir mit meinem Munde, und ehret mich mit ſeinen Lippen, aber ihr Herz iſt fern von mir. Matth. 15, 7. 8.

Religion iſt das heilige Verhältniß, in welchem der Sterbliche zur Gottheit ſteht. Nicht ein bloßes Erkennen dieſes Verhältniſſes iſt Religion, nicht ein bloßes Beobachten gewiſſer äußerlichen Zeichen der Ehrfurcht vor dem höchſten Weſen iſt Religion: ſondern, da Gott ein Geiſt iſt, muß der Geiſt des Menſchen von der Verehrung des Allerheiligſten durchdrungen ſeyn, und ſich in Betrachtung oder Gebet, oder frommen Thaten über alles Irdiſche zum Geiſt der Geiſter erheben. Dieſe Erhebung des Geiſtes zu Gott, dieſe Auflöſung in ihm, iſt Andacht. Ohne dieſe Andacht iſt keine Religioſität möglich, alle Religion, aller Glaube, alle Erkenntniß, alle Gottesverehrung, alles Gebet, alles Wohlthun vergeblich und ein ganz todtes Spielwerk.

Jeſus kannte die Tiefe des menſchlichen Gemüths und deſſen Schwächen. Darum ſind ſeine Worte, die er vor beinahe zwei vollen Jahrtauſenden ſprach, noch bis zur heutigen Stunde treffend; und was er im Lande Genezareth predigte, wird mitten unter uns als wahr erfunden, wie wenn er es in unſerm Vaterlande zu den Leuten des heutigen Tages geſagt hätte. Sehet die Menge der Chriſten unſerer Zeit! Höret die Ausleger der Bibel auf den heiligen Lehrſtühlen, wie genau ſie die Worte der Schrift kennen, wie ſcharfſinnig ſie die Reihe menſchlicher Pflichten entfalten, oder die Geheimniſſe des Glaubens. Aber betrachtet ihr inneres Leben und ihr übriges Wirken. Sie haben es mit dem Predigen, mit

den übrigen kirchlichen Verrichtungen abgethan, als wären und thäten ſie, was ſie ſind und thun, nur von Amtswegen. Sie haben die Erkenntniß, aber nicht den Geiſt ihrer Religion. Hört wie die Leute fleißig beten an Morgen und Abenden und zu Mittag, im Haus, wie in der Kirche, wie über den Gräbern der Todten, wie in alſo geheißenen Erbauungsſtunden. Sehet, wie fleißig ſie zu den Tempeln Gottes eilen und darin ihre Plätze einnehmen, doch auch dort oft dem bürgerlichen Range nach, nicht wie Kinder im Vaterhauſe mit dem Gefühl der Gleichheit, und daß vor Gott nicht gilt das Anſehen der Perſon! Sehet wie eifrig ſie hineilen zum Genuß des Abendmahls, zur Meſſe, zur Predigt, zur Beichte, zur Taufe. Wie ſie die Augen ſenken oder erheben, die Hände falten, wie ſie mit Strenge daheim die Faſten beobachten, oder das Leſen eines Kapitels aus der Bibel! Aber könntet ihr zugleich dabei das Innerſte ihres Gemüths durchſchauen, ihr Leben im Hauſe oder im Amt; das Spiel ihres Eigennutzes oder ihrer Eitelkeit. Sie haben alle äußerlichen Werke des Geſetzes, alle menſchliche Ordnungen und Einrichtungen beobachtet, aber die göttlichen Verordnungen nicht. Sie haben die Schaale, aber der Kern iſt todt; ſie haben den Buchſtaben, aber nicht den Geiſt. Sie ſind und thun, was ſie ſind und thun, nicht mit Andacht. Darum haben ſie zwar eine Religion, aber keine Religioſität. Dies Volk iſt es, von wel-

chem der Meſſias ſprach: es nahet ſich zu mir mit ſeinem Munde und ehret mich mit ſeinen Lippen, aber ihr Herz iſt fern von mir.

Wohl haben dies unter den Chriſten viele empfunden, und ſie ſehnten ſich nach dem Beſſern. Daher ſonderten ſie ſich von der großen Menge ab, und bildeten im Schoos der chriſtlichen Kirche neue, frömmer ſeyn wollende Gemeinden, neue Sekten. Sie verfielen aber meiſtens nur in den entgegengeſetzten Fehler. Nicht ihre Tugenden, nicht ihre gottſeligen Werke vermehrten ſich, ſondern ihre Betſtunden; es wuchs die Zahl ihrer Andachtsübungen, aber nicht ihre Andacht. Chriſtus und ſeine Jünger ſonderten ſich nicht ab von den übrigen beſſern oder ſchlechtern Gottesverehrern, ſondern ſie beteten mit den andern Juden in den Tempeln und Sinagogen. Es kömmt nicht darauf an, in weſſen Geſellſchaft man betet, oder mit welchem äußern Anſtand man betet, ſondern wie und mit welchem Gemüthe man betet. Viel beten mit frommem Schein, oder bei jeder Gelegenheit den Namen Gottes auf den Lippen tragen, oft bei ganz unſchicklichen Anläſſen, aus Ehrfurcht vor dem Allgegenwärtigen ſich aller unſchuldigen Vergnügungen enthalten; in äußerlicher Zucht und Ehrbarkeit ſich wohl behagen, wobei doch das Herz oft vom Neid, vom Zorn, oder von Begierden andrer Art bewegt ſeyn kann, heißt nicht Andacht, ſondern Andächtelei. Nicht die Waffe und das Kriegslied, ſondern der Muth

macht den wahren Krieger. Nicht Alle, die Herr, Herr zu mir ſagen, ſprach Jeſus: werden ins Himmelreich eingehen.

Noch weniger ſind im Geiſte Jeſu Chriſti jene ſchauerlichen Büßungen erfunden, durch welche Menſchen, um ganz ſich der Gottheit zu eignen, andere Menſchen vermeiden; in Einöden und Zellen einſam leben; ihre der menſchlichen Geſellſchaft ſchuldigen Pflichten verſäumen, zu denen der Sohn Gottes ſo ernſt mahnte; ihren Leib mit Kaſteiungen tödten, dieſen Leib, der, wie ihn das göttliche Wort nennt, ein Heiligthum, ein Tempel Gottes ſeyn ſoll; durch Faſten, Geiſelungen und Entbehrung aller Bequemlichkeiten ihre körperlichen und geiſtigen Kräfte ſchwächen, die ihnen der Vater im Himmel gab, als das Pfund, mit welchem ſie zum Wohl der Menſchheit wuchern, als das Licht, welches ſie nicht unter den Scheffel ſtellen ſollten. Dies iſt nicht Religioſität, ſondern Vernichtung derſelben im Widerſpruch mit dem Willen Gottes. Es iſt nicht mehr Andacht, ſondern Schwärmerei, kein Leben im Herrn, ſondern ein Selbſtmord aus unſeligem Mißverſtändniß der Worte Jeſu. Man ergriff des Wortes Buchſtaben, und hielt darauf, und verlor deſſen Geiſt. Darum tödtet jener, während nur dieſer allein lebendig macht.

Was iſt Andacht? — Schon der Ausdruck wird durch ſich ſelbſt erklärt. Es iſt das Darandenken, was man thut; ganze Aufmerkſamkeit des

Gemüthes auf das Geſchäft, welches man vor hat. In dieſem allgemeinſten Sinn wird alles mit Andacht verrichtet, wo ſich die volle Aufmerkſamkeit des Geiſtes an den Gegenſtand heftet. —

Je wichtiger eine Sache für uns iſt, je unbeſchränkter feſſelt ſie unſere Aufmerkſamkeit. Was iſt nun wichtiger, als unſer Glück, unſer Stand im Weltall, unſer Verhältniß zur Ewigkeit? Was iſt erhabener im Weltall, in der Ewigkeit, als Gott? Daher iſt keine Religioſität ohne Andacht möglich. Daher iſt Andacht die Entfeſſelung des Geiſtes von aller Zerſtreuung, von allem Irdiſchen, und ſeine volle Hinneigung und Erhebung zu göttlichen Dingen. Dieſe, ſobald ſie unſer Gegenſtand wirklich ſind, beherrſchen dann unwillkührlich unſer ganzes Inneres. Daher iſt Andacht jene feierliche Stimmung des Gemüths, in welcher jeder weltliche Gedanke verſchwindet. Die Stufe der höchſten Andacht aber iſt die ſtille Entzückung des Gemüths, in welcher ſich das Antlitz des betenden Jeſus verklärte, oder der betende Stephanus voll heiligen Geiſtes gen Himmel aufblickte, und die Herrlichkeit Gottes empfand, während ihn das Volk zu Tode ſteinigte. Apoſtelgeſch. 7, 55 — 59.

Dieſe Andacht, wie jeder von ſelbſt fühlt, wird nun im Menſchen auf keine Weiſe durch Künſtelei hervorgebracht. Möget ihr doch Betſtunden halten, oder den Roſenkranz durch die Finger winden; möget ihr die Hände falten, oder gen Himmel heben;

möget ihr auf den Knien liegen, oder auf dem Angeſicht; möget ihr betend das Geſicht verhüllen, oder den Kopf entblößen, — dies alles bringt keine Andacht hervor, wenn es gleich ein Erinnerungsmittel iſt, andächtig zu ſeyn, oder zuweilen eine Wirkung der innerlichen Andacht auf die Außentheile des Körpers iſt, um jede Zerſtreuung von ſich abzuwehren. Von innen heraus muß die Andacht wirken, von außen herein erkünſtelſt du ſie nicht. Dergleichen äußerliche Gebräuche, obwohl ſie nicht die wahrhafte Andacht erzeugen, noch ſtatt der Andacht ſelbſt gelten können, ſind darum aber keineswegs zu tadeln, ſondern ganz löblich. Sie mahnen beſonders, wenn man in großen Verſammlungen den Zweck hat, Gott zu verehren, an das, was geſchehen ſoll; ſie verhindern durch ihre gewohnte Einförmigkeit jede nachtheilige Zerſtreuung, welche in zahlreicher Geſellſchaft möglicher iſt, als in der Einſamkeit. Ja, da bei uns Menſchen das von den Sinnen empfundene Aeußerliche großen Einfluß auf unſer Gemüth hat, iſt es allerdings zu glauben, daß ſolche äußere Anſtändigkeit, ohne eben die Andacht zu erzeugen, doch das Herz zu derſelben vorbereitet und geneigt macht.

Iſt nun gewiß, daß ſich die wahre Andacht nicht erkünſteln läßt, ſo ergibt ſich, daß ſie noch weniger erzwungen und befohlen werden kann. Der Befehl: Sei andächtig! iſt daher eitel und thöricht, ſobald das Herz ſelbſt zu dieſer erhabenen Stim-

mung entweder nicht geneigt, oder ganz unfähig iſt. Die Klage vieler Prediger über Mangel der Andacht bei ihren Zuhörern iſt gewöhnlich eben ſo oft eine Selbſtanklage der unzufriedenen Lehrer. Denn ſie geben dadurch zu erkennen, daß es ihnen entweder am erforderlichen Eifer und Fleiß, oder an den nothwendigen Gaben ihres wichtigen Berufes gebricht, durch Lebendigkeit, Klarheit, Würde und einnehmendes Weſen ihrer Rede die Aufmerkſamkeit der Gemeinde zu gewinnen, feſtzuhalten, und zur ganzen Höhe ihres Gegenſtandes zu erheben.

Die Andacht iſt eine freie Aeußerung und Handlung des Herzens wie die Liebe, wie die Hochachtung. So wenig ſich die Liebe durch Befehle erzwingen läßt, eben ſo wenig die Andacht. Du kannſt deinen Kindern befehlen, Stille zu beobachten, ſchweigend und mit gefaltenen Händen vor ſich hinzublicken, auswendig gelernte Gebete herzuſagen; aber was ſie dabei fühlen, woran ſie bei den alltäglich gewordenen Worten denken, das kannſt du nicht wiſſen, das kannſt du nicht erzwingen. Es gehört zur wahren Andacht eine ganz andere Vorbereitung des Gemüths.

Aus dieſem Grunde iſt allerdings der, wenn gleich wohlmeinende, doch blinde Eifer ſolcher Obrigkeiten keinesweges zweckmäßig, welche ihren Unterthanen bei Strafe gebieten, in die Kirche zu gehen, das heilige Abendmal regelmäßig zu genießen, die Beichte fleißig zu beſuchen, oder nicht bei andern

kirchlichen Uebungen zu fehlen. Damit wird keine Religion und Religioſität, ſondern die Heuchelei befördert, die dem Herrn ein Greuel iſt. Erzwungener Dienſt iſt kein Liebesdienſt. Nicht dies Geplärr, nicht dies äußerliche Andächteln fordert der Heiland. Das iſt das Volk, von dem er ſpricht: Es nahet ſich zu mir mit ſeinem Munde, und ehret mich mit ſeinen Lippen, aber ihr Herz iſt fern von mir!

Nicht erkünſtelt, auch nicht erzwungen kann die Andacht werden, ſondern ſie muß frei hervorgehen aus dem Gemüth. Sie geht aber freiwillig hervor, *wenn das Gemüth voll natürlicher Ehrfurcht und inniger Liebe zum Allerhöchſten iſt.* So hört der Untergebene ſeinen Vorſteher aufmerkſam an, den er wirklich ſchätzt, ſo blickt der Unterthan mit Ehrfurcht auf ſeinen Fürſten, von dem er weis, daß er Macht hat, ihn zu erheben oder in den Staub zu ſtürzen; ſo redet das Kind mit Zärtlichkeit zu der Mutter, weil es an derſelben mit Liebe und Dankbarkeit hängt. — So lerne denn die Majeſtät des allmächtigen Gottes kennen in ſeinen Werken, ſeine Weisheit, ſeine Vorſehung, ſein Erbarmen in deinen Schickſalen, vergegenwärtige dir ſeine unendliche Macht und ſeine unendliche Liebe, erblicke in ihm den Erhabenen, vor welchem alle Sonnen des Himmels nur ein fliegender Staub ſind, der mächtigſte Erdengott in ſeinem Purpur und Gold gehüllt, ein Wurm iſt; erblicke in ihm den Schöpfer deines

Verhängniſſes, den, der Gewalt hat über Leben und Vernichtung, den Richter der Todten, den Gott der Ewigkeit, und Ehrfurcht wird dich durchbeben, und die arme Außenwelt mit ihrem Tand wird wie ein Schattenbild um dich her zurückweichen; dein Geiſt wird ſich ſchaudernd und doch voll Muth zum Schöpfer, bang und doch voll Hoffnung und Inbrunſt zum Vater der Seelen erheben — du wirſt Andacht empfinden.

Wie Mancher weis kaum, was Andacht iſt, weil er ſie nie empfunden! — Wie Mancher kennt ſie nur aus einem ſchnell vorübergegangenen großen Augenblick des Lebens, da ihm Furcht und Angſt das Herz quälten, und er keine Hilfe, keinen Retter mehr kannte, als den Allmächtigen. So betet Mancher auf dem Sterbebette mit Inbrunſt des Gemüthes zum allererſtenmal im Leben, wenn er zum letztenmale betet; ſo Mancher, wenn die Donner über den Erdball zerſchmetternd hinrollen, und Flammen des Blitzes den Himmel zerreißen; ſo Mancher, wenn er jammernd am Krankenlager des Vaters, der Mutter, der Gattin, des heißgeliebten Kindes, eines Freundes, einer Freundin ſtehet, und nun das theure Leben entfliehen ſieht, und es nicht retten kann. Dann vergegenwärtiget ſich auch dem Leichtſinnigſten die Größe, die Allmacht, die Liebe des unendlichen Gottes, und wird das Gefühl menſchlicher Nichtigkeit lebendig: Dann iſt es Andacht.

Lehret, ihr Aeltern, ihr Erzieher, ihr Volkslehrer und Verkünder des Evangeliums, lehret die Jugend, lehret die Erwachſenen die Hoheit des Allerhöchſten, die Vollkommenheit, Macht und Gnade des vollkommenſten Weſens lebendig erkennen, und die Ehrfurcht wird nicht fehlen, und die Andacht wird von ſelbſt hervorgehen. Lehret die Kinder nicht erſt Gebete auswendig herſagen, die ſie oft kaum begreifen und hintennach die Eigenſchaften des himmliſchen Weltvaters kennen: ſondern flößet der Jugend, flößet den Erwachſenen zuförderſt Ehrfurcht zu dem Unendlichherrlichen, Liebe zu dem Unendlichgütigen ein, und dann werden ſie von ſelbſt zu beten anfangen, ohne Gebete gelernt zu haben. Veredelt, ihr Obrigkeiten, eure verwahrloſeten Schulen; veredelt die Geſtalt der öffentlichen Gottesverehrung durch Wachſamkeit über die Würdigkeit, über Kenntniß, Wandel und Eifer der Seelſorger und Prediger: ſo wird die Religioſität im Volke durch ſich ſelbſt erblühen. Dann wird Andacht nicht fehlen, weder beim einſamen, noch beim öffentlichen Gebet; weder in Betrachtung der Natur, noch unter den Rührungen, welche der Anblick menſchlicher Schickſale erregt. Denn die liebende und ehrfurchtsvolle Erhebung unſers innern Sinnes zu Gott, findet nicht blos in der Unterredung mit Gott, welche Gebet heißt, ſtatt, ſondern überall da, wo uns ein Ereigniß oder eine unſrer Pflichten auf Gott hinweiſet. So kann ich mit Andacht die

Wunder der Schöpfung unterſuchen, oder ihre Beſchreibung vernehmen. So kann mich die Betrachtung meiner Pflichten, meiner Tugenden und Fehler, und jede Erweiterung meiner Erkenntniſſe mit andächtigen Gefühlen erfüllen. So kann die Rührung, welche ich beim Wahrnehmen des Leidens oder der Glückſeligkeit guter Menſchen, der Selbſtſtrafung des Laſters oder des ſüßen Selbſtlohns der Tugend empfinde, mit andächtigen Gefühlen verſchwiſtert ſeyn. So kann das Leſen frommer Schriften, die Anhörung einer heiligen Rede das Gemüth in höhere Stimmung verſetzen. So kann ich mit Andacht Almoſen oder guten Rath geben, mit Andacht mein Amt verrichten und häusliche Pflichten vollbringen. Mit Andacht lehrt mich mein Jeſus Gott lieben, das heißt, ihn von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit allen Kräften des Gemüths lieben. Denn die Andacht ſchließt Alles, was dem Hauptzweck fremd iſt, von ſich aus.

Daher kann aber auch der Menſch nicht zu allen Stunden des Tages, wie man zu ſagen gewohnt iſt, der Andacht pflegen, auch die gemeinen Geſchäfte des häuslichen und bürgerlichen Lebens verlangen Aufmerkſamkeit. Es gibt mancherlei Verrichtungen, zur Erhaltung unſrer Geſundheit, zur Beförderung unſers Hausglücks; Geſchäfte des Berufes und der Geiſtesthätigkeit, die nicht mit Zerſtreuung abgethan werden können. Thöricht wäre es bei ſolchen Dingen Erhebung des Gemüths

zu fordern; heuchleriſch aber iſt es, bei denſelben wirklich einen frömmelnden Ton, ein beteriſches Kopfhängen, ein feierlich ernſtes Weſen anzunehmen. Alles hat ſeine Zeit; aber daß man Alles zu rechter Zeit thue, und zu jeder Zeit der Rechte ſei, dies iſt des Chriſtenthums Grundgebot! Freuet euch mit den Fröhlichen, weinet mit den Traurigen. Wer zu jeder Zeit alles zugleich ſeyn will, wird alles nur halb und mangelhaft verrichten.

Willſt du aber in einer Tagesſtunde dich mit heiligen Dingen beſchäftigen: dann geſchehe es mit dem Ernſt, welcher dem Wichtigſten auf Erden gebührt, und die wunderbaren Wirkungen der Andacht auf dein Herz, und der Einfluß der heiligen Stunde, des einzigen heiligen Augenblicks auf alle nachfolgende, im Weltgeräuſche verlebten Stunden, wird nicht fehlen. Gleichwie im Frühling ein ſanfter Regenſchauer am Morgen, oder ein Thau die Natur für den ganzen Tag erquickt und erfriſcht, ſo ſtärkt die Stunde der Andacht das Herz des Menſchen für eine lange Reihe anderer Begebenheiten, Entſchlüſſe und Handlungen. Es möge nachher das Erfreuliche oder das Schreckhafte folgen — das Gemüth wird noch immer eine gewiſſe Erhabenheit über beides behaupten. Ja, die dadurch bewirkte Seelenſtimmung wird ſich ſogar in unbedeutenden Geſprächen und mitten in unſern Scherzen mit Freuden noch fühlbar machen. Andachtsvolle Beſchäftigung mit göttlichen Dingen, iſt Erhebung

des Gemüths zum Erhabenſten. Da iſt Abgezogenheit vom Irdiſchen; da ſchweigen die Leidenſchaften niedrer Art. Wer öfters mit Gott umgeht, wird dadurch ſelbſt göttlicher, und ein erhabner Menſch. Es verdrießt ihn das Gefühl des Mangelhaften, der Anblick des Ungerechten. Die höhere Stimmung wird in ihm gewiſſermaaßen durch Gewohnheit bleibender und herrſchender. Sie verbreitet eine Heiligkeit in ſeinen Geſinnungen, welche alles, was er denkt, fühlt und thut, adelt. Was er auch wahrnehme, ſage und begehe, es wird mit Liebe, Milde und Güte geſchehn, und das Gepräge einer ſchönen Seele führen. Wer kann in Gebeten oder frommen Betrachtungen vor Gott ſtehen und gleichſam vom Thron des Allerhöchſten niederſteigen, um Unwürdiges zu lieben oder zu vollbringen?

So wird dem Chriſten gewiſſermaßen das ganze Leben eine große Andacht — ſo war es dein Leben, Gottmenſch, Welterlöſer, Jeſus Chriſtus. Dein geſammtes Wirken unter den Kindern des Staubes, war eine heilige Erhebung der reinſten Seele; dein Gedanke an den Vater des Geiſtes immer eine heilige Entzückung — denn ach! wer kannte den Vater wie du? deine Gebete waren eben ſo viele Verklärungen.

O mein und aller Welten Gott, Unſichtbarer, Majeſtätiſcher, du Eines, du Alles und doch noch mein Vater, dich durch Jeſum, dich durch den Glanz deiner Wunder immer näher und herrlicher kennen zu lernen, und mich in der erweiterten

Erkenntniß immer mehr zu heiligen, — mich in der Vereinigung meines Geiſtes mit dir, mein Gott, zu vergöttlichen — ach das iſt meine Sehnſucht, mein Streben; das die Beſtimmung meines Lebens. — Könnte ich ihr jemals ungetreu ſeyn? — Nimmermehr. Der Anblick deiner Größe erfüllt Himmel und Erde mit Erſtaunen und Verehrung, die Betrachtung deiner Liebe, die Unendlichkeit der Welten mit Wonne. Es beten vor dir Serafin und Cherubin; und betende Andacht nähert den Sterblichen den Engeln und ihrem Thun. O, daß ich zu den heiligen Schaaren gehören könnte, ganz würdig im Staube hier ſchon, die dich verherrlichen! Ich kann es — du gabſt mir die Gnade und die Kraft! Mehr einſt dort, dir näher, ſelbſt herrlicher, werde ich es. Amen.

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Dritter Sonntag, den 15. Januar 1815.

Des Chriſten Loos hienieden iſt
Nicht Trauer nur und Klage.
Auch Freude blüht ihm. Er genießt
Mit Dank die frohen Tage,
Und hält im Frohſinn Maaß und Ziel,
Verbindet Weisheit mit dem Spiel,
Und Würde mit den Freuden.

Gott, nie will ich in Fröhlichkeit,
Mir freveln Spott erlauben
Will nie durch Unbeſonnenheit
Mich eignen Werths berauben.
Auch in der Freude, auch im Scherz,
Entweiht ſich nie das fromme Herz
Mit Bosheit oder Leichtſinn.

Edler und unedler Scherz.

Ephеſ. 5, 4.

In den geſellſchaftlichen Unterhaltungen, Spielen und Geſprächen entfaltet ſich die menſchliche Gemüthsart auf eine ganz eigene Weiſe, die meiſtens ſehr von derjenigen verſchieden iſt, welche man im alltäglichen Hausleben an einer und derſelben Perſon wahrzunehmen pflegt. Die rauhere Jahrszeit, welche

dem Menſchen die einfachern Genüſſe der landſchaftlichen Natur verweigert, und ihn mehr im Umgang mit Seinesgleichen das Vergnügen zu ſuchen nöthigt, gibt uns jetzt vielfältige Gelegenheit zu jener Beobachtung. Hier in Abendſtunden, in freundſchaftlichen Kreiſen, bei häuslichen Feſten, bei feierlichen Zuſammenkünften und Beſuchen, bringen die Leute gewöhnlich, wie ihre beſſern Kleider, auch gleichſam eine ausgeſchmücktere Seele mit.

Gewiß Viele ſind daheim in ihrer Wohnung ganz andere Menſchen, als in der Geſellſchaft unter fremden Augen. Dort verzeihen ſie manche Nachläſſigkeit, hier wachen ſie über ſich ſelbſt mit großer Strenge. Dort ſind ſie finſter, mürriſch, zänkiſch, eigenſinnig; hier hingegen freundlich, gütig, nachgebend, nachſichtig. Dort können ſie oft rauh, auffahrend und launiſch ſeyn; hier ſind ſie immerdar lächelnd, gefällig und widmen ſelbſt der Wahl ihrer Ausdrücke eine größere Sorgfalt. Es gibt Perſonen, welche, wenn man ſie im Innern ihres Hauſes, und nachher wieder in Geſellſchaften erblickt, ganz und gar nicht die gleichen zu ſeyn ſcheinen. Sie ſind hier eben ſo liebenswürdig, ſo ſanft zuvorkommend, ſo voller Aufmerkſamkeit gegen Andere, als ſie ſonſt bei den Ihrigen daheim gehäſſig, polternd, herrſcheriſch und unausſtehlich ſind.

Leute dieſer Art gehören zu den alltäglichen und

leider ſchlechtern Erſcheinungen im Leben. Sie müſſen dieſe doppelten Geſtalten und doppelten Geſichter haben, um in der Welt geduldet werden zu können. Arm an wahrer Tugend und Vollkommenheit, gebrauchen ſie die Tugend wie einen Feſtſchmuck und ſonntägliches Kleid. Sie putzen ſich damit, während ſie daheim mit Unſauberkeit angethan ſind. Sie heucheln aus Eitelkeit und Gefallſucht, was ſie in ihrer Wohnung wegen innerer Verderbtheit nicht ſeyn können und nicht ſeyn mögen. Denn wer wird glauben wollen, daß ſie ſich zu Hauſe nur verſtellen, folglich ſchlechter ſtellen, als ſie ſind; und daß ſich dagegen in der Umgebung von fremden Perſonen ihre natürliche Gemüthsart unverholen offenbare? Oder wer wird ſich bereden laſſen, daß ihre Aufführung im häuslichen Leben nur eine Wirkung kleinerer Schwachheiten, nur Folgen körperlichen Mißbehagens ſei, da eben dieſe Leute Stärke genug haben, ſo oft ſie wollen, ihre Fehler für eine Zeitlang abzulegen, und ſobald ſie in andere Geſellſchaften eintreten, der beſten Geſundheit genießen?

Inzwiſchen wird man bei ihnen, auch wenn ſie eine noch ſo große Liebenswürdigkeit in Geſellſchaften erkünſteln, dennoch allezeit die Verdorbenheit ihres Gemüthes durchſchimmern ſehen. Es iſt vergebens, daß ſich der Engel der Finſterniß in das

vortheilhafteſte Licht ſtellt. Seine angenommene Schönheit bleibt ein Kunſtwerk und behält mehr oder weniger unter der roſenfarbenen Schminke die alten häßlichen Grundſätze bei. Alle dieſe angenommene Artigkeit und ſcheinbare Seelengüte iſt nicht Wahrheit, ſondern bloße Höflichkeit und geziertes Weſen. Dies fühlen dergleichen Doppelmenſchen ſehr wohl; darum, was ſie nicht durch die Vortrefflichkeit ihres Herzens zu gewinnen vermögen, hoffen ſie durch Anſtrengung ihres Witzes, durch den Glanz beluſtigender Einfälle, durch Anmuth der Unterhaltungsgabe, durch Feinheit ihrer Anmerkungen zu erſetzen. Und allerdings mag es ihnen leichter ſeyn, vermöge einer äußerlich angenehmen Geſtalt, oder vermöge eines lebhaften Verſtandes Gefallen zu erregen, als durch Reinheit und Schönheit des Herzens. Denn dieſe Reinheit muß erworben werden; dahingegen Witz, Einbildungskraft und äußere Geſtalt bloße Geſchenke der Natur ſind.

Auch gefallen ſolche künſtliche Menſchen nie auf lange Dauer. Sie können unterhalten und beluſtigen, und dennoch wird ihnen keine wahre Achtung und Freundſchaft zu Theil. Früher oder ſpäter laſſen ſie immer wieder ziemlich unvorſichtig die Larve fallen, beſonders wenn der Ton der Geſellſchaft, in welcher ſie ſich befinden, nach und nach fröhlicher

und ungezwungener wird. Dann ſind ſie gewöhnlich die erſten, welche die zarten Grenzlinien des Anſtändigen überſchreiten, und vom Muthwilligen ſich in das Ausgelaſſene verlieren. Dann treten die verborgenen Leidenſchaften eine um die andere, anfangs noch ſchüchtern, bald kecker hervor. Dann ſpricht neben der begierigen Gefallſucht zugleich Neid, Schadenfreude, Bosheit, Rache, Unehrerbietung vor dem, was heilig ſeyn ſollte, aus ihren Einfällen und Scherzen; und ihr eigner Witz dient dazu, die ganze Häßlichkeit und Elendigkeit ihres innern Zuſtandes an den Tag zu bringen.

Ein von den unreinen Gefühlen und Geſinnungen beherrſchter Menſch kann auch im Scherz nur das Unreine wieder geben, und wird auch im Tändeln nur giftige Pfeile ausſpielen. Man wird ſeinen Witz vielleicht belachen, auch wohl bewundern, ihn ſelbſt aber fürchten und heimlich verachten. Ein edler Menſch wird auch im Scherzen edel bleiben; und indem er diejenigen, welche mit ihm ſind, zu erheitern ſtrebt, theilt er ihnen nur die Freudigkeit ſeines Gemüthes mit, ohne ſich deswegen ſeiner Würde zu entäußern. So erſcheint der Chriſt im geſellſchaftlichen Umgange, und bewährt auch hier, daß nur die Tugend wahrhaft liebenswürdig machen könne.

Man ſoll nicht glauben, daß man beim Scher-

zen und in fröhlichen Unterhaltungen nicht die Worte allzu genau wägen müſſe. Es gibt durchaus in der Welt kein Verhältniß, durch welches das, was unrecht iſt, gerecht werden kann; auch der Scherz macht das Schlechteſte nicht gut. Auch da gilt nur: was das Herz voll iſt, davon geht der Mund über; und die Jünger Jeſu hielten ernſt bei ihren chriſtlichen Freunden auf Beobachtung des Wohlanſtändigen und Reinſittlichen im geſelligen Umgang, ohne deswegen ihnen die Theilnahme an fröhlichen Unterhaltungen zu verbieten. So warnte Paulus der Apoſtel die Epheſer vor jeder Ausgelaſſenheit; „auch laſſet“ ſchrieb er ihnen: „nicht von euch geſagt werden ſchandbare Worte und Narretheidinge oder Scherze, welche euch nicht ziemen.“ Epheſ. 5, 4.

Der Scherz und die Luſtigkeit im geſelligen Leben ſind eben ſo wenig eine Sünde, als es die Heiterkeit des Gemüthes iſt, aus welcher ſie entſpringen. Ich weiß zwar wohl, daß es ſtrenge oder finſtre Sittenrichter geben mag, welche auch die kleinſten Neckereien verdammen und den unſchuldigſten Scherz für ſträflich halten wollen; welche verlangen, man ſolle ſein ganzes Leben in ein Daſeyn voller Anbetung, Reue und Buße verwandeln; ich weis, daß es Menſchen gibt, welche ſich einbilden, Gott am gefälligſten zu ſeyn, wenn ſie in dumpfen Zellen durch

Kaſteiungen und Verzichtleiſtung auf allen frohern Lebensgenuß ihre Tage zu einer Kette von Schmerzen machen: allein ich weiß auch, daß dies alles nur die Frucht eines grauſamen Mißverſtändniſſes, einer kranken Einbildungskraft, einer irreleitenden oder irregeleiteten Schwermuth iſt. Nicht daß ich dieſe Unglücklichen tadeln möchte; ihr Wille iſt fromm und darum löblich, ihr Ziel heilig, aber ihr Mittel übel gewählt und verderblich. Aber ich weis auch, daß Gott ſowohl durch den Mund der Natur als durch sein Wort die Sterblichen ermuntert, mit den Fröhlichen fröhlich zu ſeyn.

Daneben aber iſt zugleich nicht zu läugnen, daß der Scherz an ſich ſelbſt ſchon ein zartes gefährliches Weſen ſei, wo man bald, zumal wenn in Fröhlichkeit und guter Laune das Herz reger ſchlägt, zu weit gehen, und ſich in Ausgelaſſenheit verirren kann.

Der Scherz iſt ein Streben, vermittelſt beluſtigender Einfälle, Fröhlichkeit und Lächeln zu erregen. Das Beluſtigende aber, oder was zum Lachen reizt, iſt gewöhnlich das ſich ſelbſt Wiederſprechende in den Vorſtellungen und Abſichten der Menſchen mit dem, was ſie beginnen; es iſt folglich die Wahrnehmung unſrerſeits von einem Mangel richtigen Urtheils bei Andern, oder daß wir dem Andern ſolchen Mangel des Urtheils, ſolchen unwiſſentlichen

Selbſtbetrug zutrauen. Daher finden viele Menſchen Vergnügen daran, Andere zu täuſchen, um an ihrem Irrthum und Zwieſpalt zwiſchen Gedanken und That das Lächerliche wahrzunehmen. Darauf haben mehr oder weniger faſt alle unſchuldigen Neckereien, alle zur Beluſtigung Anderer vorgenommene Verkleidungen, alle Nachahmungen fremder Sonderbarkeiten Bezug. Und daher wird Manches, das in der Natur ſelbſt nicht lächerlich iſt, weil es Folge von Erziehung, Gewohnheit, körperlichem Zuſtande und andern Urſachen iſt, erſt in der Nachahmung Lachen erregend, weil es zu den übrigen Eigenſchaften des Nachahmers allzu abſtechend und widerſprechend daſteht.

So lange der Scherz von ſolcher Art iſt, daß mehr der Fehler, der Irrthum oder das Mißverſtändniß Lachen erweckt, als die Perſon ſelbſt; ſo lange die Perſon, wenn auch ihr wirklicher oder ſcheinbarer Irrthum, den ſie hat oder man ſich in andern erweckt, Lachen erzeugt, dabei dennoch von der Achtung nichts einbüßt, welche ſie von uns fordert, oder die wir ihr freiwillig zollen: eben ſo lange darf der Scherz unſchuldig genannt werden. So lange der Scherz keinen Verdruß erweckt, oder nicht aus Verdruß über Andere entſpringt: eben ſo lange darf er harmlos genannt werden. So lange der Scherz, weit entfernt pöbelhaft und

Ekel erregend zu ſeyn, oder das Heilige und Gute zu verkleinern, vielmehr auf Belehrung und zarte Anregung ſittlicher Gefühle hinleitet: eben ſo lange iſt er edel zu nennen. Der unſchuldige, harmloſe und edle Scherz iſt aber die feinſte Würze geſelliger Unterhaltung, ſo wie er ſelbſt nur die zarteſte Blüthe eines liebenswürdigen Geiſtes iſt. Aus eben dieſer Urſache ſind anſtändige und das Lächerliche der menſchlichen Fehler hervorhebende Satyren oder Spottſchriften ſehr belehrend und wohlthuender zuweilen, als die ernſthafteſten Predigten wider den gleichen Fehler; ſo wie hingegen Schmähſchriften aus Haß und Rache oder Neid gegen einzelne Perſonen und Stände verfertigt, jedes rechtſchaffene Herz empören. Aus gleichem Grunde iſt die Schaubühne, als eine Lehrerin guter Sitten, ehrwürdig, indem ſie das Tadelnswerthe menſchlicher Handlungen überhaupt lächerlich und damit verächtlich macht, hingegen iſt ſie von keiner guten Obrigkeit zu dulden, wenn ſie menſchliche Thorheiten adeln, oder Leidenſchaften liebenswürdig darſtellen und Verbrechen rechtfertigen will.

Harmlos, unſchuldig und edel ſoll der Chriſt ſelbſt in ſeinem Scherzen ſeyn. Er darf ſich daher nie vom Uebermaas einer muthwilligen Laune verführen laſſen, durch ſeine Einfälle gegen irgend eine Perſon die Achtung zu ſchmälern, um Andere auf

Koſten derſelben zu beluſtigen. Er darf nie die Perſon mit dem Fehler zugleich verſpotten und ſogar ſich ſelber nicht zum Gegenſtand des Gelächters durch Poſſenreißerei machen, weil er damit ſeine eigene Ehre und Würde in den Staub tritt. In allen Dingen iſt das Anſtändige und Schickliche zu beobachten. Bilde ſich Niemand ein, die Verletzung derſelben ſei keine Sünde, weil es doch nur Verletzung von bloßen Formen, von angenommenen Aeußerlichkeiten iſt, welche bei verſchiedenen Völkern verſchieden ſind, und worüber die heilige Schrift nichts vorgezeichnet hat.

Das Schickliche und Anſtändige iſt eine der Schutzwaffen, welche der Tugend gegen die Welt nöthig ſind, um ſich zu vertheidigen. Wer einmal das Erröthen vor dem Unanſtändigen verlernt hat, verlernt es auch bald vor dem Ungerechten und vor dem Vergehen. Nur die unwillkührliche Achtung und Schonung des Schicklichen erſchwert dem Verführer oft die Verſuchung der Unſchuld, nur die Ehrfurcht vor dem Anſtändigen hält pöbelhafte Gemüther in den Schranken der Ehrbarkeit und von Ausſchweifungen zurück.

Schmälere daher die Hochachtung der Andern nicht für dich, indem du dich ihnen freiwillig mit Verletzung deſſelben was geziemend iſt, zum Gelächter und Spott machſt. Als was du dich gege-

ben haſt, als das wirſt du genommen. Wer andern um ſolchen Preis Vergnügen macht, verräth, daß er wirklich ein Thor ſei, aber ein ganz andrer, als der er zur Beluſtigung ſcheinen wollte. Und wenn gleich nachher auch alles wieder in das alte Gleis zurückkehrt, und man dir auch wieder die vorigen Höflichkeiten und Ehrerbietung bezeugt, die du vermöge deines Standes zu fordern berechtigt biſt, wird dir doch in den Vorſtellungen derer ein beſtändiger Flecken bleiben, denen du dich einmal abſichtlich würdelos und als Gegenſtand des Spottes Preis gegeben. Selbſt wenn du durch mannichfaltige Verdienſte und rühmliche Eigenſchaften in der That ehrenwerth wäreſt, würdeſt du doch das Lächerliche, was du von dir in den Vorſtellungen Andrer einmal hervorgebracht haſt, nicht ſo leicht wieder vertilgen.

Noch größer wird dein Vergehen, wenn du in deinen Scherzen Andere zum Gegenſtand des Gelächters machſt, daß ſie dadurch in derjenigen Achtung verlieren, welche ſie bei ihren Mitbürgern wirklich beſitzen. Nichts dient zu deiner Rechtfertigung; dein ſchadenfroher Witz, der jemanden dem Spotte Preis gibt, bleibt unedel, ſelbſt wenn der Getadelte den Fehler und dein witziger Einfall Wahrheit hätte. Du beleidigſt ohne Urſache, und tadelſt ohne beſſern zu wollen. Du möchteſt deinen Verſtand glänzen

laſſen, und entblößeſt damit eine verachtungswürdige Seite deines Herzens. Man lacht, aber entdeckt und verachtet im gleichen Augenblick deinen geheimen Stolz, mit welchem du auf Andere niederblicken zu können wähneſt; deinen geheimen Neid, der dich vielleicht ehrenrühreriſch und verläumderiſch macht; deine unbeſonnene Gefallſucht, welche Bewunderung und Beifall fordert, indem ſie nothwendig in den Andern einen ſtillen Widerwillen erregt. Der Witz iſt ein zweiſchneidendes Meſſer, mit welchem ſich der Eigenthümer weit öfter verwundet, als er damit Andern ſchadet. Er iſt, auf ſolche Art beim Scherz verſchwendet, eine bloße Poſſenreißerei des Geiſtes, welche das Verächtliche und Lächerliche mehr in ſich ſelbſt trägt, als es an Andern deutlich macht.

Es gibt Perſonen, deren ganze Kunſt zu Scherzen, in der Gabe beſteht, Haltung, Geberden und Eigenheiten abweſender Perſonen durch Uebertreibung lächerlich zu machen. Dieſe Art des Scherzes verräth allerdings viel Einbildungskraft und Geſchicklichkeit, etwas von der belachungswerthen Seite aufzufaſſen; zugleich aber auch Mangel an wahrem Witz und richtigem Verſtand. Es iſt eine poſſenhafte Nachäfferei, welche, ſelbſt ohne andere boshafte Abſicht, dennoch für den Abweſenden Beleidigung wird, und daher ſchwerlich in ſeiner Ge-

genwart ohne Beſorgniß empfindlicher Vergeltung wiederholt werden dürfte. Schon dieſer Umſtand bezeichnet den alſo getriebenen Scherz als einen unanſtändigen und unedlen, welchen ſich kein Zartfühlender erlauben wird.

Noch verächtlicher wird er, wenn er Naturfehler und unverſchuldete Gebrechen des Leibes zum Gegenſtand des ſpottenden Gelächters erhebt. Was bei guten Menſchen nur Mitleiden erweckt, kann nie Stoff ihres Scherzes ſeyn. Unverſtand und Herzloſigkeit zugleich ſprechen ſich in dergleichen widerlichen Bemühungen aus, Beluſtigung zu ſchaffen. Das Unglück iſt kein Gegenſtand des vergnügenden Scherzes. Am unerlaubteſten und ſträflichſten aber iſt jeder Scherz, welcher gewiſſenlos und leichtſinnig mit ehrwürdigen und heiligen Dingen getrieben wird. Wer deſſen ſpotten kann, was ganzen Völkern, was allen guten Menſchen theuer iſt, erklärt und beurkundet mit dem verbrecheriſchen Spaß ſeine eigene Verworfenheit. Und dieſe Verworfenheit, dieſe Ruchloſigkeit der Sitte und Denkart iſt in unſern Tagen leider ſo ſelten nicht. Wir finden ſie meiſtens nur unter rohen, unwiſſenden, pöbelhaften Menſchen, deren Begriffe und Gefühle für das Heilige zu ſtumpf ſind; oder bei ſolchen Menſchen, deren Verſtand, Geſchmack und Herz, in der ſoge-

nannten aufgeklärten feinen Welt durch Verbildung zu Grunde gerichtet worden ſind.

Wie ſich gewöhnlich in der Natur und im Leben die Außenenden der Dinge, das Zuviel und das Zuwenig berühren, ſo auch hier. Das ſchamloſeſte Sittenverderben herrſcht nur beim roheſten Pöbel, und bei denen, die in den Künſten der Verfeinerung am weiteſten gekommen ſeyn wollen. Beide können mit der Religion ihren Spott treiben, weil beide darin gleich unwiſſend ſind: beide können über Unſchuld, Keuſchheit, Schamhaftigkeit, Ehrlichkeit, ſcherzen, an ſchlüpfrigen Zweideutigkeiten Vergnügen finden, weil beide gleich tief in ihrer Thierheit verſunken und ohne Erhebung des Geiſtes, nur Knechte ihrer ſinnlichen Gelüſte ſind; beide können das Elend ihrer Mitmenſchen zum Stoff ihres grauſamen Scherzes wählen, weil ſie beide gleich herzlos ſind, und in der allerniedrigſten Selbſtſucht jedes reinmenſchliche Gefühl erſtickt haben.

Es fehlt freilich nicht an Thoren, die, ohne noch ganz verdorben zu ſeyn, aus bloßer Eitelkeit den frechen Scherz Andrer nachäffen und ihn mitmachen, um für geiſtreich, über Vorurtheile erhaben, und Leuten von vermeinter feiner Bildung ähnlich gehalten zu werden. Aber ihre Schuld iſt nicht geringer und ihre Verachtungswürdigkeit nicht kleiner. Denn ſie ſind vollen Ernſtes, und gegen ihre

beſſern Ueberzeugungen auf dem Wege, ſo herz- und ſeelenlos zu werden, als es die ſchon ſind, denen ſie aus Unverſtand nachahmen, um auch in der Welt für etwas zu gelten.

Es läßt ſich beinahe behaupten, daß man unter gewiſſen Einſchränkungen, den Werth und die Gemüthsart eines Menſchen, ſo wie ſeinen Geſchmack und Verſtand mit ziemlicher Sicherheit aus der Art und Weiſe ſeines Scherzens entdecken könne. Hier ſpricht ſich der eingebildete Selbſtſüchtige, hier der Wollüſtling, hier der bittere Gallſüchtige, hier der Schadenfrohe, hier der Glaubensloſe, hier der Geck, hier der Menſch ohne Gewiſſen am unbeſonnenſten aus. Denn Eitelkeit iſt ſo gut wie jede andere Leidenſchaft, einem Rauſche gleich, welcher offenherzig macht. Und zehenmal für einmal wird man wahrnehmen, daß bewunderungsbegierige Eitelkeit eben ſo oft und weit mehr noch, Mutter witziger Einfälle und Scherze iſt, als die Begierde, ſeinen Nächſten ein bloßes Vergnügen zu verurſachen. — Wie aber kann aus unlautern Quellen das Reine hervorſtrömen, und ein edler Scherz aus unedelm Gemüth.

Und kann ich es, allwiſſender Gott, der du das Verborgenſte meiner Gedanken, das Dunkelſte meiner Gefühle kenneſt, kann ich es dir verhehlen, daß auch meine Scherze nicht immer Ergüſſe einer

reinen Freude waren, welche nur Freude verbreiten ſollten? Kann ich es vor Dir läugnen, daß auch mich zuweilen — ach vielleicht nur allzuoft! — eine ſchadenfrohe Tücke, eine elende Eitelkeit berauſchte, um mir einen unedeln Scherz zu erlauben?

O wie oft habe auch ich wohl gefehlt, und mitten in der Freude mich ihrer unwürdig gemacht. Der Unterſchied zwiſchen dem groben Verläumder und dem ſcherzenden boshaften Witzling, iſt ſo groß nicht, als er zu ſeyn ſcheint, oder man ihn gern machen möchte. Jener läſtert mit trocknem Ernſt, dieſer mit lachendem Munde; beide ſchaden Andern gleich ſehr und am Ende ſich ſelber das Meiſte, indem ſie die Zuneigung guter Menſchen von ſich zurückweiſen und Deinen Beifall, o liebreicher Vater aller Menſchen, verlieren.

Laß mich wachſamer werden über mich ſelbſt; nicht bloß über meine Worte und Reden, ſondern über diejenigen tadelhaften Neigungen, welche noch in mir aufſteigen, und mich verleiten, auch an unedlen Scherzen Vergnügen zu finden. Ich möchte nicht die Liebe und Zufriedenheit guter Menſchen, nicht die Ruhe meines Bewußtſeyns, nicht Deine Gnade, mein Vater, mein Gott, mein Richter verſcherzen! Erwacht der Neid in mir, oder die Gefallſucht, oder jede andere böſe Luſt, ich will mich überwinden, will ſchweigen, will lieber die Geſellſchaft fliehen, als ſie durch Spötterei über den Nächſten ergötzen. Amen.

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Vierter Sonntag, den 22. Januar 1815.

Es flieht der Menſch von Traum zu Traum,
Mit Haſſen und mit Liebe,
Durch ſeines Daſeyns engen Raum,
Als ob ein Geiſt ihn triebe.
Er ſieht aus ſich hinaus und fordert Seligkeit,
Und was er ſich ergreift, iſt ein Gewächs der Zeit!
Sei Weltgebieter
Umſtrahlt von alles Glückes Sonnenlicht,
Sei Herr der ſchönſten Erdengüter;
Doch Seligkeit, die haſt du nicht!
Denn Seligkeit wohnt nur im heiligen Gemüthe,
Sie iſt nicht Frucht des Goldes oder Ruhms;
Sie iſt nur Blüte
Des Geiſterthums!
Drum nicht im Weltgetümmel,
Hier zwiſchen Trug und Schein,
Dein Wandel ſoll im Himmel
Mit Jeſu ſeyn!

Der Werth des Lebens für die Menſchen.

Philipp. 2, 13. 14.

Kaum haben wir ein neues Jahr angetreten, ſiehe, da liegt ſchon ein großer Theil deſſelben wieder als

als Vergangenheit hinter uns! Wir erwarten mit Ungeduld die Erſcheinung des blumenreichen Frühlings, und nach weniger Zeit ſeufzen wir: er iſt ſchon geweſen! Was wir Monden, Jahre, Ewigkeiten nennen, ehe es kömmt, nennen wir Augenblicke, wenn es vorüber iſt. Das Kind begehrt nach der Jünglingsſtunde, der Jüngling nach dem reifern männlichen Alter. Zu ſchnell kömmt die Stunde, zu ſchnell das Alter. Sie blicken mit wehmüthiger Sehnſucht in das Verſchwundene, wie in einen ſchönen Traum zurück; ihr Haar iſt eisgrau geworden. So war es vor tauſend und abermal tauſend Jahren unter den Menſchen; alle Geſchlechter der Vorzeit ſind längſt verſchwunden; ihre Aſche iſt längſt verweht. Aber wir, mit unſern Begierden, Erwartungen und Klagen ſind noch wie ſie geweſen ſind. Und wie wir heute ſind: ſo werden unſre Nachkommen nach tauſend und abermal tauſend Jahren ſeyn, wenn wir und unſere Familie längſt verſchwunden ſind, und unſere Aſche ſchon längſt von allen Winden verweht iſt.

Dies Drängen und Treiben der Sterblichen nimmt kein Ende, und doch nimmt jeder Menſch ſein Ende ſo früh. Jedes Hundert Jahre ſieht drei

neue Menſchengeſchlechter kommen und gehen. Aber alle drängen und treiben, als hätte das Leben kein Ende. Sie ſcharren Gut und Geld zuſammen, als hätten ſie für ein mehrhundertjähriges Auskommen zu ſorgen; ſie ſtreiten, ſie kriegen und unterhandeln, als müßten ſie ewig herrſchen; ſie werben und ringen um Ehre und Würden, als könnten ſie auf Erden das Unendliche haben; ſie kaufen und ſorgen, hadern und bauen, als würden ſie ihre Häuſer und Güter nie verlaſſen. Und darüber gehen ſie zum Grabe und hinterlaſſen Andern die Frucht ihrer Mühen; wie ſie ſich über Erbſchaften von ihren verſtorbenen Verwandten gefreut haben, ſo erfreuen ſich nun Andere über den Gewinn ihrer Hinterlaſſenſchaft.

Betrachtet man das Spielen und Tändeln, das Wirken und Schaffen der Menſchen, man ſollte glauben, es wäre kein Tod in der Welt. Und ſehen ſie Kinder, Jungfrauen, Jünglinge, Männer, Greiſe, aus dem Leben ſcheiden, ſo iſt es, als wenn nur dieſe ſterblich geweſen, alle Ueberlebende aber Unſterbliche wären. Sie gehen weinend oder lächelnd von den Gräbern der Freunde oder Bekannten zurück, und vergeſſen der Todten; ſo wie die Krieger

im Schlachtfeld links und rechts in den Reihen des Heers ihre Gefährten gleichgiltig fallen ſehen, und Sieg jauchzen, als wäre der Sieg von ihnen allein erfochten.

Man ſpricht vom Frieden, vom Krieg, vom Theile der Länder und Völker, von eignen Entwürfen, von gelungenen und mißlungenen Arbeiten, von Feſten und Luſtbarkeiten, von Feindſchaften, Heirathen, Reiſen — von Allem. — Wer hört eben ſo in Geſellſchaften, oder unter Zweien und Dreien von der Ewigkeit ſprechen? Glauben ſollte man faſt, der Gedanke an die Ewigkeit ſei ein weggeworfenes Mährchen, welches keiner mehr möge erzählen hören, oder er ſei gar nicht in dem Sterblichen vorhanden. Und doch dies Alles iſt nur äußerer Schein. Nein die Menſchen ſchweigen nur von dem, was vor ihnen da ſteht; aber ernſt und finſter iſt ihr innerer Blick faſt ununterbrochen dahin gerichtet. Sie ſchweigen und glauben, ſie lächeln vielleicht bei dem Worte zweifelhaft, aber glauben und zittern. Die Jungfrau ſchmückt ſich zum Tanz, aber auch vor dem Spiegel fliegt der Gedanke an das Grab durch ihre Seele. Der gewerbfleißige Mann überrechnet ſeinen Gewinn, aber unter dem Klange des Geldes erhebt ſich die Erinnerung an die Todesſtunde. Der Fürſt hüllt ſich in ſeine Pracht und nimmt den gebietenden Zepter, aber auch auf dem Thron, mitten im Gefühl ſeiner Hoheit, durchzuckt ihn unwillkührlich der Gedanke an die Ewigkeit. — Was Alle verſchweigen,

daran denken Alle. Der Schein iſt von außen; die Wahrheit im Herzen verborgen und heimlich.

Und ſo knüpft Jeglicher ſein äußeres Leben ſtill an ſein inneres, und ſagt niemanden davon. Jeder hat den Glauben an Gott und Ewigkeit; aber wie er ihn hat und bewahrt, das iſt ſein eigenes, tiefes Geheimniß. Da findet nur zwiſchen ihm und der Gottheit Mittheilung und Offenheit und Zuverſicht ſtatt. Da fürchtet Jeder, würde er ſein Allergeheimſtes dem Andern offenbaren, er könne es entweihen; und jeder, auch der zarteſte Entwurf würde ihn verwunden, ohne daß er ihn zu widerlegen Neigung hätte. Denn das, was wir in unſerm Innerſten glauben und in unſerm Innerſten ſind, das ſind wir wirklich ſelbſt; daran mögen wir kein fremdes Auge und keinen fremden Zweifel rühren laſſen. Alles was wir nach außen hin gegen die Welt ſind, iſt nur Klugheit und Schein. Das weis Einer vom Andern, und Jeder ehrt des Andern Geheimniß, und daneben noch ſeinen Schein; weil er das Gleiche für ſich von allen Uebrigen fordert.

Es iſt gar nicht nöthig, dem Menſchen zu ſagen, er lebe ſchon hienieden ein zweifaches Leben. Er lebt es ja wirklich und weis es von ſich.

Nur die Verbindung dieſer zweierlei Leben iſt bei allen verſchieden, nach den Graden ihrer geiſtigen Ausbildung. Dem Einen hat das irdiſche ſinnliche Daſeyn mehr Werth, als ſein Inneres und

Ewiges; dem Andern ſtehn beide im Range gleich; der Dritte fühlt klar, daß der Werth des Erdenlebens tief unter dem des ewigen ſei.

Der rohe Wilde, welcher noch mit unentfalteten Kräften der Vernunft der Stillung ſeiner Triebe und körperlichen Bedürfniſſe nachjagt; das Kind, welches noch unerfahren mit dem Augenblick der Gegenwart tändelt, und mit den Blumen über Gräbern ſpielt, ohne zu ahnen, daß es einſt ſelbſt unter der Erde ſchlafen müſſe; der verbildete, durch falſche Entwicklung ſeiner Verſtandskräfte, und durch Gewalt ſeiner Leidenſchaften wieder verthierte Mann, der ſich in ſeiner Ueberverfeinerung bereden möchte, Alles ſei Staub, Alles Zufall, Alles für den Menſchen mit ſeinem letzten Ademzug zu Ende — — ſämmtlich ſtehen dieſe auf einerlei und zwar auf der niedrigſten Geiſtesſtufe. Mit dem Irdiſchen noch auf das engſte und innigſte verwachſen, wie das Thier ahnen ſie keine Erhöhung des Geiſtes über daſſelbe, kein erhabeneres Leben. Die Welt, wie ſie ſie jetzt und hier haben, iſt ihnen noch eins und alles. Außer dieſem Leben unterm Himmel hat nichts für ſie Werth.

Bei weitem aber der größte Theil der Erdenbewohner hat ſeine innere Religioſität, die mehr oder weniger derjenigen nahe kömmt, die er mit den Lippen bekennt. Er weis, daß er auch nach dem Tode des Leibes nicht aufhören werde, da zu ſeyn. Er

weis, daß er auch für ſein beſſeres Loos jenſeits des Grabes zu ſorgen habe.

Doch ſeine Vorſtellungen vom Werthe dieſes und jenes Lebens ſind noch verworren und unvollkommen. Allzu eng mit ſeinen Begierden an das angeſchloſſen, was ihn täglich umgibt, was ſeinen Sinnen und Neigungen wohlthut, legt er der Erde ſo vielen Werth bei, als dem Himmel. Er möchte hier Alles genießen, Alles haben und weiht dieſem den größten Theil ſeines Sorgens und Thuns; in den Nebenſtunden bedenkt er auch wohl das Ewige, und ſchmeichelt ſich durch Herſagen langer Gebete, durch Mittheilen von Almoſen, die ihm zu geben Mühe machen, durch den Beſuch der Kirchen, durch den Gebrauch der Sakramente, die Gottheit hinlänglich zu befriedigen, und ſie zu bewegen, ſeiner Seele dereinſt nach dieſem Leben ein anderes und beſſeres zu gewähren. — Für ihn iſt zwiſchen dem Dort und Hier kein großer, allgemeiner Zuſammenhang. Er will hier gern ſeinen thieriſchen Neigungungen ein Genüge thun, und doch dort plötzlich ein höherer Geiſt ſeyn; er erlaubt ſich hier die Werke des Stolzes, des Betrugs, der Wolluſt, des Neides und hofft durch das Verdienſt Jeſu Chriſti, oder durch die Fürbitte der Heiligen Vergebung aller Sünden, und dort die höchſte Vollkommenheit. Er gehört überhaupt der Gegenwart an; dieſe Welt iſt ihm Hauptſache, ſo lange ſie ihm gehört, gehört er ihr. Seinem beſchränkten Blick ſteht die Ewigkeit

zu tief im Hintergrunde. Er fühlt ſeine eigene Würde, als Geiſt, noch zu wenig; darum iſt ihm das Irdiſche und was nicht des Geiſtes iſt, noch ſo viel wichtig.

Je mehr der Menſch ſelbſt werth iſt, je weniger iſt ihm das flüchtige Leben mit allen Vergänglichkeiten werth; je mehr geht ihm Ewigkeit, Tugend und Gottheit über Alles. Wer einmal ſo weit gekommen iſt, daß er mit Wenigem zufrieden ſeyn kann, was fragt er nach Tonnen Goldes? Wer ſo weit gekommen iſt, zu erfahren oder einzuſehn, wie blindlings die Menſchen nach dem Schein urtheilen, und wie wenig ſie das wahre Verdienſt zu erkennen und zu ehren, oder gegen Wohlthaten dankbar zu ſeyn geneigt ſind: was fragt der noch ängſtlich nach dem Urtheil des großen Haufens, nach Anſehen und Berühmtheit? Wer einmal den bittern Schmerz eines gebrochenen Herzens beim Verluſt ſeines ganzen Vermögens, oder bei der Schändung ſeines guten Namens durch menſchliche Bosheit, oder beim Sarge eines über alles theuren Geliebten, einer Freundin, eines Vaters, einer Mutter, eines Kindes gefühlt hat: wird der noch mit zuverſichtlicher Leidenſchaft an irgend einem Gute dieſes Lebens hängen, da er voraus weis und ſich ſagen muß: Wer ſein ganzes Herz an dieſes Vergängliche hängt, ſchafft ſich wohl ſelbſt die grauſamſten Schmerzen!

So, indem der Weiſe die Nichtigkeit des Irdiſchen erkennt, und um ſeiner eigenen Ruhe willen

ſich der leidenſchaftlichen Vorliebe für irgend einen Theil deſſelben erwehrt; indem er ſehr gut einſieht, daß er in der Erfüllung äußerer Wünſche ſein innres unzerſtörbares Glück unmöglich gründen kann; daß dieſe unmittelbare Ruhe und Zufriedenheit des Gemüths vom Trieb nach Wohlleben, Ruhm, Liebe, Reichthum nur vernichtet, keineswegs vermehrt wird, daß nur Bewußtſeyn vollbrachter, großer Pflichten, Unabhängigkeit vom Einfluß der Leidenſchaften und gemeiner Vorurtheile, Einsſeyn mit Gott; Wandel durch dies bunte Leben im hohen und doch beſcheidenen Geiſt Jeſu eine dauerhafte Seligkeit des Herzens bewirkt: wird er göttlicher, und das Leben ſinkt für ihn im Preiſe. Mag er auch zuweilen noch lebhafter ſein Herz für dies oder jenes auf Erden ſchlagen fühlen, er kann doch das herrliche Wort des weiſen und erfahrungsreichen und über alle Schickſale hocherhabenen Jünger Jeſu mitſprechen: Meine Brüder, ich ſchätze mich ſelbſt noch nicht, daß ich es ſchon ergriffen hätte. Eins aber ſage ich: Ich vergeſſe was dahinten iſt, und ſtrecke mich zu dem, das da vornen iſt, und jage nach dem vorgeſteckten Ziel, nach dem Kleinod, welches vorhält die himmliſche Berufung Gottes in Chriſto Jeſu. Phipp. 3, 13. 14.

Wer unter uns, ſo vollkommen er auch wirklich ſchon wäre, könnte von ſich ſelber ſagen: ich habe mein Ziel ſchon ergriffen? Ich habe voll-

endet? Mein Herz wird durch keine vorherrſchende Liebe zu irgend etwas Irdiſchen mehr gefeſſelt! — O wer dies ſagen könnte, müßte er nicht mehr als Menſch ſeyn? Daher ſoll man ſich hier vor Uebertretung in denjenigen Vorſtellungen hüten, welche man ſich von Weltverläugnung macht. Wir wandeln noch in unſerm ſterblichen Leibe; dieſer Leib hat noch ſeine Bedürfniſſe, die nach dem Willen des Schöpfers befriedigt werden müſſen, wenn wir nicht ſelbſt mörderiſch verfahren wollen; bis zum letzten Augenblick des Lebens fordert nach ewigen Geſetzen der Natur das ſinnliche Leben ſeine Genugthuung. Unſre, aus Fleiſch und Blut hervorgehenden Triebe und Neigungen, inſofern ſie zur Lebenserhaltung und Bewahrung der körperlichen Geſundheit abzielen, ſind keinesweges ſündlich; ſondern rein und gut. Aber ſehr leicht machen wir wieder durch Ueberreizung oder allzuhäufige Befriedigung eine dieſer Neigungen zu herrſchend; daraus entſpringt wieder Leidenſchaft des Gemüths, und damit wieder ein unmäßiges Hängen an irgend einem vergänglichen Gegenſtand.

Der Menſch iſt folglich, ſo lange er lebt, in einem lebendigen Hinneigen zum Sinnlichen und Wiederzurückſtoßen deſſelben. Er zerbricht, was ihn zu ſtark feſſelt, und knüpft ſich neue Bande. Er wird nie ganz frei und doch iſt ſein immerwährendes Streben, frei vom Einfluß des Sinnlichen zu werden. Auch in der letzten ſeiner Stunden wird er noch mit Paulus ſagen: Nicht daß ich es

ſchon ergriffen habe, oder ſchon vollkommen ſei!

Aber eins ſage ich: Ich vergeſſe was dahinten iſt, und ſtrecke mich zu dem, was da vornen iſt. Ich ehre die Einrichtungen und Bedürfniſſe des Lebens von außen, aber mein höheres Leben, das Wandeln in Gott, das tugendhafte Wirken und Wollen, richtet ſich über alles Vergängliche auf. Ich beherrſche meine Neigungen, meine Liebe, meinen Widerwillen, und laſſe mich nicht von ihnen beherrſchen. Ich thue was recht, was Jedem nützlich, was edel iſt, ſo ſehr ſich auch vielleicht demſelben meine andern Begierden widerſetzen. Nicht menſchlicher Beifall, nicht das Lob der Mitbürger, nicht der Tadel des großen Haufens, nicht Ehrbegier, auch nicht Erwartung von anderm Gewinn, beſtimmen mich, das zu thun, was nach meiner innerſten Ueberzeugung recht und göttlich und eines Jeſuſchülers würdig iſt. Die Welt kann meinen Geiſt weder belohnen, noch beſtrafen. Er findet ſeinen Lohn in der Aehnlichkeit mit Gott, und ſeine furchtbarſte Strafe in der Entfernung von Gott. Darum laſſe ich alle Genüſſe dieſes Lebens mich weder zum Böſen, noch zum Guten locken; ſie ſollen dem Körper, nicht dem Geiſt dienen. Ich vergeſſe was dahinten iſt. Und jage nach dem vorgeſteckten Ziel, nach dem Kleinod, welches vorhält die himmliſche Berufung Gottes in Chriſto Jeſu. Dieſe Welt, mit allem was ſie Liebens-

oder Wünſchenswürdiges für mich haben könnte, iſt doch nicht das Endziel meines Daſeyns. Ich bin durch Gott zu etwas Himmliſchen gerufen; zum Geiſterleben, zu einer Vollendung, von deren Größe und Herrlichkeit ich als Menſch hienieden nicht einmal einen Begriff faſſen kann, während die dunkle Ahnung davon doch in meinem Geiſte iſt. Dies Ewigſeyn, dies Göttlichſeyn, dies Gottähnlichwerden, dies Hellererkennen Gottes, meiner Selbſt und des Weltalls, dies Heiligſeyn im unendlichen Heiligthum, — dies iſt das Kleinod, dem ich nachjage, dies das Kleinod, welches mir meine Beſtimmung, der himmliſche Ruf Gottes vorhält. Meine Beſtimmung und die mir von Gott geſchehene Berufung erkannte ich aber in Jeſu Chriſto, und durch Jeſum Chriſtum. Denn er iſt es, der Licht in die groſe Finſterniß des Lebens brachte; und darum ward er mit Recht das Licht des Lebens genannt. Er iſt es, der mich durch ſein geoffenbartes Wort aus der ungeheuren Verirrung, von der Tiefe des Wahnes empor zu Gott, zum Vater des Weltalls und zur Seligkeit führt. Ich werde Gott haben, werde in ihm meine Seligkeit finden, wenn ich Jeſu Anweiſungen folge, denn er, das heißt ſeine Tugend, iſt der Weg zum wahren Leben. Jeſu Tugend aber iſt, den Willen des Vaters thun. Der Wille des himmlichen Vaters aber iſt, daß wir ihn lieben über Alles, und jeden unſern Mitmenſchen, mit dem wir auf irgend eine Weiſe in Ver-

hältniß kommen, ſo glücklich zu machen ſuchen, als uns ſelbſt.

Der wahrhafte Jünger des göttlichen Lehrers legt alſo nur einen ſehr mäßigen Werth auf das gegenwärtige Daſeyn. Er verſchwendet ſeine Stunden nicht am Putztiſch für die Schönheit und beſtändige Ausſchmückung eines Leichnams, deſſen Beſtimmung iſt Moder zu werden; er ſieht die Achtung guter Menſchen gern, ohne ſich durch Achtung oder Tadel von den Leuten in der Uebung ſeiner Pflichten wankend machen zu laſſen. Was er will und thut, thut er nicht wegen des Urtheils der Leute aus Liebe zu Jeſum, das heißt aus Liebe zur Heiligkeit. Er freut ſich der Freundſchaft, freut ſich zärtlicher Gefühle einer wechſelſeitigen Liebe und Gegenliebe, aber er bleibt demungeachtet ſeiner Empfindungen Meiſter. Liebe iſt unſterblich, und die Weſen bleiben einander im unendlichen All — aber der Menſch iſt ſterblich. Darum bauet der Jünger des Herrn, der Weiſe, nicht die ganze Glückſeligkeit ſeines Gemüthes auf das gebrechliche Leben eines Menſchen. Gattin liebe den Gatten, Jüngling die Auserkorne deines Herzens, Vater und Mutter liebe dein Kind! — Aber denke dir oft, daß der Tod nothwendig einmal einen vom Andern reißen wird, und wie ſteht es dann mit der Ruhe des Gemüths, mit deiner Glückſeligkeit? Schaudert es dir, und fürchteſt du mit dem Verluſt des Lieblings alle deine Ruhe und Seligkeit einzubüßen, — dann

— ſo fromm und gut du übrigens auch ſeyn mögeſt — hängſt du zu ſehr an der Welt, gibſt du ihr einen unmäßigen Werth; dann liebſt du leidenſchaftlich; und darum biſt du nicht frei, nicht glücklich, und wirſt es nicht werden, bis du auch hier, ſtark durch Tugend, und erhaben durch die Hoffnung eines ewigen Seyns, vom Irdiſchen dich ſo weit losgewunden haſt, daß du das Liebſte auf Erden verlieren kannſt, ohne darum dein ganzes inneres Glück und jene Himmelsruhe einzubüßen, welche das Bewußtſeyn der Tugenden gewährt. Je weniger Werth dies Erdenleben für dich hat, mit allem was es dir geben kann, um ſo höher iſt dein eigener Werth. Erſt dann wirſt du mit dem heldenmüthig frommen Apoſtel ſagen: Wir ſind getroſt alle Zeit und wiſſen, daß dieweil wir im Leibe wohnen, ſo wallen wir dem Herrn. Wir ſind aber getroſt und haben vielmehr Luſt außer dem Leibe zu wallen und daheim zu ſeyn bei dem Herrn. Darum fleißigen wir uns auch, wir ſeien daheim oder wallen, daß wir ihm wohlgefallen. 2 Kor. 5, 6. 8. 9.

Was bin ich werth? — Ich erkenne auch den Werth, welchen ich auf das Leben, oder einige Gegenſtände desſelben ſetze. Je größern Werth dies Leben, dies flüchtige, nichtige, für den Sterblichen hat, je geringern hat er noch in ſich ſelber. Er iſt mit dem Vergänglichen noch enger verwandt, als mit dem Unvergänglichen, mit dem was vom

Staub kömmt und zum Staub zurückkehrt enger, als mit Gott und allen Göttlichen.

Wohin hat mich dieſe Betrachtung geführt? — Da ſtehe ich, vor mir ſelbſt befremdet, und blicke auf die Welt, auf mich und, o Gott, empor zu Dir! — — Und indem ich auf alles das hinſehe, was mich in dieſer Welt beſonders an ſich zieht; auf alles was, wenn ich ihm nahe bin, mein Herz freudiger bewegen oder was mich in namenloſen Schmerz ſtürzen würde, wenn ich es verlieren ſollte — — ſo habe ich meinen eigenen Werth gewogen. — Noch bin ich von meiner innern Vollendung fern; ach! ich liebe, ich fürchte noch in dieſem Leben und von ihm zu vieles, das weder dieſe leidenſchaftliche Liebe, noch Furcht verdient. Noch hange ich zu ſehr an Manchem, mehr als an meiner Ruhe, meiner innern Seligkeit und ſelbſt meiner Tugend zuträglich iſt. — Nicht daß ich allen ſchönen Freuden, die deine Liebe mir auf Erden darbietet, entſagen ſollte, aber daß dies Vergängliche nicht völlig beherrſche das Unſterbliche in mir, das iſt dein Gebot; das zu erſtreben, mein Ziel!

Herr, lehre mich eingedenk ſeyn, wie flüchtig meine Tage, wie unſicher alle Annehmlichkeiten in dieſer Welt ſind, auf daß ich ſie, ohne von dir abzufallen, mit weiſer Mäßigkeit genießen und mit erhabenem Troſte verlieren könne. Dies iſt die ächte Weltverläugnung, zu welcher mich dein Sohn Jeſus Meſſias mahnt.

Herr, lehre mich eingedenk ſeyn, daß dies Wohnen auf Erden nur ein kleiner Punkt meines unendlichen Seyns iſt; daß mein Wandel im Himmel ſeyn ſoll. Was meinen Geiſt jenſeits der Todesſtunde erwartet, ich kann es nicht wiſſen; und könnte ich es ſchon jetzt wiſſen, ich würde es nicht verſtehen. Wie mag das unmündige Kind, welches an ſeinen Spielwerkzeugen mit Begierde hängt, die edeln Freuden des reifern Alters begreifen? So wandeln auch wir hienieden im Glauben und nicht im Schauen.

Herr, lehre mich meines eigenen Werthes eingedenk ſeyn, daß in meinen Augen der Werth dieſes Lebens ſinke. Gib mir Kraft, dein Geiſt ſei mit mir; nur ſo erringe ich die Freiheit vom Zauber des Vergänglichen, und von der Gewalt der Leidenſchaften. Du, Herr, biſt der Geiſt. Wo aber der Geiſt des Herrn iſt, da iſt Freiheit. Amen.

Stunden der Andacht

zur Beförderung wahren Chriſtenthums und häuslicher Gottesverehrung.

Fünfter Sonntag, den 29. Januar 1815.

Hier ſieht, Beherrſcher der Natur,
Im Schatten Deiner Werke,
Mein Auge, wie im Spiegel, nur
Die Größe Deiner Werke.
Wie ſchön iſt, was mein Auge ſieht!
Doch, ach! o Gott, wie viel entflieht
Nicht meinem blöden Blicke!

Groß biſt Du, wie auf Sinas Höhn,
Der in den Himmel ſtrebet,
Auch in dem Staub, der kaum geſehn,
Im Sonnenſtrahle ſchwebet.
Groß biſt Du in des Sommers Pracht,
Und wundervoll ſtrahlt Deine Macht
Uns aus des Winters Eisflur.

Wenn Ström' und See'n gepanzert ſtehn,
Vom Reif die Zweige flimmern,
Wenn Silberflocken uns umwehn,
Nordlichter gaukelnd ſchimmern,
Eisblumen an den Fenſtern blühn
Vom Sturm die Wolken röthlich glühn,
Das alles iſt Dein Segen.

O Vater, des mein Herz ſich freut,
Du ſchufſt mich nicht vergebens.
Wie viel gibſt Du der Seligkeit
Mir ſchon im Traum des Lebens!
Wie wenig iſt's, was ich hier ſeh',
Hier, o mein Gott, von Dir verſteh',
Doch macht ſchon das mich ſelig.

Der Schnee.

Pſalm 147, 5. 16. 17.

Wenn an einem lieblichen Frühlingstage oder Sommermorgen die abwechſelnde Herrlichkeit unzählicher Blumen und Blüthen unſer Auge entzückt, ein unſichtbares Meer von Balſamdüften uns umſchwimmt, eine milde Wärme uns anweht, und das Schwirren des Käfers, das Sumſen der Biene, der Geſang der Vögel um uns ertönt, oder wenn der reiche Herbſt die hohen Saaten vergoldet, mit Beeren und Früchte aller Geſtalt die Zweige der Bäume und Geſträuche niederbeugt, und ſtatt des Grünes endlich dem Laube der Wälder einen vielfarbigen Schmuck gibt, — dann empfinden wir dieſes reine, ſtille Entzücken, welches nur die Anmuth der Natur gewähren kann, und die Seele des gefühlvollen Chriſten zur Anbetung des grundgütigen Schöpfers ſtimmt.

Doch wahrlich iſt die feierliche Pracht eines ſchönen Wintertages nicht geringer, wenn alles vom Froſt ſtarrt, die erſten Sonnenſtrahlen im hellen Reif ſich ſpiegeln, deſſen Kriſtallen, wie blitzende Diamanten, wunderbar von den Händen der Natur um alle Zweige gehängt ſind; wenn Höhen, Thäler und Ebenen vom reinſten, weißen Schnee überlagert ſchimmern, in deſſen zarten Eisſpitzen die Sonne alle Farben ſpiegeln läßt; wenn dieſer helle Silberteppich, der die Wohnungen der Menſchen, wie ihre Felder deckt, die weite Landſchaft zu einer unabſehbaren, ſchönen Einſamkeit verwandelt hat, in welcher wir uns kaum wieder erkennen, und wo wir uns, wie durch einen Zauber, in ganz fremde Gegenden verſetzt wähnen. Die Winterlandſchaft, das Einfache und doch Blendende ihrer weißen Hülle, das große, ewige Schweigen nah und fern, erregt in uns unwillkührlich die Empfindung des Erhabenen, wie der Sommer das Gefühl des Anmuthigen aufweckt. Wer, wenn er nicht mit thieriſcher, dumpfer Gleichgiltigkeit durch ſeine Tage hingeht, ſollte noch nie von jenen Empfindungen im Winter gerührt worden ſeyn.

Doch der gewöhnliche Menſch, wenn ihn ſchon das Schauſpiel der winterlichen Welt vergnügt, nimmt es auch nur, wie ein Schauſpiel. Er theilt beim Anblick deſſelben ſeine Freude in Worten der Be-

wunderung mit, ohne einer geiſtigen Erhebung fähig zu ſeyn. Anders der Chriſt. Er ſieht in der Natur immer zugleich die Majeſtät des Urhebers. Immer iſt er in Gedanken dem allgegenwärtigen Gott nah. Seine Freude, ſeine Bewunderung, ſein ſtummes Entzücken wird zum Gebet und Pſalm.

So ſah von jeher jeder höhere Sterbliche die Verwandlungen der Natur. Nicht dies allgemeine Schweigen in den beſchneiten Fluren, nicht dieſer Farbenglanz, nicht die Spiegelflächen des Eiſes auf Strömen und Seen ſind das Bewundernswürdige, ſondern die geheime, unendliche, zweckvolle Schöpfungsmacht des gütigen Weltenvaters. So betrachtete David die Natur, der große, königliche Beter. Immer ſchwang ſich vom Anblick der Schöpfungen ſein andächtiger Geiſt zum Schöpfer hinauf. Unſer Herr iſt groß, ſang er: „Unſer Herr iſt groß und von großer Kraft; und er iſt unbegreiflich, wie er regieret. Er gibt Schnee, wie Wolle; er ſtreuet Reif, wie Aſche. Er wirft ſeine Schloßen wie Biſſen; wer kann bleiben vor ſeinem Froſt?“ Pſalm 147, 5. 16. 17.

Ja, groß iſt er, und unbegreiflich, wie er regieret! — Aber wie wenige Menſchen ſind es, welche in den merkwürdigen Erſcheinungen des Winters etwas Großes und Unbegreifliches wahr-

nehmen! Sie ſehen die gewaltigen Veränderungen jedes Tages, und erblicken darin nichts, als etwas Gewöhnliches. Wie der Rabe über die Schneefelder hinfliegt, ſeine Nahrung zu ſuchen, ohne eines andern Gedankens zu ſeyn: ſo die Menge der Menſchen, welche gleichgiltig um das, was ſie umgibt, nur Gedanken für Erwerb, Nahrung oder Vergnügen hat. Ihr iſt Eis Eis, Reif Reif, Schnee Schnee, und mehr als dies, weis ſie nicht zu denken, bemüht ſich auch nicht weiter zu forſchen.

Und doch iſt ſchon jede einzelne Schneeflocke, wie ſie von ihrer Wolke niederſchwebt, ein Wunderbild, und verkündet: Er iſt unbegreiflich, wie er regiert! — Wie entſpringen dieſe ungeheuern Maſſen zartgefrornen Waſſers in den unendlichen Räumen des Himmels? Wer hält dieſe Laſten, unter welchen die Zweige der Bäume einbrechen, Laſten, die manche Hütte zuſammendrücken, und die doch in vielen tauſend und tauſend Zentnern federleicht und lange unſichtbar im Firmament ſchweben, daß ſie nicht niederfallen, bis es Zeit iſt, und ſanft zur Erde in unendlich kleinen Theilen niederſenken, damit auch der zarteſte Halm nicht von ihrem Fall verletzt werde?

Wir können zwar ſagen, Dünſte ziehen ſich über uns in Wolken zuſammen und gefrieren, wie ſie ſich verdichten, und gewinnen größere Schwere,

wie ſie ſich verdichten, alſo daß ſie nothwendig durch die Luft herabfallen müſſen — allein welche Kraft iſt es, die unbegreiflich ſchnell am reinſten Himmel plötzlich Dünſte in Wolken zuſammenzieht? Wie entſteht das Gefrieren? Was iſt die Kälte? Warum erſcheint die Kälte im ſtrengſten Winter bald wirkſam in den höchſten Höhen, bald unwirkſam? — Ach, noch iſt dies unbegreiflich; noch drang das Auge keines Sterblichen in die geheime Werkſtatt des immer ſchaffenden Gottes.

Betrachten wir den fallenden Schnee aufmerkſamer, ſo bemerken wir, daß jede Flocke deſſelben, beſonders wenn ſie bei ſtiller Luft herunter ſchwebt, aus einer Menge kleiner, ungemein zarter Eisſpitzen beſteht, welche zuweilen zwar etwas verworren durch einander liegen, meiſtens aber in einer wunderbaren Regelmäßigkeit zuſammenhängen. So bilden ſie gewöhnlich kleine ſechseckige fein durchbrochene Sterne, deren halbdurchſichtige Kriſtallen auf das zarteſte zugeſpitzt ſind. Bald gleichen ſie faſrigen Blumen, wie aus Moos geflochten, bald Federn; bald den Geſtalten der Tannen mit ihren regelmäßig auseinander ſtrebenden Aeſten. So überaus zart ſind dieſe himmliſchen Gebilde, daß der leichteſte Wind ſie im Fallen wieder zerſtäubt.

Welchen Scharfſinn man auch anwende, das Entſtehen dieſer Milliarden wunderſchön und man-

nichfaltig geformter Kriſtallenſterne in den Höhen der reinſten Luft zu erklären, immerdar wird dem Forſcher ein unerklärtes Warum zurückbleiben. Ja, es iſt ſogar nicht unwahrſcheinlich, daß die in den Wolken entſprungenen Schneeflocken, ſich im Herunterfallen noch vermehren können, auch wenn ſie durch eine dem Anblick nach ganz dunſtloſe Luft fallen. So bemerkt man zum Beiſpiel, daß wenn der Blitzſtrahl in ein Wohngebäude fällt, die himmliſchen Feuerfunken auch da zünden, brennen, zerſplittern, wohin der Strahl ſelbſt gar nicht gefallen iſt. Der vom Himmel fahrende Bliz entwickelt rings um ſich her beim Fall aus der Luft andre ihm ähnliche kleinere Funken. So bemerkt man, wenn man im Waſſer, worin eine beträchtliche Menge Salz aufgelöſt iſt, nur einen kleinen Kriſtall deſſelben Salzes fallen läßt, daß dieſer ſogleich im Fallen die umliegenden Salztheilchen zum Niederſchlag und zum Kriſtalliſiren bewegt, ſo daß ſie ſich regelmäßig um ihn anlegen und in regelmäßiger Geſtalt vergrößern. Ja jeder ſpitzige Körper bewirkt faſt das Gleiche; man befördert zum Beiſpiel in Werken, wo das Salz geſotten wird, das Anſchießen deſſelben durch Anlegung von Dornen in das Salzwaſſer, wo ſich dann die erſten Kriſtallen gern an die äußerſten Spitzen der Stacheln anzuſetzen pflegen. So iſt es gar wohl möglich, daß die zar-

ten Eisnadeln des Schnees, wie ſie durch Luftſchichten fallen, in welchen aufgelöſtes Waſſer enthalten iſt, einen Niederſchlag der wäſſerigen Theile bewirken, die Entſtehung neuer Eisnadeln befördern, und ſich durch dieſe vergrößern. Der Schnee iſt dabei weit leichter, als das gewöhnliche Eis, ſo wie dieſes leichter als Waſſer iſt. Das Eis iſt im ganzen Umfang ungefähr immer ein Neuntheil größer, als das Waſſer, aus dem es zuſammen gefroren iſt; während friſch gefallener Schnee zehn bis zwölfmal größern Raum einnimmt, als das Waſſer, den die gleiche Menge Schnees gibt, wenn ſie geſchmolzen iſt. So hat der weiſe Schöpfer im Schnee die Härte des Eiſes mit der Weichheit des Waſſers, mit der Leichtigkeit des Dunſtes verbunden, daß dieſe in unzählbarer Menge fallenden Eistheile den Gewächſen und Bewohnern der Erde keinen Schaden zufügen können. Jede der feinen Schneenadeln iſt halb durchſichtig wie andres Eis. Wird der Schnee feſt zuſammengedrückt, ſo verliert er ſeine Weiße, und wird auch durchſcheinender, was er nicht ſeyn kann, ſo lange er locker aufeinander liegt, wo dann eine Nadel von der andern durch Lufträume getrennt iſt, und an den vielen Oberflächen das Licht zu häufig gebrochen wird. Es hat der Schnee überhaupt die Eigenſchaft, das Licht ſtark zurückzuwerfen, und es gleichſam damit zu vermehren. Ein langes Wandern

in Schneegefilden, von der Sonne beglänzt, überzeugt uns davon. Das Licht iſt ſo blendend und angreifend, daß es nicht nur leicht Entzündung der Augen, ſondern ſelbſt Blindheit verurſachen kann. Eben dieſe Eigenſchaft aber iſt wieder eine der preiswürdigſten Wohlthaten des Schöpfers, beſonders in jenen faſt immer kalten Ländern, wo ein neun Monden langer Winter faſt eine beſtändige Nacht iſt, und die Sonne nur wenige Stunden leuchtet, oft Wochen und Monden lang nicht aufgeht. Dort iſt es die Klarheit des Schnees, welche die anhaltenden Nächte und ſonnenloſe Tage erhellt, auch dann noch, wenn weder der Mond ſein Licht gibt, noch die Nordlichter ihren dunkelrothen wunderſamen Schimmer verbreiten.

Unſer Herr iſt groß und von großer Kraft, und er iſt unbegreiflich, wie er regiert. — Nicht das Licht, welches der Schnee in den Finſterniſſen verbreitet, iſt ſeine einzige Wohlthätigkeit, auch ſeine Wärme verdient Achtung. Nicht daß er an ſich ſelbſt warm wäre, aber doch erwärmt er, obſchon aus lauter Eisſpitzen beſtehend, alles, was er bedeckt. Er wehret von der Erde, und den darin dem Frühling entgegenſchlummernden Saamenkörnern, Thierkeimen und Gewürmen den Froſt ab. Ein Winter mit erſtarrender Kälte, aber ohne Schnee, würde für die Welt von weit traurigen Folgen ſeyn, als

ein warmer Sommer ohne allen Regen. Die Hitze würde nicht ſoviel verſengen, als der Froſt in den letzten Keimen und Wurzeln tödten könnte. Mitleidig bedeckt der Himmel die Thäler und Wieſen hochliegender Gegenden und die fruchtbaren Triften der Gebirge immer zuerſt mit der erwärmenden Schneehülle, und nimmt ſie von da zuletzt hinweg, weil auf den Bergen und Hochländern die reinſte und kälteſte Luft am ſtrengſten und anhaltendſten zu herrſchen pflegt. Erfrorne Menſchen und Thiere, ſo wie einzelne erfrorne Gliedmaaßen erhalten ihre natürliche Wärme und ihr Leben am leichteſten wieder, wenn ſie ganz in Schnee verhüllt, oder mit Schnee gerieben werden. — Wie kann ihm ſo große Macht beiwohnen? Iſt er nicht ſelbſt ein Kind des erſtarrenden Froſtes? Wie kann, was in ſich nur Kälte trägt, die belebende milde Wärme herbeiziehen und feſſeln? — Menſch, du frageſt nach Wundern, und täglich umringen ſie dich; dein Fuß wandelt über zarten Gebilden auf Erden, die ſich in den Wolken des Himmels erzeugt hatten; kein Künſtler mit allem Witz könnte Aehnliches hervorbringen durch ſeine Geſchicklichkeit, oder könnte die erwärmende Kraft in den Schoos des Froſtes, das Leben in den Schoos des Todten zu legen.

Außer der milden Erwärmung, welche der Schnee dem Erdboden erhält, führet er auch den Pflanzen

ſelbſt eine reine und kräftige Nahrung zu, indem er abſchmilzt und in den feinſten Thau verwandelt an den Wurzeln der Kräuter, Stauden, Geſträuche und Bäume hinabſchleicht. Sei es, daß er ſelbſt ſchon gedeihliche Luftarten mit ſich verbunden hat, oder wohlthätige Kräfte aus der Luft an ſich zieht: er iſt der Pflanzenwelt ſo fruchtbar, als ein Gewitterregen des Sommers ſeyn kann. Er durchdringet und löſet die feſtern Erdtheilchen gewaltſamer und freſſender, als das gemeine Waſſer der Flüſſe und Brunnen und ſelbſt des Regens. So dünget er die Felder und Wieſen des Landmanns, während er die Spuren reißender und wilder Thiere verrätheriſch offenbart, wenn dieſe aus ihren unbekannten Höhlen und Schlupfwinkeln durch den Hunger hervorgetrieben, ſich blutdürſtig den Heerden, oder den Wohnungen der Menſchen nähern.

Durch ſeine Schönheit entzückt er, durch ſein Licht erleuchtet er, durch ſeine Hülle wärmt er, durch ſeine Kraft befruchtet er. Wer kennt aber allen Segen, welchen die Weisheit des gütereichen Schöpfers in dieſen einzigen kleinen Theil ſeiner unermeßlichen Schöpfung gelegt hat. Der Wandrer wie der Landmann, der Wurm wie die Pflanze, der Naturforſcher wie das unwiſſende Kind erfreuen ſich dieſer Erſcheinung. Kaum fröhlicher mag die Jugend den erſten Blumen des Frühlings, den erſten

Früchten des Herbſtes begegnen, als ſie die erſten fallenden Silberflocken begrüßt, deren jede nun vom Himmel zu kommen ſcheint, um Zahl und Wechſel ihres Vergnügens zu mehren. Nicht allein der Jugend, auch den Erwachſenen, auch den Greiſen gewährt dieſer Anblick Luſt. An alles, was Gott gibt, knüpft Gott eine Freude für ſeine geliebten Erſchaffenen — er will uns froh und glücklich ſehen.

Das Wiederverſchwinden des Schnees verkündet uns den Anzug des Frühlings. Zuerſt befreien ſich die tieferliegenden Ebenen und Thäler von der winterlichen Hülle, deren Wohlthat ſich im Aufſprießen zahlloſer Blumen offenbart. Der weiße Schleier zerreißt und wird immer weiter zurückgedrängt nach den höhern Gegenden; endlich ſtufenweiſe an den Bergen hinauf bis zu ihren Gipfeln; da vergeht er am ſpäteſten. Denn hier iſt es auch, wo der Froſt am längſten verzögert und Pflanzen und Thieren die erwärmende Bedeckung erſt ſpäter entbehrlich wird. Aber auf den Höhen der höchſten Gebirge, wo auch kaum noch Kräuter gedeihen können, bleibt er beſtändig während den heißeſten Sommertagen liegen. Nur wenige Monden, oft nur wenige Wochen, fehlt er gänzlich auf den höchſten Bergfluren, wo noch nahrhafte Pflanzen für die Viehheerden wachſen mögen; aber gewiß trägt auch die Kraft des Schneewaſſers nicht wenig dazu bei, daß dort

die Pflanzen ihr Aufkeimen, Blühen und Reifwerden in ſo außerordentlicher Schnelligkeit bewerkſtelligen, wie man davon in ebenen, tiefen Ländern keine Vorſtellung hat.

Die erhabenen Reviere der Berge, wo der Schnee nie, auch in dem wärmſten Sommer nicht verſchwindet, ſind auf den Alpen, ſieben- bis achttauſend Fuß über der Oberfläche des Meers, als der niedrigſten Fläche des Erdballs, erhöht. In heißern Erdſtrichen aber fängt der ewige Schnee erſt in einer Höhe von vierzehn- bis fünfzehntauſend Fuß über der Meeresfläche an.

Auf jenen von wenigen Sterblichen beſuchten Höhen ruhen die ungeheuern, unzerſtörbaren Schneelagen, durch ihren eigenen Druck in ein halbdurchſichtiges blaugraues Eis verwandelt, oft hundert und mehr Klaftern dick über den Felsplatten und in den Klüften und Abgründen. Was an dieſen Eispanzern und unterhalb die natürliche Wärme der Erde, die auch in den Gebirgsgipfeln nicht ganz abſtirbt, unaufhörlich abſchmilzt, oder der Sonnenſtrahl von der glänzenden Oberfläche wegnimmt, erſetzt von Zeit zu Zeit immer wieder der friſch hinzufallende Schnee mitten im Sommer, während es in den untern von Menſchen bewohnten Ländern nur regnet. So ſinken die weitläufigen Eislager, wie ausgefreſſene Gewölbe, oben immer neu belaſtet,

nach, und erfüllen die groſse Einſamkeit durch ihr Brechen und Berſten mit furchtbaren Donnern. Wie in den milden Ebenen und Thälern, arbeitet die Natur unabläßlich auch auf jenen nie beſuchten Höhen des Erdbodens. Gott waltet droben in der Einöde, wohin ſich ſelbſt der Adler nur ſelten verliert, wie er überall waltet in Flur und Hütte.

Unſer Herr iſt groß, dort wie hier, und von großer Kraft, und er iſt unbegreiflich, wie er regiert. Denn jene ewig beſchneiten Berggipfel ſind die Behälter unaufhörlich rinnender Waſſerquellen. Daß die reichſten und meiſten Quellen den erhabenſten Spitzen der Gebirge am nächſten liegen, iſt eine der weiſeſten Welteinrichtungen. Denn nur dadurch iſt es möglich, daß ſie, ehe ſie die Tiefe des Meers erreichen, den weiteſten Weg durch die bewohnten Ländern fließen, und alles befruchten, erquicken und nähren. Der Schnee aber iſt es, welcher allein das dauerhafte Rinnen der Quellen unterhalten kann. Denn Regen würde zu ſchnell herabfließen und das Höhere bald trocken liegen laſſen. Feſt ruht der Schnee von den ungeheuern Felſenzacken hoch über den Ländern der Menſchen aufgefangen und gehalten. Schnell verdunſtet der Regen; nur ſpärlich dunſtet der Schnee aus, und wird daher weniger leicht verzehrt. In trocknen, heißen, regenwarmen Sommern müßten die meiſten Quellen aus Mangel an Nahrung nothwendig abſtehen, die meiſten Bäche verſiegen, die meiſten Flüſſe und Ströme waſſerleer

und unſchiffbar werden. Doch die gewaltigen Meilen- und Tagereiſen weiten Eis- und Schneelaſten der Hochgebirge halten dem Ueberfluß und Mangel des Waſſers ein wohlthätiges Gleichgewicht. Indem ſie Nachts und Tags, Winters und Sommers, fort und fort durch die Erdwärme allmählich und gleichförmig auf ihrer Unterfläche abſchmelzen, wie ſie oberhalb durch neue Ueberſchläge aus den Wolken auch während des Sommers beſtändigen Zuwachs empfangen, nähren ſie unaufhörlich die Quellen auch in den verſchiedenſten Jahreszeiten.

Und ſo wie ſie Menſchen, Ländern und Thieren die nie verſiegenden Waſſerſtröme ſenden, ſind ſie es auch, welche nicht geringen Antheil am Entſtehen der Winde oder an deren Kühlung im Sommer haben. Immer ſind Winde, welche über hohe, mit ewigem Schnee bedeckte Gebirge ziehen, kälter, friſcher und erquickender. Die Verdünſtungen der den Wolken nahe liegenden Eismeere und Schneewüſten erzeugen eben ſo ſehr ſtarke Bewegungen in der Luft, als die Erkältungen der Luft, wodurch wärmere Luftſtröme nachgezogen werden. Und blicke ich hinweg von dieſen überſchneiten Gipfeln der Hochgebirge, dieſer Vorrathskammer der edelſten Waſſerquellen, und ſchaue in jene entfernten, rauhen Gegenden, wo der Schnee nur kurze Zeit die Fluren der Völker verläßt, wie viele Wunder und wie vielen Segen würde ich noch dort wahrnehmen. Wohin ſich auch die Aufmerkſamkeit meines Gemüthes

wenden mag, Gott mein Gott, auch im Kleinſten unendlich groß! überall und jederzeit biſt du herrlich, weiſe und ſegensreich!

Lob Dir, und Preis Dir und Dank, Herr unſer Gott, unſer Vater; der Du unſer gedenkeſt zu allen Stunden des Jahres, in allen Höhen und Tiefen; der Du zähleſt die Sterne und ſie alle nenneſt mit Namen.

Du, Herr, biſt groß und von großer Kraft, und biſt unbegreiflich, wie Du regierſt. Du verdeckeſt den Himmel mit Wolken, erfüllſt ſie mit Feuerflammen und Waſſerfluten, daß ſie ſegnend werden zu ihrer Zeit Allem was da lebet auf Erden. Du gibſt Schnee wie Wolle, Du ſtreueſt Reif wie Aſche. Du wirfſt Deine Schloßen, wie Biſſen; wer kann bleiben vor Deinem Froſt? Du ſprichſt, ſo zerſchmelzet es; Du läſſeſt Deine Winde wehen, ſo thauet es auf.

Herr, unſer Gott, allmächtig, allweiſe und voller Gnade, die kein Ende nimmt, ich will Dich aufſuchen und erblicken in den Herrlichkeiten Deiner Werke, denn was iſt ſeliger, als Dich ſchaun! Ich will Deine Gnade preiſen und Deine Barmherzigkeit rühmen, die meiner gedachte, ehe ich war, und mich ſchirmte, ehe ich die Gefahr kannte. Herr mein Wandel ſei vor Dir Preis, Dank, Anbetung in Chriſto Jeſu. Amen.

Stunden der Andacht
zur Beförderung wahren Chriſtenthums und häuslicher Gottesverehrung.

Sechster Sonntag, den 5. Februar 1815.

Es frohnten Völker todten Götzen.
Geſchöpfe fielen ohn' Entſetzen
Abgöttiſch vor Geſchöpfen hin.
Umſonſt ſprach Gott aus hohen Fernen,
Umſonſt von Miriaden Sternen;
Der Ewige ſprach laut: Ich bin!
Ich bin allein Gott! — Ach, die Blöden
Vernamen es mit irrem Sinn.
Sie hielten es für Staubes Reden
Und fielen vor dem Staube hin.

Und meinten, daß ſie Götter hätten,
Und ſchmiedeten ſich Sklavenketten,
Und bald war auch das Laſter Gott.
Da dünkten einige ſich klüger,
Und lachten dieſer Selbſtbetrüger;
Ein Thor ward bald des andern Spott.
Allein, Gott über alle Götter,
Dich findet auch der Weisre nicht.
Blind iſt der Pöbel, blind ſein Spötter!
Wer Dich erklärt, irrt ohne Licht.

Urgeiſt der Geiſter, Du nur weiſe
Haſt alles in des Alles Kreiſe
Nach Zahl, Gewicht und Maas geſtellt.
Es ſchafft der Wahnſinn nur im Traume
Allmächtigen Staub im öden Raume
Und ſchafft aus ſolchem Deine Welt.
Der Blödſinn hüllt in Dämmerungen,
In menſchliche Geſtalt Dich ein:
Du kannſt von keinem Raum umſchlungen,
Von keiner Zeit beſchränket ſeyn!

Schädlichkeit bildlicher Vorſtellungen von Gott.

Johann. 4, 24.

Oft wenn ich das unbegreiflich Wundervolle in den Werken Gottes mit ehrfurchtsvollem Erſtaunen betrachte, — oder ſchaudernd und anbetend den Finger Gottes in den merkwürdigen Begebenheiten meines eigenen Lebens, und in den Schickſalen anderer Menſchen und ganzer Völker erkenne, — oder wenn mich die unbeſchreiblich endloſe Liebe und Gnade des himmliſchen Vaters mit tiefen Rührungen erfüllt — dann bedenke, wie unwürdig, wie ſchwach, wie ganz nichts der ſterbliche Menſch gegen die Majeſtät des Ewigen iſt: ſo ergreift es meinen Geiſt mit grauervoller Furcht. Ich ſtrebe vergebens, mir das allerhöchſte Weſen in ſeiner ganzen unendlichen Hoheit zu denken. Ich ſchwindle vor den Tiefen ſeines Reichthums und ſeiner Erkenntniß.

Man ſagt mir, Gott iſt allmächtig im Himmel

und auf Erden — wie ſoll ich mir das Eingreifen dieſer Allmacht in das groſe Weltgebäude denken, die da wirkt in den entlegentſten Sonnen, wie in dem Hälmlein des kleinſten Mooßes? — Man ſagt mir, Gott iſt allwiſſend. Wie ſoll ich mir denken den alles durchforſchenden Blick, der da im gleichen Augenblick erkennt, was ſeit Ewigkeiten war, was überall im weiten Reich der Unendlichkeit geſchieht, und was in Ewigkeiten ſeyn wird? — Man ſagt mir, Gott iſt allgegenwärtig. Wie ſoll ich mir die Möglichkeit dieſes Ueberallſeyns der Gottheit vorbilden? Ich fühle die Grenzen meiner Kraft, die Schranken meiner Endlichkeit. Ich laſſe ab von den fruchtloſen Bemühungen, mir eine Art Vorſtellung von der Beſchaffenheit Gottes zu machen; es iſt alles in mir verworren, alles dunkel und ungewiß. Es iſt mir wie dem, welcher die Sonne lange beſchauen will, um ſie durch das blendende Strahlenwerk zu erſpähen, und immer weniger ſieht, und immer blinder wird. Und doch regt ſich dann wieder das Bedürfniß und die Begier meines Gemüthes, vom höchſten Weſen eine, wenn auch noch ſo ſchwache Vorſtellung zu bekommen. Täglich bete ich zu ihm, täglich iſt er mein Gedanke, und doch weis ich nicht, wie ich mir ihn vorbilden ſoll.

Dieſe Empfindungen haben gewiß auch andere Menſchen, und ſie ſind ſehr verzeihilch; ſie liegen tief in der Denkart und in den Vorſtellungsbedürfniſſen der Sterblichen. Wenn man von abweſenden

Perſonen reden hört, die man noch nie geſehen, macht man ſich unwillkührlich von ihnen eine Vorſtellung ihres Aeuſſern. Schon in uralten Zeiten fand man dieſelbe Neigung bei den Völkern. Umſonſt ward die Gottheit allgegenwärtig geheißen; die blöden Sterblichen dachten ſie ſich dennoch in einer Geſtalt, die von einem kleinen Raum umgeben wäre, in Geſtalt eines Menſchen, oder wohl gar eines Thieres. Umſonſt verbot Moſes, ein Bild von Gott zu machen; die Jſraeliten kehrten mehr als einmal zu dem Verbotenen zurück.

So kam die Abgötterei in die Welt. Die erſten Menſchen verehrten das höchſte Weſen in geiſtiger Reinheit. Dann kamen andere und ſuchten ihre Andacht durch bildliche Vorſtellungen zu erhöhen, durch welche ſie ſinnlich an den Ewigen gewöhnt wurden. Darauf kamen wieder andere, welche das Unſichtbare vergaßen, und vor den Bildſäulen und Gemälden knieten, als wohnte die Gottheit in einem Behälter von Stein, Holz, Farben und Erz, das von Menſchenhänden gemacht worden. Und alſo haben ſie, wie Paulus ſagt: verwandelt die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in ein Bild, gleich dem vergänglichen Menſchen und der Vögel, und der vierfüßigen Thiere und der kriechenden Thiere. Röm. 1, 23.

So iſt es auch wohl noch heutiges Tages bei vielen Chriſten. — Wohl mögen Tauſende und Tau-

ſende leben, die ſich das höchſte, das unendliche Weſen, von dem das weite Weltall regiert wird, ganz in menſchlicher Geſtalt denken. Andre wieder, die wohl vernünftiger zu ſeyn glauben, achten ſolche Vorſtellungen nicht, aber doch können ſie ſich nicht verwehren, ſich Gott mit allerlei Eigenſchaften zu denken, die ſie wohl an mächtigen Menſchen finden, mit Eigenſchaften, die ſelbſt an Menſchen ſehr fehlerhaft ſind. Sie ſtellen ihn ſich bald zornig vor; bald durch menſchliche Bitten erweicht und gerührt; bald begierig, von den Menſchen geehrt zu werden; bald dankbar für empfangene Ehrenbezeugungen; bald, als müſſe er erſt von uns um das gebeten und von dem unterrichtet werden, was zu unſerm Beſten dienen könne. — Auch gibt es wohl Andere, welche glauben, ſie haben die edelſte Vorſtellung von dem weiſen und lebendigen Gott, wenn ſie ſich ihn als eine groſſe Kraft der Natur, als eine Art von Weltſeele denken; oder als den Inbegriff der Kräfte, durch welche alles Sichtbare ſo und nicht anders iſt. Sie verwechſeln in verlorenen Begriffen den lebendigwaltenden Gott mit den nach ſeinen Geſetzen wirkenden todten Kräften, und ſetzen an die Stätte der ſchöpferiſchen Weisheit das von ihr erſt Erſchaffene.

Wie aber ſoll ich mir Gott vorſtellen? **Chriſtus Jeſus** antwortet dir: **Gott iſt Geiſt, und die ihn anbeten, die müſſen ihn im Geiſt und in der Wahrheit anbeten.** Joh. 4, 24.

Auch in dir, o Sterblicher, iſt ein lebendig-wirkender, das Heilige fodernder, erhabener Geiſt, der ewig fortleben wird. Dieſer Geiſt iſt ebenfalls unſichtbar, und du kannſt dir von ſeiner Beſchaffenheit keine deutliche, noch weniger bildliche Vorſtellung machen: und doch iſt dieſer Geiſt vorhanden in dir, denn ſonſt würdeſt du dies Wort nicht verſtehen, dieſen Gedanken nicht denken können; du wäreſt ſelbſt nicht vorhanden.

Auch in dir iſt ein Geiſt. Er iſt unſichtbar in allen Theilen deines Körpers gleichſam allgegenwärtig. Er iſt es, der das Leben bewirkt, und mit unerklärlicher Kraft und Wetterſchnelle im innerſten, wie im äuſſerſten Gliede des Körpers wirkt; du weißt dies, du biſt vom Daſeyn dieſes deines Geiſtes überzeugt, weil du überzeugt biſt, daß du in der Welt biſt: und doch kannſt du dir von dir ſelbſt und deinem geiſtigen Ich keine bildliche Vorſtellung machen.

So iſt Gott; — er bleibt der lebendige Urgeiſt des grenzenloſen Alls der Natur; er iſt der Allervollkommenſte! Wie ich das Daſeyn meines Geiſtes daraus erkenne, daß ich mich meiner ſelbſt bewußt bin und wirkſam bin: ſo erkenne ich die Gottheit aus ihren unläugbaren Wirkungen. So thöricht es mir vorkommen würde, wenn jemand den menſchlichen Geiſt mit Farben oder mit körperlichen Geſtalten abbilden wollte: ſo thöricht und noch thörichter iſt es, Aehnliches von dem allerhöchſten Geiſte zu thun. Wie kann man das Unvergängliche durch etwas Ge-

brechliches, wie kann man das Unendliche durch etwas Endliches, wie kann man das Unſichtbare durch etwas Sichtbares, den Geiſt durch Körper bezeichnen und vorſtellen? Iſt es nicht ein Wahnſinn, welchen ſelbſt das Kind beim erſten Nachdenken verwerfen muß?

Hat der Menſch keine Möglichkeit ſich eine bildliche Vorſtellung vom Geiſte des andern zu machen; ſo iſt die Unmöglichkeit nothwendig noch größer, wenn wir eine Vorſtellung von Gottes Beſchaffenheit verlangen. Unſere Hand kann nicht das Weltmeer umſpannen, geſchweige die Grenzenloſigkeit des Alls; wir können tauſend Kleinigkeiten nicht ergründen, geſchweige das Allergrößte; wir ſind höchſt unvollkommene Weſen; wie können wir das Allervollkommenſte erfaſſen? Wer Gottes Weſen durchſchauen und begreifen wollte, müßte ſelbſt Gott ſeyn. Iſt es nun an ſich ungedenkbar, von der Gottheit in ſeinen Vorſtellungen eine Art Bildnis zu haben: iſt jedes Bild, welches wir uns vom höchſten Weſen entwerfen und träumen, immer nur eine unwürdige Einbildung: ſo iſt es auch ſündlich und tadelhaft, ſich den Allerhöchſten unvollkommener zu denken, als er iſt; ja, es ſchadet der wahren Religioſität, und bringt auf mancherlei Weiſe Verderben.

Dadurch kam der Götzendienſt, die Anbetung von hölzernen, ſteinernen oder gemalten Gottesbildern unter die Menſchen; dadurch entſprang jener falſche Gottesdienſt, wo ſich die Sterblichen ihren Gott, den ſie verehren wollten, wie die ſinnliche

Verehrungsweiſe ſelber erfanden und machten; wo ſie eine Speiſe für rein, die andere für unrein erklärten; wo ſie an gewiſſen Tagen Faſten beobachten, an andern Wollüſte und Ausſchweifungen geſtatteten. Das iſt es, wogegen die heilige Schrift kraftvoll warnt; das, woran Paulus ernſt die Bekenner Jeſu zurückmahnt: So laſſet nun niemand euch Gewiſſen machen über Speiſe, oder über Trank, oder über beſtimmte Feiertage, oder Neumonden, oder Sabather; welches iſt der Schatten von dem, das zukünftig war, aber der Körper ſelbſt iſt in Chriſto; welches iſt Menſchengebot und Lehre. Col. 2, 16. 17.

So groß auch die Kunſt der Maler ſei, iſt es doch immer auch von dem Vortrefflichſten unter ihnen eine Verſtandesverirrung und nie zu verzeihende Geſchmackloſigkeit, den Schöpfer des Weltalls, oder den ewigen hohen Richter der Todten und Lebendigen in der Geſtalt eines ſtarken, weißbärtigen, wohlgekleideten alten Mannes darzuſtellen. Alle eure angebrachte Majeſtät in Haltung und Geberden, iſt nur Ziererei ſterblicher Herren; und wie mag das Ewige veralten? Bilder dieſer Art ſind wahrhaft irreligiös. Sie verleiten das Gemüth der Kinder zu falſchen und unwürdigen Vorſtellungen, ſie bringen eben dergleichen unwiſſenden Erwachſenen bei. Und warum denn die Reinheit des Gemüthes beflecken, und ſchauſpieleriſche Thorheit ſtatt der Wahrheit geben? Wie ſchwer iſt, die in früher Jugend empfangenen erſten Eindrücke wieder zu

vertilgen; und wie leicht wird ein unwiſſender, roher Menſch geneigt, ein Bild, welches ihm Andacht erwecken ſoll, für den Gegenſtand der Anbetung ſelbſt zu halten?

Oder wiſſen wir denn nicht, wie im Schooße der chriſtlichen Kirche leider der im Denken wenig geübte Haufe des Volks in ein neues Heidenthum verſinkt, wenn er das Zeichen für das hält, was damit doch nur bezeichnet werden ſoll? Wiſſen wir denn nicht, daß der rohe, ungelehrte oder vielmehr übelbelehrte Volkshaufe an vielen Orten vor Holz und Stein kniet, wie der Heide davor kniete, und Wunder davon erwartet, wie der Heide auch von ſeinen Bildern erwartete? — Wenn Jeſus Meſſias in ſeiner heiligen Würde durch unſere ihm geweihten Tempel wandelte; wenn er, der da rief: Gott iſt ein Geiſt, ihr müſſet ihn im Geiſt verehren und anbeten; wenn er, der da lehrte: Gott iſt überall und nicht in Tempeln allein von Menſchenhänden gemacht! Wenn er diejenigen ſähe, die ſich ſeine Jünger nennen, den Chriſtennamen tragen, wie ſie in trauriger Blindheit vor Abbildungen des Göttlichen knieen und beſonders von dieſem oder jenem Bilde Wunder erwarten — würde er ſeine Nachfolger in ihnen erkennen?

Was fromme Menſchen einſt blos zur Beförderung der Andacht erfanden, das hat eine heidniſche Unwiſſenheit in wahre Abgötterei verkehrt, und unwürdige Prieſter des Altars beſtärkten aus ähnlicher

Unwiſſenheit, oder aus Ehrgeiz und Herrſchſucht, den blinden Pöbel in dem Wahn, welchen die Schrift verdammt, Jeſus Chriſtus nie und nie einer ſeiner Apoſtel gelehrt hat.

Das ſind die Folgen ſichtbarer, bildlicher und körperlicher Vorſtellungen des Unſichtbaren und Göttlichen!

Wenn man aber auch frei von dieſem Heidenthum der Chriſten iſt, ſo iſt man es oft keinesweges von einer andern Art des Heidenthums, da man ſich Gott zwar nicht in Geſtalt eines betagten Mannes, oder eines Thieres, gleichwie die Taube iſt, wohl aber mit allerlei menſchlichen Schwachheiten behaftet, auf die unwürdigſte Weiſe vorſtellt. Wahr iſt es, viele heilige Schriftſteller bedienen ſich bildlicher Ausdrücke, die vom Menſchen hergenommen ſind, wenn ſie von Gott reden. Sie ſprechen von der gewaltigen Hand Gottes, um ſeine Allmacht zu bezeichnen; vom Auge Gottes, um ſeine Allwiſſenheit zu bemerken; allein ſie drücken damit nicht aus, daß Gott Augen, Hände und andere menſchliche Gliedmaaßen wirklich habe. Eben ſo ſprechen ſie ſinnbildlich von der Langmuth Gottes, vom Zorn des Höchſten gegen die Sünder, von mancherlei andern aus der menſchlichen Natur entlehnten Empfindungen und Begierden, um gewiſſe Wirkungen der göttlichen Weltregierung zu bezeichnen. Allein darum wollten ſie nicht ſagen, Gott habe alle dieſe kleinen, oft tadelhaften menſchlichen Neigungen:

ſondern ſie waren gezwungen von göttlichen Dingen in der armen menſchlichen Sprache zu reden, um ſich denen einigermaßen deutlich zu machen, zu welchen ſie ſprachen.

Die heilige Schrift ſelbſt nennt den Zorn ein Laſter. Wie mag man glauben, daß Gott zürnen könne? Wie mag man glauben, daß er, der von Ewigkeit alles voraus ſah, von Tag zu Tag das Gemüth ändern, bald Freude, bald Traurigkeit abwechſelnd empfände — er, der Unveränderliche, welchem kein Wechſel des Lichtes iſt?

Die bildliche Sprache der Bibel mag Manchem, der über den wahren Sinn heiliger Worte nicht genugſam nachdachte, oft zu dergleichen irrigen Vorſtellungen Anlaß gegeben haben; aber es iſt die Pflicht des Chriſten, daß er den Verſtand der geleſenen oder gehörten Worte nicht oberflächlich, ſondern in ihrer tiefern Bedeutung ergreife; es iſt Pflicht der Lehrer und Verkündiger des göttlichen Wortes, nicht nur anhaltend dem Wahren und Beſſern nachzuforſchen, ſondern auch Andre vor den aus Mißverſtändniß entſpringenden Irrthümern zu warnen.

Denn aus dieſen Irrthümern entwickelt ſich Irreligioſität, kein Chriſtenthum. Könnte Gott wirklich zürnen, warum ſollte der Zorn am Menſchen eine Sünde heißen? Könnte Gott Rache üben, warum ſollte Rachſucht am Menſchen ſtrafwürdig ſeyn? Es iſt nur allzu gewiß, daß derjenige, welcher

dem höchſten Weſen menſchliche Schwachheiten zutraut, ſich eben damit vom wahren Gott entfernt und einen von ſeiner eigenen Einbildungskraft geſchaffenen Abgott anbetet.

So ſind wohl Viele, welche es ganz falſch verſtehen, wenn bildlicherweiſe von Gott geſagt wird, er ſei gnädig, langmüthig und werde von der Reue des Sünders endlich zum Erbarmen bewegt. Sie denken ſich ihn wie einen guten, doch ſchwachen Menſchen, der gar ungern zürnt; der, weil er nicht weis, ob ſich ſein Untergebener noch beſſern wird, Nachſicht mit ihm hat, bis endlich auch die Geduld brach; dann aber dennoch von ſeinem erſten Vorſatz, den Fehlbaren zu beſtrafen, wieder durch Seufzer, Thränen und Bitten zurückgebracht und verſöhnt werden kann. Dergleichen falſche, unanſtändige Begriffe haben den böſeſten Einfluß auf das menſchliche Herz. Daher ſieht man Viele ſich unbeſorgt den Ausſchweifungen hingeben; ſie hoffen es bei Gott wohl wieder abbitten zu können. Sie zählen auf ſeine Langmuth, als hätten ſie es mit einem Menſchen zu thun, den man täuſchen kann. Irret euch nicht, Gott läßt ſich nicht ſpotten. Er weis ſeit Ewigkeit, was euer künftiges Thun und Laſſen ſeyn werde; daher iſt alle Täuſchung unmöglich. Ihr leget dem höchſten Weſen menſchliche Gefühle und Schwächen bei, aber ihr machet euern Gott noch ſchwächer und unweiſer, als ihr ſelbſt ſeid. Denn wenn ihr zum Beiſpiel mit Gewißheit

von einem Mörder und Räuber ſeine Unverbeſſerlichkeit wüßtet, würdet ihr Nachſicht mit ihm haben, und ihn frei herum morden und rauben laſſen? Gott aber der Alles kennt, ohne von Langmuth oder Erbarmen, von Freude oder Schmerz bewegt zu werden, hat den Lauf der Dinge geordnet, und alles ſo, daß alles ſeine Zeit hat, und alles ſein Ziel zum Segen des Ganzen, zum Untergang des Böſen.

Es ſind noch Viele, welche aus Mißverſtändniß bildlicher Ausdrücke von der Liebe Gottes in dem Irrthum leben, Gott könne größeres Wohlgefallen an einem, als am andern Volk, größeres Wohlgefallen an einer Religionspartei, als an der andern haben. Da hört man dann oft in einem Lande Gebete zum Gott der Heerſchaaren um Sieg über ein anderes Land; da hört man oft feindſelige Gebete gegen die Ungläubigen, die Ketzer, und wie man ſonſt noch Leute von andern Glaubensparteien im Haß bezeichnet. — Aber Gebete wie dieſe, wahrlich, ſie ſind keine Gottesverehrungen, ſondern Gotteslaſterungen! Was würde ein irdiſcher Vater zu einem ſeiner Kinder ſprechen, das ihn um Waffen und Stärkung anriefe, einen Bruder oder eine Schweſter zu ermorden? — Gotteslaſterer, und ihr betet zu Gott, euch zum Morden, Rauben und Elendmachen eurer Brüder beizuſtehen? Iſt er nicht

Vater aller ſeiner Erſchaffenen? Iſt er ſchlechter als ein irdiſcher Vater unter euch? Sind wir nicht alle Kinder Gottes? Wo iſt ein Volk, wo eine Kirchengenoſſenſchaft, gegen die er ſo parteiiſch wäre, wie ihr verblendete Thoren? Wer recht thut und Gott fürchtet, in allerlei Volk, der iſt ihm angenehm, denn es iſt kein Anſehen der Perſon vor ihm.

Viele Andre ſind, welche ſich aus Mißverſtändniß des bildlichen Ausdrucks Gottesdienſt einbilden, man könne Gott wirklich Dienſte leiſten und etwas Angenehmes erzeigen, wenn man gegen ihn äußere Aufmerkſamkeit hat, wie gegen Fürſten, die doch nichts, als ſchwache Menſchen ſind. Sie bleiben dabei unreinen Herzens, ſchwelgen, ſaufen, betrügen, verführen, haſſen, verläumden, ſpötteln, aber rennen fleißig in die Kirche, beten lange Gebete, ſingen, geben Almoſen, und glauben mit ihren Zeremonien den Herrn des Weltalls, den Richter der Geiſter zu beſtechen; glauben, ſie können die Selbſtſtrafe der Sünden abwenden, und einen Segen erwerben, der nur das Erbtheil tugendhafter Geiſter iſt. Oder ſie bleiben in ihren Laſtern und tröſten ſich des Verdienſtes Jeſu Chriſti, als wäre ſein Verdienſt nicht das Werk des ewigen Vaters ſelbſt geweſen.

Hüten wir uns wohl, den Allerheiligſten mit unſern menſchlichen Schwachheiten und Leidenſchaften zu bekleiden. In ihm iſt kein Ehrgeiz, kein

Eigennutz. Wir ſollen ihn ehren, nicht weil durch unſre Verehrungen ſeine Herrlichkeit vergrößert wird, ſondern unſre Gemüthsvortrefflichkeit gewinnt. Wir ſollen Recht thun und ſeine Gebote halten, nicht weil wir ihm damit dienen, ſondern unſer eigenes Glück erweitern. Denn was hätten wir ihm zu geben oder zu leiſten, was wir nicht blos ſeiner Gnade zu danken haben?

Aber auch diejenigen ſinken in Irrthum und Abgötterei, welche in der Meinung, ſich Gott auf die würdigſte Art vorzuſtellen, ihn ſich wie eine dunkle, das ganze Weltall durchſtrömende und bewegende Naturkraft denken. Alle Kräfte der Natur, welche wir außer uns bemerken, wie wunderbar ſie auch durch einander treiben, ſind der ſich durch das Weltall ſchwingenden denkenden Kraft des menſchlichen Geiſtes noch lange nicht gleich. Der menſchliche Geiſt, freiwollend, freiwirkend, betrachtend, kann wenn er will, erhabener als die Gewalt der Natur, erhabner als das Schickſal der Natur ſeyn. Machet ihr nun die Kräfte der Natur oder das Schickſal zum Gott, ſo iſt oft der menſchliche Geiſt erhabener, als euer Gott. Dieſes Irrthums waren einſt und ſind noch die heidniſchen Völker — wie iſt eure Weisheit von ihrem Irrthum verſchieden?

Du biſt der wahre, lebendige, allein heilige Gott, mein Gott, von Ewigkeit in Ewigkeit! Dich

begreift nicht der Wurm des Staubes, nicht der erhabenſte Menſchengeiſt, nicht der Seraph! — Wie könnte ich, der ich mir ſelber noch ein dunkles Räthſel bin, Dich Unendlicher, erforſchen, und Deine Beſchaffenheit ergründen? Jene Sonnen, jene Monde, jene Erden, alle die ungeheuern Weltkörper, welche in den unermeßlichen Himmeln mir aus unzuberechnenden Fernen wie kleine Sterne funkeln, und alle, deren Daſeyn ſich in noch weitern Fernen dem menſchlichen Auge entzieht — ſie mit ihrer Pracht, mit dem Wunderreich ihrer Kräfte, allgewaltiges, heiliges Weſen, ſind Staub vor Dir. Du winkteſt ſie aus dem Nichts und Daſeyn. Ich kann ihre Menge nicht mit dem kühnſten Gedanken umfangen. — Herr, Herr, wie vermöchte ich den zu erkennen und in einer Vorſtellung zu faſſen, der dieſen Staub ins Daſeyn rief?

Urgeiſt der Geiſter, lebendiger, weltbeſeligender Gott, zu welchem Jeſus mich den Vaternamen mit kindlichem Vertrauen ſtammeln lehrte, ſo will auch ich Dich anbeten im Geiſt und in der Wahrheit. Aber immer, wenn mein Gedanke ſich emporhebt zu Dir und das Hochherrliche Deiner Macht und Weisheit und Güte mich ergreift, und meine Seele in Schauern des Entzückens zittert — immer verſchwindet das Wort — ich bin zu ſchwach — mein Gebet wird zur verſtummenden Ehrfurcht. — —

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Siebenter Sonntag, den 12. Februar 1815.

Herr, was ich Gutes habe,
Iſt Deine milde Gabe;
Nichts iſt mein Eigenthum
Für das, was ich beſitze,
Wodurch ich Andern nütze,
Gebührt nicht mir, nur Dir der Ruhm.

Sowohl Verſtand als Kräfte
Zum nützlichen Geſchäfte,
Hab' ich von Deiner Huld.
Dein iſt's, wenn gute Thaten
Dem Vorſatz wohl gerathen.
An Fehlern bin allein ich Schuld.

Sollt' ich mich nun erheben,
Wenn mir in dieſem Leben
Viel Gutes widerfährt?
Was hat Dich Herr bewogen,
Daß Du mich vorgezogen,
Bin ich wohl jemals deſſen werth?

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Selbſtgefälligkeit.

Tobias 4, 14.

Es gibt eine Untugend, welche nicht ſelten das Eigenthum übrigens rechtſchaffener und verſtändiger Perſonen iſt, und wodurch ſie, wie wir täglich wahrnehmen, ſich ſelber vielen Schaden zufügen, ohne es zu wiſſen, ja, es ſind eben nur Perſonen, welche ſich gewöhnlich durch Geiſtesvorzüge auszeichnen, die in ſolche Untugend zu verfallen und durch dieſelbe beinah allen ihren übrigen Werth verlieren.

Dieſer Fehler iſt von eigner Art, daß man dafür kaum noch den rechten Namen im Gebrauch hat. Es iſt ein allzu lebhaftes und immer geſchäftiges Bewußtſeyn von Geiſtesgaben, die man hat, und eine daraus entſpringende immer kitzelnde Begierde, dieſe Vorzüge bei jeder Gelegenheit fühlbar werden und von Andern anerkennen zu laſſen. Es iſt nicht ſowohl ein Streben, Andern gefallen zu wollen, als vielmehr ein allzu großes Gefallen, was man an ſich ſelbſt hat. Darum möchte ich dieſe Untugend Selbſtgefälligkeit heißen.

Die Selbſtgefälligkeit eines Menſchen iſt ſehr verſchieden von dem edlen Bewußtſeyn eignen Werths, welches auch der Chriſt, der Weiſe haben kann und ſogar haben muß, um ſtandhaft in der Tugend zu bleiben. Das Selbſtgefühl unſers innern

Werthes beſteht in Ueberzeugung von der Recht-ſchaffenheit ſrerun Geſinnungen und Anſichten, wenn ſie von der Unwiſſenheit oder Bosheit der Menſchen verkannt werden. Der Weiſe hat keinen Stolz auf ſeine Verſtandesvorzüge, denn er weis, daß er die Gaben des Geiſtes nur dem Urheber ſeines Lebens zu danken hat. Aber in die edelſte, gottgefälligſte Anwendung dieſer Gaben ſetzt er einen hohen Werth. Er läßt ſich weder durch Verachtung und Spott, noch durch Hinderniſſe böswilliger Menſchen in der richtigen Anwendung ſeiner Kräfte irre machen. Nicht äußere Vorzüge, nicht glänzende Einbildungskraft, nicht Scharfſinn, Witz und Geſchicklichkeiten verleihen Werth vor Gott, ſondern nur frommer Edelmuth und tugendhafter Wandel.

Wer auf eigne Einſichten und Fähigkeiten allzu hohen Werth legt, der hat keineswegs das richtige Selbſtgefühl ſeiner innern Würde, ſondern Stolz; ſo wie derjenige, welcher ſich, auf ſeine äuſſern Vorzüge zuviel einbildet, nur Eitelkeit hat. Der Stolz entſpringt aus der übertriebenen Meinung vom Umfange der eignen Kräfte, und äuſſert ſich durch Geringſchätzung derer, welche weniger haben oder zu haben ſcheinen. Die Eitelkeit thut ſich auf den Beſitz äußerer Glücksgüter zu gut, auf körperliche Anmuth und Zierlichkeit, auf Pracht in Kleidern, Wohnungen, Hausgeräthen; auf gewiſſe

erworbene Geſchicklichkeiten, die man gern zur Schau ausſtellt.

Man kann ſtolz ſeyn, man kann eitel ſeyn, ohne deswegen geizig zu ſeyn. Ehrgeiz iſt Streben nach großen Auszeichnungen vor andern Menſchen, und Unzufriedenheit mit dem Ruhm, oder Lob, oder Anſehn, welches man wirklich erworben hat. Mit ſchon gewonnenen Auszeichnungen und Würden iſt nur der Hochmüthige zufrieden. Er wähnt ſich am Ziel und will nun die Frucht ſeines Glücks in vollem Maaße durch Genuß von Ehrerbietung haben, die ihm andere Menſchen leiſten ſollen. Der Ehrgeizige kann ſehr beſcheiden ſeyn; der Hochmüthige kann es in der That nie ſeyn.

Von allen dieſen unterſcheidet ſich der Selbſtgefällige durch ſein Thun und Laſſen, ob er gleich von jenen Fehlern mehr oder weniger mit ſeiner Unart verbinden kann. Er iſt ſich ſeiner Klugheit und Verſtandeskräfte beſtändig bewußt, immer, bald trotzig, bald ſchmeichelnd, bald offen, bald heimlich bemüht, ſie bei andern angeſehn und giltig zu machen, iſt darin vom Stolzen verſchieden, daß dieſer ſchon mit dem bloßen Bewußtſeyn von Kraft und Geiſtesvorzügen zufrieden iſt, und ſich in Geringſchätzung minder vorzüglicher Perſonen behagt. Der Selbſtgefällige hingegen fürchtet immer zu wenig anerkannt, zu wenig nach Verdienſt geſchätzt zu ſeyn.

Er will daher herrſchen, Alles machen, Alles entſcheiden, in Allem das Wort führen, in Allem der Erſte ſeyn, um von Andern eben ſo ſehr bewundert zu werden, als er ſich ſelbſt bewundert.

Es iſt denkbar, daß er auch eitel ſeyn könne. Aber er will nicht gleich eiteln Perſonen nur durch das Aeuſſere gefallen. Er iſt vielleicht weder ſchön noch reich, noch geſchmackvoll genug, um durch die Außenſeite zu gefallen. Ja, er kann ſogar Geſtalt, Kleidung und alle Umgebungen vernachläſſigen, um dagegen ſeine Geiſtesüberlegenheit deſto heller glänzen zu laſſen, in die er allein verliebt iſt, und die er von aller Welt geliebt ſehen möchte. Dabei iſt es ihm vielleicht nicht, wie dem Ehrgeizigen um Erreichung öffentlicher Auszeichnungen und weit verbreiteten Ruhmes zu thun. Er kann Klugheit oder Bequemlichkeit genug haben, um die Dornen zu ſcheuen, welche gewöhnlich auf der Bahn irdiſcher Ehren den Wandler verwunden und die der von Ehrgeiz Beſeelte nicht fürchtet. Nein, der Selbſtgefällige, ohne deswegen in albernen Hochmuth zu verfallen, iſt ſchon zufrieden, wenn ihn nur alle Perſonen, mit denen er unmittelbar zu thun hat, als den vortrefflichſten Kopf anerkennen; nur was er ſpricht, für das Beſte halten; nur ſeine Leitung annehmen wollen. Er, in beſtändiger Bewunderung und Hochſchätzung ſeines Verſtandes, ſeiner Klug-

heit und Einſicht, fordert auch von Andern nichts, als dieſe Bewunderung, und hält dafür, man laſſe ihm dann nur erſt Gerechtigkeit widerfahren.

Um ſeinen höchſten Zweck zu erreichen, um allen ſeinen Bekannten ſo glänzend an Geiſteskraft zu erſcheinen, als er ſich ſelbſt in dem Spiegel erblickt, welchem ihm Eigenliebe täglich vorhält, ſpielt er alle Rollen, macht er alle Umwege. Er iſt bald abſprechend, bald demüthig und vorſichtig; bald für gemeinnützige Gegenſtände im heiligen Eifer, bald deren vornehmſter Gegner; bald freigeiſteriſch aufgeklärt witzelnd, des Heiligſten ſpottend, bald frömmelnd andächtelnd. Er iſt nichts für die Sache ſelbſt, Alles nur um Bewunderung zu erndten von denen, mit welchen er zu ſchaffen hat. Er thut was gerecht, gut und ſogar edel iſt, nicht aber der Tugend willen, ſondern in ſeiner Selbſtgefälligkeit die Bewunderung Anderer zu ärndten. Dieſe Begierde, ſo gern er ſie auch verhehlen möchte, wird immer wieder in ſeinen Aeußerungen ſichtbar; ſie verräth ſich in ſeiner Vorliebe für die, welche ſeiner Geiſtesüberlegenheit huldigen; in ſeinem herben Urtheil gegen die, welche ſich entweder derſelben nicht unterwerfen, oder wohl gar ähnliche Anſprüche auf Bewunderung machen, wie er ſelbſt. Er iſt kein größerer Gegner von den Leuten ſeiner Bekanntſchaft, als von ſolchen, die ihm in ſeiner Unart

gleich ſind. Er findet ſie ſelbſtſüchtig, einbil=
deriſch, herrſchſüchtig, ungerecht und im Umgang
unerträglich.

Der Selbſtgefällige, wo er auch ſtehe, was ihm
auch begegnen möge, vergißt ſich niemals über etwas
anders. Er iſt ſich ſelber jederzeit der Erſte, der
Wichtigſte. Jede Kleinigkeit von dem, was er hat,
denkt, thut, ſcheint ihm bedeutender, als das
Wichtigſte, was Andre angeht. Im Geſpräch wird
er überall gern, wenn gleich mit ſorgſamer Beſchei-
denheit, ſein geliebtes Ich anbringen, von ſich
erzählen, von ſeinen Erfahrungen, ſeinen An-
ſichten, ſeinen Hoffnungen ſprechen, und keinen
Umſtand unbenutzt laſſen, um ſein Ich von allen
Seiten darzuſtellen, damit man es ſo liebe, ſo
preiſe, wie er es in ſeinen Gedanken ſelbſt thut.
Er wird empfindlich gekränkt, wenn man in Geſell=
ſchaften irgend einem Verdienſte andrer Perſonen
Gerechtigkeit und Lob zollt, ohne nicht zugleich durch
einen Seitenblick auf ihn zu verſtehen zu geben,
daß man ſeinen höhern Werth vollkommen zu wür-
digen wiſſe.

Die unmäßige Selbſtgefälligkeit und thörichte
Verehrung eigner Geiſtesvortrefflichkeit, iſt oft der
Fehler von Leuten, die allerdings ſowohl wegen ihres
Verſtandes, als Herzens ſehr ſchätzbar ſeyn können.
Aber indem ſolche Neigung nur immer auf ſich ſelbſt

zu ſehen, nur immer auf Huldigungen erpicht zu ſeyn, endlich im Gemüthe vorherrſchende Leidenſchaft wird, verdunkelt und entwerthet ſie auch die andern löblichen Eigenſchaften. Leidenſchaft, das heißt, eine gewaltige Neigung, welche den beſſern Willen feſſelt, die Klarheit der Vernunft trübt, und allein Hauptquelle unſrer Geſinnungen und Beſtrebungen werden will, iſt Sünde. Denn nur Vernunft, nur das Geſetz Gottes, nur reine Liebe zu Gott und Menſchen, mehr denn Liebe zu uns ſelbſt, ſoll uns regieren.

Hoffart laß weder in deinem Herzen, noch in deinen Worten herrſchen, denn ſie iſt ein Anfang alles Verderbens. Tobias 4, 14. So ſpricht warnend die heilige Schrift.

Sie iſt ein Anfang alles Verderbens; oder wo wäre jemals ein leidenſchaftliches Leben der Anfang alles Guten und Beglückenden geweſen?

Der Selbſtgefällige ſchadet ſich durch die Ueberſchätzung ſeiner Verſtandesvorzüge am meiſten. Das feine Selbſtlob, welches er ſich gar zu gern zollt, oder welches er andern abzwingen könnte, wird anſtößig für die, welche mit ihm umgehn. Sie mögen ſeinen Werth erkennen, oder nicht, in jedem Fall werden ſie gewahr, daß er ſelbſt eine allzu überſpannte Meinung von demſelben habe. Da es für ſie keineswegs eine angenehme Empfindung iſt, ſich beſtändig überſehn, beſtändig gedemüthiget zu fühlen, erhebt ſich in ihnen Wunſch und Wille, ihn zur rechten Würdigung ſeiner ſelbſt und zur Be-

ſcheidenheit zurückzuführen. Oft miſcht ſich damit noch Schadenfreude. Oft wird der Neid ſich mit der Schadenfreude vereinigen, und ſtatt der geforderten Achtung, Verachtung zurückgeben.

Wo unläugbare Verdienſte und Vorzüge ſind, wird der Neid eben ſo geſchäftig ſeyn, als wo nur zufällige Glücksbegünſtigungen glänzen. Der Selbſtgefällige gibt ſich alſo muthwillig den Unannehmlichkeiten preis, welche der Neid der Menſchen herbeizuführen weis; ja fordert dazu auf. Und ſo verächtlich ſonſt die Leidenſchaft des Neides iſt, wird ſie hier Jedem minder tadelnswürdig dünken, da durch den anmaaßenden oder ſelbſtſchmeichleriſchen ſelbſtgefälligen Ton alle gekränkt werden, auch die, welche vom Neide rein ſind.

Es iſt ſehr gewöhnlich, daß Leute von ausgezeichneten Verſtandesgaben, das allerübelſte Mittel wählen, ſie in Anerkennung zu bringen — nämlich witzige Spöttelei über Andre. Dadurch gelingt es ihm, ſich ſelbſt über ſolche Perſonen eine ſcheinbare Ueberlegenheit zu verſchaffen, welche ihm ſonſt an Geiſtesvorzügen nicht nachſtehn, aber entweder die Leichtfertigkeit des Witzes nicht beſitzen, oder zu beſitzen verſchmähen. Man liebt freilich in Geſellſchaften die heitern Einfälle, auch die boshaft ſtechenden; aber man liebt nicht den, der ſie hat. Denn wer lächelnden Mundes einen Andern lächerlich machen kann, wird, wenn Anlaß erſcheint, auch unſrer ſelbſt nicht ſchonen. Der Selbſtgefällige hat in der Welt nur einen Einzigen, den er von Herzen bewundert, achtet und liebt, dieſer Einzige iſt er ſelbſt. Für

einen witzigen Einfall opfert er jedes andere ſchätzenswerthe Verhältniß auf.

Man klagt wohl oft und mit Recht darüber, daß die geiſtvollſten Männer am meiſten verkannt und zurückgeſetzt zu werden pflegen. Doch darf man ſich nicht bergen, daß ſie ſelbſt dazu das Meiſte beitragen. Der Spötter, hätte er auch das beſte Herz, iſt der erſte Verläumder deſſelben; man belacht ſeine Gedanken, aber haßt ſeine Denkart; und ſchwer wird ihm zu beweiſen, daß am beißenden Scherz nur der Kopf, aber nicht das Herz Theil habe.

So erwahrt ſich das Wort der heiligen Schrift: Hoffart iſt der Anfang alles Verderbens. Der Selbſtgefällige vereinzelt ſich, ſtößt die Zuneigung Andrer zurück, und bringt ſich ſelbſt um die allgemeine Achtung, nach welcher er geizt.

Aber er beraubt auch ſeinen eignen Geiſt aller Vortheile, welche ihm die Ueberlegenheit gewähren könnte. Er hindert ſich ſelbſt, das Gute alles zu ſtiften, was er zu leiſten fähig wäre, weil er durch ſein Betragen Jedermann mehr oder weniger gereizt hat, ſein Gegner zu ſeyn. Was er auch unternehme, man hält ſeine Abſichten nicht für rein, man weis, oder fürchtet, es ſei ihm nicht um das Gute der Sache, ſondern um die Schauſtellung der Talente zu thun. Man gefällt ſich ihm zu widerſtreben, iſt es nicht aus Neid, ſo iſt es aus Schadenfreude, aus Rache der gekränkten Eigenliebe. Denn ſo beſcheiden auch Jedermann von ſich ſelbſt denken und ſo willig man immerhin die Verdienſte oder Vorzüge des Andern eingeſtehn möge, werden doch wenige

Menſchen ſeyn, die damit geſtehn möchten, daß ſie ſelber ohne allen Werth ſeien.

Was man auch in der Welt Nützliches wirken wolle, man wird immer Gegner finden, die wegen Mißgunſt, eigenthümlichen Muthwillen, Eigennutz, Hang zum Gewohnten u. ſ. w., Hinderniſſe in Menge herbeizuſchaffen bemüht ſind. Es gehört bei den edelſten Abſichten oft der größte Aufwand von Klugheit dazu, ſie ins Werk zu ſetzen. Mit jener anſtößigen Gefälligkeit vermehren wir aber die Menge der Schwierigkeiten, und alle Geiſtesvorzüge helfen zuletzt nur dazu, daß wir weit weniger ausführen können, als der Mann von geringern Kräften und größerer Beſcheidenheit.

Es ſchadet ſich folglich der Selbſtgefällige bei aller ſeiner Klugheit in der Achtung die er wünſcht, in der Freundſchaft, deren er würdig wäre, in den Unternehmungen, die er bezweckt. Das heißt, ſeine glänzenden Eigenſchaften dienen ihm zum eigenen Nachtheil. Er handelt bei aller Klugheit unklug. Man hätte recht, über dieſen Widerſpruch zu erſtaunen, wenn man nicht wüßte, daß jede Leidenſchaft eine wirkliche Selbſtverblendung, ein einſeitiger Wahnſinn wäre.

Ein Fehler iſt gern die Quelle von andern. Die Ueberſchätzung eigner Geiſtesgaben und die Sucht, ſich durch ſie bedeutend zu machen, kann ſelten lange beſtehn, ohne neben manchen Verdrießlichkeiten von außen, manche Verſchlimmerung des Gemüths zur Folge zu haben. Niemand iſt geneigter darüber zu klagen, daß man ihn verkenne, als der Selbſtge-

fällige. Es ſetzt ſich bei Niemanden leichter Bitterkeit und Verhärtung gegen andere Menſchen an, als bei ihm, da er ohnehin ſchon geneigt iſt, andre zu überſehn und gering zu achten. Keiner wird empfänglicher für die Qualen des Neides ſeyn, als er, wenn er zu ſeinem Verdruß wahrnimmt, daß man bald dieſem, bald jenem Vorzüge einräumt, die er ſelbſt mehr denn jeder Andere verdient zu haben glaubt, wenn es nach Recht und Billigkeit gegangen wäre; niemand wird ſich williger, als er, zeigen, blind gegen das Gute zu ſeyn, was Andre haben, beſonders wenn es von der Art iſt, daß es ſeinen eignen Vorzügen den Rang ſtreitig zu machen droht — — und ſo quillt eine Untugend aus der andern. Sündliche Geſinnungen färben den Willen, und ein unreiner Wille leitet zum Vergehen. Hoffart iſt ein Anfang alles Verderbens. Jede Leidenſchaft, die einmal ihre Wurzeln tief in unſer Leben geſchlagen hat, iſt ſchwer auszurotten; Vernichtung der Selbſtgefälligkeit vielleicht mit am ſchwerſten, weil ſie eine ungeheure Verartung der natürlichen Selbſtliebe des Menſchen iſt. Wer von ihr eingenommen ward, und fühlt, wie viel er ſich ſchadete, wird lange Zeit um die rechte Grenzlinie zwiſchen billiger Achtung eignen Werthes und Ueberſchätzung deſſelben verlegen ſeyn. Ohnedem iſt denen, welche von ſich in hoher Einbildung leben, eigen, daß ſie zuweilen gänzlich und an allem ihren Werth mit großer Niedergeſchlagenheit zu verzweifeln pflegen, wenn ſie durch irgend einen Anlaß zur Erkenntniß gelangen, daß ſie weniger in Dieſem und Jenem

leiſten, als ſie leiſten zu können glauben. Selten werden ſie Maas halten.

Ohne ächtreligiöſen Sinn iſt die Ausrottung der Untugend und ihres Verderbens ungedenkbar. Durch Klugheit zwar kann man ſich in den Aeuſſerungen derſelben beſchränken; man kann ſich zähmen, ſich verſtellen. Aber Heuchelei iſt nur ein Uebel mehr, und ſo wenig die Tugend der Beſcheidenheit ſelbſt, als roth geſchmückte Wangen eines Sterbenden das Zeichen der Geſundheit ſind. Heuchelei von Demuth neben geheimer Anmaaßung und innerer Selbſtbewunderung, bildet die widerlichſte Verzerrung; verrathen ſich einander, als entgegenſtehende Laſter, bei den meiſten Gelegenheiten, und geben ſich der Verachtung preis.

Klugheit kann dir ſagen, daß wer ſich gern vordrängt, gewöhnlich den Schmerz erfährt, zurückgeſetzt zu werden. Klugheit kann dir ſagen, daß du durch die Art, wie du entweder Andere demüthigeſt, oder dich und deine Talente zur Schau ſtelleſt, Gegner erweckſt und dir ſelber ſchadeſt. Klugheit kann dir Vorſicht anrathen. Allein dieſe Vorſicht ſteht mit den Zwecken deiner Begierde in Widerſpruch. Du bemühſt dich vergebens die Art und Weiſe zu ändern, in welcher ſich deine Neigung zu glänzen und zu denken offenbart — die Neigung ſelbſt mußt du vertilgen. Aber du kannſt ſie nur vertilgen durch reine Religioſität, durch wahren Chriſtusſinn: Habe Gott vor Augen, nicht Menſchenbeifall! Liebe das Gute, was du ſtiften kannſt, darum, weil es gut und recht iſt, nicht weil du dabei Gelegenheit findeſt,

dich zu zeigen. Verlange nichts für dich, Alles für Andere. Erwirb Andern Lob, nicht dir. Verläugne dich ſelbſt und folge Jeſu nach, der bei erhabenern Eigenſchaften und unendlich größern Verdienſten um die Menſchheit, dennoch das liebenswürdigſte Beiſpiel der Demuth war.

Dieſe Lehren freilich ſind leichter gegeben, die Vorſätze auch wohl balder gefaßt, als erfüllt, ſelbſt wenn es wirklich darum zu thun wäre, einen Fehler abzulegen, der im Leben ſo viel trübe Augenblicke und geheimen Verdruß ſchuf. Aber ſchon der einzige Gedanke, daß alle deine vortrefflichen Eigenſchaften ihren beſten Werth verlieren, weil du ihnen Werth beilegſt; daß dich Andere nicht loben, weil du ſie auf feinere oder gröbere Weiſe zum Loben zwingſt; daß dich Niemand von Herzen lieben kann, weil du dich ſelbſt mit Unmäßigkeit liebſt und ſchmeichelſt, Andern hingegen allzu lieblos ihren geringern Werth fühlen läſſeſt — ſchon dieſer Gedanke muß dir auch das Schwerſte erleichtern. So wie eine Jungfrau minder ſchön iſt, ſobald ſie ihre Schönheit anerkennen machen will, und die am liebenswürdigſten iſt, welche nicht weis, daß ſie es iſt: ſo umringt den Beſcheidenen die herzlichſte Freundſchaft, die ungeheucheltſte Hochachtung, der darauf die allerwenigſten Anſprüche zu haben glaubt.

Erinnere dich, daß deine Vollkommenheiten keineswegs darum ſchätzenswerth ſind, wenn du ſie haſt, ſondern erſt wenn du Andern damit Nutzen oder Freude bringſt. Erinnere dich, daß du die falſchen Mittel erwählteſt, dir Liebe und Zutrauen

zu gewinnen, wenn deine Eitelkeit die Selbſtliebe Anderer verwundet.

Außerdem iſt gewiß, daß jeder Menſch ſeinen eigenthümlichen Werth hat, Gaben und Eigenſchaften, in denen er dich übertrifft. Gerecht war Gott in Vertheilung ſeiner Güter: du aber biſt auf Erden nicht der Begünſtigte. Andre übertreffen dich in dem, worin du ſchwach biſt. So bei aller ſcheinbaren Ungleichheit herrſcht unter Geiſtern mehr Gleichheit, als du vermutheteſt. Es iſt möglich, daß du ſchnellere Urtheilskraft, durchdringendern Scharfſinn haſt, als Dieſer oder ein Anderer; er aber übertrifft dich vielleicht durch ruhigere Ueberlegung, durch Kraft des Gedächtniſſes, durch beſſere Ordnung in ſeinen Vorſtellungen. Du prangſt mit regerer Einbildungskraft und Empfindungsvermögen; ein Andrer übertrifft dich durch Gründlichkeit der Kenntniſſe. So haben wir von Gott allerlei Gaben empfangen, nicht Einer Alles, daß wir damit unter einander dienen ſollen. Und derjenige, welcher nach deiner Meinung dir wohl in allen Dingen nachſteht, iſt dennoch vorzüglicher und gerade dadurch Vielen angenehmer, daß er weniger anſpruchsvoll, dünkelhaft und heimlich ſtolz iſt, als du biſt.

Blicke auf das, wodurch andre Perſonen Liebe und Beifall erlangen, und du wirſt empfinden, daß dir noch Vieles fehlt. Sie haben mehr und aufrichtigere Freunde, als du, folglich für andere Menſchen wahrern Werth, als du. Blicke auf Deine eignen Unvollkommenheiten; und wenn es dir die groben Täuſchungen deiner Eigenliebe noch geſtat-

ten einen Augenblick gerecht gegen dich ſelbſt zu ſeyn, ſo wirſt du erkennen, daß du nicht vorgezogen zu werden verdienſt, weil Andere in der That beſſer ſind, als du biſt; daß man dich nicht allgemein ſchätzen und lieben kann, weil du nicht ſo liebenswürdig zu ſeyn weißt, wie es Andere ſind.

Und dann mein Schöpfer, mein Richter, von dem ich jede gute Eigenſchaft meines Geiſtes empfing, als ein Pfund, mit welchem ich nicht glänzen, ſondern nützen ſoll, welch ein Recht kann ich haben, auf das ſtolz zu ſeyn, was ich nur Deiner Gnade danke und für deſſen Anwendung ich Dir verantwortlich bin? Warum ſollte ich doch nach Bewunderung und Beifall von Menſchen dürſten, die, wenn ich heute ſtürbe, mich in wenigen Tagen vergeſſen haben würden, während Du ewig lebſt und ewig mich betrachteſt! Dein Wohlgefallen iſt das wahrhaft wünſchenswerthe Ziel des unſterblichen Geiſtes. Was liegt daran, um Bewunderung von Menſchen zu buhlen, die in ihren Urtheilen ſo beſchränkt und veränderlich ſind, daß ihnen heut gleichgiltig wird, was ſie geſtern über Alles erhoben? Du, Herr, biſt unveränderlich, in Deinem Segen und in Deinem Gericht! — Ach, daß ich um die mir anvertrauten Gaben, nie dieſes zu fürchten, immerdar jenen zu hoffen hätte! Amen.

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Achter Sonntag, den 19. Februar 1815.

An der Tugend Daſeyn zweifeln,
Heißt: ſich ſelbſt die Hölle baun,
Ringsumher ein Heer von Teufeln,
Statt verwandter Seelen ſchaun.
Unſers Argwohns düſtrer Blick
Stößt den Redlichſten zurück.
Willſt du Lieb' und Treu' begehren,
Mußt du Andern ſie gewähren.

Menſchen haben ihre Schwächen,
Darum werd' ich nicht ihr Feind.
Nichts ſoll da mein Zutraun brechen,
Wo der Gottheit Bild erſcheint;
Auch der Böſewicht nährt doch
Irgend eine Tugend noch.
Was du forderſt, mußt du geben,
Um geliebt und froh zu leben.

Der Glaube an menſchliche Tugend.

Kol. 3, 12. 13.

Willſt du wiſſen, ob deine Bekannten oder Freunde herzensgute Menſchen ſind? — Gib nur Acht auf

ſie, ob ſie auch wohl fähig ſind, an die Herzensgüte andrer Menſchen zu glauben. Beobachte, wie ſie von gewiſſen in der That lobenswürdigen Geſinnungen und Verrichtungen der Menſchen urtheilen; ob ſie nicht ein ſchmälerndes Aber hinten nach ſenden; oder ob ſie nicht mit der Miene der Klugheit und Menſchenkenntniß einen Verſuch machen, die erſten Urſachen der belobten Dinge, irgend eine unrühmliche Triebfeder der geprieſenen Tugenden aufzuſpüren.

Wer ohne Arg gern von ſeinen Miterſchaffenen das Beſte glaubt, nicht nur nützliche Thaten, fromme Aeußerungen, großmüthige Unternehmungen für nützlich, fromm und großmüthig hält, und ihnen keinen ſchlechten Grund unterſchiebt: ſondern ſogar ſchwer daran zu bringen iſt, die Leute für ſo böſe zu halten, als ſie zuweilen zu ſeyn ſcheinen; noch weniger aber ſich auf das Urtheil derer einläßt, welche von den Mitmenſchen gern das Lächerlichſte oder Nachtheiligſte auszuſpüren wiſſen, — der hat gewiß ſelbſt ein gutes Herz; dem vertraue dich; der meint es in Allem, was er dir zuſagt, redlich, wiewohl er darum noch nicht ohne Schwächen iſt. Wir nennen eine ſolche Perſon gutmüthig und mit Recht, weil ſie eines guten Gemüthes iſt. Es iſt aber noch ein großer Unterſchied zwiſchen Gutmüthigkeit und Leichtgläubigkeit, wiewohl es Leute genug gibt, die dieſe beiden Dinge gern für einerlei hal-

ten. Denn wäre der Gutmüthige zugleich ein Leichtgläubiger, ſo wäre er nicht mehr gutmüthig, weil er auch das Böſe eben ſo gern glauben würde, was man ihm von Andern erzählt. Allein ſein reines Gemüth ſträubt ſich, ſo viel Schlechtigkeit im Menſchen für möglich, oder wenigſtens in den einzeln vorgebrachten Fällen für wahr zu halten.

Findeſt du hingegen unter deinen Bekannten und Freunden Leute, die, wo jemand belobt wird, bedenklich und zweideutig dazu lächelnd, oder eine Bemerkung hinzufügen, die da verräth, daß ſie Zweifel an dem reinen Urſprung der belobten Dinge haben; Leute, welche bei jedem Anlaß das Schlimmſte argwöhnen; Leute, die ſogleich aus jedem Wort, aus jedem Schritt eines Andern eine unlöbliche Abſicht vermuthen; Leute, die ſogar ein Gefallen daran finden, den Werth anderer Perſonen, wenn ſie auch anerkannte Verdienſte haben, mit hämiſchen oder witzigen Anmerkungen zu verkleinern; oder Leute, die ein ganz eigenes Talent beſitzen, immer das Schiefe, Lächerliche, Kleinliche, Mangelhafte von Abweſenden ausfindig und bemerkbar zu machen — hüte dich vor dieſen! Sie ſelbſt ſind bosmüthig. Ihr Herz iſt ein trüber, unreiner Spiegel, darum muß ſich Alles darin unrein abſpiegeln. Sie können zwar daneben viele liebenswürdige Eigenſchaften beſitzen; ſie können viele Klugheit, viele Erfahrung

haben — dennoch iſt etwas Unreines in ihrem Gemüthe, das aus ihrem ganzen Weſen ſpricht.

Leider werden wir von der Zahl der Letztern weit mehrere im geſellſchaftlichen Leben begegnen, als von der Zahl jener reinen, gutmüthigen und frohherzigen Menſchen. Der Glaube an die Tugend iſt ſo ſelten, das Mißtrauen an alles was den Schein und Werth des Edlen, Uneigennützigen und Rechtſchaffenen hat, ſo alltäglich, daß, wenn man nach einer langen Einſamkeit mit einmal in die Geſellſchaften träte, man aus den Reden der Menſchen ſchließen ſollte, die ganze Welt wäre nur von Thoren und Laſterhaften bevölkert. Ueberall Stimmen des liebloſen Argwohns; überall Warnungen der Mißtrauiſchen; überall Betadelung der Menſchen, auch wenn ſie das Beſte vollbracht haben.

Woher dieſer böſe Geiſt, der die engern Bande des geſelligen Lebens zerſchneidet, Brüder von Brüdern zurückſtößt und durch Veranlaſſung grundloſer Furcht oder unheilbringender Mißverſtändniſſe Eiskälte in alle Herzen trägt, die doch dazu geſchaffen wären, ſich zu lieben? Iſt die Menſchheit wirklich in eine ſolche Tiefe von Verderbtheit oder Thorheit verſunken, als uns die lebensklugen Leute gern zu glauben machen wollen, welche den Menſchen zu kennen vorgeben? Iſt die reine, ungeſchmückte Tu-

gend wirklich aus jeder Bruſt entwichen, daß wir ſie nicht mehr auf Erden zu ſuchen haben?

Ach dieſer böſe Geiſt geht aus mancherlei traurigen Verhältniſſen des Lebens hervor, und zerſtört das Werk Jeſu Chriſti auf Erden, die allgemeine Eintracht und Liebe der Seelen. Am häufigſten ſteigt er aber aus einem bösmüthigen, von offenbaren oder geheimen Leidenſchaften vergifteten Herzen. Denn, weil Jeder ſo ziemlich ſein eigenes Innere, das er Andern klüglich zu verhehlen weis, am genaueſten kennt, beurtheilt er das menſchliche Herz überhaupt nach ſeinem eigenen. Dies iſt ein ſehr natürlicher Gang der Dinge, weil es ſchwer hält, Andre ſo tief zu erkennen, ſo häufig bei den wahren Triebfedern ihrer Handlungen zu belauſchen, als ſich ſelbſt.

Wer folglich ein Urtheil über die Welt ausſpricht, der ſpricht es aus, wie ſie ſich in ſeinem eigenen Gemüth abſpiegelt; und ſpricht damit ſeine eigene Herzensgüte oder Unreinheit aus. Wer häufig auf verbotenen Wegen ging, vermuthet das Gleiche von Andern, und ſo iſt das bekannte Sprüchwort voll tiefer Wahrheit: Was ich denk' und thu', trau' ich Andern zu.

Eine Perſon, die gewohnt iſt nichts zu thun, als wovon ſie auf dieſe oder jene Weiſe einen Vortheil ziehen kann, und immer nur auf ſich ſieht und immer nur fragt: Was habe ich am Ende davon?

ſchwerlich wird ſie ſich überreden laſſen, daß es wirklich uneigennützige Menſchen in der Welt gebe. Sie wird an keine reine Tugend auf Erden mehr glauben, weil ſie deren ſelbſt ganz unfähig iſt, und keine Aufopferungen ihres Vortheils und Glückes zum Wohl andrer Menſchen machen kann. Findet ſie aber dennoch Leute, bei deren Handlungen ſie gezwungen iſt, einen hohen Grad von uneigennütziger Selbſtverläugnung anzuerkennen: ſo wird ſie ſolche geradezu bei ſich entweder für dumm, oder ſchwärmeriſch, oder närriſch halten.

Wer, was er auch Gutes und Nützliches ſtifte, dabei jedesmal ehrgeizige Abſichten im Hintergrunde hat, wird, was er auch von Andern Vortreffliches rühmen höre, immer dabei vorausſetzen, es ſei aus Begierde nach Ehre geſchehen. Er wird dieſen Beweggrund nicht einmal für unlauter anſehen, ſondern ſehr edel finden.

Daß es viele Menſchen gebe, die aus reinſter Ueberzeugung von ihren Pflichten dieſe vollſtrecken, ja das Schwerſte vollbringen können, Vermögen, Geſundheit und Leben für Anderer Wohlſeyn und Rettung hinopfern können, ohne daran zu denken, daß dies etwas ehrenvolles ſei; ja, die es in tiefſter Verborgenheit thun, und keinen als den allwiſſenden Gott dabei zum Zeugen haben — dies wird der Ehrgeizige mit Kopfſchütteln bezweifeln.

Der Wolluͤſtling glaubt nicht mehr an wahrhaft keuſchen Sinn; er hat kaum einen Begriff davon. Er bildet ſich ein, Alles ſei verfuͤhrbar oder verfuͤhrt; Alles huldige den thieriſchen Trieben, die ſich ſeines eigenen Weſens ganz bemaͤchtigt haben. Er hat keine Achtung fuͤr Unſchuld. Ihm iſt die Schamroͤthe nur ein Zeichen alberner Einfalt und Bloͤdigkeit, oder eines ſchuldbewußten Herzens; ihm iſt der Abſcheu gegen Unzucht nur ſchlaue Ziererei, Aushaͤngeſchild der Gefallſucht, fade Scheinheiligkeit.

Und ſo beurtheilt Jeder des Andern Beweggruͤnde zum Handeln nach denen, die er ſelbſt in ſich am haͤufigſten erblickt. Daher das allgemeine Zweifeln an unbeſcholtene, reine, aͤchtchriſtliche Tugend; daher die Neigung, uͤberall etwas Unruͤhmliches und Arges zu vermuthen; daher der Mangel des Glaubens an das menſchliche Herz.

Zuweilen aber iſt dieſer Mangel des Vertrauens auf Menſchenwerth auch nur die Frucht trauriger Erfahrungen; und gewoͤhnlich werden diejenigen, welche den Menſchen am heißeſten geliebt haben, nach mehrmaligen Taͤuſchungen ſeine unverſoͤhnlichſten Veraͤchter und Feinde. Man hat viele Beiſpiele, daß Fuͤrſten, welche in jugendlichen Tagen die groͤßten Hoffnungen von ſich erweckten und das Muſter der Guͤte und Menſchenfreundlichkeit waren, nachmahls, wenn ſie einige Jahre lang die Regie-

rung geführt hatten, in Tirannen und Verächter des Menſchengeſchlechts entarteten. Denn wenn ſie ſich von allen Seiten mit Schmeichlern, Verläumdern und Selbſtſüchtigen umringt ſahen, wenn ſie ſahen, wie ſich, wer zu ihnen hindrängte, nur kam, um an Andern eine Rache zu ſättigen, oder ſeinem Stolz ein Genüge zu thun, oder Gold zu gewinnen; wenn ſie ſahen, daß gegen ihren Wink keine Tugend ſtark genug zum Widerſtand war; daß Alles ſklaviſch den elendeſten Leidenſchaften zu Gebot ſtand: ſo mußten ſie in der Wirklichkeit eine harte Widerlegung ihrer ehemaligen Vorſtellungen von menſchlicher Tugend erblicken; Verdacht auch gegen den edelſten ihrer Unterthanen faſſen; ihn höchſtens für verſtellungsvoller und verſchmitzter als andre achten; ſie mußten Alles für einen lieblichen Traum halten, was ſie ſonſt vom Werth des Menſchen glaubten. Umgeben von feilen, oder ſchwachen, oder durch Leidenſchaften beſeelten Menſchen, (denn die genügſame Tugend drängt ſich nicht zum Glanz der Höfe) hielten ſie ſich nun ſelbſt für enttäuſcht, und behandelten die Menſchheit mit jener Verachtung, die ihnen durch ſoviel verachtungswürdige Erſcheinungen eingeflößt worden war.

Es gehört nicht zu den Seltenheiten, daß ein zartfühlendes Herz, welches einmal durch Untreue und Verrätherei einer geliebten Perſon gebrochen worden iſt, den großen Schmerz nicht zum andern Mal fühlen will, ſich auf ewig den engern Verbin-

dungen mit dem andern Geſchlecht entzieht, und alle die zu demſelben gehören, für gleich unbeſtändig und treulos erklärt. Es iſt nichts ſeltenes, daß wer von einem ſeiner theuerſten Freunde auf eine ſchändliche Weiſe betrogen ward, von da an einen unaustilgbaren Verdacht gegen Treu und Redlichkeit und Freundſchaftsſinn der übrigen Menſchen faßt. Es iſt nicht ſelten, daß Perſonen, denen mehr als einmal das Gute, was ſie zu ſtiften bemüht waren, durch Bosheit oder Schadenfreude vereitelt, deren redlichſter Sinn immer falſch ausgelegt ward, denen mehr als ein wohlthätiges Wirken und Lieben mit dem ſchwärzeſten Undank bezahlt — daß ſie, ſage ich, zuletzt Mißtrauen und Widerwillen gegen Jedermann hegen, welcher das Unglück hat, zum menſchlichen Geſchlecht zu gehören.

Ach, dieſe Art des Menſchenhaſſes, wir wollen ſie nicht zu hart verdammen, Keiner iſt derſelben fähig, als wer gut war und die Menſchheit mit Ernſt und Innigkeit liebte. Er iſt noch jetzt gut, aber verwundet; und darum krank und darum ungerecht gegen Millionen, weil ihn Einige, die er zu kennen glaubte und doch nicht genug kannte, allzu hart betrogen. Er iſt nur einen Augenblick irre geworden an ſich und der Welt, und in ſeinem gereizten Zuſtande verliert er ſich, oder tröſtet er ſich in Uebertreibung des Uebels. Nur dann iſt er am meiſten zu tadeln, wenn er nicht ſtark genug iſt, ſich wieder zu ermannen und für das Glück der

Menſchen ununterbrochen das Möglichſte und Höchſte zu thun, ohne von ihnen eine leiſe Erwiederung zu hoffen. Denn dies iſt Chriſtusſinn. Wie ward Jeſus nicht von ſeinem Freunde verrathen; wie er nicht mit Schmach und Undank von aller Welt begegnet! Und doch verkannte er das Menſchengeſchlecht nicht und betete für die, welche ſein Herz gebrochen hatten.

Man muß aber ſolche, ich möchte ſagen, edle Menſchenhaſſer, nicht mit ſolchen Perſonen verwechſeln, welche durch eine gewiſſe krankhafte, reizbare Stimmung, oder durch das Bewußtſeyn ihrer Schwäche, das Mißtrauen gegen Andere bei ſich gleichſam zur Natur gemacht haben. Sie können dann nicht anders, als immer fürchten, immer argwohnen. Ohne eigentlich bösmüthig zu ſeyn, ſind ſie doch ärgerlich und empfindlich. Was auch geſagt und gethan werden mag, ſie legen es für ſich ſelbſt nie günſtig aus; mögen gern glauben, es ſei mit allem darauf abgezielt, ſie zu kränken. Ihnen ſcheint die halbe Welt zuſammen geſchworen zu haben, ihnen Verdruß zu machen, ſie zu unterdrücken, zu verfolgen. Sie finden ſogar in ſolchen und ähnlichen Klagen ein Wohlgefallen, ohne es zu wiſſen; bilden ſich ein, Jeder der eine Zeitlang mit ihnen zu thun gehabt, trete endlich in den Bund ihrer Feinde, und arbeite wider ſie, aus Neid oder Eitelkeit.

Der Argwöhniſche, ſei es nun aus körperlicher Kränklichkeit, oder aus dem quälenden Gefühl von

einer Schwäche im Verhältniß zu Andern, macht ſich und Allen die mit ihm leben müſſen, das Daſeyn unerträglich. Er legt jedes Wort auf die Wagſchaale, lauert auf jedes Spiel der Mienen, und iſt auf eine unbegreifliche Weiſe erfinderiſch, das Allerunſchuldigſte auf die ſchlimmſte Weiſe für ſich zu deuten. Troz und Angſt wechſeln immer in ſeiner Seele; er wird zu Liebe und Freundſchaft unfähig, weil er keinem eine gerade, ſtandhafte und holde Denkart zutraut. Er iſt ungerecht gegen Jedermannn, weil er auf ſich ſelbſt zu wenig Vertrauen hat und folglich ungerecht gegen ſich ſelbſt iſt.

Alle dieſe Arten, wie entweder der Mangel des Glaubens an die Menſchheit entſteht oder ſich äuſſert, tragen ungemein viel zum herrſchenden Elend unſerer Tage bei. Sie erzeugen und nähren die gegenſeitige Liebloſigkeit der Menſchen; denn wie könnte man ſich doch einander lieben, wo man einander im Grunde des Herzens nur verachtet oder fürchtet? Dieſer Mangel des Glaubens an Menſchengüte, macht die Menſchen in der Geſellſchaft zu Heuchlern, welche, ohne einander aufrichtig zu ſchätzen, doch das Verbindlichſte zu ſagen wiſſen; macht aus der Freundſchaft nur eine Höflichkeit; aus Ehrenbezeugungen nur Zeremoniel und widerliche Schauſpielerei. Darum werden Treu und Glauben ſeltner, darum alle Tugend ſeltner, weil die Menſchen ihren eignen Glauben daran verlieren. Darum iſt ſo viel häusliches Unglück, weil keiner

den andern von Herzen werth hält, und jeder bekannt mit einzelnen Fehlern der Hausgenoſſen, allzu mißtrauiſch aus denſelben ihre Handlungen herleiten zu dürfen für Recht hält. Das gegenſeitige Mißtrauen und innerliche Geringſchätzen Anderer erkältet das Herz gegen wärmere, wohlwollendere Neigungen; macht die geſellige Freude matter, vergiftet den reinſten Lebensgenuß, welcher im häuslichen Kreiſe aufblühen kann; wird täglich die finſtere Quelle von heimlichen Verdächtigungen, lauten Beſchuldigungen, Vorwürfen, Anklagen, Neckereien; bringt Zwietracht zwiſchen Herrſchaft, Hausgenoſſen, Nachbarn und Geſinde, zwiſchen Aeltern und Kindern, Gatten, Freunden und Freundinnen.

Um die unſeligen Wirkungen des Mißtrauens und Uebeldeutens zu erkennen, iſt es nicht einmal nöthig, dieſen Fehler in ſeiner größten leidenſchaftlichen Ausdehnung wahrzunehmen. Man beobachte nur einen Tag lang ſtillſchweigend das Innere manches Hausweſens; beobachte, wie Einer vom Andern ſich mehr oder weniger ungünſtige Vorſtellungen macht; wie Einer dem Andern das geſprochene Wort gehäſſig deutet; Einer des Andern Thun gern als Beleidigung aufnimmt und erwiedert. Je weniger man in ſolchem Hauſe daheim iſt, um ſo auffallender ſind dem Beobachter ſolche Erſcheinungen, und er wird mehr als einmal, den beſtändig Hadernden zuſprechen wollen: Ihr Unglücklichen! Warum trauet ihr euch auch immer nur das Böſe und nie das

Gute zu? Warum verbittert ihr euch mit dieſem ewigen Argwohn in tauſend unbedeutenden Dingen das Beiſammenleben? Warum erſticket ihr durch dies gegenſeitige Mißverſtehen und Uebelnehmen jeden Keim der Freundſchaft, welcher, wo nicht aus der Gleichheit der Gemüthsarten, doch aus der Gleichheit der Gewohnheit und Lebensarten aufſprießen möchte?

So geringfügig und beinahe gleichgiltig auch viele aus Mißtrauen entſprungene unfreundliche Vorfälle im häuslichen Leben zu ſeyn ſcheinen: ſind ſie doch von großer Wichtigkeit und oft wichtiger für Familienehre und Familienruhe, als der größte Prozeß mit dem Fremden. Denn in hundert und hundert wiederholten kleinen Schlägen höhlt der fallende Regentropfen endlich den Felſen aus, an welchem der harte Meißel zerſpringen kann.

Iſt dir nun dein häusliches Glück, iſt dir dein Lebensfrieden, iſt dir dein Chriſtusglauben ein heiliges Gut: ſo verbanne das Mißtrauen aus deinem Gemüth; faſſe wieder Glauben zu menſchlicher Tugend. Dein Wohlſeyn fordert es von dir, und die Religion Jeſu, des göttlichen Weiſen, gebietet es dir. So ziehe nun an, als Auserwählter Gottes, als Heiliger und Geliebter, herzliches Erbarmen, Freundlichkeit, Demuth, Sanftmuth, Geduld und vertrage Einer den Andern, und vergebet euch unter einander, ſo Jemand Klage hat wider den Andern; gleich wie Chriſtus euch vergeben hat, alſo auch ihr. Ueber alles ziehet an die Liebe, die da

iſt das Band der Vollkommenheit! ſo ſpricht die heilige Schrift. Kol. 3, 12 — 14. Aber die Liebe kann nicht in einem Herzen wohnen, welches den Glauben an die Güte menſchlicher Herzen verloren hat. Daher kömmt es auch, daß wir Kindern mit größerer Zärtlichkeit, als Erwachſenen, zugethan zu ſeyn pflegen, weil wir jene noch für unſchuldiger und beſſer halten, oder doch für leichter zu beſſern.

Du wirſt ſagen: aber es iſt ſchwer, darin ſeinen Sinn zu ändern, wenn man einmal die Menſchen kennt, wie ſie heutiges Tages oder wenigſtens in denen Verhältniſſen ſind, in welchen ich mit ihnen ſtehe; es iſt ſchwer, wenn man ſo mancherlei unangenehme Erfahrungen von der Bösartigkeit des menſchlichen Gemüthes überhaupt gemacht hat.

O nein, ich will dir ein einfaches Mittel anweiſen, durch welches ſich plötzlich die mit dir lebenden Menſchen, wenigſtens rückſichtlich deiner, verbeſſern, und alle deine bisherigen Erfahrungen umgeſtürzt werden, — dies iſt, werde du ſelbſt ein herzensguter, reiner Menſch, überwinde mit chriſtlicher Strenge deine eigenen Fehler, deinen Hang zur Wolluſt oder zum Ehrgeiz, oder zum Eigennutz, oder zum Leichtſinn; werde, was dir dein Gewiſſen ſagt, daß du ſeyn ſollſt, als ein Kind Gottes, und wahrlich, vermagſt du das, o ſo wird ſich wahrlich in dir der Glaube von ſelbſt einfinden, daß auch andre Menſchen das Gleiche über ſich vermocht haben. Sei gut, und die Menſchen werden

dir mehr gut, als bös vorkommen. Glaube an die Tugend, und du wirſt ſie finden überall; um aber an die Tugend zu glauben, mußt du ſie haben.

Dann wirſt du dich nicht allein überzeugen, daß auch wirklich der verworfenſte Verbrecher nicht durchaus böſe und verdorben ſei und ſeine guten Seiten habe: ſondern du wirſt dich daran gewöhnen, bei Allen, mit denen du umgehſt, am liebſten auf ihre guten Eigenſchaften hinzublicken, ſie deswegen zu achten und ihre andern Schwächen mit größerer Nachſicht zu behandeln. Ja, was noch weit mehr iſt, du wirſt dann auffallend bemerken, daß du ſelber durch dein bisheriges Benehmen manche innere Schwächen erſt anſtößiger gemacht hatteſt. — So wie du einmal dahin gekommen biſt in jedem Menſchen ſein Gutes zu ſehen und anzuerkennen, wirſt du ihn nothwendig darum ſchätzen, du wirſt Gegenliebe erwecken; die vorherigen Schwächen werden ſich vor dir zurückziehen. Du wirſt glückſeliger in deinen Verbindungen ſeyn, als du jemals Hoffnung hatteſt zu werden. Deinem Zutrauen kömmt das Vertrauen erwiedernd entgegen.

Und wenn du auch ſchon einmal in deinem Glauben getäuſcht worden wäreſt, und wenn du auch einmal betrogen werden ſollteſt: Beurtheile nicht alle Menſchen nach einem einzigen! Schon dein eigenes Gefühl ſagt dir, ſolch ein Urtheil ſei übereilt, unbeſonnen und höchſt ungerecht gegen Unſchuldige. Ja dein beſſeres Gefühl wird dir ſagen, es ſei beſſer, hundertmal betrogen oder ver

kannt zu werden, als einmal Andre zu betrügen, oder zu verkennen. Der Undank der Menſchen ſoll dich nicht ſchmerzen, denn haſt du wohlgethan und geliebt ohne eigennützige Abſicht, ſo hoffteſt du keinen Dank; thateſt du aber wohl, und warſt gütig in Erwartung eines Dankes: ſo haſt du keinen verdient, weil du nicht wohlthun, ſondern andere Menſchen zu deinen Schuldnern machen wollteſt, ohne daß ſie dies zu werden von dir begehrt hatten. Der Undankbare iſt bemitleidenswerth; nicht aber der rechte, chriſtlich geſinnte Wohlthäter der Menſchen. — Habe Glauben an menſchliche Tugend; und würdeſt du auch einmal und zehnmal getäuſcht: laß dich lieber täuſchen, ſtatt in beſtändigem Mißtrauen und immerwährender Angſt zu leben, getäuſcht werden zu können. Der Furchtſame verliert das Leben durch die bloße Furcht, es zu verlieren.

O mein himmliſcher Vater, o allwiſſender Gott, auch ich bin noch nicht rein von jener lebenstödtenden Furcht, jenem Liebe und Luſt verderbenden Mißtrauen. Sehr unverhofft erkenne ich eine der geheimſten und wichtigſten Urſachen meines öftern Mißvergnügens und Unzufriedenheit!

Aber was hilft dies todte Erkennen, wenn ich nicht von dem, was beſſer wäre, in meinem ganzen Weſen durchdrungen werde? Ja, ich will an das menſchliche Herz glauben, um lieben zu können; und lieben will ich, um der Gemeinſchaft mit Jeſu, des Lebens in ihm, in ſeinem heiligen Geiſt theilhaftig zu ſeyn! Amen.

Stunden der Andacht

zur Beförderung

wahren Chriſtenthums

und

häuslicher Gottesverehrung.

Neunter Sonntag, den 26. Februar 1815

Ich will zum Haus des Herren wallen,
Will dort in Andacht niederfallen
Und meinen Geiſt zu ihm erhöhn.
Sein Nam' iſt, Herr! Ich dank' und ſinge!
Der Herr allein thut große Dinge.
Laßt ihn uns laut verkündigen!
Du, heilige Dichtkunſt, ſchwinge deine Palme;
Ihr Harfen Aſſaphs rauſchet Jubelpſalmen!
Es ſpiegle mir des Tempels Glanz und Pracht
Jehovah's Herrlichkeit und Macht.

Zwar was kann ihm der Menſch erwiedern?
Wer preiſet ihn genug in Liedern?
Auch Welten preiſen ihn zu ſchwach.
Er hört nicht nur und will erhören
Der Geiſter Flehn in vollen Chören,
Er hört auch unſer leiſes Ach!
Nicht daß ich ihm würdig're Opfer bringe,
Nein, daß mein Geiſt ſich reger aufwärts ſchwinge;
Umrauſche mich der Tonkunſt heil'ge Macht,
Umſtrahle mich des Tempels Glanz und Pracht.

Die Feierlichkeit öffentlicher Gottesverehrung.

Pſalm 84, 2. 3.

Unſre Vorfahren bauten ſich in Städten und Dörfern kleine, beſcheidene Wohnungen, aber ihre Tempel ſtiegen in ungewöhnlicher Majeſtät hoch über die Hütten der Menſchen zum Himmel auf, als wollten ſie ſinnbildlich zum Auge reden: Nichts iſt der Menſch, Alles der Herr. Einfach und ſchmucklos waren ſie in ihrem Hausgeräth; aber was der öffentliche Reichthum Glänzendes hatte, was der Geſchmack Edles wußte, war zur Verzierung der heiligen Oerter vereinigt, wo das ganze Volk anbetete und gemeinſchaftlich den Vater des Weltalls verherrlichte. Von Stein und Holz waren die Gebäude der Städte, von Leim und Stroh in Dörfern, oft leicht und hinfällig, wie der Sterbliche, der ſie bewohnte; aber was dem Unſterblichen geweiht war, erhob ſich langſam, oft in der Folge von mehrern Jahrhunderten, um Jahrtauſende zu überdauern. Noch jetzt bewundern wir in den Kirchen fremder Städte, in unſern eigenen, die kühne majeſtätiſche Bauart der Alten, dieſe dämmernden Hallen, dieſe Rieſenſäulen, dieſe hohen Bögen und Gewölbe, dieſe ſich hoch übereinander zu den Wolken des Himmels hinauf gipfelnden Thürme. Und unwillkührliches ehrfurchtvolles Graun und ein Gefühl, als wären wir dem Unſichtbaren näher, dem dies Sichtbare geheiligt iſt, ergreift unſer Gemüth. Und jenſeits des chriſtlichen Alterthums finden wir ſelbſt unter den Heiden gleiche Ehrfurcht vor den Göttern,

in der Pracht ihrer Tempel und Altäre ausgedrückt. Die Herrlichkeit des Tempels zu Epheſus ward von Geſchichtſchreibern und Dichtern geprieſen. Den ſalomoniſchen haben die Völker des ganzen Morgenlandes bewundert.

Anders will es in unſern Zeiten ſeyn. Wir wohnen in Prachtgebäuden und Paläſten, aber die Tempel des Herrn ſind meiſtens verſäumt, wenn nicht noch die Vorwelt uns das Koſtbarere hinterlaſſen hat. In unſern Dörfern ſogar prangen glänzende Landhäuſer, und ſtatt der Hütten weitläufige hohe Wohnungen, während die Kirchen oft dürftig, zerfallen, unrein und geſchmacklos verziert ſeyn können. Dürfen wir auch aus dieſem allem keineswegs den voreiligen Schluß ziehen, daß in neuern Zeiten in gleichem Verhältniß der Sinn für Religion abgenommen, wie der Sinn für irdiſches Wohlleben der Menſchen zugenommen hat: iſt doch gewiß, daß die Vernachläſſigung der öffentlichen Gebäude und der ſteigende Privataufwand dagegen als ein Wahrzeichen gelten könne von der Abnahme des Gemeinſinns, oder des lebendigen Antheils an Allem, was Allen angeht, und als ein Wahrzeichen von den Fortſchritten einer unbürgerlichen Selbſtſucht. Auch mag der Anblick der Elendigkeit, Dürftigkeit und Geſchmackloſigkeit von den Kirchen mancher Städte und Dörfer hie und da wenigſtens ſo viel beurkunden, daß das Volk, wie deſſen Vorſteher ziemlich unempfindlich für das geworden ſind, was die Andacht erregen, veredeln und erheben könne.

Wenn man zu den gottesdienſtlichen Verſamm-

lungen mancher Gemeinden tritt, ſcheint da nicht Alles nur zur Tödtung der Andacht erfunden worden zu ſeyn? Unreinlichkeit und Armuth von allen Seiten, oder ein bunter, oft lächerlicher Putz; nichts Einfaches, Edles, Großes. Statt rührenden Geſanges ein widerliches, unharmoniſches Durcheinandergeſchrei; Geſänge, oft unverſtändig, oft anſtößig; dann eine Predigt, die ohne Vorbereitung, in verworrener Wortſtellung, ohne Kraft, Ordnung und Wahl der Gedanken dahin geſprochen wird, nicht vom Herzen kommend, nicht zum Herzen dringend. Wer möchte da mit den Kindern Korah ſingen: Wie lieblich ſind deine Wohnungen, Herr Zebaoth! Meine Seele verlanget und ſehnet ſich nach den Vorhöfen des Herrn; mein Leib und Seele freuen ſich in dem lebendigen Gott. Pſalm 84, 2. 3.

Die Religion Jeſu Chriſti macht uns freilich nicht die Erbauung prachtvoller Tempel, oder deren glänzende Verzierung zur Pflicht. Nirgends begehrte Chriſtus, nirgends einer ſeiner Jünger von den Bekennern ſeines Evangeliums Nachbildungen eines ſalamoniſchen Tempels, oder Feſtſetzung beſondrer Kirchenfeierlichkeiten, wie doch im moſaiſchen Gottesdienſt üblich geweſen. Der Meſſias lehrte den Vater des Weltalls im Tempel der Natur, wie im ſtillen Kämmerlein verehren und anbeten. Er ſelbſt gab uns dazu das Beiſpiel, wenn er dem Volk im freiem Felde, oder am Meeresufer predigte, wenn er mit ſeinen Jüngern das Mahl einnahm und betete, oder in der Nacht von Gethſehmane ſeine

Knie beugte. Gott iſt ein Geiſt, wir ſollen ihn anbeten und verehren im Geiſt und in der Wahrheit.

Doch anders iſt es mit häuslicher Gottesverehrung; anders mit öffentlicher, zu beſtimmten Tagen und Stunden. Zu jener bedarf ich keiner andern Erweckung, als die in mir ſelbſt liegt. Mein Bedürfniß, in frohen oder traurigen Gemüthsſtimmungen mich dem himmliſchen Vater dankend oder bittend zu nahen, macht alles Aeußere entbehrlich. Im engen Kämmerlein, oder auf den Höhen eines Gebirges, auf meinem nächtlichen Lager, oder in der anmuthigſten Landſchaft, alles iſt gleich, wenn Wehmuth oder Freude, wenn das Leſen eines erbaulichen Buches oder ein großes Schickſal zum Gebet ruft.

Die öffentliche Gottesverehrung hingegen ſteht ganz unabhängig von unſern jedesmaligen Gefühlen und Bedürfniſſen. Der Feiertag kömmt; die Stunde ſchlägt; die Glocken ertönen aus den Höhen; die Pforten der Kirche ſchließen ſich auf; das Volk eilt zu den Altären. Auch wir wandeln dahin, vereint mit der ganzen Gemeinde den Ewigen zu verehren, ohne immer noch in der dazu erforderlichen Stimmung zu ſeyn. Häusliche Ereigniſſe, unerwartete Nachrichten, Zerſtreuungen aller Art haben ſich unſers Gemüths bemächtiget. Wir fühlen uns ohne Andacht. Da iſt nothwendig, daß das Aeußere auf uns Ehrfurcht errege und begeiſternd einwirke, daß unſere Aufmerkſamkeit leichter geſammelt werde. Die Umgebungen, die Feierlichkeiten, welche unſere Sinne rühren, ſind nicht länger gleichgiltige Dinge;

ſie ſind Beförderungsmittel der Andacht und Gemüthserhebung.

Aus dieſem wichtigen Grunde iſt es Pflicht, der Feierlichkeit bei öffentlichen Gottesverehrungen beſondere Aufmerkſamkeit zu widmen. Was iſt Gottesverehrung ohne Inbrunſt des Gemüthes? Wollen wir den hohen Zweck, warum glauben, die Mittel dazu verſäumen zu können?

Wir ſollen nicht vergeſſen, daß wir Menſchen ſind, und daß der Einfluß der Sinne auf den Geiſt nicht geringer iſt, als der Einfluß des Geiſtes auf die Sinne. Das Falten der Hände beim Gebet iſt keine religiöſe Pflicht, aber doch ein Hilfsmittel, die Zerſtreuung beim Gebet zu verhindern und an das Heilige zu mahnen, was wir beginnen. Gott iſt allgegenwärtig in den Tiefen wie in den Höhen, und doch ſcheint ſich gleichſam unſer Geiſt ſelbſt zu erheben und dem Thron der Gottheit näher, indem wir betend den Blick der Augen zum Himmel emporrichten. So viel vermögen äußere kleine Umſtände auf uns; ſo abhängig ſind unſere Gefühle von an ſich gleichgiltig ſcheinenden Nebendingen. Wollen wir daher öffentliche Gottesverehrungen, ſo ſollen wir ſie auch mit aller jener Würde und Feierlichkeit wollen, die geeignet ſind, unſer Herz zu bewegen, unſre Aufmerkſamkeit zu ſammeln, unſre Andacht zu beflügeln, ſelbſt auch an ſolchen Tagen, in ſolchen Stunden, unter ſolchen Umſtänden, da wir keinen innern Beruf empfinden, uns mit den höchſten und heiligſten Gegenſtänden des Lebens zu beſchäftigen. — Nicht zur Verherrlichung und Ehre Gottes

haben wir, erhabne, oder prachtvolle Tempel, oder Feierlichkeiten voller Majeſtät und Würde nöthig, denn kein Haus von Steinen gebauet umſchließt den Allgegenwärtigen, und kein glänzender Staub ehrt und verherrlicht die Größe deſſen, der das unendliche All der Welten aus Nichts hervorſteigen hies: aber die Gefühle der Ehrfurcht, wenn ſie wahr und lebendig in unſrer Bruſt ſind, ſprechen ſich doch gern ſinnlich aus und werden alsdann erſt beſtimmter und gewaltvoller. Gott verſteht auch das unhörbare Gebet der Gedanken; dennoch können wir uns nicht enthalten, in Worten zu ihm zu reden und unſere Stimme flehend zu erheben. Wir ſind als Menſchen immerdar Kinder, und dies Kindliche unſers Weſens vor dem himmliſchen Vater iſt gewiß auch ihm wohlgefällig. — Nicht um Gottes Willen ſind jene Tempel da, jene Altäre, jene Geſänge, jene Gebete. Ach, was könnten wir erfinden, bringen, ſagen, das ſeiner würdig wäre, das uns nicht durch ihn geworden wäre? Nein, Alles iſt unſertwillen, daß wir dadurch heiliger, frömmer, gottverwandter werden. Unſer Körper iſt der Träger der Seele, unſre Sinnlichkeit die Krücke des Geiſtes, die Kirche mit ihren feierlichen Anſtalten die Dienerin und Stütze innerer Religion.

Vernunft und Gefühl verſchmelzen in einander, wenn die Kraft des Glaubens das Gemüth durchdringt. Chriſtenthum iſt kein bloßes, todtes Vernunftweſen, keine kalte Verſtandesſache oder Klugheits- und Sittenlehre, kein Gaukeln der Einbildungen, kein Spielen erregter Gefühle. Religion

iſt der Einklang aller im Menſchen wohnender Kräfte zur reinſten Harmonie; ſie iſt das helle Auflodern der Flamme unſers Geſammtlebens. Gleich wie die Wahrheit das Höchſte iſt, das die Vernunft ehrt, ſo iſt das Schöne dem Gefühl das Höchſte. So ſollen ſich denn in der Religion das Wahre und Schöne vermählen; und die Kirche ſoll für unſre Sinnlichkeit gleichſam Abſpiegelung und Verkörperung unſers innern Heiligthums ſeyn; auch der Tempel, auch die Feierlichkeit der Gottesverehrung ſollen das Gepräge des Sinnlichwahren, des Geiſtigſchönen führen.

Das iſt der ſogenannten ſchönen Künſte höchſter Triumph, wenn ſie zur Vergöttlichung des Gemüths wirken, und den Geiſt gleichſam auf den Schwingen reinſter Sinnlichkeit über alles Sinnliche hinwegheben. Auch offenbart ſich ihr wundervoller Zauber nirgends mächtiger, als wenn ſie Begleiterinnen der Andacht ſind.

Die edle Bauart einer hohen Kirche allein ſchon mit ihren hochgeſchwungenen Hallen iſt fähig, deine Seele mit ſanften Schauern zu erfüllen. Und wenn du zu ihren Pforten eintrittſt, und du ſchon ein betendes Volk im Staube hinknieend erblickſt, wird dennoch die große Einſamkeit, die allgemeine Stille, die Einfalt und Regelmäßigkeit des ganzen Werkes dich zur Anbetung mahnen, und vom Geräuſch und Getümmel des alltäglichen Lebens abſcheiden, als ſtändeſt du im Vorhofe eines andern Lebens. Das allein ſchon vermochte die ſtumme Kunſt des Baumeiſters über dein Gemüth, ehe dich das Beiſpiel

einer betenden Menge, oder die Gewalt des gepredigten Wortes begeiſterte. Wenn Bildhauerei und Malerei, dieſe edlen Schweſtern, ſich weiſe im Tempel vereinigen deine Empfindungen zu entzünden; wenn ſich das Sinnlicherhabene an das Geiſtighohe, und die ſtille Pracht der Umgebungen unwillkührlich an die Majeſtät der Gottheit im Ueberirdiſchen erinnert; wirſt du läugnen, daß das Aeußere in gottesdienſtlichen Feierlichkeiten mehr als entbehrliche Nebenſache ſei? oder behaupten, daß der Anblick eines ſchmuzigen, baufälligen Verſammlungsortes, mit plumpen, oft ekelhaften Zierrathen verſehen, oft mit anſtößigen Gemälden und Zerrbildern behängt, dich zu eben ſo feierlichen Stimmungen leite?

Mächtiger ergreift noch die Tonkunſt. Es ſind nur wenige Menſchen, welche gegen ihren Reiz unempfindlich bleiben. Dieſe wunderbaren Klänge, welche in mannichfaltiger Ordnung uns bald zur Freude, bald zum betrachtenden Ernſt, bald zum Triumph, bald zur Schwermuth einladen, ſind eine wortloſe Sprache der Gefühle zu fühlenden Weſen; rufen Erinnerungen aus längſt verlorenen Vergangenheiten zurück, und geben uns Sehnſucht und Hoffnung in künftige Fernen, die wir kaum zu deuten verſtehn. In den Zeiten der Urwelt ſchon war die Tonkunſt vornehmſte Begleiterin der öffentlichen Gottesverehrung; noch heute ertönen Davids Pſalmen in allen Welttheilen. Das majeſtätiſche Erbrauſen und Tönen der Orgel, der feierlichrührende Kirchengeſang iſt für ſich allein ſchon hinreichend, ein zerſtreutes Gemüth zur Andacht zu ſam-

meln, und den Leichtſinn zu frommen Betrachtungen zu bewegen. — Wie ganz entgegengeſetzt aber muß die Vernachläſſigung des Kirchengeſanges wirken, wenn man das Gekreiſch verſtimmter Werkzeuge, das rauhe Geplärr geſchmackloſer Tonſtücke anhören muß! Unter ſolchen Verwahrloſungen alles äußerlichen Anſtandes verlieren öffentliche Gottesverehrungen den Zweck, zu welchem ſie eingeſetzt ſind. Da iſt kein Anreiz der Empfindungen, keine Erhebung des Gemüths, und wer nicht ſchon die Andacht mit ſich bringt, dem wird ſie dort nicht gegeben, ſondern oft noch entriſſen, ſelbſt wenn er ſie brachte. Beſſer keine Kirche, als ein elendes ſtallähnliches Obdach; beſſer kein Geſang, als das ſinnloſe übellautende Geſchrei. Die Einſamkeit der häuslichen Kammer, ein Spaziergang in die offene landſchaftliche Natur, ſind zweckmäßiger. Da betete auch Jeſus Chriſtus.

Wenn dann zu jener Verſäumung äußerer, anſtändiger Ordnungen auch Unfähigkeit oder Gleichgiltigkeit derer kömmt, welche von heiligen Stätten das Wort Gottes verkünden ſollen; wenn ſie ihren ehrwürdigen Beruf erwählt haben, nicht weil ſie dazu die innere Weihe empfangen hatten, ſondern irgend einen Broderwerb ſuchen mußten; wenn ſie mit Schlaffheit oder Widerwillen ihr Amt verſehen; predigen, um der Sitte gemäß eine Stunde mit leerem Wörterſchall auszufüllen; nach der Predigt oft eben ſo wenig wiſſen, als die Gemeinde, was ſie ſprachen; wohl gar als Heuchler daſtehen, die nicht von Herzen lieben und glauben, was ſie ſagen;

in ihrem häuslichen Leben zuweilen das Gegentheil ſind von dem, was ſie lehren, und andere ungeiſtliche Geſchäfte mit größerm Eifer, als ihr Amt treiben, dann iſt das Maas der Schlechtigkeit erfüllt; dann erſtaune Niemand, daß ein großer Theil des Volks, troz chriſtlicher Namen, Sakramente, Zeichen, Gebetsformeln, im Herzen heidniſch und verwildert iſt, und die vermeinten Gottesverehrungen nur altherkömmliche Uebungen ſind, deren man gewohnt iſt; nur Stunden der Langenweile ſind, die man ehrenhalber aushalten muß.

Wahrlich, Gottesverehrungen, wie dieſe, ſind öffentliche Gottesverſpottungen zu heſſen. Es wäre beſſer, ſie würden nicht ſeyn. Sollen wir es tadeln, wenn in Dörfern, wenn in Städten zuweilen ganze Familien ſich unter ſolchen Umſtänden vom Beſuch der Kirche zurückziehen, und lieber häusliche Andacht pflegen? Haben die Obrigkeiten ein Recht, Familien zu zwingen in andachttödtende Verſammlungen zu gehen, und den elenden, unüberlegten, zuſammenhangsloſen Wortkram eines Geiſtlichen zu hören, der ſeinen Pflichten kein Genüge leiſtet? Haben dieſe ungetreuen Lehrer und Seelhirten ein Recht, über Verfall der Religion, über ſchlechten Beſuch der Kirchen zu klagen, da ſie es doch ſelbſt ſind, welche die Kirchen veröden und die Stunde der Andacht zur Stunde der Langenweile und Plage machen? Sie jammern thöricht über die nachtheiligen Folgen der Aufklärung, und eifern wider das Umſichgreifen weltlicher Weisheit: aber warum ſchreiten auch ſie nicht fort in Erkenntniß

und in der Kunſt, ihre Erkenntniß dem lernbegierigen Volke mitzutheilen? Warum treiben ſie ihr heiliges Geſchäft ohne Anſtrengung, ohne Innigkeit, gleich dem Handwerker, der einförmige Arbeiten verrichtet und dazu keines Nachdenkens bedarf?

Beſſer keine Gottesverehrungen, als ſeynſollende Gottesverehrungen ſo unwürdiger Art! Jeſus trieb die Wechsler und Krämer aus dem Tempel des Herrn und ſprach: Es ſtehet geſchrieben: mein Haus ſoll ein Bethaus heißen; ihr aber habt eine Mördergrube daraus gemacht. — Und würde er durch die ihm geweihten Kirchen mancher Gemeinden unſrer Tage wandeln, dürften wir hoffen ein gnädigeres Urtheil zu empfangen?

Der wirkliche Verfall des öffentlichen Gottesdienſtes in vielen Gegenden, das Zurücktreten vieler Perſonen vom Beſuch der Kirchen, iſt in der That weniger den Fortſchritten der ſogenannten Aufklärung des Volks zuzuſchreiben, als dem Mangel der Fortſchritte vieler Geiſtlichen in ihrer eigenen Ausbildung und Vervollkommnung zum Beruf, ſo wie der allzu wenigen Sorgfalt, welche man von Seiten der Gemeinden, der Obrigkeiten, der Kirchenvorſteher und Geiſtlichen auf Anſtand, Würde und Feierlichkeit bei öffentlichen Gottesverehrungen verwendet. Es ſind in der That viele, und man hört oft ſagen: warum ſoll ich in die Kirche gehen um ein ordnungs- und geiſtloſes Geſchwätz anzuhören, welches man mir für Verkündigung göttlichen Wortes gibt? Mehr Belehrung, Erbauung und Aufrichtung gewinne ich in häuslicher Stille, wenn ich mich mit dem Leſen

von Schriften frommer und weiſer Männer, oder mit eigenen Betrachtungen über göttliche Dinge beſchäftige. Warum ſoll ich in die Kirche gehen, wo die unruhigen Bewegungen der Menge, die elenden Umgebungen, der ſchlechte Geſang meine Andacht zerſtreut, ſtatt erregt? Lieber unterhalte ich mich in der Einſamkeit mit meinem Gott im Gebet, wo ich es ungeſtört und herzlich kann, nicht nach hergebrachten Alltagsformeln. — Allein der öffentliche Gottesdienſt, ſobald er auf eine ſeiner wahren Beſtimmung angemeſſene Weiſe begangen wird, hat ſo große und mannichfaltige Vorzüge vor dem häuslichen, iſt dem Volke, dem gemeinen Mann nicht nur, ſondern auch dem Gebildeten und Gelehrten, zur ſteten Nahrung religiöſen Sinnes ſo unentbehrlich, daß darüber unter Einſichtsvollen und Menſchenkennern kaum ein Zweifel erhoben werden kann.

Es iſt die religiöſe Unterhaltung ein ſo tiefes Bedürfniß des Menſchen, daß ſelbſt die unverzeihlichſte Nachläſſigkeit derer, die für würdige Feier des Gottesdienſtes die erſte Sorge haben ſollen, es noch nicht dahin bringen können, die Tempel ganz leer von Betern zu machen. Den größten Beweis von jenem Bedürfniß, wie davon, daß die Kirchen und ihre Diener an vielen Orten nicht ſind, was ſie ſeyn ſollen, gibt zum Theil in manchen Gegenden die Begierde der Leute, andere Gottesverehrungen zu beſuchen, als zu denen ſie gehören, und in welchen ſie mehr Erbauung und Belehrung finden, als in denen ihrer Gemeinde; oder die ſteigende Neigung der Bewohner mancher Gegenden, die Zahl der Sektirer von

verſchiedener Art zu mehren, bei welchen ſie, wenn auch nicht größere innere Frömmigkeit, doch mehr äußern Anſtand und mehr Reiz zur Andacht verſpüren!

Dies alles macht uns gewiß, daß, wiewohl äußerliche Zucht, Zeremoniel und würdige Umgebung nicht weſentlich zur chriſtlichen Gottesverehrung gehören, daß doch ſolche Mittel zur Belebung und Erhöhung andächtiger Gefühle, zumal bei öffentlichen Verſammlungen von erſter Wichtigkeit ſind. Und da der Zweck ohne die Mittel nicht erreichbar iſt, wird es heilige Pflicht der Fürſten, der Obrigkeiten, der Geiſtlichen, der Gemeinden und jedes einzelnen Bürgers, dem Religion und Verbreitung und Beföderung derſelben heilige Angelegenheiten ſind, alles zu entfernen, was die Feierlichkeit und den Eindruck öffentlicher Gottesverehrung vermindert, und alles beizutragen, was den Zweck gemeinſchaftlicher Verſammlungen im Tempel befördert. — Die Wichtigkeit ſolcher Pflicht, und wenn ſie ſchon nicht durch ſich ſelbſt einleuchtend wäre, würde ſchon aus dem Ernſte Jeſu Chriſti erhellen, mit welchem er ſelber im empörten Unwillen die Tiſche der Geldwechsler, der Taubenverkäufer und Anderer umſtieß im Tempel, die zur Bequemlichkeit der Opfernden da mit ihrer Waare ſaßen. Mein Haus iſt ein Bethaus; ihr ſollt es nicht zur Mördergrube machen!

Reinlichkeit, Einfalt, Ordnung, Regelmäßigkeit in den Umgebungen kann gar oft mit Glück mangelnden Glanz erſetzen, und da wo Alles heiter und edel das Gemüth anſpricht, vergißt man gern die Majeſtät der Pracht. Alles Kleinliche, Spielende, Geſchmackloſe, noch mehr das Ekelhafte oder

Anſtößige in Verzierung, das Unanſtändige oder Lächerliche in Gemälden muß verbannt ſeyn. Beſſer die höchſte Einfachheit, ſelbſt Schmuckloſigkeit, als bunte Ueberladung eines Gotteshauſes mit Schmuckwerk, wodurch die Aufmerkſamkeit fremden Dingen zugezogen wird. In Worten wie in Tönen der Geſänge herrſche das Edelſte, was die Kunſt auf dem Altar der Religion geopfert hat; Feierlichkeit und Größe in jeder Muſik; dazu in den Bewegungen der Menge ſtille Ehrfurcht vor dem Allgegenwärtigen, zu welchem ſich die Andacht der Gemeinde wendet. Fern ſei auf jenen heiligen Stätten, wo König und Bettler gleich ſtehen, als Kinder des gleichen Gottes, der thörichte Rangſtolz, die gefallſüchtige Prunkſucht, die umhergaffende Neugier, die Verletzung der Achtung, welche man jeder Verſammlung, wäre ſie auch nicht ſo heilig, ſchuldig iſt, und die Verletzung des gemeinſten Anſtandes durch Unterbrechung der feierlichen Stille mit Geſchwätz und Flüſtern, oder durch Lächeln und Winken und Schlafen.

Die Feierlichkeit öffentlicher Gottesverehrungen iſt immer für ſolche Perſonen am unentbehrlichſten, welche beim Mangel höherer Bildung und eigener Kraft ſinnliche Hilfsmittel am meiſten vonnöthen haben, wenn ſie ihr Gemüth zum Ueberirdiſchen erheben ſollen. Daher iſt Sorge dafür in großen Städten kaum ſo dringend, als in Dörfern, wo der Eindruck von außen oft nur allein entſcheidet. Und doch iſt es eben hier, wo Armuth der Gemeinden, oder Geſchmackloſigkeit der Vorſteher, es an dem am meiſten fehlen läßt, was das Nothwendigſte iſt.

Wir wiſſen, daß die Kunſt des Schönen auf Entwilderung barbariſcher Völker, daß Veredelung des Geſchmacks auf Veredelung der Sitten von jeher den unbezweifelſten Einfluß äußerten. Warum ſehen wir die Roheit des Landvolkes, die ungeſchliffenen Sitten, die Armuth der Vorſtellungen in vielen Gegenden mit ſo unmenſchenfreundlicher Gleichgiltigkeit an? Man ſpricht davon, als läge die Veredlung und Vermenſchlichung ſolcher Halbbilder gänzlich außer dem Pflichtkreiſe des Chriſten, oder außer der Macht der Obrigkeiten und reicher Privatperſonen. Und doch, wie viel ließe ſich auch hier zur Erweiterung des Gottesreiches und allgemeiner Glückſeligkeit, wie zum Aufblühen und Erſtärken der Staaten leiſten!

Und habe ich nicht Vermögen genug, mit eignen Aufwand das Beſſere zum Wohl der Menſchheit zu bewirken, kann ich es doch auf mancherlei andre Weiſe, durch perſönliche Ermunterungen, durch Hinleitung der Aufmerkſamkeit auf das Fehlende und Wünſchenswerthe, durch Rath und Anweiſung. Warum ſollte ich wenigſtens dies nicht thun, um auch hier in einer hohen Pflicht meinem Jeſu nachzuwandeln, der, was die Feierlichkeit des öffentlichen Gottesdienſtes ſtörte, die Andacht der Betenden ſchwächte, mit ſchonungsloſem Ernſte ſtrafte!

Wie lieblich ſind mir Deine Wohnungen, Herr Zebaoth! meine Seele verlangt und ſehnt ſich nach den Vorhöfen des Herrn! Ja, ſo ſchwach auch meine Kräfte ſeyn mögen, will ich doch in allerlei Wege dahin ſtreben, daß der Sinn zur Verbeſſerung gottesdienſtlicher Gebräuche, zur Verherrlichung der Tempel, zur Vermehrung öffentlicher Andacht in meiner Bekanntſchaft, in meiner Gemeinde, in meinem Vaterlande immer reger und thätiger werde!

Stunden der Andacht
zur Beförderung wahren Chriſtenthums und häuslicher Gottesverehrung.

Zehnter Sonntag, den 5. März 1815.

Die Welt iſt Gottes Werk und gut
Und ſeine Huld auf allen Wegen;
Er liebet uns, und was er thut,
Wird ſelbſt im Schmerzen unſer Segen.
Der Schmerz erhebt uns und die Noth
Vom Irdiſchen empor zu Gott.

Der Pflanze gab er Wunderkraft
Dem Erdengrunde zu entblühn;
Dem Thiere, ohne Wiſſenſchaft,
Geheimen Trieb Gefahr zu fliehn.
Nackt ſtieg der Menſch aus Gottes Hand;
Ihm gab er höheren Verſtand.

Verſtand, der alles forſchend prüft,
Die Hilfen ſelber zu erfinden,
Und, wie im Balſam, auch im Gift,
Des Schöpfers Weisheit zu ergründen
Und überall in Luſt und Weh'n
Des Vaters Liebe zu verſtehn.

Vorurtheil für und wider Neues.

1 Theſſ. 5, 21.

Als der Meſſias aus ſeiner Verborgenheit nach langen Vorbereitungen auf ſein großes Unterneh-

men, hervortrat, um die Menſchen von den Feſſeln des Irrthums und der Sünde loszubitten, ward er von den Leuten als eine ganz fremdartige Perſon angeſtaunt, und mit ſehr verſchiedenen Empfindungen aufgenommen. Anfangs war es die Neugier überhaupt, welche ihn immer mit einer zahlreichen Menge Zuhörer umringte. Dann kamen die, welche als Freunde ihres von den Römern unterjochten Vaterlandes glaubten, er habe den Entwurf, eine groſſe Staatsumwälzung vorzubereiten, ſich an die Spitze des verzweifelnden Volkes zu ſtellen, das Reich Juda und Iſrael wieder frei zu machen, und den erloſchenen Glanz des alten Jeruſalems zu verjüngen. Er erſchien mächtig in That und Wort. Seine wunderbaren Heilungen der Kranken erregten eben ſo groſſes Aufſehen, als ſeine heiligen Lehren. Viele Leidende von nah und fern kamen herbei, von ihm Rettung zu erbitten. Der groſſe Haufe, ergötzt durch das überraſchende Schauſpiel, achtete weniger ſeiner Predigt, als ſeiner Thaten, und wollte nur immer neue Wunder von ihm ſehen. Als er aber dem einen erklärte, daß ſein Reich nicht von dieſer Welt ſei; den andern bedeutete, daß ihre Begierde, Zeichen und Wunder zu erblicken, ihm mißfalle, weil ſie dennoch ohne Glauben bleiben, veränderte ſich die öffentliche Stimmung, und das Vorurtheil erhob ſich gegen die Göttlichkeit ſeiner Sendung und ſeiner Lehre.

Die Ausleger des moſaiſchen Geſetzes, Phariſäer und Schriftgelehrten, betrachteten ihn ſogleich als ihren perſönlichen Gegner und als den Feind der

Religion, ohne nur Inhalt und Werth ſeiner Lehre zu kennen. Es war umſonſt, daß Chriſtus ihnen wiederholt ſagte: Ich bin nicht gekommen, das Geſetz Moſis aufzulöſen, ſondern es zu erfüllen; ſie blieben ſeine Gegner und ihren vorgefaßten Meinungen treu. — Andere fingen an mit gleichem Vorurtheil ſeine Wunderwerke zu beurtheilen. Voll des alten jüdiſchen Aberglaubens, wähnten ſie, er ſei mit dem Teufel im Bunde. Es war umſonſt, daß er ihrer Vernunft den Widerſpruch deutlich machte, indem er ſagte: Ich treibe die Teufel aus, wie mag ich mich mit ihnen verbinden? — Noch Andre hatten ſchon aus dem Grund ein Vorurtheil gegen Jeſum, weil ſie ſeine geringe Herkunft anſtößig fanden und ihn vielleicht aus ſeiner Jugend kannten, da er ihnen nichts Außerordentliches zu verheißen ſchien. „Iſt dieſer nicht des Zimmermanns Sohn von Nazareth?“ fragten ſie.

Die Macht des Vorurtheils war ſo groß, daß Jeſus Chriſtus, ungeachtet ſeiner lichtvollen Offenbarungen, ungeachtet ſeines tugendvollen, wohlthätigen Lebens, ungeachtet aller Wunder die er gethan, am Ende ſeiner Laufbahn nur ſehr wenige, treue Anhänger und Bekenner behielt.

Nicht minder ſchädlich wurden nachmals die Vorurtheile der Juden ſowohl, als der Heiden, einer ſchnellen Verbreitung der göttlichen Lehre des Herrn.

Wenn das Herrlichſte durch das Vorurtheil ſo viel zu leiden hatte: dürfen wir uns wundern, wenn auch das geringere Gute und Nützliche immer darin ſeinen ſtärkſten Widerſacher findet? Der

Menſch ändert ſeine Natur nicht, und wie er vor Jahrtauſenden geweſen, iſt er noch heute; mehr durch den Eigenſinn einer ſelbſtſüchtigen Neigung, oder durch Anhänglichkeit an ſeine Gewohnheiten, als durch gründliche Ueberzeugung von gewiſſen Wahrheiten geleitet.

Was iſt ein Vorurtheil? — Jede Meinung iſt es, die ich vom Werth oder Unwerth einer Sache faſſe, bevor ich dieſelbe kenne. Vernünftigerweiſe ſollte man nicht eher etwas loben, bis man vom Lobenswürdigen hinlänglich unterrichtet iſt, und ſollte nichts verwerfen, bis man vollen Grund dazu hat. Aber das war von jeher der Menſchen Schwachheit, zu preiſen und zu verdammen, zu lieben und zu verachten, nicht nach dem, was Erfahrung und Wirklichkeit lehrten, ſondern was eigene Einbildung vorſpiegelte. Der Eigennutz vertritt nur allzu häufig die Stelle des Rechts, und blinde Gewohnheit erſetzt den verſäumten Gebrauch des Verſtandes.

Wohl tadle ich dieſe Verirrungen, aber bin ich denn ſelbſt von ihnen frei? geſchieht es nicht zuweilen, daß ich gegen irgend eine Sache ſchon deswegen eingenommen bin, weil ſie Sache dieſes oder jenes Menſchen iſt? Begegnet mir es denn nicht, daß ich zuweilen wider eine oder die andere mir faſt unbekannte Perſon geſtimmt bin, ohne daß ich dazu die geringſte Urſache habe? Bin ich auf dieſe Weiſe nicht ſelber der Sklave einer vorgefaßten Meinung, und kann ich nicht Gefahr laufen das Opfer eines großen Irrthums zu werden? Gott gab mir den Verſtand, warum verläugne ich ihn?

Denn jedes Vorurtheil iſt Schwäche oder Mangel des Verſtandes, und folglich ſchon dadurch für den Menſchen entehrend. Das Thier handelt nach Eingebung dunkler Gefühle und Neigungen; ihm gebricht die Kraft zu forſchen, zu prüfen, zu überlegen und zu wählen. Das Thier handelt nach angenommenen oder ihm durch Menſchen beigebrachten Gewohnheiten, es wird dadurch gewiſſermaßen zu einer Maſchine, die willenlos ihren bezeichneten Gang verrichtet. Darf der Menſch, durch Verzichtleiſtung auf das Licht des Verſtandes, dem Thier gleich werden, ohne ſich an ſeinem Schöpfer zu verſündigen?

So entehrend jedes Vorurtheil für die menſchliche Würde iſt, ſo verderblich kann es oft werden, wenn wir uns durch daſſelbe zu Handlungen verleiten laſſen. Vorurtheil iſt Verſtandesabweſenheit; ohne Verſtand, nach leeren Einbildungen handeln, kann es erſprieslich ſeyn? Viele nützliche Dinge, die uns Vortheil mancher Art bringen, die uns oder den Unſrigen das Leben retten würden, verwerfen wir aus Vorurtheil, und wählen das Schlechtere. Manche rechtſchaffene Perſon, deren Verbindungen mit uns viel Gutes geſtiftet haben würde, ward vermieden und zurückgeſtoßen aus Vorurtheil; dagegen haben wir zu Gunſten Anderer vorgefaßte Meinungen, und bringen uns durch ſie in Schaden.

Jeder Menſch wird weit häufiger durch ſich ſelbſt betrogen, als durch andre. Weniger Feindſchaften würden in der Welt ſeyn, weniger Freundſchaften gebrochen werden, weniger Ungerechtigkeiten gegen

Unſchuldige begangen werden, wenn wir uns mehr durch verſtändige Ueberlegungen, als leichtſinniger-weiſe durch die erſte beſte, böſe oder gute Einbildung vom Werth der Perſonen leiten ließen, mit denen wir in Berührung kommen. Das Vorurtheil iſt demnach eine Quelle von mancherlei Sünden, und Sünde ſelbſt. — Irren zwar iſt menſchlich, und Fehler aus Irrthum verzeihlich vor Gottes Augen.

Auch nach ſorgfältigen Ueberlegungen können wir, von irgend einem Schein geblendet, oder indem wir irgend einen kleinen Umſtand überſahen, in Irrthum gerathen. Aber nicht überlegen, und dennoch urtheilen und handeln, dies iſt ſträflich. Davor warnt die heilige Schrift; davor die eigne Vernunft.

Vorurtheil offenbart ſich in der abſprechenden Meinung von Dingen, die wir noch nicht hinlänglich kennen; folglich am meiſten bei allem was neu iſt. Ein großer Theil von Menſchen, gefeſſelt von ſeinen einmal angenommenen Begriffen und Gewohnheiten, und zu bequem, das ihm Unbekannte genau zu unterſuchen, iſt ſchon deswegen voller Vorurtheile gegen alles Neue, weil es neu, und gegen alles Fremde, weil es fremd iſt. Leute dieſer Art pflegen gewöhnlich die Weisheit der Alten zu preiſen, nicht weil ſie davon und daß deren Einrichtungen wirklich beſſer als neuere ſind, überzeugt wären, ſondern weil ſie ihrer Trägheit im Selbſtdenken eine Lobrede halten möchten. Sie wünſchen neben dem verhehlten Mangel eigner Einſicht zugleich den Ruhm der Einſicht zu genießen, und tadeln oder verfolgen den,

der das Neue annimmt, weil jeder derſelben ihrem Verſtande einen Vorwurf zu machen ſcheint.

Man darf jedoch auch nicht glauben, daß die, welche Neuerungen irgend einer Art mit Begierden ergreifen und bekennen, dabei immer vorurtheilslos ſind. Sie werden nicht ſelten eben ſo blind von vorgefaßten Meinungen geleitet, als die trägen Anhänger des Herkömmlichen. Es gibt viele Menſchen, die das Neue lieben, weil es neu iſt, oder die es annehmen, um ſich damit vor dem großen Haufen auszuzeichnen, oder ſich das Anſehn der Vorurtheilloſigkeit und des freien Selbſtdenkens zu geben. Indem ſie nun dem Neuen ſchon geneigt ſind, ehe ſie ſich noch durch hinreichende Erfahrungen über den Werth deſſelben belehrt haben, ſind ſie dem Vorurtheil, deſſen Schein ſie meiden wollen, ſo blindlings hingegeben, als es viele ihrer Gegner ſind. So erblicken wir in der Welt häufig den Streit erhitzter Parteien über Gegenſtände, die beiden Parteien in Werth und Folgen nach ſehr unbekannt ſind. Sie fechten nicht um die Sache, ſondern um ſelbſtgemachte Einbildungen von derſelben; bieten allen Scharfſinn und Witz zur Vertheidigung ihrer vorgefaßten Meinung auf, und können ſehr natürlich ihre Widerſacher weder eines Beſſern belehren, noch eines Beſſern von ihm belehrt werden.

Ob gleich ein Irrthum ſo verderblich als der andere ſeyn kann, iſt doch derjenige noch leichter zu entſchuldigen, welcher aus Liebe zum Bekannten und Gewohnten entſpringt. Wiewohl damit die Einführung und Verbreitung manches Vor-

trefflichen ſehr verhindert, und der Genuß manches Nützlichen erſpätet wird, iſt doch verzeihlich, wenn man nicht leicht das Gewiſſe für das Ungewiſſe hingibt. Zudem hat nicht Jeder Muth, Vermögen oder Kenntniſſe genug, die Erfahrungen über das Neue und deſſen Werth ſelber anzuſtellen. Es iſt alſo ein bedächtiges Erwarten der Folgen von Verſuchen billig, die von Andern angeſtellt werden; es iſt löblich, wenn dieſes Treuverbleiben beim Herkömmlichen nicht blindes Vorurtheil gegen alles Neue, ſondern nur ein Zurückhalten des eignen Urtheils iſt.

Prüfet Alles, und das Gute behaltet! 1 Theſſ. 5, 21 ſagt das göttliche Wort, und Chriſti empfängt damit die ihm angemeſſenſte Stellung in Beurtheilung fremder Gegenſtände: Erſt Prüfung, dann Urtheil und Wahl!

Es gibt Vorurtheile, welche theils durch Alterthum, theils durch große Verbreitung das Anſehn unbezweifelbarer Wahrheit empfangen haben. Denn, wer könnte es läugnen? Irrthümer vererben ſich ſo leicht, als Wahrheiten. Dergleichen herrſchende Vorurtheile ſind am gefährlichſten, weil ſie nicht mehr für Vorurtheile, ſondern für erlernte Wahrheiten geachtet werden, als Grundſätze gelten, immer zu neuen Trugſchlüſſen leiten und das Emporkommen der Wahrheit und alles Beſſern dauerhaft hindern. Es gibt wenige Wiſſenſchaften, wenige Künſte und Handwerke, in welchem ſich nicht irgend ein auf Treue und Glauben angenommener Irrthum, ein aus bloßer Achtung für das Alterthum beliebter falſcher Stolz, ein wirkliches Vorurtheil eingeſchlichen

hätte. Selbſt an religiöſen Vorurtheilen gebricht es nicht. Um ſo wichtiger wird die Pflicht, daß wir überall den uns von Gott verliehenen Verſtand anwenden; ſelber der Wahrheit nachforſchen, wo wir Erfahrung oder Kenntniß genug beſitzen, und nur in ſolchen Fällen auf das Urtheil Andrer uns verlaſſen, wo wir Ueberzeugung haben, daß ſie gründlichere Einſichten haben, als wir. Prüfet Alles, und das Gute behaltet!

Kaum ſollte man es glauben, daß auch Menſchen dann noch ihren Vorurtheilen anhängen, wenn ſie von der Irrigkeit derſelben hinlänglich überführt ſind. Und dennoch iſt dieſe Art der Wiederſinnlichkeit keine große Seltenheit. Bald übt Gewohnheit ihre ſchwer zu brechende Gewalt gegen ihre geſunde Vernunft aus, bald ein thörichter Eigenſinn, bald eine andere Leidenſchaft. Aber iſt nicht jede Leidenſchaft Quelle des Unſinns?

Eine ſolche Selbſtverhärtung gegen das Wahre und Beſſere iſt eines von den ſchwerſten Verbrechen an der Natur und an unſerer eigenen Würde; iſt geiſtige Selbſtverſtümmelung und Sünde wider den heiligen Geiſt, der vergebens auf uns zu unſerm Heil einwirkt. Das Verbrechen wächſt, je klarer die Erkenntniß des Irrigen, je hartnäckiger deſſen Vertheidigung, je ſchädlicher für uns und Andere deſſen Erfolg iſt. Gott iſt ein Gott der Wahrheit, und wir ſollen ihm ähnlich werden. Gott iſt ein Gott der Wahrheit; wer ihn liebt, der liebet auch die Wahrheit, denn ſie ſtammt von ihm. So iſt es des Chriſten Pflicht, die Wahrheit und das Licht

zu befördern, auch dann, wenn dieſelbe unſern eignen leiblichen Vortheilen zum Schaden gereichen ſollte. Jeſus Chriſtus verkündete die Wahrheit, und duldete darum der Welt Verfolgungen und den Kreuzestod. Es iſt des Chriſten Pflicht, herrſchende Vorurtheile zu vernichten und richtigere Erkenntniſſe zu verbreiten, ſelbſt auf die Gefahr hin, ſich damit der Menſchen Haß, ſtatt ihres Dankes zu verdienen. Denn wahrlich, der iſt Jeſus Jünger nicht, welcher recht und gut thun will, um irdiſchen Gewinnes willen.

Inzwiſchen ſoll auch hier mit jener Bedächtlichkeit von uns gehandelt werden, die zu allen Zeiten das unterſcheidende Kennzeichen wahrhaft weiſer Menſchen iſt. Die beſte Sache wird durch übereilten Eifer vernichtet. Es kann kein wahrhaft frommes Werk vollzogen werden, ohne reife Erwägung der obwaltenden Verhältniſſe, der Zeitumſtände und der Bedürfniſſe. Nichts iſt im wirklichen Leben überall und unbedingt gut. Du kannſt mit Unbeſonnenheit auch die Menſchenliebe zur Mörderin, und die heilſamſte Arznei zum Gift machen. Hier iſt es, wo Jeſus goldne Lehre gegenwärtig ſeyn ſoll: Seid klug, wie die Schlangen, aber ohne Falſch wie die Tauben.

Werde nicht Bekämpfer herrſchender Vorurtheile, ſo lange du dich nicht überzeugt haſt, daß die, welche von Vorurtheilen befangen ſind, noch zu unmündig ſind, die Wahrheit ſelbſt zu faſſen und auszuſprechen. Ja, es gibt auch wohlthätige Vorurtheile, heilſame Irrthümer, ſo

lange ſie diejenigen nützlichen Wirkungen haben, welche in vollerm Maaße die Wahrheit bei denen hat, die da fähig ſind, ſie zu begreifen. Reiße nicht etwas Mindernützliches nieder, wenn du keine Sicherheit haſt, das Beſſere wirklich aufbauen zu können.

Glaube auch nicht, daß du mit wiſſentlichem Betruge die Menſchen täuſcheſt, wenn du ihnen ungeſtört gewiſſe Meinungen läſſeſt, die nach deinen beſſern Einſichten falſch ſind. Zwar dir iſt Pflicht, das Reich der Wahrheiten zu verbreiten, doch nur da, wo du ſie zu verbreiten Kraft und Möglichkeit haſt. Aber zerſtören heißt noch keineswegs aufbauen, und einen Irrthum niederreißen, heißt noch nicht Wahrheiten aufrichten.

Allerdings haben Kinder viele irrige, oft höchſt unwürdige Vorſtellungen von Gott und den Schickſalen der Seele nach dem Tode. Allerdings haſt du bei deinen reifern Kenntniſſen und Erfahrungen, Begriffe, die der Wahrheit näher ſtehen mögen. Biſt du aber im Stande, deine Verſtandesreife plötzlich den Kindern einzuflößen? Warum ſoll ich dich deswegen tadeln, oder einen wiſſentlichen Betrüger deiner Kinder ſchelten, wenn du ihnen Vorſtellungen von Gott und Ewigkeit läſſeſt, die zwar nicht deinen beſſern Einſichten, wohl aber ihren geringen Vorkenntniſſen angemeſſen ſind. Genug daß bei ihnen die kindiſchen Einbildungen von Gott eben das Gute bewirken, was bei dir die beſſern Erkenntniſſe. — Siehe, ſo ſind auch Erwachſene oft den Kindern gleich; es gibt mancherlei Stufen der geiſtigen Aus-

bildung, und was für dich Irrthum und Vorurtheil iſt, kann für Andre nach Maasgabe ihrer Erziehung und Erfahrung wohlthuende Wahrheit, das heißt genaue Uebereinſtimmung mit ihrem ganzen Weſen ſeyn. Vielleicht wäre es dir wohl möglich, bei ihnen, was dir Vorurtheil iſt, zu zerſtören; aber biſt du verſichert, daß ſie auch fähig ſind, mit ihrem ungeübten Verſtande deine höhere Wahrheit zu erfaſſen? Darum ſei behutſam und entreiße dem Schwachen nicht die Krücke, ehe er Kraft gewonnen, ohne ſie einzugehn. Kömmt ihm die Kraft, wird ihm die Krücke von ſelbſt läſtig. Entwickelt ſich der unmündige Verſtand, wirft er beim erſten Schimmer beſſerer und höherer Einſicht den Irrthum von ſelbſt zurück. Wer möchte wagen, Jeſum, den göttlichen liebevollen Weiſen, einen Volkstäuſcher zu nennen, weil er nicht alle und jede bei dem abergläubigen jüdiſchen Volk waltende Vorurtheile bekämpfte; oder weil er ſogar, um nur von ihnen begriffen zu werden, zuweilen in der Sprache ihrer Vorurtheile redete?

Am behutſamſten vor allem ſollen wir in religiöſen Dingen ſeyn, wenn wir bei Andern Irrthum und Vorurtheil wahrzunehmen meinen. Denn jedes Alter, vom Kinde zum Greiſe, geſtaltet ſich ſeinen Glauben von göttlichen Sachen unvermerkt anders. Selbſt das Temperament der Menſchen, ſelbſt der Himmelsſtrich unter welchem die Völker der Erde wohnen, gibt ihren religiöſen Meinungen gleichſam eigne Farben. Gefahrloſer iſt es, Vorurtheile oder Irrthümer, die nicht ſo tief mit dem Innerſten

des Menſchen, mit ſeiner ganzen Glückſeligkeit verflochten ſind, zu zerſtören, auch dann, wenn man außer Stand wäre ihnen die den Irrthum erſetzende Wahrheit begreiflich zu machen.

Ungebildete Menſchen ſehen leichter das Nützliche, als die Wahrheit einer Sache ein. Jenes offenbart ſich den Sinnen; die Wahrheit will erſt durch Anſtrengung des Geiſtes erkannt werden. In ſolchen Fällen wird allezeit rathſamer ſeyn, das Vorurtheil der Menge, die ſich nicht leicht von einmal gefaßten Einbildungen trennen läßt, durch Anſchauung des Nützlichen im Neuen zu untergraben. Der ungebildete Menſch, wie das Kind, fürchtet was er noch nicht kennt, betaſtet es nur ſchüchtern, will ſich erſt durch langen Anblick daran gewöhnen, und folgt nur den Vorgang und Beiſpiel vieler Andern.

So ſehen wir in unſern Tagen daß beim gemeinen Mann lange und mächtig geweſene Vorurtheile gegen die wohlthätige Erfindung der Blitzableiter allgemach verſchwinden, unfähig einzuſehn, wie die Eiſenſtange Kraft habe, den zermalmenden Strahl, indem er an der menſchlichen Wohnung hinfährt, anzuziehen und unſchädlich dem Erdboden zuzuführen: fürchtete der Unwiſſende mit ſolcher Anſtalt gegen die Allmacht Gottes zu freveln. Er baute gegen verwüſtende Ströme Dämme, um ſeine Hütte wider die Fluth des Waſſers zu ſchützen; er erfand und gebrauchte Spritzen, um in ausbrechender Feuersbrunſt ſeine Wohnungen nicht in Aſche verwandeln zu laſſen, ohne zu beſorgen, durch ſolche Mittel der Selbſterhaltung den allmächtigen Gott

und die allwaltende Vorſehung zu beleidigen. — Aber die Blitze des Himmels zu zählen, ſchien ihm Vermeſſenheit, ſchien ihm eine Thorheit. Er tadelte es mit gottesfürchtigem Ernſt, bis das Beiſpiel der Klügern und die Erfahrungen der Nützlichkeit ſein Vorurtheil ſchwächten, da begriff er, daß Gottes Weisheit dem Menſchen Verſtand gab, ſich gegen die Gefahren in der Natur zu verwahren, und daß Gebet und Geſang und Geläute geweihter Glocken eben ſo wenig die Wetterwolke mit ihren Blitzen, als die Waſſerfluth ausgebrochener Ströme von den Wohnplätzen der Sterblichen abwehrt.

Längſt ſchon war der Menſch, wenn ſein Leichnam erkrankte, geneigt, ſich heilſamer Arznei zu bedienen, ohne zu fürchten, dadurch dem Willen Gottes vorzugreifen. Der Kranke ſcheute ſich nicht, ſeiner Geſundheit willen, freiwillig die Adern zu eröffnen, oder Dinge zu genießen, die er unter andern Umſtänden als wirkliche Gifte gekannt. Schon Sirach, der weiſe Mann ſprach: Ehre den Arzt mit gewöhnlicher Verehrung, daß du ihn habeſt zur Noth; denn der Herr hat ihn geſchaffen, und die Arznei kömmt von dem Höchſten und Könige ehren ihn. Der Herr läßt die Arznei aus der Erde wachſen und ein Verſtändiger verachtet ſie nicht. Ward doch das bittere Waſſer ſüß durch ein Holz, auf daß man ſeine Kraft erkennen ſollte. Und er hat ſolche Kunſt dem Menſchen gegeben, daß er geprieſen würde in ſeinen Wunderthaten. Sirach 37, 1. 6.

Als nun aber in unſern Tagen das Geheimniß kund ward, die ſcheußliche Seuche der Kinderblat-

tern durch Einimpfung von ähnlichen Kuhpocken zu vertilgen, oder bis zur Unſchädlichkeit zu ſchwächen: ſiehe da erhob ſich widerſpenſtig das Vorurtheil. Seit dreißig Jahren und länger ſahen wir in den verſchiedenſten Ländern der Welt die wohlthuende Erfindung von Gott mit glücklichen Erfolgen geſegnet; tauſend und tauſend Kindern ward Schönheit, Gebrauch der Augen, des Gehörs und das Leben ſelbſt gerettet; tauſend und tauſend zärtliche Väter und Mütter dankten mit Thränen dem Himmel für die Wohlthaten, welcher nach ſo langen, ſo vielfachen Erfahrungen auch kein Schatten übler Folgen nachſchleicht. — Aber blöd erſchrocken und mit Abſcheu ſelbſt ſtiert das Vorurtheil die neue Erſcheinung wie einen Frevel gegen Gott an. Mit grauſamer Unwiſſenheit opfert es ſeinem Eigenſinn Wohlgeſtalt, geſundes Blut, Lebensglück und Leben blühender Kinder; ſchaudert vor möglichen Folgen des eingeimpften, thieriſchen Stoffes, vor Folgen, die ſeit einem Menſchenalter noch nicht erſchienen, während es harmlos dem täglichen Würgen der Blatternpeſt zuſchauen kann.

Wohl habe ich recht vor den entſetzlichen Wirkungen herrſchender Vorurtheile zu erzittern — aber noch einmal, bin ich ſelber von jedem Vorurtheile frei? O wie parteiiſch bin ich doch oft im alltäglichen Leben, wie liebe ich ſo Manches, wie fürchte ich ſo Manches, ohne einen Grund zu haben, als welchen eine vorgefaßte gute oder böſe Meinung gewährt! — Ach ich ſelbſt erkenne meine eignen Schwächen viel zu wenig!

O mein Schöpfer, Du haſt mich mit Verſtand ausgerüſtet, wohl habe ich ihn oft auch trägerweiſe verſäumt, und ohne zu prüfen gewählt. Ich will mit Aufmerkſamkeit mich ſelbſt belauſchen und ſorgfältig jedem Irrthum zu entweichen ſuchen, der mir als ſolcher offenbar wird. Prüfen will ich, ehe ich wähle; prüfen, ſo weit meine Kraft es vermag. Doch Einer vermag nicht Alles. Ich will die Urtheile der Weiſen und Erfahrenen hören, will durch ſolche mich des Beſſern belehren: das Gute behalten und mit Vertrauen auf Deinen Segen und Beiſtand anwenden. Amen.

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Eilfter Sonntag, den 12. März 1815.

Aechten Glauben gib vor allen
Andern Gnaden, Vater, mir!
Wem er fehlt, muß Dir mißfallen,
Wer ihn hat, iſt eins mit Dir.
Er belebe meine Triebe,
Sei der Stab, die Hand der Liebe!
Er beſiege, wie ein Held,
Durch mich Satan, Fleiſch und Welt.

Glauben, wie wenn ich dich ſähe,
Flöße mir, mein Heiland, ein;
Im Gefühl von Deiner Nähe,
Laß mein Herz ſich täglich freun.
Jeſus! willſt Du Dich nicht zeigen?
Hörſt Du mich? wie kannſt Du ſchweigen?
Gib mir Glauben! nahe Dich
Meinem Geiſt und ſtärke mich!

Unausſprechlich ſchwach und flüchtig
Iſt mein tiefverdorbenes Herz.
Heut' iſt mir die Tugend wichtig,
Morgen iſt ſie nur ein Scherz.
Ach, wär' nur mein Glaube feſter,
Stärk' ihn, mehr' ihn, Allerbeſter,
Jeſus, eile, ſtärk' ihn Du,
Ach, ſonſt find' ich keine Ruh!

Vom Einfluß des Gemüthszuſtandes auf unſern religiöſen Sinn.

Klagelied. Jerem. 3, 40.

Man hat ſeine Launen. Man kann ſich auch beim beſten Willen nicht immer gleich ſeyn. Man iſt heute leicht und heiter, zu allen Dingen aufgelegt; fühlt ſich recht wohl und lebendig, und begreift ſelber nicht, warum man ſo lebensfroh iſt. Morgen iſt man, ohne Grund und Urſache, verſtimmt, verdroſſen, ſchwerfällig; nichts geht von der Hand; man fühlt ſich durch Kleinigkeiten aufgebracht, durch einen bloßen Blick gekränkt; iſt wehmüthig, düſter, hat eine ſonderbare Beklommenheit und Angſt, ohne ſich das alles erklären zu können. Freilich erklären läßt es ſich zuweilen wohl, aber doch hält es immer ſchwer, ſich im erſten Augenblick darüber deutliche Auskunft zu geben. Ja, wenn man in einer unbehaglichen Verſtimmung iſt, iſt man ſelten aufgeweckt genug, ſich über die Veranlaſſung ſolcher Verſtimmung Rechenſchaft zu geben.

Dieſer Wechſel unſrer Gemüthszuſtände kann oft in einerlei Tag ſtatt finden. Wir ſind gewöhnlich am Morgen, wenn der Leib durch einen geſunden Schlaf erquickt und geſtärkt worden iſt, weit leichter und freundlicher, als am Abend, wenn die Kräfte unſers Körpers erſchöpft ſind. Wir beurtheilen oft eine und dieſelbe Sache ganz anders, wenn

wir in der Stille der Nacht daran denken, als wenn es des Morgens geſchieht.

Eine leicht veränderliche Gemüthsſtimmung zeigt immer von einem lebhaften und reizbaren Temperamente. Doch iſt ſie bei weitem nicht ein ſo großes Unglück, als wie Tage und Wochen und Monate lang anhaltende traurige Verſtimmung. Dieſes macht uns das Leben ſelbſt zur Qual und zu vielerlei Guten unfähig.

Die Ungleichheit unſers Gemüthszuſtandes ath ſogar weſentlichen Einfluß auf unſer Chriſtenthum. Bei heiterm Sinn ſind wir wohlwollend gegen jedermann; bei düſtrer Laune aber gehäſſiger, auffahrender, heftiger, liebloſer im Urtheilen, Reden und Handeln.

Iſt es uns mit der Nachfolge Jeſu, mit unſerer Beſſerung aufrichtiger Ernſt: ſo können wir keineswegs gegen die Veränderlichkeit unſrer Gemüthszuſtände gleichgiltig bleiben. Es muß eine unſrer wichtigſten Angelegenheiten ſeyn, über dieſen Gegenſtand nachzudenken; die wahren Quellen unſrer Niedergeſchlagenheit aufzuſuchen; uns zu bemühen, dieſelben hinwegzuſchaffen. Denn jede ängſtliche, traurige Stimmung der Seele verhindert uns nicht nur, Alles, was uns umgibt, in ſeiner wahren Beſchaffenheit zu erkennen, ſondern macht uns, oft wider unſern Willen, ungerecht, dem Guten abhold, dem

Böſen geneigter, zuweilen ſogar gottlos, und verbittert den Genuß des Lebens.

Gleichmüthigkeit iſt eine der edelſten Wirkungen des Chriſtenthums. Der menſchliche Geiſt, gehoben durch die Religion Jeſu, iſt groſer Macht über ſich ſelbſt fähig. Sein ſtarker Wille kann vielmals allein hinreichen, finſtre Launen zu zerſtreuen, und jene ſtille Heiterkeit wieder zu gewinnen, welche zum Genuß des Lebens, wie zur Vollſtreckung der uns obliegenden Pflichten am beſten dient; jene ſtille Heiterkeit, zu welcher die heilige Schrift ihn auffordert, indem ſie ſpricht: Seid allezeit fröhlich! Ja, es iſt durch Erfahrungen bewieſen, daß, vermöge eines ſtarken Willens allein, der Geiſt ſelbſt die ſchwerſten Leiden, die empfindlichſten Körperſchmerzen mit Gleichgiltigkeit tragen, gleichſam die Seele gegen ſie unempfindlich machen kann.

Inzwiſchen läßt ſich auch nicht läugnen, daß der Geiſt nicht ſelten wieder durch körperliche Zuſtände ſo überwältigt und ſo niedergedrückt wird, daß er ſich durch eigene Kraft nicht wieder aufrichten kann. Er bleibt muthlos, verzagt, und in der bloßen Beklommenheit des Gemüthes ſchreibt er die Urſache ſeines Uebelbefindens oft lieber ſich ſelbſt, als dem Körper zu, an welchem er wenigſtens äußerlich keine Spuren der Kränklichkeit wahrnehmen kann. Dieſe Verſtimmung nimmt oftmals eine religiöſe Richtung,

und dann wird der heilige, tröſtende, ſeligmachende Glaube, eine neue Qual des Menſchen. Man martert ſich unaufhörlich mit geheimen Vorwürfen, wegen begangenen Sünden, verzweifelt an der Barmherzigkeit des grundgütigen Gottes, wird in eben dem Augenblick gottlos, da man nach Gottſeligkeit ringen möchte, und verzehrt ſich in folternder, unauflöslicher Zweifelſucht und Angſt.

Darum laſſet uns forſchen und ſuchen unſer Weſen und uns zum Herrn bekehren! Klagl. Jerm, 2, 40, wie der Prophet ſpricht. Es iſt keine wahre Bekehrung möglich, ohne vorhergehende genaue Selbſterkenntniß. Das Grundübel zu unſrer Verderbtheit liegt nicht immer in unſrer Erziehung, in Unwiſſenheit des Verſtandes, in böſen Angewöhnungen, in Verführung durch verwerfliche Beiſpiele, ſondern auch wohl in einer verborgenen Zerrüttung unſrer körperlichen Geſundheit. Aus dieſer entſpringen größtentheils unſre heitern oder düſtern Gemüthszuſtände, und ſelbſt alle unſre Vorſtellungen nehmen davon eine hellere oder dunklere Farbe an.

Wie ſehr wir von den Zuſtänden unſers Körpers und ſeines Temperamentes abhängen im Urtheilen, wie im Handeln, beweiſet die tägliche Erfahrung. Der Kränkliche, Gallſüchtige iſt härter, unfreundlicher, zankſüchtiger, polternder, mißtrauiſcher. Wie er ſelbſt iſt, ſo denkt er ſich ſeinen Gott, als

einen zornigen, eifrigen, unverſöhnlichen Gott. Durch Hebung ſeiner Krankheit und ihres Reizes wird auch ſeine Denkart verändert; er wird freundlicher, gefälliger, nachſichtiger, und ſtellt ſich auch Gott milder und gnädiger vor. — Ein ſchwächlicher Körper macht furchtſam, weichlich, mitleidig, verſöhnlicher und beſtändiger. Eine Stockung in den Eingeweiden macht ängſtlich, zweifelſüchtig, trübſinnig, an ſich und allem Glück verzweifelnd, oft lebensmüde und ſogar zum Selbſtmord geneigt. Vollblütigkeit macht zum Wohlleben, zur Wohlluſt, zum Ehrgeiz, zur Prachtliebe aufgelegt. Träge Säfte machen langſam, bedächtig, untheilnehmend, gegen fremdes Leiden gleichgiltig, zur Begeiſterung für das Gute, für tiefe Rührungen faſt unfähig.

So ſehr hängen wir von der jedesmaligen und eigenthümlichen Beſchaffenheit unſers Körpers ab; ſo groß iſt der Einfluß des daher entſpringenden Gemüthszuſtandes auf unſern religiöſen Sinn. Darum laßt uns unſer Weſen unterſuchen und erforſchen. Vielmals iſt der leibliche Arzt nothwendiger, als der geiſtliche, um eine kranke Seele zu heilen.

Wenn wir an uns gewahr werden, daß weder die ſorgfältigſte Aufmerkſamkeit auf unſer eignes Betragen, noch der redlichſte und ſtärkſte Wille im Stande ſind, eine, von ſelbſt nach und nach gekommene, traurige, ſchwermüthige Stimmung des Ge-

müthes von uns zu entfernen; oder ein uns anklebendes, mürriſches, ärgerliches Weſen, einen beſtändigen Hang Verdruß zu haben und zu klagen, eine oft wiederkehrende Neigung zum Jähzorn zu überwinden, oder wollüſtige, viehiſche Begierden zu dämpfen und zu verbannen; oder gewiſſe, immer zurückkehrende gottloſe Vorſtellungen, beängſtigende Gedanken, quälende Empfindungen zu zerſtreuen und aufhören zu machen; wenn wir an uns gewahr werden, daß wir weder durch Anſtrengung des Willens, noch durch Ueberlegung, noch durch Gebet eine herrſchende Traurigkeit, oder Heftigkeit, oder Beklommenheit, oder Zweifelſucht los werden können: ſo dürfen wir zuverläſſig glauben, daß die Urſache unſrer Fehlerhaftigkeit weniger in dem Zuſtande unſers Geiſtes, als in dem mangelhaften Zuſtande unſers Körpers liege. Wir dürfen glauben, daß, ungeachtet unſre Geſichtsfarbe noch blühend, unſer Schlaf noch ruhig, unſre Eßluſt noch nicht gemindert, und jede Verrichtung des Körpers noch in unveränderter Kraft iſt, dennoch eine innere Schwäche, die vielleicht nicht allgemein ſeyn mag, oder irgend ein innerer, krankhafter Ueberreiz vorhanden ſei. Nicht gewöhnliche, unbehagliche Gemüthszuſtände ſind entweder wirklich ſchon thätige Krankheiten des Leibes, oder Vorboten ihres nahen und gefährlichen Ausbruchs. Hier iſt es Zeit, einen

verſtändigen, erfahrenen, menſchenfreundlichen Arzt zu berathen, ehe das Uebel tiefer einwurzelt. Die innere Stimme warnt und ruft Hilfe. Gott ſelbſt fordert, daß wir für die Geſundheit des Leibes die aufmerkſamſte Sorgfalt hegen, denn er ſoll ein Wohnhaus des heiligen Geiſtes ſeyn.

Sehr bedenklich ſind ſolche Zuſtände des Gemüthes, die ſchon eine ſo große Gewalt über den Geiſt üben, daß er nicht mehr unbefangen urtheilen kann, und die Urſachen des Jähzorns, des ewigen Mißmuths, des Trübſinns, der Aengſtlichkeit, ſtatt in der kränklichen Beſchaffenheit ſeines Lebens ſchlechterdings in den äußern Umgebungen und Umſtänden zu finden glaubt; oder wenn er ſeine religiöſe Zweifelſucht, ſeine Bangigkeit wegen Gottes Zorn und Unverſöhnlichkeit, in der Verderbtheit ſeines Herzens, und nicht in der Verderbtheit ſeiner Säfte und körperlichen innern Theile erkennen will. Da iſt es vergebens an die Huld und Barmherzigkeit des ewig grundgütigen Vaters im Himmel zu erinnern; da iſt es vergebens, Jeſus beruhigendes Wort zu wiederholen: Kommt her zu mir, alle die ihr mühſelig und beladen ſeid, ich will euch erquicken; da iſt es umſonſt, das heilige Troſtwort Gottes zu geben: Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöſet; ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du biſt mein! — Ich will euch annehmen und euer Vater

ſeyn, und ihr ſollt meine Söhne und Töchter ſeyn, ſpricht der allmächtige Herr. — Nein, alle Beruhigungsgründe der Vernunft, wie der Religion, ſind da fruchtlos. Der Verſtand iſt ſchon verwirrt, und immer das Betrübendſte, Troſtloſeſte, Gräßlichſte iſt der Seele am nächſten, am lebhafteſten. Die Vernunft ſchweigt und der heilige Glaube hat keine Kraft mehr. Schwermüthige Geſpinnſte der Einbildungskraft treten an die Stelle unbeſonnener Ueberlegung und ächten, chriſtlichen Glaubens. Es iſt der Anfang einer Art Wahnſinns, durch körperlichen Anlaß erzeugt.

In ehemaligen Zeiten, als man noch wenige Kenntniß von dem Zuſtand des menſchlichen Körpers und den Aeußerungen ſeiner krankhaften Zufälle hatte, wurden viele derſelben ohne anders für Wirkungen des Satans gehalten. Vergebens mochte die heilige Schrift ſprechen: Gott hat dem Teufel die Macht über uns genommen, man überließ ſich dem gottloſeſten Irrthum, und machte das Uebel des Leidenden nur ärger, indem man den Grund deſſelben an einem falſchen Orte ſuchte, und die Einbildungskraft der Menſchen mit abſcheulichen Vorſtellungen anfüllte.

Reizbare und nervenſchwache Perſonen können durch außerordentliche körperliche Erſchütterungen, durch Schrecken, Furcht und Angſt, oder durch den

Verluſt einer und mehrerer Perſonen, da eine maaſsloſe Betrübniß ſie ergreift, in leibliche Krankheiten, oder in wahre Geiſtesverwirrung geſtürzt werden. Viele wurden ein Opfer des Todes; viele wieder verſanken in Seelenunruhe und unausſprechliche Bangigkeit, wo ſie ſich die Zahl ihrer Sünden größer vorſtellten, als das unendliche Erbarmen des Allbarmherzigen: andre von der beſtändigen Angſt des Herzens gequält, gaben alle Hoffnung an ihrer Seelen Rettung, Heil und Seligkeit auf; bei andern ſtiegen wieder ganz unwillkührliche unchriſtliche Zweifel, bei andern wahrhaft gotteslåſterliche ſcheußliche Gedanken gegen das höchſte Weſen empor, deren ſie ſich nicht erwehren konnten, ſo viel Mühe ſie ſich auch gaben, und ſo ſehr ſie auch bei dergleichen Gotteslåſterungen ein Grauſen empfanden. Waren ſie noch verſtändig genug, dies nicht für teufliſche Eingebungen zu halten, hielten ſie es doch für Wirkungen ihrer eigenen, grundverderbten Natur, die vor dem Richter der Todten und Lebendigen keine Gnade mehr finden könne.

Daß durch eine geheime Verkettung von dunkeln Gefühlen und Vorſtellungen allerlei verhaßte Gedanken wider unſern Willen aufſteigen können, iſt eben ſo gewiß, aber eben ſo unſchuldig, als wenn unſre Träume des Nachts von unanſtändigen Einbildungen befleckt werden. Was in uns wider Willen unſers

vernünftigen und gottesfürchtigen Geiſtes vorgeht und erſcheint, iſt nicht unſers Willens Werk, ſondern das Werk und die häßliche Frucht krankhafter körperlicher Zuſtände. Gott aber rechnet uns nicht dieſe, ſondern die Beſchaffenheit unſers vorſätzlichen Willens an; denn nur dieſer, nichts anders, iſt das Eigenthum, von dem er Rechenſchaft abzulegen hat. Aber in einem kränklichen Körper kann der Geiſt ſelbſt über ſeinen Willen ſo getäuſcht werden, daß er meint, ſogar an den ſchändlichſten Einbildungen, oder an den gottesläſterlichſten unwillkührlichen Einfällen eine Art Wohlgefallen zu empfinden.

Solche und ähnliche Zuſtände ſind jedesmal Folgen von ſchwachen oder durch traurige Zufälle zerrütteten Nerven, oder von Schwäche eines Theiles in den Eingeweiden. Es iſt eitle Mühe, dagegen mit religiöſen Gründen allein zu kämpfen; auch die allzu wenig beobachtete krankhafte Leibesbeſchaffenheit muß gehoben werden. Mit Herſtellung der körperlichen Geſundheit kehrt die Geſundheit und heitre Gemüthsruhe von ſelbſt zurück. Eile, ehe es zu ſpät wird, dich mit einem weiſen Arzt zu berathen, offenbare ihm dein Anliegen und Leiden, ehe es zu ſpät und dein Elend unheilbar oder ſchwieriger wird. Keine falſche Schamhaftigkeit halte dich zurück. Ein erfahrner Arzt hat ſchon viele derer gerettet, die dir glichen; deine Noth iſt ihm nichts Fremdes.

Gott wird ſein Herz und ſeinen Sinn zu deinem Beſten lenken, und ſeinen Mitteln Segen verleihn. Der Menſch muß erſt das Möglichſte zu ſeiner eigenen Hilfe thun; dann fügt auch Gott im Himmel gnadenvoll hinzu, was das Unmögliche für Menſchen iſt!

Nächſt der Hilfe des Arztes — doch immer iſt dieſe am erſten und dringendſten in jenen Umſtänden zu begehren! — müſſen auch die eignen Mittel des Geiſtes nicht verſäumt werden. Wenn der Arzt durch ſeine Mittel die Schwächen des innern Körpers ſtärkt; wenn er auf regelmäßige und tägliche Leibesbewegung dringt, welche allezeit das vortrefflichſte Stärkungsmittel des Körpers iſt; wenn in Nahrung, Getränk, Arbeit und Ruhe ein gewiſſes Verhältniß vorgeſchrieben und beobachtet wird: ſo iſt es Pflicht, auch vom Geiſt ſelbſt aus, auf das krankhafte Gemüth zu wirken und die körperliche Heilung damit zu beſchleunigen.

Vor allen Dingen hänge keinen unreinen, böſen, widernatürlichen oder gotteslăſterlichen Gedanken und Einfällen auch nur einen Augenblick nach, ſondern wie ſie ſich dir aufdrängen, zerſtreue dich durch irgend ein Geſchäft auf der Stelle; denke: dies iſt Wirkung deiner Unpäßlichkeit; verlaſſe den Platz, wo du ſteheſt, oder ſitzeſt; begib dich zu Menſchen, rede mit ihnen, bleibe nicht allein. Mit einem

Worte: zerſtreue dich ſogleich! denn je länger du nachdenkſt, dich betrübſt, dir Vorwürfe im Stillen machſt, jemehr gewöhnſt du dich an dieſen verhaßten Gang deiner Gedanken; je öfter kehren ſie folglich, auch gegen deinen Willen, wieder zurück. Die Vorſtellung, welche du wegwünſcheſt, wird damit nur bleibender und feſter. Du biſt deiner Einbildung zuletzt nicht mehr Herr und Meiſter. Jeder Wahnſinn iſt eine ſolche falſche Vorſtellung, die der Menſch, ſtatt ſie durch Zerſtreuung in ſich auszurotten, feſt und bleibend gemacht hat, indem er ihr immer im Stillen nachhing. Man findet daher häufig Verrückte, die ſo lange ſehr vernünftig urtheilen, als man im Geſpräch nichts berührt, was ihre feſtgewordne Hauptvorſtellung aufweckt, von welcher aus ſie alles betrachten. Gewöhnlich führen ſie deswegen Hochmuth oder Geſchlechtsliebe zur Verwirrtheit des Verſtandes, weil dieſe Leidenſchaften ſich am unaufhörlichſten mit einem und demſelben Gedanken und Gegenſtande beſchäftigen, wodurch er zur ausſchließlichen Macht und Herrſchaft im Gemüthe gelangt. Schwer iſt es, körperliche Gewohnheiten abzulegen, noch ſchwerer, geiſtige Gewöhnungen, die endlich, je länger ſie dauern, zur andern Natur werden. Dieſe Gewöhnungen aber, obgleich wir ſie geiſtig nennen, liegen nicht ſowohl in dem Weſen unſers ſterblichen Geiſtes ſelber, als in den

zarten Nervenwerkzeugen der Seele, von denen, durch allzu unmäßige Reizung ein Theil überreizt und in unheilbare Schwäche gerathen kann.

Daher iſt Zerſtreuung und Mannichfaltigkeit der Vorſtellungen das ſicherſte Mittel, nicht nur Leidenſchaften in ihrem Erwachſen zu lähmen, ſondern auch einem möglichen Wahnſinn vorzubeugen.

Doch ſelbſt ſchon zur Ergreifung dieſes Mittels iſt eine gewiſſe Kraft des Geiſtes nothwendig. Bloße Ueberzeugung vom Guten gibt ſie nicht, und aus der Erkenntniß des Nützlichen entſpringt nicht immer ein ſtarker Wille deſſelben. Hier bedarf die leidende Seele eines Beiſtandes von oben, und dieſer Beiſtand wird ihr zu Theil durch Glauben und Gebet.

Glaube feſt an die namenloſe und unendliche Barmherzigkeit Gottes, welche die Schwächen der Menſchheit gar wohl kennt. Glaube an die Barmherzigkeit Gottes, der uns Jeſum, ſeinen Sohn ſandte, alle Sünder ohne Ausnahme ſelig zu machen; glaube an die Barmherzigkeit Gottes, die größer als die größeſte und vorſätzlichſte unſrer Sünden iſt, alſo mit unſern in Unwiſſenheit begangenen Sünden, oder ſolchen, die wider unſern Willen geſchehen, wahrlich Geduld und Nachſicht trägt; glaube an die Barmherzigkeit Gottes, auch wenn die Krank-

haftigkeit deines Körpers dich am bängſten und verzagteſten machen will und dir jede Hoffnung rauben, jede Anſicht verfinſtern möchte. Dieſen Glauben halte feſt, auch wenn es noch ſo dunkel in dir wird; dieſen Glauben halte, er ſei dein Anker im furchtbaren Sturm deiner Seele, und er läßt dich nicht vergehen. Wie ſich ein Vater über ſeine Kinder erbarmet, ſo erbarmet ſich der Herr über die, ſo ihn fürchten. Gnädig und barmherzig iſt der Herr und von großer Güte. Darum verlaſſe dich auf den Herrn, er iſt ein Fels ewiglich. Er denket an uns immerdar und ſegnet uns.

In dieſem Glauben, dem wahren Jeſuglauben, halte feſt. Verlaß deinen Gott nicht mit deinen Hoffnungen; auch er wird dich nicht verlaſſen. Und wären wirklich deiner Sünden mehr, als des Sandes am Meere, und wären ſie blutroth, ſeine Liebe wird das Unreinſte ſchneeweis machen. Es ſollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, ſpricht der Herr, dein Erbarmer, aber meine Gnade ſoll nicht von dir weichen und der Bund meines Friedens ſoll nicht hinfallen.

Warum betrübſt du dich alſo, meine Seele, und biſt unruhig in mir? Harre auf Gott, denn ich werde ihm noch danken, daß er meines Angeſichtes Hilfe und mein Gott iſt.

Im Glauben will ich Dich umfaſſen,
Du ſchufſt mich, Gott, kannſt mich nicht haſſen,
Und wenn ich gleich nicht weinen kann,
Du ſiehſt doch mein Verſchmachten an.

In jenen dunkeln Jammerſtunden
Was haſt Du, Jeſus, einſt empfunden!
Du zagteſt in Gethſemane
Mehr, als kein Sünder ſchmachtete.

Und nun, wenn des Verzagens Bürde,
Die Angſt noch ſchwerer drücken würde,
Will ich voll Glaubens Dir vertraun.
Wer glaubt, wird Deine Hilfe ſchaun.

Und bin ich gleich der größte Sünder,
Erwart' ich Gnade doch nicht minder;
Du hilfſt dem größten, hilf auch mir,
Verzag ich Jeſus nicht an Dir!

Dein Bruderherz iſt doch mir offen;
Wo nichts zu hoffen, will ich hoffen.
So lange Jeſus, Jeſus heißt,
So lange hofft mein dunkler Geiſt.

Stunden der Andacht
zur Beförderung wahren Chriſtenthums und häuslicher Gottesverehrung.

Zwölfter Sonntag, den 19. März 1815.

Mein Herz kann bald verzagen,
Bald wieder trotzig ſeyn;
Bald höchſte Tugend wagen,
Bald ſelbſt das Lichte ſcheun;
Kann leicht ſich hintergeben,
Mag ſeiner Lüſte Spiel,
Durch ſich getäuſcht, nicht ſehen,
Undtraut ſich oft zu viel.

O Vater gib mir Schwachen
Auch hier Entſchloſſenheit,
Zu beten und zu wachen,
Daß mich kein Schritt gereut.
Daß ich mich nicht vermeſſe
Zu heißen engelrein,
Und dann ſogar vergeſſe,
Nur was ich kann, zu ſeyn.

Die Gefahren frommer übereilter Entſchließungen.

Matth. 26, 33 – 35.

Die bängſten aller Lebensſtunden waren dem Meſſias nahe. Noch einmal verſammelte er ſeine Geliebten

um ſich in der Nacht, da ſeine Liebe mit dem ſchauderhafteſten Verrath vergolten werden ſollte. Der Verräther war mitten unter denen, welche an ſeinem Tiſche ſaßen, an ſeiner Seite das Nachtmahl zu genießen. Er kannte ihn, er bezeichnete ihn, doch ohne daß die übrigen Jünger die Sache ganz begriffen. Der Meſſias ſchien nur den Böſewicht leiſe warnen, ſein Gewiſſen wecken zu wollen. Aber Judas war ſchon zu tief geſunken, und vom Netz ſeiner Leidenſchaften umgarnt. Und Jeſus ſchwieg; er fürchtete nicht die Schmerzen, nicht die Todesqualen, welche ihn erwarteten. Er kannte die unausweichliche Nothwendigkeit, voll göttlichen Heldenmuthes in den Tod der Selbſtopferung zu gehen, um ſein Erlöſungswerk zu vollenden.

Das Nachtmahl war vollendet. Der dankbare Lobgeſang ertönte nun von den Lippen der Frommen zum Himmel. Dann trat der Meſſias entſchloſſen hinaus in die Nacht, und begab ſich in die Einſamkeit des vor Jeruſalem gelegenen Oehlberges. Seine Getreuen begleiteten ihn, ohne zu ahnen, was nach wenigen Stunden Schreckliches begegnen könnte. So lächeln harmlos Kinder an der Seite eines guten Vaters, der bevorſtehende Gefahren erblickt, die ſie noch nicht kennen. Aber in ſeiner Nähe glauben ſie ſich vor jedem Unglück geborgen.

Indem der Meſſias mit den Jüngern wandelte, bereitete er ſie auf die furchtbaren Ereigniſſe vor, die ſo nahe waren. Sie hörten ihn an, ohne deswegen große Angſt zu fühlen. Schon oft hatte er ihnen Aehnliches geſagt; aber jeder in kindlicher

Unſchuld gehofft, er werde zu helfen wiſſen. Als der Meſſias ihnen aber nun mit höherm Ernſt und größter Beſtimmtheit ſagte: „In dieſer Nacht ſchon werdet ihr euch alle an mir ärgern, in eben dieſer Nacht wird an uns erfüllt werden, was der Prophet des alten Bundes geweiſſaget hat: ich werde den Hirten ſchlagen, und die Schafe der Heerde werden ſich zerſtreuen!“ — Da erſchraken alle. Die meiſten verſtummten in Furcht oder traurigem Nachdenken über die geheimnißſchweren Worte.

Nur Petrus, immerdar feurig und entſchloſſen, unterbrach die tiefe Stille und ſprach: „Wenn ſie ſich auch alle an dir ärgerten, ſo will ich doch mich nimmermehr ärgern!“ Jeſus wandte ſich zu ihm und ſagte: Wahrlich ich ſage dir: „In dieſer Nacht, ehe der Hahn krähet, wirſt du mich dreimal verläugnen.“ Der Jünger, beſtürzt, konnte an ſeine eigene Schwäche nicht glauben. Er hielt ſich des Schwerſten und Höchſten fähig. Mit aufwallender Liebe rief er: „Und wenn ich mit dir ſterben müßte, ſo will ich dich nicht verläugnen!“ Eine heilige Begeiſterung ergriff nun auch alle übrigen; und alle ſagten daſſelbe. Matth. 26, 33 — 35.

Und doch, wo blieben nach wenigen Stunden dieſe großen Entſchließungen? Als an der Spitze der Kriegsknechte der Verräther kam in finſterer Mitternacht; als der Meſſias gefangen hinweggeſchleppt wurde, um von Sündern gerichtet zu werden: zerſtreuten ſich ängſtlich ſeine Getreuen, wie Schafe, deren Hirt geſchlagen worden; und Paulus, der lieber mit Jeſum ſterben, als ihn zu verläug-

nen, in edler Aufwallung verheißen hatte, verläugnete ihn mit unrühmlicher Furcht dreimal, ehe der Morgen angebrochen war.

Immer war jenes im heißen Gefühl der Liebe gegebenes Verſprechen des Jüngers edel geweſen. Raſche Entſchließungen zum Guten, mögen ſie auch ſelten dauerhaft ſeyn, zeugen doch von einem kräftigen, für alles Heilige und Schöne begeiſterten Gemüth. Dieſe lebendige Empfindſamkeit iſt Anlage zu den liebenswürdigſten und erhabenſten Tugenden.

Wohl wenige von denen, welche ſich auch heutiges Tages noch Jünger und Jüngerinnen Jeſu nennen, gleichen hierin dem edelmüthigen, feurigen Petrus. Er verläugnete zwar im erſten Schrecken den geliebten Meiſter; doch wiſſen wir aus der heiligen Schrift von den Thränen ſeiner Reue; von ſeinem unerſchütterlichen Muth, mit welchem er nachmahls unter Juden und Heiden, allen Verfolgungen, Beſchimpfungen und Kerkern zum Trotz, ſeinen Heiland bekannte, wir wiſſen aus ehrwürdigen und glaubhaften Ueberlieferungen, daß er ſein Gelübde gehalten und zu Rom ſechsundſechszig Jahr nach der Geburt Chriſti im Bekenntniß ſeines göttlichen Meiſters nach einem leidenvollen und tugendhaften Leben den ſchmerzlichſten Tod erlitten hat. Wie viele der Chriſten unſerer Zeit mögen ihm gleichen? Die meiſten tadeln vielleicht die Raſchheit ſeiner voreiligen Zuſage, die er auf dem Wege nach Gethſemane that.

Aber ſie ſind es auch, die ihr Chriſtenthum mit größerer Bequemlichkeit üben wollen. Sie hüten ſich

wohl das ſchwerſte Gelübde zu thun, weil ihnen nicht daran liegt es zu vollbringen. Wohl hört man davon, wie einige Gelübde thun, wenn Gott ſie aus Gefahren retten würde, eine Wallfahrt zu verrichten, oder reiche Almoſen zu geben, oder in Kirchen oder Armenhäuſer anſehnliche Schenkungen zu machen, und erfüllen auch ſolche Verſprechungen redlich. Allein dieſe Unwiſſenden täuſchen ſich ſelbſt, wenn ſie glauben, damit etwas Verdienſtliches gethan zu haben. Welche unwürdigen Begriffe haben ſie vom höchſten Weſen, wenn ſie ſich einbilden, die Gnade und das Erbarmen deſſelben mit einer Reiſe, oder mit Gaben an Kirchen und Armenanſtalten erkaufen zu können!

Noch Andre ſind weit unbekümmerter, als dieſe. Sie wiſſen, daß der Gottheit weder mit Wallfahrten, noch Opfern gedient wird, ſondern daß ſie in tugendhaftem Wandel, in menſchenbeglückenden Geſinnungen, im redlichſten Streben Jeſu Lehre und des eignen Gewiſſens Winke zu erfüllen, Gott gefällig ſeyn können. Doch auch hier thun ſie ſelten mehr, als ihnen bequem iſt. Sie ſind fromme Beter, aber ſchlechte Thäter. Sie rufen wohl täglich: Und vergib uns unſere Schuld, wie wir vergeben unſern Schuldigern; aber denken hintennach ſchadenluſtig darauf, wie ſie ſich an dem und dieſen rächen können, der ihnen etwa nicht die gebührende Ehre erwies, oder der ſie mit irgend einem Einfall kränkte, oder der ihnen vorgezogen ward. Sie fehlen nur ſelten in der Kirche; aber deſto lieber in der Welt bei Anläſſen, wo ſie ohne Eitelkeit etwas zum allge-

meinen Beſten beitragen, wo ſie ohne Eigennutz dienſtfertig, wo ſie ohne Furcht die Ehre eines in ſeiner Abweſenheit lächerlich oder verdächtig gemachten oder ſonſt verläumdeten Mitmenſchen retten ſollten. Sie verheißen in ihren Gebeten zu Gott Beſſerung von Fehlern und Sünden; denken ſich aber dabei kaum etwas Deutliches, ſondern glauben mit dem Gebet alles abgethan zu haben, gehen hin, ſchwelgen, fluchen, zaubern, läſtern, betrügen hinterrücks und freuen ſich ihrer Verſchmitztheit, ſtatt den Mangel ihrer Wahrhaftigkeit und ihre Unedelmüthigkeit beklagen zu ſollen. O Thoren irret euch nicht, Gott läßt ſich nicht ſpotten! Euer bequemliches Chriſtenthum iſt kein Chriſtenthum; eure Gebete ſind dem Herrn ein Greuel. Eure Schlaffheit wird euch nie für Seelenſtärke, eure innerliche Verdorbenheit nie für Vollendung angerechnet werden, die euch hier und dort eines ſchönern Looſes fähig machen könnte!

Es fehlt jedoch auch keineswegs an Chriſten und Chriſtinnen in unſern Zeiten, die in ihrer lebhaften Gemüthsart Aehnlichkeit mit Petrus haben; an Chriſten und Chriſtinnen, die in großen Lebensereigniſſen die heiligſten und höchſten Entſchlüſſe faßten.

Nie iſt der Menſch zum Göttlichen geneigter, als in Augenblicken, da er ſieht, wie hinfällig das iſt, was man hier im Leben hat. Wer iſt nach einer ſchweren Krankheit nicht entſchloſſener geworden, ſich zu beſſern? Wer nahm ſich nicht vor, einen heiligen Wandel zu führen, wenn er ſich plötz-

lich durch ein hartes Schickſal um ſein Vermögen gebracht, oder durch menſchliche Bosheit ſeiner Ehre beraubt ſah, oder wenn er weinend am Sarge einer geliebten Leiche ſtand, und der Gedanke an die Ewigkeit und das flüchtige Spiel des Erdenlebens ihn gewaltiger ergriff?

Menſchen, die noch nicht ganz verdorben ſind, pflegen bei ſtarken Rührungen des Gemüths immer die erhabenſten Vorſätze zu faſſen. Wer kann ſie zählen, die, bewegt von der Geſchichte deiner Schmerzen, oder gerührt von Bewunderung deines hochheiligen Wandels, ſich dir zuſchwören und im heißen Gebet mit Petrus betheuern, dich nie zu verläugnen, ſondern dich in Erfüllung ihrer Pflichten, in Nachahmung deines menſchenfreundlichen Sinnes, in Bekämpfung aller ihrer eigenthümlichen ſündhaften Regungen zu bekennen!

Ehrwürdig ſind dieſe Empfindungen und Vorſätze. Auch läßt ſich keineswegs läugnen, daß es Vielen damit nicht nur im erſten Augenblick aufwallender Gefühle, ſondern noch mehrere Tage nachher damit feierlicher Ernſt war. Sie verſuchten, ob es nicht möglich ſei, durch feſten Willen endlich alle Hinderniſſe in ſich zu beſiegen, um ganz fehlerrein und heilig zu werden. Sie wollten das höchſte Ziel erringen.

Aber dieſe plötzlichen frommen Entſchließungen chriſtlicher Gemüther, haben ihre beſondern Gefahren, beſonders wenn die Vorſätze ſelbſt allzu überſpannt ſind. Gut iſt es, ſich das Ziel der Vollendung zu erwählen, aber nie glaube es mit den

erſten Tagen und nach dem erſten Entſchluß ſogleich erſtiegen zu können. Wachet, wachet über euch und betet! ſprach Chriſtus zu ſeinen Geliebten: der Geiſt iſt willig, aber das Fleiſch iſt ſchwach.

Der Menſch berechnet in großen Gemüthsbewegungen ſelten das Maas der ihm beiwohnenden Kräfte; da ſcheint ihm Alles leicht. Aber wie ſich nachher ſeine Gefühle mildern, erſcheint ihm bald die Welt anders, als er ſie vorher ſah. Das alltägliche Leben drängt ſich wieder an ihn an. Die bisherigen Gewohnheiten fordern wieder ihre Rechte. Es kommen wieder Umſtände und Verhältniſſe, wo er ſich ſcheut Vortheile, Ehrenbezeugungen, Schmeicheleien auszuſchlagen, die er auf Koſten ſeiner Grundſätze wohl annehmen könnte. Sein Ehrgeiz wird wieder rege. Der Anblick gewiſſer Perſonen erweckt wieder mancherlei Gefühle, die er ſelber nicht billiget und offenbar mit ſeinen heiligen Vorſätzen ſtreiten, ein von allen Fehlern freier Gottesmenſch zu ſeyn. Nun erſt beginnt der große Kampf; nun erſt bei kälterm Blute, wird ſchwer, was anfangs in der großen Gemüthsbewegung, in der frommen Inbrunſt des Gebetes leicht zu ſeyn ſchien.

Es iſt kein überſpannter Wunſch, ein beſſerer Menſch zu werden; aber wohl iſt es Uebertreibung, zu verlangen, von Stund an der beſte zu ſeyn, und gleichſam mit einem neuen Geiſt in einem neuen Leibe zu wandeln, und Jeſus zu gleichen in Schuldloſigkeit und Seelenadel. Solch ein Wunſch freilich iſt verzeihlich durch ſeine Schönheit. Er kann zuweilen in der allerruhigſten Gemüthsſtimmung und mit

der Ueberzeugung gefaßt werden, er ſei bei ſtandhaftem Wollen allerdings ausführbar. Dennoch ſcheitert nachher der ſtarke Entſchluß, der mit aller Kaltblütigkeit gefaßt wurde, an Hinderniſſen, die man nicht in Berechnung gebracht hatte. Anders iſt der Menſch bei ſtillen Ueberlegungen, anders wenn er in Lagen kömmt, wo ſein Blut unwillkührlich aufwallt, jede ſeiner Nerven gereizt wird; wo ſeine Galle ſich ergießt und zornig macht, oder wo die Freude ihn, wie mit einem Rauſch behängt. Dann iſt es, wo die ſchweren Stunden der Verſuchung und des Kampfes ſchlagen; dann wo die Gründe der Vernunft vor den aufſtrebenden, heftigen Begierden verſinken; dann wo die großen Vorſätze plötzlich zu Schanden werden. Ach, wer iſt, der nicht ſchon in ſolche Lagen des Lebens kam?

Was iſt denn die gewöhnliche Folge beim Anblick unſrer Schwachheit? — Oft bittere Reue, tiefſter Unwille über uns ſelbſt. Dann werfen wir uns mit zerknirſchtem, reuigen, busſertigem Sinn vor dem allgegenwärtigen Gott im Gebet hin; rufen ſeine Gnade und Vergebung um Jeſu Willen an; geloben fortan wachſamer über uns zu ſeyn, und ſchwören entſchloſſener und feierlicher, denn jemals, nie wieder der Sünde zu unterliegen. — Und wir gehen in das gemeine Leben hinaus, treten an die Berufsgeſchäfte, verkehren wieder mit andern Menſchen von mancherlei Art, vergeſſen uns oft bei den erſten Kleinigkeiten, bekämpfen oft mit Glück wieder ſtarke Verſuchungen zur Ungerechtigkeit, halten uns ſchon triumphirend für Sieger,

genieſſen ſchon in unſrer Einbildung die Freude, vollendete Jünger Jeſu, wahrhaft gottſelige Weſen zu ſeyn — ach, und nach Wochen und Tagen, ein einziger unbewachter Augenblick, und wir ſind mitten in unſrer Sicherheit wieder die Beute der alten Sünde geworden!

Dann fangen wir an, nicht nur die Möglichkeit zu bezweifeln, den höchſten Grad von Heiligkeit, deren ein Menſch auf Erden fähig iſt, zu erreichen, ſondern ſelbſt die Möglichkeit, überhaupt nur beſſer zu werden. Der Ueberſpanntheit unſrer erſten Vorſtellungen und frommen Entſchlüſſe folgt gemeinlich die größte Abſpannung. Wir verlieren allen Muth zum Kampf; bereden uns ſelbſt, daß wir als Sterbliche auf keine Vollkommenheit und Aehnlichwerdung mit Jeſu zählen dürfen; ſuchen uns damit zu tröſten; werden gegen unſre Verbeſſerung gleichgiltiger; laſſen es nun damit gehen wie es kann und will; beruhigen uns, ſo gut wir können mit den Gedanken: ich habe meines Theils das Möglichſte verſucht, hoffen auf die göttliche Nachſicht; thun beiläufig alles Gute, ſo weit es uns eben nicht ſo ſchwer fällt; verzeihen uns ſelbſt die Fehler, die uns kein Anderer verzeihen möchte; unſre Eigenliebe kömmt uns zu Hilfe und flüſtert: du biſt gewiß noch keiner von den ſchlechteſten Menſchen, es thun andre wohl viel ärger als du; man rückt in der Verwilderung des Herzens unmerklich vor; nennt, was manchen unſrer Mitmenſchen wohl ſchon ein Laſter ſcheint, bloße Schwachheit, und endigt damit, jenen heiligen Gemüthszuſtand, da wir die Reinheit

Jeſu Chriſti zu erwerben trachteten, eine Schwärmerei der Jugend, eine Thorheit des Alters.

Dies iſt die große Gefahr, vor der gewöhnlich, ach, nur allzu gewöhnlich, plötzliche, fromme, aber übereilte Entſchließungen begleitet zu ſeyn pflegen. Darum iſt es eine eben ſo gemeine Erſcheinung, unedeldenkende Menſchen zu ſehen, welche ſich Alles erlauben, und die in frühern Jahren religiös-ſchwärmeriſche Leute waren, als Perſonen zu ſehen, die in der Jugend Wüſtlinge waren, und im ſpätern Alter Andächtler wurden, und mit ihren Gebeten den Himmel beſtürmen, ohne Kraft und Sinn zur wahren Gemüthsbeſſerung zu haben.

Aeltern, Lehrer, Erzieher und Verkündiger des chriſtlichen Glaubens fehlen daher ſehr, wenn ſie in jungen Gemüthern durch bewegliche Vorſtellungen oder begeiſternde Ermahnungen Entſchlüſſe zu plötzlicher Ergreifung eines tadelloſen Lebens zu erwecken trachten. Nichts iſt leichter, als augenblickliche Rührungen zu erwecken; nichts leichter, als ſich in denſelben die erhabenſten Vorſätze zu bilden; aber nichts ſchwerer, als im Alltagsgang der Wirklichkeit die Begeiſterung und ihre Entſchlüſſe feſtzuhalten, und nichts gefährlicher, als wenn bei Erkenntniß der Unmöglichkeit von Stunde an ein Engel zu ſeyn, die entnervende Muthloſigkeit eintritt.

Strebe, um dieſer Gefahr auszuweichen, zwar dem höchſten Ziel der Vollendung nach, ganz in deinem Sinn und Wandel zu werden, wie Jeſus war, aber nicht es ſogleich nach ergriffenem Entſchluß und in den erſten Tagen zu ſeyn. Wer von

Stunde an ein Engel ſeyn will, bringt es ſelten nur ſo weit, ein verträglicher Menſch zu werden. Wer ſich mit überſpannten Wünſchen trägt, endet meiſtens damit, daß er er muthlos in die alltägliche Gemeinheit der Welt hineingibt.

Alles in der Natur geht ſeinen ruhigen ſtufenweiſen Gang; es gibt keine Sprünge darin. Um ein vollendeter Chriſt zu werden, mache dich auf Verſuchungen gefaßt, denen du unterliegen könnteſt, und lerne ſie meiden. Wer ſich in Gefahr begibt voll Muthwillens, kömmt ſelten ohne Schaden aus ſolcher zurück. Mache dich darauf gefaßt, vielleicht einmal im Kampfe zu unterliegen, aber unterliegen heißt noch nicht gänzlich beſiegt zu ſeyn; darum ſollteſt du den Muth zum Beſſerwerden nicht verlieren, nicht an dir ſelber verzweifeln.

In der Natur beobachtet alles einen ſtufenweiſen Fortſchritt; es gibt darin keine Lücken, keine Sprünge vom Schlechteſten zum Beſten. Willſt du der Beſte der Menſchen, der Gefälligſte vor Gottes Augen, der Würdigſte der Ewigkeit ſeyn: ſo bemühe dich nur erſt die allergröbſten und gefährlichſten deiner Fehler, die tiefgewurzelſten deiner unedlen Neigungen auszurotten. Biſt du zum Zorn geneigt, fange damit an, dir Gewalt zu thun und dich zu mäßigen; biſt du zur Wolluſt geneigt, fange damit an, jedem Anlaß auszuweichen, der dich bedroht; feßle deine Einbildungskraft, zerſtreue dich; biſt du ruhmgierig, eitel, ſelbſtgefällig, gib Acht auf dich, verläugne dich ſelbſt, ſtehe freiwillig Andern nach, lerne Wohlluſt in dem Schmerz fühlen, Andere mehr, als

dich beachtet zu ſehen. Es kleben dir wohl viele Fehler an, aber dem, der dir am ſchwerſten zu unterlaſſen fällt, mache zuerſt den anhaltenden Krieg. Halte dich auch nach Jahr und Tag nicht für ihn ſicher — der Rückfall iſt noch lange möglich. Einen Fehler tödten, heißt aber alle Umſtände meiden, die ihn, wenn er ſchlummert, wecken, wenn er begehrt, nähren. Biſt du Sieger über den einen, dann haſt du ſchon Kraft gewonnen gegen die andern.

Auch wenn du dich vom Hauptfehler befreit haſt, den dir Gott, den dir dein Gewiſſen, den dir der Menſch zum Vorwurf machte, biſt du noch nicht der Vollendete und in deinen Verhältniſſen das Ebenbild Jeſu, welches du ſeyn ſollſt. Du haſt noch weiter zu ſtreben, du haſt noch die kleinern Fehler mit Vorſicht zu meiden. Und kannſt du ſie meiden, auch dann ſtehſt du noch nicht am Ziel, biſt noch nicht Jſeu wahrer Jünger. Du biſt zwar nicht eitel und eingebildet auf dein Vermögen, auf deinen Rang, auf deine Talente, auf deine Schönheit; du biſt zwar kein Schwelger, kein Verſchwender, der mehr ausgibt, als er füglich darf, kein Trunkenbold, kein Unzüchtiger, kein Karger, kein Zänker, kein Dieb, kein Betrüger: aber biſt du auch wirklich und aus Ueberzeugung beſcheiden? Hilfſt du auch mit Hinopferungen deines eigenen Vortheils Andern? Thuſt du auch denen wohl, die dich kränken? Geht dir auch jeder Tag mit dem Bewußtſeyn zu Ende, ich habe ihn mit einer chriſtlichen Liebesthat, mit Ausübung irgend einer Chriſtustugend geſchmückt?

Und hätteſt du am Ende ſelbſt dieſe Vollkommen-

heit errungen, dennoch biſt du immer noch weit vom Ziel, ein vollendeter Menſch zu ſeyn. Denn deine Umſtände, deine Lebensjahre und mit ihnen deine Entwürfe, Neigungen und Gelüſte ändern. Es werden ſich mit jedem verſchiedenen Alter, welches du erreichſt, verſchiedene vorher unbekannte Fehler in dir entwickeln und deine Selbſtbekämpfung wird immer neuen Stoff finden. Der tugendhafteſte Jüngling ward oft ein laſterhafter Mann; die fehlerloſeſte, reinſte Jungfrau eine ſchlechte Mutter, ein ausſchweifendes Weib; der wackerſte Mann oft ein mürriſcher, unzufriedener, geiziger und ungerechter Greis; die löblichſte Frau im Alter eine abergläubige, verläumdungs- und betſüchtige, Zwietracht ſtiftende Unholdin. Jedes Lebensalter der Menſchen hat ganz eigenthümliche Anlagen zu vorher minder reizenden Sünden.

Setze dir alſo nicht im erſten Feuer der Andacht und Tugendliebe vor, ſofort die höchſte einem Menſchen mögliche Vollendung zu haben. Du würdeſt dir mehr vornehmen, als ausführbar iſt; du kennſt weder dich ſelbſt genug, noch was dir die Zeit bringen kann. Indem du zuviel von dir verſprichſt und verlangſt, biſt du der unausweichlichen Gefahr preisgegeben, bei Wahrnehmung fortdauernder Fehlerhaftigkeit den Muth auch zum Kleinern zu verlieren. — Bekämpfe zunächſt den mächtigſten deiner Fehler; du wirſt ſtark wider alle ſeyn, wenn du ſie einzeln angreifſt und vertilgſt. Und ſollteſt du jemals wider deinen Willen unterliegen, halte dich darum nicht für beſiegt und den Triumph für unmög-

lich, der deiner harrt. Und haſt du die unreinſte deiner Sünden von dir entfernt; halte dich darum nicht für den vollkommenen Sieger. Die falſche Neigung kehrt früher oder ſpäter einſt in andrer Geſtalt, vielleicht ſchmeichelnder und verführeriſcher als jemals zu dir zurück — wehe, wenn du in allzu großer Sicherheit noch ſpät als ihr Opfer fällſt.

Wachet und betet! — Wachet über die ſündlichen Regungen bei jedem Anlaß; betet, denn die Unterhaltung im Gebet mit dem Allerheiligſten ſtärket das menſchliche Herz am meiſten zur Heiligkeit!

Wachet und betet; der Geiſt iſt willig, aber das Fleiſch iſt ſchwach! — o mein Meſſias, o mein Erlöſer, der du in der bängſten deiner irdiſchen Lebensmächte deinen Jüngern dies bedeutungsreiche Wort ſprachſt, wie tief empfinde ich ihre Wahrheit. Wenn mein Gemüth bei der Feier deines Todes von Wehmuth und Bewunderung ergriffen war, wie leicht ſchien es mir da oft, dir nachzuahmen, um dir durch Feſtigkeit des Willens in Heiligkeit gleich zu werden. —

War ich nicht in meinen Entſchließungen oft wie Petrus, fromm und voreilig, wenn ich in Betrachtungen Deines Opfertodtes verſenkt, mit Thränen im Auge ſchwor, nie dich zu verläugnen; ſchwor, lieber zu ſterben, wie Du, als Dir und Deinen heiligem Beiſpiel abtrünnig zu werden? Ach, und hatte ich nicht Petrus trauriges Schickſal, ſobald ich wieder in das Gewühl des Lebens trat? So wie mich Alles wieder auf die gewöhnliche Weiſe berührte, ward ich wieder der gewöhnliche, von

ſeinem Eigenſinn, ſeinen Launen, ſeinen unbilligen Begierden hingeriſſene Menſch.

Aber wie Petrus ſich ermannte und nicht den Muth aufgab, Deiner würdig zu ſeyn, ſo mein Heiland, will auch ich nie verzweifeln an meiner Kraft. Glaubensvoll will ich auf dich blicken, wenn ich wanke; an Deinem Kreuz, o mein Erlöſer, mich aufrichten, wenn ich durch Furcht und Angſt vor der Welt in meiner Laufbahn falle. Ich will wachen über mich, ich will beten. Durch dich, mein Jeſus, vermag ich das Schwerſte. Amen.

Stunden der Andacht

zur Beförderung wahren Chriſtenthums und häuslicher Gottesverehrung.

Dreizehnter Sonntag, den 26. März 1815.

Laßt das Siegeslied erſchallen!
Uns hat er den Sieg gebracht,
Uns, die noch auf Gräbern wallen,
Aufgehellt die Todesmacht.
Herrlich iſt ſein Werk gelungen,
Uns hat er den Sieg errungen!

Gott! in welcher Sonnenklarheit
Strahlt, was uns Dein Sohn verheißt,
Strahlt die große Himmelswahrheit:
„Ewig iſt des Menſchen Geiſt,
Tugend reicht an Gottes Throne
Der Vollendung Siegeskrone!“

Stimmt keine Trauerlieder
Bei der Frommen Gräber an;
Ins Unendliche, o Brüder,
Wandeln Geiſter ihre Bahn:
Chriſtus hat den Sieg errungen,
Und des Todes Macht bezwungen!

Die Beſtimmung des Menſchen.

Eine Oſterbetrachtung.

2 Kor. 4, 17. 18.

Chriſtus iſt auferſtanden! gelobt und geſegnet ſei ſein Name in Ewigkeit!

Mit dieſem Rufe weihe ich den heiligen Augenblick, den ich zu einer ſtillen Betrachtung auserkohren habe, am Tage der Oſtern, das iſt der Auferſtehung meines göttlichen Heilandes und Herrn Jeſu Chriſti.

In der ganzen weiten chriſtlichen Welt wird dieſer Tag gefeiert; in allen Tempeln wird die Herrlichkeit des Auferſtandenen geprieſen. Aber mit welchen Geſinnungen? — Ach, oft ſind die Oſtern unter allen Feſten, welche die Kirche begeht, das todteſte Feſt, die leerſte Gewohnheitsübung.

Wird es alſo auch für mich ſeyn? Nimmermehr! Wie kann ich die Vollendung des Göttlichen, an den Triumph des Erlöſers über die Macht des Staubes ohne Erhebung des Gemüthes denken? — Gelebt hat er mir zu einem heiligen Vorbilde, gelitten hat er mir zum Vorbilde, obgeſiegt und vollendet mir zum Vorbilde!

Es hat uns Chriſtus, der Herr, im Spiegel ſeines Erdenlebens offenbart, was wir ſind, was wir ſeyn ſollen. Ich erkenne in ihm meine eignen Beſtimmungen. Von ſeiner Geburtsſtunde an, in dürftiger Krippe, bis zu ſeiner Verherrlichung über den Gräbern, iſt er die heilige Andeutung deſſen, was die Gottheit will, daß der Sterbliche ſei. In

niedriger Dunkelheit ward er geboren, daß wir bedenken, nicht Herkunft und Rang, nicht Reichthum, noch Pracht geben dem Menſchen einen Adel, der vor Gott gilt. Arm ſtarb er; ein Fremdling mußte ihm die Begräbnißſtätte leihen, daß wir bedenken, unſre Beſtimmung auf Erden ſei nicht, Schätze des Staubes zu ſammeln und am Sichtbaren zu halten, ſondern nach dem Unſichtbaren zu ſtreben. Nirgends ſagt die heilige Schrift, daß Jeſus zugenommen habe an Gütern und irdiſchen Würden, wohl aber mit den Jahren an Weisheit und Erkenntniß des Göttlichen. Sein Leben war ein wohlthätiges, großes Tagewerk, die Menſchen zu beglücken; er brachte den Sterblichen Erlöſung von Irrthum und Sünde, und ſein Geiſt gedachte nicht blos der Zeitgenoſſen, ſondern auch mit Erbarmen und Liebe derjenigen, welche noch nach Jahrtauſenden geboren werden würden. Und dieweil er das Höchſte umfaßte, vergaß er auch des Kleinſten nicht, um wohlzuthun. Er heilte die Lahmen und Blinden, und half den Bedürftigen mit dem, was er hatte. Das alles geſchah, damit wir bedenken, daß auch unſer wahres Tagewerk auf Erden nicht blos das bürgerliche Berufsgeſchäft, die Sorge für Wohlſtand und Anſehn des Hauſes, ſondern Selbſtvollendung in jeder Tugend und Zunahme an Weisheit und Erkenntniß Gottes ſeyn ſolle. Und für das Heil der Menſchen ging er in den Tod, gottergeben und entſchloſſen; er verachtete die bitterſte Schmach; die herbeſten Seelenleiden, welche Undank und Freundesverrath verurſachen können; die grauſamſten kör-

perlichen Schmerzen, da er von Hunger, Durſt und Mißhandlungen erſchöpft, blutend auf dem Weg nach Golgatha niederſank, oder an das Kreuz geſchlagen, von der Welt verhöhnt, mit dem Tode rang; herrlich war zuletzt über den Gräbern ſein Triumph; alles, daß wir bedenken ſollen, nicht irdiſches Wohlſeyn, nicht Luſt dieſes Lebens ſei unſre Beſtimmung; nicht Schmerz und Noth des Leibes dürfe uns von der Liebe zum Göttlichen ſcheiden, ſondern unſer Geiſterblick ſolle dem Ewigen zugewandt bleiben in allen Schickſalen; unſrer harren die Palmen des Sieges und der Vollendung jenſeits des Todeskampfes. Denn, ſo ſpricht das göttliche Wort: unſer Trübſal, das zeitlich und leicht iſt, ſchaffet eine ewige und über alle Maaßen wichtige Herrlichkeit; uns, die wir nicht ſehen auf das Sichtbare, ſondern auf das Unſichtbare. Denn was ſichtbar iſt, das iſt zeitlich; was aber unſichtbar iſt, das iſt ewig. 2 Korinth. 4, 17. 18.

Der Siegestag des Auferſtandenen erinnert auch mich an meinen einſtigen Siegestag, an meine höhere Beſtimmung.

Was aber iſt die Beſtimmung des Menſchen? Noch habe ich mir ſelbſt dieſen Gedanken nicht ganz klar gemacht. Vielen, ich weis es, iſt er ein Räthſel, vor allem aber denen, welche ihr Auge mehr auf das Sichtbare, als auf das Unſichtbare gerichtet haben. Iſt meine Beſtimmung Glückſeligkeit und Wohlſeyn, verbunden mit dem Gefühlen der Tugend?

fragen Viele. Aber wie wenige Menſchen genießen Glückſeligkeit, da jede Stunde des Lebens abwechſelnd Freude und Leid bringt; da wir bald bei den Schmerzen Anderer trauern, bald unter Krankheiten ſeufzen, bald unſre theuerſten Wünſche verfehlt ſehen? Oder wie kann die Tugend und ihr belohntes Gefühl unſre Beſtimmung ſeyn, da wir jeden Tag, wie Petrus, mit den edelſten Vorſätzen uns erheben und zuletzt nur mit Klage über unſre Schwäche enden?

Was iſt die Beſtimmung, derentwillen mich die Gottheit aus dem Nichts hervorgerufen hat? Bin ich nur für ein augenblickliches Spiel, für ein flüchtiges Daſeyn zwiſchen Wiege und Sarg zu unbekannten Zwecken, oder zum Beſten andrer mir unbekannter Weſen geboren, daß ſie ſich an meinem Lächeln und an meinen Thränen ergötzen? Soll ich hinſinken und vergehn im Alter auf immer, wie die Blume des Gartens, wie die Eiche des Waldes, wie die Eintagsfliege, wie der Löwe in den Wüſten? Aber wie könnte ich dieſe Vorſtellung paaren mit der Vorſtellung von den unendlichen Vollkommenheiten Gottes? Warum trug ich in mir das lebendige Gefühl, daß ich ein eigner Zweck ſei, wodurch ich immerdar gleichſam ein eigner für mich ſelbſt beſtehender Mittelpunkt des Weltganzen werde, das ich um mich her ſehe? Warum erkenne ich vor mir hohe Ziele, die ich in einem ſo kurzen Daſeyn unmöglich erreichen kann, und warum finde ich in mir geiſtige Eigenſchaften, die ich in einem ſo kurzen Daſeyn weder alle anwenden noch entwickeln kann,

während andre Geſchöpfe nicht mehr Eigenſchaften haben, als ihnen zur Friſtung ihres irdiſchen Daſeyns, zur Herbeiſchaffung der Nahrung, zur Entfernung der Schmerzen und Lebensgefahren vonnöthen ſind.

So zeigt uns ſchon die bloße Vernunft auf Widerſprüche hin, welche nothwendig entſtehn, wenn wir unſre Beſtimmung nur im engbegrenzten Spielraum dieſes Lebens ausfindig machen möchten.

Aber wir wiſſen, der Menſch iſt Geiſt, der Leib iſt Staub, und nur Kleid und Hilfsmittel des Geiſtes im Irdiſchen zum Genuß des Irdiſchen. Der Leib, oder das Thieriſche, mit dem wir umhüllt ſind, verwandelt ſich mit den Jahren; der Geiſt wird reicher an Erkenntniß und fühlt, er bleibe derſelbe und ſei noch derſelbe, der er beim erſten Anfang ſeines Bewußtſeyns geweſen. Der Leib hängt ſchwerfällig zur Erde, von der er ſtammt; der Geiſt findet nie Ruhe im Irdiſchen, und begnügt ſich nie mit dem Ziel, was er hatte, ſondern ſtrebt von einem erfüllten Wunſch im Leben unerſättlich nach Erfüllung eines zweiten, eines dritten und ſo hinaus in die Unendlichkeit.

Der Geiſt alſo iſt der weſentliche bleibende Theil des Menſchen, nicht der Leib; das Unſichtbare, Ewige iſt ſein Leben, nicht das Sichtbare, Vergängliche; vom Göttlichen iſt ſein Herſtammen, nicht vom Irdiſchen. Zum Göttlichen geht einſt das Geiſtiggöttliche im Menſchen, zum Grabe in der Erde das Irdiſche vom Menſchen zurück.

Iſt nun mein Geiſt das Hauptweſen, ſo iſt,

wenn ich von Beſtimmung des Menſchen rede, auch nur von dem Zweck die Rede, für welchen er erſchaffen iſt; vom Leibe kann nicht Rede ſeyn. Er iſt nur eine untergeordnete Kraft zum Behuf des Geiſtigen. Iſt aber Frage nach der Beſtimmung des Geiſtes: ſo iſt die Frage nach ſeinem Berufe in einer unaufhörlichen Fortdauer.

Wie mag ich aber wiſſen, zu welchem Ziel ihn die Gottheit jenſeits irdiſcher Todesſtunden ruft? — dahin reicht mein Blick nicht. Und doch klingen in mir wunderſam einträchtig die Stimmen der Natur, der Vernunft und Offenbarung zuſammen über das, was ich werden, was ich hoffen ſoll.

Was ſoll das Moos am Felſen, was die Eiche am Gebirge, was der Adler in der Luft ſeyn und werden? — nichts anders, als was ſie nach den ihnen vom Schöpfer ertheilten eigenthümlichen Kräften ſeyn und werden können: Moos, Eiche, Adler! So ſoll der Geiſt, der Gott denkt, werden, was er in den unendlichen Zeiträumen ſeiner Fortdauer nach ſeinen ihm verliehenen Kräften werden kann, ein Weſen, das in unendlicher Selbſtvervollkommnerung ſich der Gottheit naht; eine Kraft, die höher, als tauſend unter ihr ſchwebende, lebende und wirkende Kräfte, von ihnen unabhängig lebet und wirket, und ſie durchſchaut und beherrſcht; eine Erkenntniß, in welcher ſich die Hoheit Gottes und die Herrlichkeit des Alls immer beſeligender und grenzenloſer offenbart. Und das iſt die ewige, die über alle Maaßen wichtige Herrlichkeit, die unſrer harret, unſrer, die wir nicht ſehen auf das Sichtbare,

ſondern auf das Unſichtbare. Das iſt der geheime Andrang in uns ſelbſt; das das Gebot des verherrlichten Auferſtandenen, worin er uns die wahre Beſtimmung des Menſchen enthüllt: Ihr ſollt vollkommen ſeyn, gleich wie euer Vater im Himmel vollkommen iſt. Matth. 5, 48.

Ein Gottähnlichwerden, eine Vergöttlichung des Geiſtes im unendlichen Fortſchreiten iſt meine Beſtimmung. Die Wahrheit derſelben mir durch Jeſum entſchleiert, mir durch meine Vernunft ſchon beſtätigt, wird durch mein Erdenleben ſelbſt klar. Denn zu dieſer Vergöttlichung treibt mich ſelbſt im Irdiſchen alles hin. Alles treibet den Geiſt zur Erweiterung ſeiner Herrſchaft über das Sinnliche, und zur Verachtung deſſelben; zur Erhebung des Geiſtes ſelbſt über alle Spiele der Umſtände und Schickſale. Das iſt Vergöttlichung. Denn Gott iſt in Erkenntniß und Weisheit, wie im allmächtigen beſeligenden Wirken auf das Weltganze, wie in Erhabenheit über jedes Schickſal einzig, unendlich groß. — Dies Erdenleben iſt für den Geiſt nur eine Erziehung zur großen Beſtimmung; die Erziehung wird hienieden nicht vollendet; in fernern Lebensräumen dauert ſie ewig fort unter wachſenden Seligkeiten.

Alles treibet den Geiſt zur Erweiterung ſeiner Erkenntniß und Weisheit. Darum ſchon ward der Menſch nackt und ſchirmlos geboren, damit er die Kräfte ſeines Geiſtes in Anſtrengungen zu ſeiner Erhaltung entwickele. Das Thier tritt mit natürlichen Waffen, mit angeborner Bekleidung ins Leben, und findet Gras und Laub, Früchte, Aas und

was es zur Nahrung bedarf: und mit dunkeln Naturtrieben zum Aufſuchen derſelben begabt, ſucht es und findet. Viele Jahrtauſende ſind ſeit Erſchaffung und Bevölkerung des Erdballs verſtrichen. Die Thiere ſind in Erkenntniß und Weisheit nicht fortgeſchritten; wohl aber, immerdar getrieben von des Lebens Noth oder Luſt, der Menſch. Anfangs wohnte er in Höhlen, bald in Laubhütten, dann in bequemen, ſichern, ſelbſt erfundenen Wohnungen. Anfangs waren ſeine Hände und Nägel, bald auch hölzerne und ſteinerne Hilfsmittel, ſeine gebrechlichen Werkzeuge; dann ſtieg er in die Tiefen der Erde, holte aus den Eingeweiden derſelben die mannichfaltigen Metalle, verdoppelte ſeine Kraft zur Beherrſchung aller Thiere; der Tiger war ihm nicht mehr zu gewaltig, der Fuchs nicht mehr zu ſchlau, der Adler nicht mehr zu hoch in den Lüften. Anfangs war er ſchüchtern auf ſeinen engen Wohnplatz beſchränkt; bald wanderte er zu andern Gegenden, lernte fremde Sprachen und theilte ſich und ſeine Gedanken durch künſtliche Töne mit; dann ſchwebte er kühn über ungeheure Meerestieſen von einem Welttheil zum andern, und durch bloße Schriftzeichen redete er mit Fremden in unermeßlichen Fernen, wohin er ſelbſt nie kam. Anfangs zitterte er vor dem Donner, bewunderte die himmliſchen Geſtirne; dann ging der Gedanke an eine Gottheit in ihm auf, er ſuchte ſie; er betete den Donner, das Feuer, die glänzenden Sterne an; endlich erkannte er, daß auch dieſe nicht Gott, ſondern nur Geſchöpfe wären; er betete zum Unſichtbaren — dann ward ihm

das Licht Jeſu, als die Menſchheit zu demſelben fähig geworden.

Und alſo ſchritt der menſchliche Geiſt, immerdar von der Nothwendigkeit des Lebens getrieben, unaufhaltſam fort von Erfindung zu Erfindung, von Erkenntniß zu Erkenntniß. Was heute ein ſpielender Knabe weis, wäre vor Jahrtauſenden dem einſichtsvollſten Greiſe ein Gegenſtand der Bewunderung geweſen. Was wird die Menſchheit, fortſchreitend in Erkenntniß göttlicher Schöpfungen, nach ſechstauſend Jahren ſeyn? Schon heute kennen wir die Unermeßlichkeit des Weltalls, Umfang und Bahnen der uns nächſten himmliſchen Weltkörper, die Fluren und Gebirge und Lichtkleider der Monden, der Sonne und entfernten Erden; die wunderbaren Kräfte der Luft, des Lichts und zahlloſer Werke der Natur. — Gott aber, die höchſte Weisheit, erkennt alles; der Weiſeſte der Sterblichen nur kaum vom Weltozean einen Tropfen. Vergöttlichung iſt das Ziel des Geiſtes.

Dahin treibt uns die ganze Welteinrichtung; Alles treibt uns zur Erweiterung unſrer Herrſchaft über das Sinnliche und zur Geringſchätzung deſſelben; Alles uns zum Gefühl unſrer höhern Würde, als Geiſter, als ſchwache Ebenbilder Gottes. Der Wille des Geiſtes, um Begierden und Triebe des Fleiſches, das iſt, unſrer ſinnlichen Natur, ſind im ſteten Widerſtreit. Das iſt das doppelte Geſetz in uns, von welchem Paulus redet, der Apoſtel. Aus dem Fleiſche kommen alle Neigungen zur Sünde, zum Stolze, zum

Neide, zur Rache, zum Wohlleben; aus dem Geiſte ſtammt die Sehnſucht nach dem Heiligen, Göttlichen, Bleibenden. Vergebens ſucht der ſchwache Geiſt Ruhe und Zufriedenheit im Irdiſchen; immer wird er durch daſſelbe wieder zurückgeſtoßen und auf ſich ſelbſt gewieſen. Vergebens vergißt der Geiſt ſeine Würde und Beſtimmung, und fordert ſein Glück von den Geſchenken des Erdenlebens. Schönheit und Stärke vergehn; der Ruhm wird verdunkelt; den Ueppigkeiten folgen Krankheiten; Geld und Gut wechſeln in mancherlei Händen und bleiben diesſeits des Grabes; Aeltern, Freunde, Freundinnen, Gatten, Kinder ſterben, nichts bleibt, nichts ſichert ein feſtes Glück zu. Alles treibt uns, hinweg zu ſchauen vom Sichtbaren auf das Unſichtbare!

Sünde iſt Geiſtesknechtſchaft, Tugend iſt Geiſtesfreiheit. Sünde iſt Fleiſchesherrſchaft, Tugend iſt Geiſtesherrſchaft. Vergebens vergißt der Geiſt, daß er frei ſeyn und herrſchen ſoll über die aus ſeiner irdiſchen Natur hervorſteigenden Begierden; vergebens will er ſchwach ſeyn und Anſtrengung und Kampf meiden, ſich im ſinnlichen Wohlleben zeitlich thun, und ſeine ganze Weisheit in Vermeidung des Unangenehmen und im Genuß deſſen begründen, was im gemeinen bürgerlichen Leben reizt, gefällt, ehrend und vergnüglich iſt; vergebens widerſpricht er ſelbſt den Warnungen ſeines Gewiſſens: — — die ewige Welteinrichtung, dieſe große Geiſterſchule, und nichts anders iſt ſie, treibt uns ſelbſt an, die Herrſchaft über ſinnliche Einflüſſe wieder zu ergreifen und das Irdiſche gering zu ſchätzen. Denn

jede Sünde wird von ihrer Selbſtſtrafe verfolgt; dem Betrug folgt die Angſt, der Wolluſt das ſchmerzliche Erkranken, der Unmäßigkeit die Erſchlaffung. Es iſt für den Geiſt keine Ruhe, keine Zufriedenheit, bis er Meiſter wird der Leidenſchaften, die ihm allein Qual bringen, bis er gerecht, wahr, von ſchnöden Vorurtheilen und Sinnengelüſten unabhängig wird, und im Gefühl der Tugenden die höchſte Seligkeit findet. Das iſt Vergöttlichung.

Dahin treibt alles den Geiſt, bis er die Dinge der Welt und ihren Werth aus dem richtigen Geſichtspunkt anſehn, beurtheilen und anwenden lernt. Jeder Irrthum bringt Schmerzen. Dahin Alles, bis er wie über den Zauber des Irdiſchen, ſelbſt über die Macht der Schickſale erhaben ſteht. Die Schickſale ſind nur Sendungen Gottes zur Belehrung und Vollkommnerung, der Geiſter; ſie treffen nur irdiſche Verhältniſſe. Wenn Berge ſtürzen, Völker unterjocht oder frei werden, wenn Flammen Haus und Gut, Kriege allen Wohlſtand verzehren, wenn Krankheiten uns unverſchuldet überfallen, wenn Freunde an unſrer Bruſt ſterben — Alles geht das irdiſche Verhältniß an. Je unabhängiger der Geiſt des Chriſten über den Einfluß des Irdiſchen iſt, um ſo unabhängiger iſt er von Erdenverhältniſſen und ihren Schickſalen. Er kann beides, arm oder reich ſeyn, Ueberfluß oder Noth haben, Freundſchaft oder Verfolgung ſehen; nichts ſcheidet ihn von der Liebe zu Jeſum, zur Tugend, zur Gottheit. Ihm kann die Welt nichts geben, was er nicht auch mit Gelaſſenheit verlieren kann.

Selbſt das Leben gilt ihm nicht mehr als die Pflicht. Er fürchtet auch den Tod nicht. — Und wer nicht vor dem Tod, nicht vor Armuth, nicht vor menſchlichen Urtheilen zittert: was mag dem das Schickſal anhaben? — Er iſt ein Geiſt, gleich Gott; er trägt ſeine Seligkeit, ſein höchſtes Gut in ſich, kein Schickſal kann es vernichten. Er ſteht, wie ein Gott, ohne Furcht über allen Lebensgewittern, im Bewußtſeyn der Unſchuld und Gerechtigkeit. Das iſt Vergöttlichung; das die Beſtimmung des Menſchen!

Und dieſer Beſtimmung, der ich in endloſer Fortdauer entgegeneile, ſoll ich, kann ich, will ich auf Erden ſchon zum Theil fähig ſeyn. Jeſus Meſſias wandelte in menſchlicher Geſtalt, mit menſchlichen Schwachheiten angethan auf Erden; und doch erweiterte er ſeine Erkenntniß göttlicher Dinge, ward er gewaltig über ſeine irdiſchen Neigungen und erhaben über jedes Schickſal. Er hatte Freunde, gern ſah er den zärtlichen Johannes an ſeiner Bruſt, dennoch hing ſein Gemüth nicht ganz und leidenſchaftlich an Einzelnen. Die geſammte Menſchheit, ſprach er: ſind meine Brüder, meine Schweſtern. — Er hatte gern den Genuß irdiſchen Wohlſeyns, erſchien beim Freudenmahl an der Hochzeit zu Kanaa und verſchmähte die köſtlichen Salben nicht, mit welcher fromme Ehrfurcht und Dankbarkeit ihn beſchenkten; dem ungeachtet opferte er dem Verluſt ſinnlicher Annehmlichkeiten keinen Seufzer, er hatte oft nicht, wohin er ſein Haupt legte, und wich dem Tode nicht aus, da Pflicht ihm gebot, das Leben gering zu achten für das Heil der Sünder. —

Aber allen Göttlichen wartet kein Siegestag. Der Auferſtandene fand ihn über den Gräbern des Todes.

Iſt dies nun die Beſtimmung des Menſchen — weh mir, wie oft vergaß ich ihrer! Wehe der Welt, in welchen verworrenen Vorſtellungen lebt ſie! Wie? haben Natur und Vernunft und Offenbarung keine Beſtimmungen mehr, und iſt kein Jeſus Meſſias auferſtanden? Denn ich erblicke die Menſchen geſchäftig für alles Andre, nur nicht für das Unſichtbare; ſie ringen mit Aufopferung von Freude, Geſundheit und Leben nach allem Andern, nur nicht nach Vervollkommnerung des Geiſtes und Aehnlichwerdung mit Gott. Sie brüſten ſich klug zu ſeyn; einer will es mehr ſeyn als der andere; jeder will Zeit und Umſtände am ſchlaueſten zu ſeinen Abſichten benutzen — aber wo ſind die, welche ſich zu der Geiſteskraft aufſchwingen, vermittelſt deren ſie über das Schickſal, über Zeit und Umſtände, über Hoffnungen und Furcht erhöht ſtehen?

Ach, und ſehe ich auf die Haufen des Volkes um mich her — welche geiſtige Finſterniß! — Sehnſucht, tiefe endloſe Sehnſucht iſt in Allen nach göttlichen Dingen; Allen iſt Religion ein Heiligthum, Alle blicken zum Himmel, Alle in die dunkeln Fernen der Ewigkeit, aber welche traurigen Begriffe haben ſie über ihre Beſtimmung, welche unwürdige Vorſtellungen von der Majeſtät Gottes! Sie meinen ihre Vergöttlichung mit ſinnloſen Gebeten und kirchlichen Zeremonien zu erkaufen, und daneben in der Welt Thiere und Sklaven ihrer Thierheit ſeyn zu dürfen! Sie wollen hier auf Erden behaglich wohlleben, verlaſſen ſich hintennach auf die Fürbitten

der Heiligen, oder auf das Verdienſt Jeſu Chriſti, und bilden ſich ein, damit ihre Selbſtvollendung zu gewinnen. Sie wollen ihren Himmel hier auf Erden haben, und wähnen ihre Gebete, ihre guten Handlungen ſeien eines göttlichen Lohnes werth. Nur aus Hoffnung der Belohnung ſind ſie gut, nur aus Furcht wegen Strafe meiden ſie Böſes. Von Ewigkeit machen ſie ſich eine Vorſtellung, als wäre da unaufhörliches ſinnlich angenehmes Leben! — Und alle dieſe Irrthümer helfen ſchamlos Menſchen befördern, welche ſich Prieſter des höchſten Gottes, Lehrer der Weisheit Jeſu nennen laſſen. Und Obrigkeiten ſehen die beklagenswürdige Verwilderung des Volks, ſehen ſelbſt den rohen Volksglauben, und verſäumen gleichgiltig ihre Pflicht, durch beſſere Bildungsanſtalten die Erkenntniß göttlicher Dinge zu erweitern auch bei den Niedrigſten im Volke? Wie, hat denn die Menſchheit ihre erhabene Beſtimmung vergeſſen, daß davon keine traumähnliche Erinnerung geblieben? Iſt kein Chriſtus auferſtanden, der da predigte. Vollkommen werden ſollt ihr, wie euer Vater im Himmel vollkommen iſt! Und wenn wir an unſern Beſtimmungen nicht verzweifeln, an der Wahrheit des Göttlichen nicht irren können: warum wird das Wort Jeſu dem Einen ein Spott, dem Andern ein todtes Werk? Warum wird das Leben genommen, als wäre keine Ewigkeit? und das höchſte Weſen unedler und ſchwächer genommen, als das Bild, welches wir uns ſonſt von einem Menſchen machen, den wir gerecht, unbeſtechlich und weiſe nennen.

Auferſtandener, ſie verehren Dich mit ihren

Lippen, aber ihre Herzen ſind entfernt von Dir. Sie werden Verkünder Deines himmliſchen Wortes, nicht weil ſie Dir nachfolgen, ſondern ein bequemes Leben führen wollen! Sie hängen vom Spiel der Umſtände und kleinlichen Vortheile und kleinlichen Begierden ab, ſie, die als ewige Geiſter, erhaben wie Du einſt, über die Schickſale seyn ſollten, die im Irdiſchen wallen. — Doch nicht Alle! — Aber die Zahl Deiner wahren Bekenner und Nachfolger iſt leider ſo klein! — —

Jeſu, mein göttliches Vorbild im Leben, Leiden und im Tode, ich feiere in meinem Gemüth heute das Siegesfeſt Deiner Vollendung — es werde nun auch das Siegesfeſt meines Geiſtes über die Gewalt ſinnlicher Einflüſſe. Ich erkenne meine Beſtimmungen; ihr Gedanke erfüllt mich mit heiligem Entzücken. Wie Du aus Deinem Grabe, will ich aus dem Grabe meiner Irrthümer hervorgehn ins reinere Geiſtesleben, aus der Sklaverei der Leidenſchaften in die Freiheit und Selbſtbeherrſchung. — Und nicht damit zufrieden, will ich auch andere erwecken neben mir, daß ſie ihrer höhern Beſtimmung wieder inne werden; ich will meinen Mitbrüdern ihren ewigen Beruf fühlbar machen; ich will in meinem Wohnort, im Kreiſe derer, mit denen Du mich, Vater im Himmel, auf Erden verbunden haſt, Deine Hoheit preiſen, und durch Geſinnungen, Wort und That allen erklären und theuer machen, daß nichts hienieden für uns, Alles im Unſichtbaren und Ewigen daheim iſt; daß nicht Geld und Ruhm und Würde und was im flüchtigen Leben gefallen kann; ſondern Vergöttlichung der Natur das große Geiſterziel iſt, daß wir vollkommen werden ſollen, gleich wie Du, unſer Vater im Himmel, vollkommen biſt. Amen.

Stunden der Andacht

zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Vierzehnter Sonntag, den 2. April 1815.

Gott winkte. Und das Nichts ward laut;
Und Millionen Sonnen glühten;
Die Erde ward des Himmels Braut,
Denn ihre tauſend Blumen blühten,
Und durch die Schöpfung zog die Schaar
Lebend'ger Weſen Paar um Paar.

Nur einſam ſtand der Mann,
Er ſtand in Kraft, in Muth und Würde,
Doch freudenlos ſah er die Wunder an.
Ein Leben ohne Lieb' iſt Bürde.

Gott ſchuf das Weib. Sie ſtand, in ſtiller Anmuth Macht,
Dem Mann zum Gegenbilde:
Er in der Tugend Kraft, ſie in der Tugend Milde.
Die Schöpfung war vollbracht.

Weibliche Bildung.

Spr. Sal. 31, 30. 31.

In keinen Zeiten iſt ſo viel über Erziehung der Jugend geredet, geſchrieben, gelehrt worden, als in unſern Zeiten. Ueberall hört man von Entſtehung neuer Erziehungsanſtalten, von der Verbeſſerung der Schulen. Dieſer löbliche Eifer, welcher wach geworden iſt, hat nicht nur die Veredelung der männlichen, ſondern auch der weiblichen Jugend zum Zweck.

Durch Vervollkommnerung des Unterrichts und Veredlung der Zucht, hofft man ein beſſeres Geſchlecht zu erziehen, als das Vergangene war.

Theils ſo Vieles, was in der bisherigen Unterweiſungsart, beſonders der Knaben und Jünglingen mangelte; theils Vieles, was zum entbehrlichen Ueberfluß geſchah; theils das Zweckloſe oder Zweckwidrige in der Behandlungsweiſe der Kinder ſelber, erweckte das Nachdenken menſchenfreundlicher und weiſer Männer.

Wie immer, iſt auch hier geſchehen, daß Viele in der Wärme ihrer Begeiſterung dem Guten ſchadeten, indem ſie es übertrieben; daß Andre ohne eigne Kraft durch thöriche Nachbeterei Nachtheil brachten; daß Andre, um immer das Neue zum Neuen zu fügen und damit vor der Welt zu glänzen, eine Menge Kleinigkeiten erſannen, oder das Beſſere vom Alter verwarfen, weil es nicht neu gedacht war. Doch jedes Unternehmen des Mnſchen iſt im Beginnen unvollkommen; aber dies der Troſt:

daß das Schlechte endlich durch ſich ſelbſt vergehen muß, das Gute aber währet, ſo lange es gut iſt. Das iſt das Schlechte, was wider Gang und Geſetz der Natur ſtrebt; das Gute iſt das Natürliche.

Die Fortſchritte der Völker in Erfahrungen, Erfindungen und mancher Kenntniſſe, machte beſonders nothwendig, daß die öffentliche Jugendbildung verbeſſert wurde; damit zum Auffaſſen ſo vieler wiſſenswürdiger Dinge, ſo wie zum Gewinn ſo mancherlei nützlichen und im bürgerlichen Leben nothwendig gewordenen Fähigkeiten der Zeitraum der Kindheit nicht zu enge, oder das reizendſte und harmloſeſte Alter des Lebens, urſprünglich der Entfaltung körperlicher Kräfte geweiht, nicht unter Anſtrengungen und Mühſeligkeiten des Lernens verbittert werde.

Aber die gewandte Kraft, die Mannichfaltigkeit der Fähigkeiten, der Reichthum verſchiedenartiger Kenntniſſe, welche dem Mann heutiges Tages in allen Ständen der bürgerlichen Welt nicht fehlen dürfen, ſind dem Weibe entbehrlicher. Die Anforderungen, welche an den Mann in unſern Tagen gemacht werden müſſen, da das Gebiet aller Künſte, Handwerker, Geſchäftskreiſe, Handlungszweige, Wiſſenſchaften und anderer Bedürfniſſe erweitert ſteht, ſind größer geworden, als ſie ehemals ſeyn konnten. Das Weib hingegen ſteht noch in den Verhältniſſen zur Welt und zum Leben, wie in frühern Zeitaltern. Der Umfang und die Art der weiblichen Wirkſamkeit hat ſich, feſt begrenzt durch ewige Geſetze der Natur, weder ausgedehnt, noch verengert; es wäre denn, das Weib wolle über die Schranken ſeiner

eigenthümlichen Beſtimmung und Würde hinausſchweifen in die Bahnen männlicher Thätigkeit.

Demungeachtet hat man geglaubt, auch die weibliche Bildung veredeln und den Unterricht für dieſes Geſchlecht vervollſtändigen zu müſſen. Auch dieſes Streben war löblich, und bleibt es, ſo lange Bildung und Unterricht ſich auf das beſchränken, was in der natürlichen Beſtimmung des Weibes liegt. Liebende Gattin, erheiternde Lebensgefährtin, ſorgſame Hausmutter, erſte Pflegerin der Kindheit zu ſeyn — dies iſt des Weibes Beruf.

Inzwiſchen iſt auch hier durch wohlwollenden Eifer vielmals zu viel gethan und an die Stelle des Natürlichen die Kunſt und Verkünſtelung geſetzt worden. Man hat eigne weibliche Erziehungsanſtalten errichtet; wohlthätig für ſolche Mädchen, die nirgends anders Erziehung finden, ſondern ohnedem einer traurigen Verwahrloſung und Verführung preis gegeben ſeyn würden. In ſich ſelbſt aber iſt ſchon der Begriff einer öffentlichen Anſtalt für weibliche Erziehung im Widerſpruch mit der beſten weiblichen Erziehung. Des Mannes künftiger Wirkungskreis iſt draußen die Welt, im Treiben und Drängen der Menſchen und ihrer Stände; dort ſei ſeine Schule. Der künftige Schauplatz weiblicher Größe iſt das häusliche Familienleben: dieſes ſei des Mädchens Schule! — Das Leben in der Familie iſt aber ein ganz anderes, als in den Erziehungsanſtalten. Dort beſteht die von Gott weiſe geordnete Verbindung von Alten und Jungen, Greiſen und Kindern beiderlei Geſchlechts; dort iſt die Mannich-

faltigkeit von Denk- und Gemüthsarten, Pflichten und natürlichen Rechtſamen der verſchiedenen Lebensalter zu finden; dort lernt die Tochter Vollkommenheiten und Mängel der Haushaltung, wie des Beiſammenlebens; dort lernt ſie den Bejahrten gehorchen, die Jüngern leiten, Ihresgleichen Geſellin ſeyn und Untergebenen befehlen. Darum iſt das häusliche Leben im Kreiſe der Geſchwiſter und Aeltern, der Kleinen und Großen die rechte Schule der Töchter.

In öffentlichen Anſtalten fehlen Aeltern, denen ſich das kindliche Herz vertrauensvoll enthüllt, aber Lehrer und Lehrerinnen ſtehen da vor denen um nicht zu mißfallen, ſich das Innerſte ſchüchtern verſchließt, während der äußere Anſtand wohl bewacht und zuletzt Hauptſache wird. Da fehlen die hundert kleinen lehrreichen Tagesvorfälle des häuslichen Lebens; da die gemüthlichen Einzelheiten, welche das Tiefſte im Herzen anregen; eine kalte Einförmigkeit des Hörens und Thuns iſt an deſſen Statt, und in den beſten Erziehern und Geſpielen erblickt das Auge des Zöglings doch nur Fremde. Da fehlen die theuern Alten, vor welchen ſich unwillkührlich Ehrfurcht regt; da die Kleinen, welche der zarten Nachhilfe bedürfen. Die Tochter findet nur Lehrer und Lehrerinnen, die ſie, als Fremde, minder ſchonend beurtheilen lernt, und viele Altersgenoſſinnen von verſchiedenen Gaben, in deren Geſellſchaft ſie ſich blos zur leichtfertigen oder behutſamen Geſellſchafterin bildet, ohne des häuslichen Lebens Luſt und Mühſeligkeit anzunehmen.

So, in den entſcheidendſten Jahren der werdenden Jungfrau, empfängt ſie eine Richtung, welche für das nachfolgende Leben ſelten nothwendig, oft ſchädlich iſt. Mit halber wiſſenſchaftlicher Belehrung, mit der Gewandtheit, ſich vor Andern in ihrem Sinn zu verbergen, mit geſteigerter Kunſt für das äußerliche Anſtändige, mit erhöhter Neigung und Gabe in kleinen Wichtigkeiten der Geſellſchaft zu ſchimmern, tritt ſie in das einfache Hausleben zurück. Heil ihr, wenn ſie ihr altes Glück, ihre alte Natürlichkeit, ihre alte Unſchuldigkeit im alten Leben ihrer Kinderzeit wieder findet; das Haus der Aeltern oder Verwandten muß von neuem ihre Schule werden. Oft leider iſt es zu ſpät, und ſie auf immer auf die Mühſeligkeiten, Alltäglichkeiten, Freuden und kleinen Genüſſe des Hauslebens verloren. Sie wird Gattin, ohne die erheiternde Lebensgefährtin des Mannes werden zu können; ſie wird Hausmutter, ohne das Haus mit weiſer Sorge in dem Geringſten, wie dem Größten, mit gleichem Ernſte verwalten zu mögen; ſie wird Mutter von Kindern, ohne die mütterlichen Mühen zu lieben.

Wir haben vielerlei Anweiſungen zur Erziehung der Töchter. Frömmigkeit aber erzieht am beſten in den natürlichſten Umgebungen. Und was heute die Vollkommenheit des Weibes iſt, war es ſchon vor Jahrtauſenden. So ſchildert Salomo, die

Würde der Frau in ſeinen Sprüchen 31, 11 — 31, nennt er edler, denn die köſtlichſten Perlen, auf welche ſich des Mannes Herz darf verlaſſen, und die ihm Liebes thut, ihm für ſein Schaffen außer dem Hauſe zu erquicken; die mit Weisheit ſpricht; auf deren Zunge holdſelige Lehre iſt; deren Schmuck Reinlichkeit iſt und Fleiß und heiteres Weſen. „Lieblich und ſchön ſeyn“, ruft endlich des Alterthums weiſer König: „iſt nichts; aber ein Weib, das den Herrn fürchtet, ſoll man loben!“ Religioſität alſo ſei aller weiblichen Vollkommenheiten Krone.

Noch heute ſind dieſes die höchſten Aufforderungen, wie an das Weib des Landmannes, ſo an das Weib des Fürſten; nur daß jedes die leicht erwerblichen Kenntniſſe zu ſeinem Gewerb und Stande bringe. Leicht erwerblich ſind ſie, denn auch die Töchter der Großen ſah man in Niedrigkeit mit Würde durch ihrer Hände Fleiß leben, und Töchter niedriger Herkunft mit Adel vor königlichem Throne ſtehen.

Das Weib iſt in ſeiner Natur und Vollendung das edle Gegenbild des Mannes. Er, geſchaffen zum Wirken und Handeln draußen im Weltgewühl; ſie, unterm Dach der Heimath die ſtille Welt des häuslichen Lebens zu bilden. Er, furchtlos, trotzig, in den Gefahren kühn, daß er das Widerſpenſtige

ordne, durch Stärke herrſche; ſie herrſcht durch Anmuth und Milde. Er, Alles durchſpähend, ermeſſend, zu allerlei Gewerb und Verhältniß tüchtig, wird faſt ganz zum Geſchöpf der Kunſt; ſie, eine Prieſterin der natürlichſten Pflichten und Zwecke, bewahrt mit der Natürlichkeit zugleich in derſelben ihren reinſten Werth.

So wie die Auſſenwelt der Innenwelt, die Kunſt der Natur, die Stärke der Anmuth gegenüberſteht; ſo ſteht der Mann dem Weibe gegenüber im Irdiſchen. Im Ueberirdiſchen aber ſind die Beſtimmungen beider Geiſter eins, Religion iſt der ewige Lebenskranz beider. Und ſo erkennen wir mit dem Weſen des weiblichen Berufs, den ſtreng bezeichneten Umfang weiblicher Bildung.

Anmuth iſt köſtlicher denn Schönheit. Die Schönheit irdiſcher Natur verblüht nach wenigen Jahren; die Anmuth iſt der Reiz der Seele, und ſchmückt noch das Greiſenalter. Es gibt wohl blühende Geſtalten, regelmäßige Geſichtszüge; aber was den Sinnen gefällt, entzückt nicht immer das Gemüth. Es iſt ein gemeiner Fall, daß ſchönen Weibern jener Zauber der Anmuth fehlt, welcher durch Milde, zartſinnige Achtſamkeit und anſpruchsloſe Würde alle Herzen feſſelt. Die Schönheit gewinnt ſchnelles Gefallen, doch wird es daſſelbe nicht feſthalten. Die Anmuth macht auch äuſſere Mängel

liebenswürdig, und gründet zwar langſam, doch dauerhafte Herrſchaft.

Das Streben zu gefallen, und durch das Gefällige mächtig zu ſeyn, iſt im Weſen des weiblichen Geſchlechts. Nur zu gewöhnlich wird aber das Anmüthige ſchon durch Erziehung verwechſelt mit äuſſerlicher Artigkeit, mit Anſtändigkeit in Haltung und Bewegung, mit Feinheit der Sitten. Dies jedoch iſt nur Schminke auf verblichene Wangen, Nachkünſtelung des Fehlenden. Anmuth iſt Natur und Geſundheit ſelbſt, welche Wangen röthet. Wie Schönheit der ſinnliche, ſo iſt Anmuth der geiſtige Liebreiz, welcher die Körperhülle durchſtrahlt und ſie veredelt.

Die Erfindungen des Geſchmacks in Verzierungen und Bekleidungen, die kleinen gefälligen Kunſtſtücke des geſelligen Lebens können erlernt oder nachgeahmt werden. Allein ſie haben das gewöhnliche Schickſal der Nachahmungen, daß man ſie bald gering ſchätzt, weil ſie mehr oder weniger von der Wahrheit entfernt ſtehn. So wie ſich die Stärke, Geiſteskraft und Denkart des Mannes in ſeinen Geſichtszügen ausſpricht, in ſeinen Worten, im Ton ſeiner Stimme, in ſeinem Gang, in ſeinen Bewegungen, ohne daß er es beachtet, ſo verkündet ſich die Unſchuld, Milde und Holdſeligkeit des weiblichen Gemüths im Aeuſſern ohne Kunſt und Wollen. Nicht

der Geſchmack der Mode gibt Anmuth, ſondern die Anmuth der Seele, indem ſie ſich von Außen auch im Unbedeutendſten offenbart, gibt das Geſetz des guten Geſchmacks. Nicht Allen ſteht Alles wohl an; einer Jeden nur das, was ihrem innern Seyn am beſtimmteſten entſpricht. Je edler dies Innere, je edler iſt das Aeuſſere. Darum mißfallen jene durch geile Gefallſucht und Mode entblößten, halbnackten Geſtalten, denn ſie verkůnden den Mangel innerer ſchöner Verſchämtheit; darum iſt höhere Anmuth in äußerer Reinlichkeit und Einfachheit, als im reichſten Putz, denn jene ſtellen bildlich die Tugenden des Weibes, dieſe die Eitelkeit deſſelben dar.

Es mag als ein Beweis von der Verwahrloſung oder Verkünſtelung weiblicher Erziehung gelten, daß weit größere Sorgfalt auf die Kunſt im Aeuſſerlichen zu gefallen, als auf die Entfaltung innerer Liebenswürdigkeit verwendet wird. Daher ſieht man Jungfrauen ſich zierlich ſchmücken, wo ſie zu erſcheinen Gelegenheit haben; aber die ſtrenge Ordnung und Sauberkeit ihres Putzes iſt Künſtelei, nicht Hervorgehen vom Weſen ihres Gemüthes; denn daheim im Hauſe mangelt oft neben Ordnung, Genauigkeit und Beſtimmtheit die Sauberkeit mit dem Geſchmackvollen. Sie lernen Tanz und Muſik, ſie lernen fremde Sprachen, alles, um ſich in Geſellſchaften dem Auge der Fremden wichtig zu machen, Bewun-

derung zu erregen; aber im Hauſe durch Demuth, Leutſeligkeit und kindliche Ergebenheit, durch weiſes Betragen gegen Dienſtboten, durch zarte Schonung von anderer Schwächen, durch gütiges Ermuntern zum Guten, allgemeine Eintracht und Liebe der mit einander verbundenen Lebensgenoſſen herzuſtellen oder zu bewahren, iſt ihnen eine unbekannte Kunſt. Sie leſen Bücher, betrachten Kunſtwerke, beſuchen Schauſpiele, ſchwätzen von wiſſenſchaftlichen Dingen, verſtehen witzig zu ſeyn, ſtechende Einfälle anzubringen; aber daheim was leidet tröſten, was mangelt erſetzen zu können, mit Wenigem genügſam, nichts für ſich, alles für Andere ſeyn, und mit ſanft belebendem Geiſte ungeſucht, ohne Geräuſch die Alltäglichkeiten, das Einförmige des heimathlichen Stilllebens mit neuen Reizen zu bekleiden: dieſe Kunſt iſt ihnen fremd, und doch iſt es nur in dieſer, darin ſie groß ſeyn ſollen; in Gelehrſamkeit, Witz, Kunſtſinn, in allem Andern, was des Mannes Geſchäft iſt, können ſie vom Mann übertroffen werden. Jemehr überhaupt das Weib den ihm angewieſenen Kreis der Wirkſamkeit vergißt, um auf dem Schauplatz männlicher Thatkraft zu glänzen, je mehr büßt es von ſeiner natürlichen Anmuth ein und wird geiſtig häßlich.

Häuslichkeit iſt des Weibes wichtigſter Gegenſtand; da der Kreis ihrer Wirkſamkeit; nicht im

Geräuſch des öffentlichen Lebens, der bürgerlichen Verhältniſſe. Dorthin wies es die Natur. Unter allen Himmelsſtrichen, in allen Zeitaltern war es immer in den Gränzen der heimathlichen Wohnung, wo der weiblichen Tugend allein der Thron gebaut iſt. Nur in Städten, wo man von der Natur am meiſten abgewichen, die Ordnung der Dinge verkehrt, den Mann weibiſch, die Nacht zum Tage macht, findet man im allgemeinen Sittenverderbniß auch nicht anſtößig, wenn das Weib männiſch wird, Gelehrſamkeit treibt, und ſich mehr für die Verannehmlichung des Geſellſchaftlichen, als des ſtillen häuslichen Lebens beſtimmt glaubt. Da mag es geprieſen werden, wenn die Jungfrau ſich einen Namen macht durch Eroberungen, in Romanen beleſen iſt und Romane ſpielt, während ſie durch Aufwand den Wohlſtand der Aeltern ſchwächt, und deren blinde Nachſicht mit ſchamloſer Trotzigkeit erwiedert; da mag es geprieſen werden, wenn Mütter mehr öffentlichen Vergnügungen, als ihren Kindern, Gattinnen mehr fremden Männern, als denen ſie Treue ſchworen, gehören; dort mag auch billig ſeyn, daß Weiber im höhern Alter für die Thorheiten der Ueppigkeit untauglich, als Betſchweſtern oder Ränkemacherinnen enden.

Unter dem heimathlichen Obdache, nirgends ſonſt, iſt des Mannes wahres Leben. Da findet

er, kömmt er aus den Zerſtreuungen und Kämpfen des Weltlebens zurück, alles wieder, was ihm theuer iſt, Geſchwiſter, Aeltern, Verwandte, Kinder, aller Wohlſtand, den er mit Glück oder Fleiß gewinnt, hier muß er genoſſen werden; aller Ruhm, der ihm draußen unter den Fremden zu Theil wird, erſt hier unter den Seinigen empfindet er deſſen ganze Süßigkeit. Zu ſeinem Neſte kehrt der ſtolze Adler heim, nachdem er die Himmel durchflogen hat.

Für ſein Haus, für ſeine Familie, iſt der Mann Alles. Aber im Hauſe, in der Familie iſt das Weib Alles; da ſie das belebende, verſchönernde, regierende Weſen. Er ruhet hier von des Tages Mühen und den Stürmen drauſſen, ſie aber iſt hier die Thätigkeit. Er handelt in der Auſſenwelt; für ſie iſt das Schauſpiel derſelben nur Genuß im Augenblick ihrer Ruhe. Die Heimath iſt der Mittelpunkt alles Strebens des Mannes nach den verſchiedenſten Richtungen; für die Heimath durchreiſet, erforſchet, bezwingt er die Welt. Das Weib aber verherrlicht durch Anmuth das Heiligthum, für welches der Mann ſeine Kräfte opfert; ſie wird durch Sparſamkeit Bewahrerin der gewonnenen Schätze, und ziehet aus denſelben den lohnenden Genuß für die Ihrigen. Der Mann, in der Auſſenwelt von Betrug und Haß umgeben, von Umſtänden gezwungen, oft ſein Innerſtes zu verhehlen und ein anderer zu ſcheinen,

als er iſt, findet in der Liebe und Natürlichkeit des Weibes, ſich ſelbſt und ſeine eigene Natürlichkeit wieder.

Natürlichkeit iſt des Weibes ſchönſter Schmuck; darin ruht ihre weiſe Anmuth, darin ihr zarter Sinn für das Häusliche. Alles Angenommene, Erzwungene, Erkünſtelte mißfällt, iſt todte Schminke; verräth Ekelhaftigkeit des Dahinterliegenden; wie das Kind durch Unſchuld und Wahrheit, ſo entzückt die Jungfrau, die Gattin, die Matrone durch einfachen, beſcheidenen, liebenden, heitern Kinderſinn. Veraltet ihr Aeuſſeres, ihr Gemüth ſoll die ewige Jugend behalten. Die Natur lehrte ſie lieben, lehrte ſie die Pflichten der Gattin, der Mutter. Sie ſoll eine treue Schülerin der Natur auch in den ſpäteſten Tagen bleiben; was ihrer wahren Beſtimmung fremd iſt, als unnatürlich oder widernatürlich verbannen. Aber das iſt der Grundfehler in der weiblichen Erziehung, daß man die Töchter mehr, ſelbſt als die Söhne, zur Unwahrheit, zum Scheinen und in den Spielen der Verſtellung erzieht; die natürliche, anſpruchsloſe Einfalt und Hoheit der Unſchuld bei ihnen ausrottet und mit dem Natürlichſcheinen erſetzt.

Vater, Mutter, willſt du deine geliebte Tochter zur Liebenswürdigen erziehen, o vertraue ſie nicht

der fremden, gemietheten Hand, ſondern dem eigenen Herzen! Möge ſie etwas weniger wiſſen und mehr ſeyn. Ihre kindliche Heiterkeit, ihre durch den Anfflug keines unreinen Gedankens entweihte Unſchuld, ihre Natürlichkeiten in den Empfindungen, ihr durch das Gefallen am Edeln gebildeter Zartſinn; die jungfräuliche Hoheit die dem Gefühl der Tugend entſteigt — dieſe bewahre; von dieſen wehre den Peſthauch des Sittenverderbniſſes und die Lockungen des ſchnöden Beiſpiels ab, und du wirſt deine Tochter zum Engel erziehn, beſtimmt die Blüthe häuslicher Glückſeligkeit mit liebendem Ernſt, in frommer Selbſtaufopferung zu pflegen. Alles Andre wird verkünſtelnde Kunſt, die nur am Aeuſſern ſtreift, nicht in das Tiefe des Gemüths dringt.

Willſt du von dieſen Gemüthstiefen aus die Erziehung deiner Tochter beginnen, Vater, Mutter — das unfehlbarſte, das einzige Mittel liegt in der Religion Jeſu Chriſti! Ohne Religion iſt keine Wahrheit, keine Liebe, keine Tugend, nur Verſtellung, Flitterglanz und verſchleierte Leidenſchaft; ohne Religion keine Seelenſchönheit, kein häuslicher Friede, kein Troſt in Schmerzen, kein Muth in ſchweren Stunden, ſondern nur Ziererei, Rechthaberei, Herrſchſucht, Leichtſinn, Gefallſüchtigkeit, Vernünftelei und verzweifelndes Leben.

Ein betender Jüngling, eine betende Jungfrau ſind mir rührender und erhabener, als der betende Greis. Denn dort ſehe ich die Unſchuld reden zum Allerheiligſten.

Vater, Mutter! mit religiöſem Sinn durchdringe früh das Herz deiner Tochter. Du weniger, mit all deiner Kunſt wirſt ſie erziehen, als der Gedanke an Gott und Ewigkeit ſie erzieht; Du weniger wirſt von ihrem Geiſt die Stimmen der Verführung abwehren, als die Liebe des Allwiſſenden.

Lieblich und ſchön ſeyn iſt nichts; aber ein Weib, das den Herrn fürchtet, ſoll man loben!

Stunden der Andacht

zur Beförderung

wahren Chriſtenthums

und

häuslicher Gottesverehrung.

Fünfzehnter Sonntag, den 9. April 1815.

Selſtüberwindung fordert Muth;
Es gilt den Kampf ums höchſte Gut!
Wer iſt ein Chriſt und gleicht nicht gern
Den Märtyrern,
Nicht gern auch Chriſto ſeinem Herrn?

Wo iſt der Held, den je im Streit,
So ſchwer er war, die Mühe reut?
Wenn er nur kämpfte wie ein Mann,
Das Feld gewann,
Und ſeines Sieges froh ſeyn kann.

Hilf, Todesüberwinder, mir,
Ich halte, Chriſtus, feſt an dir!
Nur Menſch zu ſeyn, iſt Menſchenpflicht,
Mehr will ich nicht!
Dem Seraph ſtrahlt ein andres Licht.

Richtigere Beurtheilung unſerer Gemüthsbewegungen.

Joh an. 2, 14 — 17.

Wenn ein guter Menſch zuweilen beim Anblick der Ungerechtigkeit zum Zorn und Unwillen auf-

flammt; oder ſich dem Ungeſtüm der Freude bei fröhlichen Anläſſen hingibt; oder von der Furcht gefoltert wird, die ein Mangel des Vertrauens auf göttliche Vorſehung zu ſeyn ſcheint, oder von andern dergleichen lebhaften Gefühlen überraſcht wird: geſchieht nicht ſelten, daß Andre, die vielleicht von Natur weniger lebhaft und reizbar ſind, ihn tadeln. Es geſchieht nicht ſelten, daß eben ſolche an ſich gute, aber allzu ängſtliche Menſchen ſich deswegen ſelber mit Vorwürfen beſtürmen, ſich vor Gott anklagen, und die Aufwallungen ihres Gemüthes, als eben ſo viele grobe Sünden bitterlich bereuen.

Ihrer Viele ſind geweſen, die deshalb ſich von der Welt zurückgezogen haben, um weniger zu Zorn und Freude, heftigen Schmerz oder Verdruß hingeriſſen zu werden. Sie gingen in Einſamkeiten, in klöſterliche Zellen, oder führten in der Mitte großer Städte ein abgeſchiedenes Leben. Andre wieder, welche jene Aufwallungen nicht weniger für ſündlich halten, traten recht mit Abſicht in das Gewühl des Lebens hinein, oder vermieden wenigſtens nicht die Gelegenheiten, durch welche ihre Gefühle aufgeſtört werden könnten, um dann ſie deſto heldenmüthiger zu beſiegen, ſich gegen Unmuth und und Fröhlichkeit, gegen Furcht, Schrecken und Zorn zu ſtärken oder unempfindlich zu machen. Noch Andere hielten alle lebhaften Aufwallungen der Sinn-

lichkeit für natürliche Verderbtheit des Menſchen, und nach manchem vergeblichen Kampfe dawider, ſich unfähig, jemals fromm und der göttlichen Gnade würdig zu werden.

Warum rede ich von vergangenen Zeiten? Es iſt noch heutiges Tages ſo. Es ſind viele Chriſten, welche eben darin den höchſten Triumph des Chriſtenthums ſetzen, daß ſie alle Lebhaftigkeit der Gefühle unterdrückt wiſſen wollen, und es für ſtrafbar halten, von denſelben überraſcht zu werden.

Iſt denn aber eine ſtarke Gemüthsbewegung Sünde? Will denn Gott, daß wir uns ſelber in einem ſolchen Grade abſterben, daß wir gegen Scherz und Fröhlichkeit, Luſt und Unmuth unempfindlich werden? Bin ich verdammenswürdig, wenn ich über das, was ſchändlich iſt, in Zorn und Mißmuth gerathe? oder wenn ich an der Heiterkeit meiner Freunde Theil nehme, mit ihnen ſcherze und lache, zum Tanz und Schauſpiel gehe, und Vergnügen an geſelligen Luſtbarkeiten nehme? Iſt es Gottes Gebot, daß ich meine ganze Lebenszeit in ununterbrochner kalter Gelaſſenheit bleibe, oder wohl gar in einem trüben, ſtets auf ſich ſelbſt zurück denkenden Ernſt zubringen?

O gewiß nicht. Hier iſt ein Irrthum! Es kann auch wohl eine allzu weit getriebene Gewiſſenhaftigkeit geben, die mich mit Vorwürfen beſtürmt,

wo ich ſie doch nicht verdiene. Denn wären mehr oder weniger lebhafte Gemüthsbewegungen Sünde: ſo hätte Gott mir ſie ſelber gegeben. Die größere oder geringere Reizbarkeit der Empfindungen hängt offenbar von der eigenen Beſchaffenheit unſers Temperamentes ab. Das Temperament aber iſt nicht unſer eigenes Werk.

Wären ſehr lebhafte Gemüthsbewegungen an ſich tadelhaft: ſo müßte auch eine ſehr lebhafte Einbildungskraft, ein allzu treues Gedächtniß ſündlich ſeyn. Denn das Gedächtniß, wie die Einbildungskraft verleiten eben ſo leicht zu böſen Werken, als die gereizten Gefühle. Wie ſollte ich mir alsdann erklären, daß Gott den einen Menſchen ſchon von Natur beſſer, den andern ſchlechter geboren werden ließ? Ich kenne Leute, die ſo trägen Gemüthes ſind, daß ſie immer kalten Blutes bleiben und durch nichts leicht in Zorn gerathen; weder ungemein fröhlich, noch ungemein traurig werden können. Iſt denn das Greiſenalter darum frömmer oder löblicher, weil es weniger Hang zu ſinnlichen Ergötzungen hat, für welche ihm die Neigung fehlt, weil es an Nerven und Kräften ſtumpfer geworden? Iſt denn Jüngling und Mädchen, oder Mann und Weib in den beſten Lebensjahren, zu tadeln, weil hier mehr Fülle der Kraft und mächtiger Begierde iſt?

Der Gegenſtand iſt wichtig genug, daß ich dar-

über nachdenke. Es iſt für meine eigne Ruhe erforderlich, daß ich mir deutliche Vorſtellungen erſchaffe über Sündlichkeit oder Unſündlichkeit gewiſſer Aufloderungen des Gefühls; ob ich um fromm und gottgefällig zu ſeyn, alles Regenwerden meiner Sinnlichkeit unterdrücken müſſe?

Schon die Vernunft ſagt mir, daß dies nicht ſeyn ſolle und könne. Aber doch behaupten es die ſtrengen Eiferer und Sittenlehrer. Oft wird es mir ſogar von Kanzeln gepredigt, mein Fleiſch ſammt den Lüſten und Begierden zu kreuzigen, abzutödten in ſolchem Maaße, daß ich allen Freuden des Lebens entſagen müßte.

Blicke ich hingegen auf den Göttlichen, der ihr Lehrer und auch der meinige iſt, auf Jeſum Chriſtum, den Heiligſten und Unſchuldigſten der Menſchen: ſo überzeuge ich mich vom Gegentheil; auch er war keineswegs von den lebhaften Bewegungen des Gemüths frei. Schrecken, Zorn, Furcht, Angſt, Fröhlichkeit, Luſt an ſinnlichen Ergötzungen, waren ihm gar nicht fremd, und er unterdrückte dieſe unwillkührlichen Neigungen nicht.

Es wird erzählt, wie er in heftigen Unwillen gerieth, da er im Tempel von Jeruſalem die Wechsler ſitzen ſah, und die, welche Ochſen, Schafe, Tauben zu Opferungen feil hatten. Er machte eine Geiſel aus Stricken, trieb ſie alle hinaus und ver-

ſchüttete den Wechslern das Geld und ſtieß die Tiſche um, indem er ſagte: Machet nicht meines Vaters Haus zum Kaufhaus! Joh. 2, 14 — 16. Dieſe Stelle aus dem Leben Jeſu, hat mich oft ernſt beſchäftigt. Sind die Aufwallungen des Zorns an ſich eine Sünde vor Gott, wie hätte ſie Jeſus in ſich dulden können? Und doch bereute er ſie nicht. Daß er mit Zorn gehandelt habe, iſt nicht zu läugnen. Mehrmals gerieth er in Eifer. Ja, es wird ausdrücklich in der heiligen Schrift geſagt, wie er einſt, da die Phariſäer ihm zum Verbrechen machen wollten, wenn er am Sabath Menſchen heilen würde, daß er ſich ſeines Unwillens nicht erwehrte; er ſah ſie umher an mit Zorn. Matth. 3, 5.

Zu andern Zeiten war er der tiefſten Betrübniß hingegeben. Ja wir wiſſen, daß er in jener bangen Nacht am Oehlberg, betrübt war bis in den Tod, und ſo ſehr von Angſt und Furcht und Kummer überwältigt, daß ſein Schweiß wie Blutstropfen ward, die auf die Erde fielen. Luk. 22, 44. Er war Theilnehmer an geſelligen Freuden und fröhlich mit den Fröhlichen. Da es an der Hochzeit zu Kanaa an Wein gebrach die Geſellſchaft zu beleben, war er es, der es ſeiner nicht unwürdig achtete, mit wunderbarer Kraft das Mangelnde zu ſchaffen. Er verſchmähte keinesweges die angenehmen Genüſſe der Sinnlichkeit, und ließ ſich gefallen, daß ſein Haupt

mit wohlriechenden köſtlichen Oehlen, nach der Weiſe des Morgenlandes geſalbt wurde. Er wußte ſehr gut, daß es damals, wie heute, mürriſche Eiferer gab, die da meinten, um ein heiliges Leben zu führen, müſſe man arm und ſtrenge leben; nur mit ſchlechter Nahrung und geringer Kleidung vorlieb nehmen und ſich mit den härteſten Entſagungen quälen. Dennoch that er es nicht. Er ging wohl öfters zu den reichen und verhaßten römiſchen Zollpächtern zu Tiſch, und verachtete den Tadel derer, denen Alles unrecht iſt, man mache es, wie man wolle? Johannes iſt gekommen, ſprach er: und führte das aller enthaltſamſte Leben, aß nicht und trank nicht. Da ſagten ſie, er hat den Teufel. Nun iſt des Menſchen Sohn gekommen, iſſet und trinket. Siehe, ſagen ſie, wie iſt der Menſch ein Freſſer und ein Weinſäufer, Geſellſchafter von Zöllnern und Sündern! Matth. 11, 18. 19.

So iſt denn offenbar, daß weder das Erzürnen, noch das Bekümmern, weder die Luſtigkeit, noch die Traurigkeit, weder das Wohlgefallen an ſinnlichen Genüſſen, noch die Ungeduld, noch die Sehnſucht, mit einem Worte, alle Gemüthsbewegungen an ſich unſchuldig ſind; daß ich irre, wenn ich mir es vorwerfe, ſie nicht unterdrücken und tödten zu können; daß ich dies ſogar nicht verlangen ſoll, weil es etwas Unnatürliches und am Ende ſogar

Unmögliches wäre; daß diejenigen zu weit gehn, welche fordern, der Menſch müſſe beſtändig kalten Blutes bleiben, und dem Leibe ſo wenig Ehre anthun, als möglich.

Aber alles hat ſein Maas! Wann hören unſre Gemüthsbewegungen auf unſchuldig zu ſeyn? Wie lange ſind ſie nicht nur unſchuldig, ſondern ſogar löblich?

Sie ſind löblich, ſo lang ſie unſre Begierde zu dem was recht und gut iſt, unterſtützen und erheben. Ohne Lebhaftigkeit der Gefühle kann kaum etwas Gutes mit gehörigem Nachdruck ausgeführt werden. Ja, auch Chriſtus gerieth in Zorn, aber nicht aus Neid und Scheelſucht, nicht aus Noth oder Habſucht, nicht für ſeinen Eigennutz, ſondern für die Sache Gottes. Ihn empörte die Falſchheit der Menſchen, ihre Niederträchtigkeit, ihre Heuchelei. Ihn erzürnte ihre Unehrerbietigkeit gegen Gott. Darum trieb er die Geldwechsler und Opferverkäufer aus dem Tempel; darum ſchalt er die ſcheinheilige Großthuerei der Phariſäer. Wer das Gute will, kann es nicht ohne eine gewiſſe Begeiſterung vollſtrecken. Es muß eine Erhöhung aller unſrer Gefühle eintreten, um uns gegen Hinderniſſe zu ſtärken und Gefahren verächtlich zu machen. Die Gefühle ſind gleichſam der Wind in das Segel unſers Willens. Wer bei Schand-

thaten, deren Zeuge er ſeyn muß, kaltblütig bleiben kann; wer gelaſſen zuſehen kann, wenn man einen Schuldloſen verdammt, einen offenbaren Böſewicht ſchmeichelt und begünſtigt, vielleicht weil er reich, oder von guter Herkunft iſt; wer gleichgiltig bei fremder Noth, oder bei Gefahren des Vaterlandes, oder bei verbrecheriſchen Anſchlägen ſeyn kann, verdient der wohl den Namen des Tugendhaften? Iſt er ſelbſt wohl groſer Edelthaten fähig? Könnte der ſich für irgend eine heilige Sache aufopfern, Vermögen, Ehre und Leben dafür hingeben?

So tadle und verdamme denn Niemand die Aufwallungen eines edlen Zorns und Unwillens; ſo mache ſich dann Niemand Vorwürfe, wenn er ſeinen Abſcheu gegen Ungerechtigkeiten laut werden lieſs. Iſt es die Tugend ſelbſt, welche die Flamme des Gemüths entzündet: ſo lodert ſie rein.

Löblich iſt die Freude. Seid fröhlich mit den Fröhlichen, und mit den Weinenden weinet, ruft uns das göttliche Wort ſelber zu. Röm. 12, 15. Wer nicht innigen Theil am Glück der Frohſinnigen nehmen kann, der iſt auch wohl ſelten aufgelegt, ſich Unglücklichen mit gänzlicher Hingebung zu weihen. Welche Sünde iſt ein Spiel, welches das Herz vergnügt? Wo iſt das Wohlgefallen am Schönen verdammt, es entwickle ſich in Betrachtung der Natur, oder der Kunſtwerke, in den Bewegungen des

Tanzes oder in den Klängen der Muſik? Wer will das durch Witz und Scherz belebte Gaſtmahl, wer die höhern Stimmungen zur Freude durch den mäßigen Genuß des Weins verdammen? Es iſt Scheinheiligkeit, frömmelnde Ziererei, oder übertriebene Gewiſſenhaftigkeit, ſich davon auszuſchließen, und den als ein Weltkind zu verſchreien, welcher daran Theil zu nehmen nicht verſchmäht. Auch Jeſus Chriſtus, mein Heiland, mein Erlöſer fehlte bei vergnügenden Gaſtmahlen und Geſellſchaften nicht. Er ſelber ſchuf den Wein zu Kanaa, um die freudige Stimmung der Anweſenden zu erhöhen. Er wollte nicht, daß der Menſch finſter, ungeſellig und mürriſch, in übermäßiger Strenge und Enthaltſamkeit ſich die Welt Gottes zum Kerker, das Leben zur Folter mache.

Gemüthsbewegungen ſind dann erſt ſündlich, wenn ſie ſich mit unerlaubten Begierden vereinigen und dieſelben ſtärken. Sie ſind an ſich ſelber zwar weder gut noch böſe, aber ſie werden es, je nachdem ſie in den Dienſt des Rechts oder Unrechts treten. Die boshafte Schadenfreude iſt nicht die Freude des Redlichen. Der Zorn der Rachſucht, die Erbitterung gekränkter Eitelkeit, das Feuer der Eiferſucht iſt nicht der heilige Zorn des Chriſten gegen Ungerechtigkeit, nicht der edle Eifer wider Sittenloſigkeit, nicht der

empörte Unwille gegen Schamloſigkeit der Frevler. Die Sucht zu alltäglicher Schwelgerei und Zerſtreuung, die Unmäßigkeit des Trunkenbolds, die Begierde zur Löſchung wilder Triebe, der Ueppigkeit, die Luſt an Ueberſchreitung alles Wohlanſtändigen iſt nicht die harmloſe Luſt des Edeln an muntern Scherzen, an vergnügenden unſchädlichen Ergötzungen, an Erheiterungen jeder Art, denen keine Reue folgt.

So lange alſo wir, auch bei aller Heftigkeit unſerer Gemüthsbewegungen eigentlich nichts Böſes wollen, oder kein Wohlgefallen an dem finden, was ſchlecht und unedel iſt: haben wir uns weder unſre Luſtigkeit noch unſern Verdruß, weder unſern Unwillen und Kummer, noch unſere lebhafte Begeiſterung oder unſer Entzücken anzurechnen, beſonders wenn wir uns unſerm Zorn und Schmerz, unſrer Fröhlichkeit und dem Genuß ſinnlich angenehmer Gegenſtände, zu denen wir ein Recht haben, nicht maaslos überlaſſen.

Aber Sünde wird jede Bewegung des Gemüths, wenn ſie den Verſtand verfinſtert, wenn ſie ſo heftig wird, daß ſie ihn unfähig macht, mit gehöriger Beſonnenheit zu handeln. Furcht und Angſt vor Unglück ſind keine Sünden und keine Beweiſe vom Mangel des Vertrauens zu Gott. Es ſind unwill-

kührliche Regungen des Gemüths, wie der Verdruß und die Traurigkeit um verlorne Freuden. Jeſus vergoß am Oehlberge den blutigen Angſtſchweiß; aber dennoch behielt er Kraft genug, ſich wieder zu ermannen und beten zu können: nicht mein Wille, Vater, ſondern der deinige geſchehe. Wenn aber die Verzagtheit des Gemüthes ſo groß wird, daß alle vernünftigen Vorſtellungen verdunkelt werden, daß das Herz verzweifeln möchte: dann iſt Gefahr; dann die Sünde nahe. Wenn wir im Zorn über das Ruchloſe aufwallen, mag er edel genannt werden; wenn er uns aber ſo betäubt, daß wir von ihm übermannt, unſrer ſelber nicht mehr mächtig ſind, und aus Eifer für das Rechte im Grimme Unrecht thun: dann iſt er Sünde. Wenn Freude uns in dem Grade berauſcht, oder wir uns ſinnlichen Genüſſen in ſolcher Ausgelaſſenheit hingeben, daß unſrer Geſundheit, Unſchuld und Ehre, oder dem Wohlſeyn und Glück Anderer daraus Nachtheil erwächſt: dann iſt ſie Sünde.

Daher, obgleich die Bewegungen des Gemüths, es mögen Empfindungen angenehmer oder unangenehmer Art ſeyn, durchaus für ſich ſelbſt nicht ſündlich zu heißen ſind: haben wir bei ihrem Daſeyn die größte Vorſicht anzuwenden, daß wir derſelben immer Meiſter bleiben, und daß ſie ſich nicht gänzlich unſrer Beſonnenheit bemeiſtern. Haltet Maas

in allen Dingen, in Zorn, in Schmerz und Freude. Nur allzu ſchnell werden wir durch den Sturm der Empfindungen über die Grenzen des Rechten, des Billigen und Schicklichen hinweggeriſſen. Reizbare, lebhafte Gemüther geriethen dadurch, ſo edel auch ihre Abſichten, ſo unſchuldig auch die Veranlaſſungen, ſo rein auch anfänglich ihre Begierden waren, nur allzu oft bis zum ſchwarzen Augenblick der Reue. Sie vorzüglicher, als Andre, die eines kaltblütigen Weſens ſind, müſſen darüber wachen, daß gewiſſe Gemüthsbewegungen nicht allzu häufig wiederkehren und dadurch herrſchende Gewohnheiten werden.

Gemüthsbewegungen werden ſündlich, ſobald ſie bei jedem, auch dem geringſten Anlaß laut werden, herrſchende Gewohnheiten ſind und folglich den Willen leiten, die Vernunft und das Gewiſſen unterjochen. Bei jedem kleinen Fehler des Nächſten in Zorn gerathen und Aergerlichkeit äußern, über geringfügige Dinge ſogleich in Schrecken und Furcht kommen; Alles, ſo unbedeutend es auch ſei, mit haſtigem Ungeſtüm und Begeiſterung ergreifen; oder immer luſtig ſcherzen, auch bei den ernſthafteſten Geſchäften Spaß und Muthwillen treiben, und in den offenbarſten Gefahren leichtſinnig gaukeln, bezeugt Schwäche des Gemüths, Schwäche des Verſtandes. So herrſchend gewordene Gemüthsbewe-

gungen lähmen jede Stärke zur Tugend, und ſind fortgeſetzte Unbeſonnnenheiten. Hier iſt Kampf des Geiſtes nöthig zur Wiedererhaltung der Herrſchaft über das Gemüth. Alles hat ſeine Zeit, Lachen und Weinen.

Jeder prüfe ſich nun ſelbſt. Zu große Lebhaftigkeit der Empfindungen, wie Gefühlloſigkeit, ſind gleich nachtheilig. Beide Fehler entſpringen oft aus körperlichen Zuſtänden. Aber dem ſtarken Willen des Geiſtes iſt es möglich, ſelbſt das Temperament zu verbeſſern. Wer zur Traurigkeit und Schwermuth geneigt iſt, bemühe ſich um Zerſtreuungen; wer zum Zorn und Verdruß geneigt iſt, ſtrebe nach Kaltblütigkeit und ruhiger Anſicht der Dinge, und der erſte Schritt dazu iſt, wenn er ſo viel über ſich gewinnt, niemals in der erſten Aufwallung ſeines Gefühls zu reden und zu handeln; wer ſich oft in fröhlichen Geſellſchaften zu ſehr vergißt, und ſeine Heiterkeit in ausgelaſſenes, unbeſonnenes Weſen überſchweifen läßt, gehe nie zu ſolchen Gelegenheiten, ohne den feſten Vorſatz, von allen Anweſenden der nüchternſte und gelaſſenſte zu bleiben. Wer bei ſich empfindet, daß er gegen fremde Noth zu gleichgiltig, bei nichtswürdigen Handlungen zu

unbefangen, für das Edle und Gute einer Unternehmung zu unbegeiſtert und träge iſt, dünke ſich darum nicht weiſe, ſondern er durchdringe mit ſeinem Verſtande erſt die Abſcheulichkeiten des Verbrechens und denke ſich ſelbſt in die Lage der dadurch Unglücklichwerdenden; er überzeuge ſich von dem Segen einer edeln Unternehmung in allen ihren mannichfaltigen Folgen; er belebe ſeine Einbildungskraft mit den Vorſtellungen der fremden Noth und Freude: die Trägheit ſeines Gemüthes iſt nichts weniger als Kraft, ſondern Schwäche, durch welche eine oder die andere ſeiner Seelenvermögen zu einer nachtheiligen Unthätigkeit gerathen.

Wie gefühlvoll, o mein Jeſus, Bild erhabner Menſchenfreundlichkeit, warſt du bei anderer Schmerzen, über welche du die eigenen ſo gern vergaſſeſt; wie entflammt gegen die Schändlichkeit alles Böſen, was die Herzen der Menſchen von ihrem Glück und ihrem Gott trennt; wie willig warſt du, die Freuden deiner Brüder zu mehren, zu erheben, zu läutern und zu veredeln! O ſei mein Vorbild in Allem! Ich will mich meines Herzens, meiner Empfindungen, meiner Aufwallungen nicht ſchämen; ſie ſind

ſo menſchlich! Und mehr als Menſch zu ſeyn, iſt nicht des Menſchen Pflicht.

Aber lehre Du mich, Gottes Sohn, mäßig ſeyn in Allem, in Schmerz und Vergnügen, damit ich Dir ähnlich werde und gottgefällig. Nein, Gott gab uns nicht ſelbſt die das Leben verannehmlichenden Gefühle, daß wir ſie wieder in uns tödten und ausrotten, ſondern zu Schwingen der Andacht und Tugend, zu Waffen derſelben gegen das Leben verheerende Laſter, machen ſollen. Amen.

Stunden der Andacht

zur Beförderung wahren Chriſtenthums und häuslicher Gottesverehrung.

Sechszehnter Sonntag, den 16. April 1815.

O Du, der ſeyn wird, iſt und war,
Umjauchzt von Deiner Engelſchaar,
Du Herrlicher, Du biſt allein!
Wie Du biſt, Gott, kann keiner ſeyn!
Umſtrömt von unnennbarem Licht,
Bedarfſt Du der Geſchöpfe nicht.
Gedenkt mein Geiſt der Majeſtät,
Die Dich Allherrlicher umweht,
Dann wagt er kaum empor zu ſehn,
Und kaum, o Gott, zu Dir zu flehn.

Du aber hobeſt ihn empor,
Vom Staube ſeines Nichts hervor,
Und Deiner Liebe Himmelsſchein
Flößt ſeliges Vertrauen ein.
Es lehrt mich liebend Jeſus Chriſt
Daß Du nur Liebe, Liebe biſt.
Du biſt die Gnade, biſt die Huld,
Trägſt unſre Schwachheit mit Geduld.
O Huld, die Niemand haſſen kann,
Wir beten an! wir beten an!

Was Furcht Gottes ſei?

2 Tim. 1, 7.

Sehe ich um mich her und blicke in das freundliche, blühende Leben der Natur, wie ſich das alles ſo hold an mich drängt, als wäre es nur für mich da, als blühten Wieſen und Gebüſche und die lieblichen Gärten nur für mich; als ſängen alle Vögel nur mir ihr Lied; als wäre es nur zu meinem Entzücken, daß ſich die Morgen und Abende rötheten, Regen und Sonnenſchein abwechſelnd die Fluren ſegneten und die Geſtirne der Nacht in feierlichem Schweigen heraufzögen; — und denke ich dann, daß von Millionen und abermal Millionen erſchaffenen Weſen ich nur eins der geringſten bin, daß Alles für ſich lebt und liebt und eigene Zwecke hat; daß mein Auge nur den kleinſten Theil der Geſchöpfe auf Erden ſah, und für ihre Menge ſchon der menſchlichen Sprache die Zahl fehlt; daß alles dies aber, und was den Erdball von ſeinen höchſten Berggipfeln bis zu den tiefſten Abgründen ſeiner Meere bewohnt, nur das Wenigſte des unendlichen Weltgebäudes iſt; daß eine Unzählbarkeit andrer Erden und Sonnen droben ſchwebt, eine Unzählbarkeit höherer Naturen und Geiſter vor Gott bete; — denke ich, daß Er, der Unnennbare verhüllt, dem irdiſchen Auge im Glanz ſeiner Herrlichkeit, hier und droben und aller Enden in

ewiger Unwandelbarkeit waltet: — ich möchte beten — aber meine Hände falten ſich zitternd; meine Lippen verſtummen; meine Seele fühlt ſich wie in Furcht und Grauen vergangen.

Wenn ich zurückſchaue auf die große Vergangenheit der Zeiten hinter mir; auf die Ewigkeiten, da noch kein Erdball war und keine Sonne ſchien, kein Mondenſtrahl in unſre Nacht fiel; dann ſeit der Schöpfung dieſer Welt auf die verfloſſenen Jahrtauſende derſelben, auf die nun ſeit Jahrtauſenden nicht mehr vorhandenen Reiche und Nationen; ſehe, wie dieſe Erde gleichſam ein ungeheueres Grab alles Gebornen iſt, ſeit Tauſenden von Jahren, und wie der Staub, der meinen Fuß umweht, der Staub der Verweſung einer lebendigen Vorwelt iſt; wenn ich denke an meine Vorfahren ſeit Jahrhunderten, von denen mir noch die Geſchichten meiner Heimath erzählen; und dann, daß dies alles war und geſchah, und daß ich nicht war; und frage: wo war ich? was war ich? wie konnte ich werden aus dem Nichts und die Welt Gottes ſehen? Und ich auf meine Kinderjahre und auf die dunkelſten früheſten Erinnerungen aus ihnen ſehe, wie ich unmerklich mit dem Bewußtſeyn aus einem Unbewußtſeyn hervorging, wie ein Lichtfunke aus der Nacht; dann ſtehe ich ſchaudernd vor dem Räthſel meines Daſeyns. Ich möchte empor zum Schöpfer beten,

der mich rief. Aber meine Zunge wagt es kaum zu ſtammeln vor der Majeſtät der unendlichen Allmacht. Und meine Seele fühlt ſich, wie in Furcht und Graun vergangen.

Richte ich meinen Blick abwärts auf den Grenzſtein meines Lebens, auf die letzte meiner Stunden, wo liebende Verwandte um mich weinen, wie ich geweint habe um die früher Heimgegangenen, denke ich an den Augenblick, wo ich aus dem Daſeyn hinaustrete, wie ich herein trat; aus dem Bewußtſeyn in das Unbewußte, in eine Nacht, von der Niemand ſpricht und verkündet; denke ich, wie mein Leib, den ich heute noch wider alles Ungemach ſorgfältig ſchütze, von Erde verſchüttet, ſich in Erde auflöſet; verweſend auseinander geht; Theil andrer Pflanzen, andrer Thiere, andrer Menſchen wird, während mein Geiſt durch unbekannte Macht geleitet, neue Welten, neue Verhältniſſe, neue Brüdergeiſter finden ſoll — dies mein wunderbares Loos, das ich annehmen muß, wie es mir gegeben wird, nicht wie ich es wähle und will — dieſe ganze Unerklärlichkeit meiner Selbſt und meines fernern Seyns — es erfüllt mich mit bangem Entſetzen. Ich begreife nicht mich, nicht die Welt, nicht die Zeit, nicht die Zukunft. Ich ſtarre in die Gefilde des Todes hinab, in die Nacht der Ewigkeit über — und Gott lebt über den Gefilden des Todes, und der Thron ſeiner

Herrlichkeit ſteht aufgerichtet in der Nacht der Ewigkeit. Ich möchte zu ihm mich wenden, denn ich fühle mich einſam. Ich möchte zu ihm mich wenden, denn er iſt Vater meines Lebens und meiner Ewigkeit. Aber ich erbebe in Gedanken vor dem Hohen, Ewigen, Verborgenen. Und im kindlichen Verlangen der Liebe nach ihm, fühlt meine Seele ſich wie in Furcht und Grauen vergangen.

Heilig, heilig, heilig iſt Gott, der Herr Zebaoth! Licht, Vollkommenheiten und Vollendung Er! — Ach, und ich zu den Ewigkeiten Berufener, zur Kindſchaft des Allerheiligſten Auserkohrner, ich bin voller Fehler und Sünden, und bin kaum würdig, daß er mein gedenkt. Aber er iſt die ewige Liebe und das ewige Erbarmen; durch Jeſum Chriſtum ward er mein gnadenvoller Vater; durch Jeſum Chriſtum rettete er mich vom Untergang, und er will mich nicht verſtoßen. Ich darf auf ihn hoffen, ich darf zu ihm beten. Er iſt mein Gott im Tode, mein Gott jenſeits des Grabes; mein gnädiger Richter. Ich will zum Richter beten. Aber die Verderbtheit meines Herzens, die Menge meiner Sünden tritt zwiſchen mich und ihn. Meine Seele fühlt ſich wie in Furcht und Grauen vergangen. Doch Jeſus lebt; die ewige Liebe lebt! Ich darf zum Richter empor blicken in den Thränen meiner Reue. Ich bin nicht verloren. Er liebt mich noch.

Dies ſind die Empfindungen, welche mich ergreifen, ſo oft ich Gottes gedenke, oder unter welchen Verhältniſſen ich ſeiner gedenken möge. Es iſt ein ſtilles Erzittern vor ſeiner Allmacht, Herrlichkeit und Größe, aber vermiſcht mit dem Hochgefühl, daß ich ſein Kind bin, daß er mein Vater iſt. Es iſt die Gottesfurcht, von welcher die heilige Schrift redet, welche dem Menſchen geziemt; keine knechtiſch-verzagte Furcht. Es iſt die zärtliche, tiefe Ehrerbietung des Geſchöpfes vor der Majeſtät des Schöpfers, aber gepaart mit der vertrauenden Liebe zur ewigen, höchſten Liebe.

Denn welche der Geiſt Gottes treibet, die ſind Gottes Kinder. Denn wir haben nicht einen knechtlichen Geiſt empfangen, daß wir uns abermal fürchten müßten; ſondern wir haben einen kindlichen Geiſt empfangen, durch welchen wir rufen: Abba, lieber Vater. Röm. 8, 14. 15.

Fürwahr, diejenigen Chriſten, welche bei dem Gedanken an Gott andre Empfindungen nähren, die vor ihm, als einem unverſöhnlichen Rächer, als einem grauſamen Gebieter, als einem unbarmherzigen Herrn, mit ſklaviſcher Furcht zittern — ſie ſind nicht im wahren Geiſt des Chriſtenthums. Sie erfüllen das höchſte Gebot Jeſu nicht, Gott über Alles zu lieben. Denn Furcht iſt nicht in der Liebe, ſondern die Liebe treibet die Furcht aus, denn die

Furcht hat Pein. 1 Joh. 4, 18. Innige, ſich und ſein Theuerſtes Gott dem Vater hinopfernde Liebe, kann wohl mit der tiefſten Ehrfurcht und Hochachtung beſtehn, aber nicht mit der verzweifelnden Beſorgniß ſeines Zorns, nicht mit der knechtiſchen Angſt vor ihm. Wiſſen wir nicht, daß erſt die Hochachtung und Bewunderung, die uns von den Vollkommenheiten einer Perſon eingeflößt wird, unſre Liebe zu ihr rege macht? So iſt auch die wahre Gottesfurcht die heißeſte Gottesliebe.

Mit Betrübniß ſehe ich auf die große Zahl verwahrloſeter Chriſten und Chriſtinnen, die theils aus Mangel des Unterrichts, theils durch ſchlechten Unterricht von ihren Lehrern falſche Begriffe von der Gottheit haben, und ſich unter Gottesfurcht ein Scheu und Schrecken vor dem Allerheiligen denken. Sie thun, was ſie Gutes thun, nicht aus kindlicher Liebe zum Vater, ihm in ſeinen Vollkommenheiten ähnlich zu werden: ſondern aus Furcht vor ſeiner Zornruthe. Seine Güte rührt ſie weniger, als ſie die Möglichkeit der von ihm verhängten Strafen ängſtiget. Sie gleichen den Heiden, welche ebenfalls Furcht vor ihren Göttern hatten und ihnen opferten, nicht weil ſie dieſelben wahrhaft liebten, ſondern weil ſie ſie damit bewegen wollten, ihnen nicht zu ſchaden.

Auch im alten Teſtamente, noch unter den

rohen, aus egyptiſcher Knechtſchaft geführten Iſrae-
liten ward Jehova dargeſtellt, als ein zorniger,
eifriger Gott, der die Sünden der Väter räche
an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied.
Aber im neuen Bunde haben wir nicht einen knecht-
lichen Geiſt empfangen, daß wir uns abermals fürch-
ten müſſen, ſondern durch Jeſum Chriſtum einen
kindlichen Geiſt, durch welchen wir rufen: Abba,
lieber Vater!

Fern ſei daher von mir jene abergläubige
Furcht, welche zuweilen noch in unſern Tagen
unwiſſende unchriſtliche Chriſtenlehrer denen einzu-
ſtößen ſuchen, die ſie mit der unendlichen Huld des
Allbarmherzigen vertraut machen ſollen; die ihn
ſchrecklicher, grauſamer, unbarmherziger, unver-
ſöhnlicher ſchildern, als der hartherzigſte und unem-
pfindlichſte aller Sterblichen ſeyn möchte.

Dieſe abergläubige Furcht der Menſchen vor
Gott äuſſert ſich nur allzu oft und mannichfaltig in
ihrem Leben. Sie verehren ihn mit Beben, wie
auch wohl andre den Teufel verehren, daß er ihnen
nichts Böſes zufüge. — Sie, die ſelten mit Ernſt
an Gott denken, ob ſie gleich erlernte Gebete zu
plappern verſtehen; ſie, die keine Liebe zu Gott
empfinden, weil ſie nirgend dieſelbe beweiſen und
daß ſie allein darin beſtehe, daß wir ſeine Ge-
bote halten; 1 Joh. 3; ſie, die nur für Geld-

gewinn, Ehre und Luſtbarkeit leben, und die Gaben des himmliſchen Vaters ohne dankbaren Hinblick auf ihn genießen; eben ſie ſind die erſten, welche mit Furcht und Angſt erfüllt werden, wenn ſie in ihrem Wahn glauben, ſein Zorn wolle über ſie kommen. Es verdunkle ſich der Himmel, es rauſche der wohlthätige Sturmwind, es fahre die Flamme des Blitzes zwiſchen den tiefen Gewölken herab und die Erde erbebe von den Schlägen des Donners, alsbald werden ſie verzagt ihre Zuflucht zum Gebet nehmen, in der Hoffnung, damit den Strahl des himmliſchen Feuers von ihrem Haupte oder ihrem Hauſe abzuwehren, den Wolkenbruch von ihren Fluren, den zerſtörenden Hagel von ihren Saaten abzuwenden. Aber — das Gewitter zieht ſegnend vorüber; die Angſt verſchwindet; Gott iſt vergeſſen; der rohe, ſündliche Wandel wird unbekümmert fortgeſetzt; man lächelt wohl ſogar hintennach noch ſelbſt über die gehabte Mühſeligkeit und die abergläubige Verzweiflung. Das iſt aber keine Gottesfurcht; das iſt knechtiſche Verzagtheit und knechtiſcher Leichtſinn und Trotz.

Wenn dergleichen Elende ſich unerwartet in großer Verlegenheit und Noth erblicken; wenn das Leben einer ihrer in Gefahr ſchwebt; wenn ſie mit Ungeduld und Sehnſucht und Angſt auf Erfüllung eines ihrer heftigſten Wünſche hoffen, dem ſtarke Hinder-

niſſe drohn; wenn ſie vielleicht von einer Krankheit niedergeworfen ſind und am Wiedergeneſen verzweifeln: dann bringen ſie mit knechtiſcher Furcht vor Gott, gleich den Heiden Opfer und Gelübde; ſpenden milde Gaben an Kirchen, an Schulen, an Armen= und Waiſenhäuſer, damit man für ſie bete, damit der Zorn Gottes durch dieſes elende Nichts, das ſie darbringen, beſchwichtigt und die Gefahr abgewendet werde. Das iſt knechtiſches, thieriſches Zittern, das iſt nicht vertrauensvolle Liebe in den Gefühlen der Ehrerbietung, das iſt nicht wahre chriſtliche Gottesfurcht.

Wenn der Menſch lange Zeit leichtſinnig dahin lebte, ſich um Religion wenig bekümmerte, und nur klug, nicht fromm, nur frohen Lebensgenuß, nicht Tugend ſuchte; dann plötzlich durch ein Unglück gebeugt und erſchreckt, oder durch Kränklichkeit des Körpers zu einer ängſtlichen Schwermuth geneigt wird: ſo erzittert er vor der Ungnade des lange vergeſſenen Gottes, und glaubt an keine Barmherzigkeit mehr und an keine Erlöſung. Trübſinnige, ſchwärmeriſche, vom liebevollen Geiſt Jeſu keineswegs beſeelte Lehren oder Schriften, vermehren die Pein und Verzweiflung des leidenden Gemüths und bereiten ihm in Gedanken an Gott, ſtatt eines Himmels, eine Hölle. Das iſt heidniſche Sorge, nicht chriſtliche Gottesfurcht, denn in der Gottesfurcht iſt

die herzlichſte Gottesliebe. Wo aber Liebe iſt, da wohnet keine Furcht, ſondern ſich ganz hingebendes, treues Vertrauen der Seele zu ihrem Schöpfer.

Je mehr wir in der Erkenntniß von Gottes Herrlichkeit wachſen, je heller uns der Glanz aller ſeiner Vollkommenheiten wird: um ſo größer wird im Gemüth die ächte Gottesfurcht, das heißt, die ſich in heiliger Ehrerbietung auflöſende Liebe zu Gott. Je reiner und wahrer aber die Furcht Gottes in uns lebt: um ſo ſtärker wird unſer Vertrauen auf ſeine Weisheit, Macht und Erbarmung werden. Wer kann Vertrauen zu dem empfinden, von dem er immerdar das Böſeſte befürchtet? Wer ſeine Zuverſicht auf den ſetzen, von dem er das Schrecklichſte beſorgt? Vertrauen zu Gott ſetzt Erkenntniß ſeiner unendlichen Huld voraus, voraus die Ueberzeugung, daß ſeine Barmherzigkeit und Liebe noch unendlich größer iſt, als die größte Zahl unſrer Sünden. Solche Erkenntniß Gottes erfüllt uns mit der grenzenloſeſten Ehrfurcht und Liebe. Die Liebe aber begeiſtert zu dem ſtandhafteſten Gemüthe, wohlgefällig vor ihm zu wandeln und ſeine Gebote zu halten, und ſeine Gebote ſind nicht ſchwer. Denn wer da ſagt, ich kenne Gott und hält ſeine Gebote nicht, der iſt ein Lügner, und in ſolchem iſt keine Wahrheit. 1 Johan. 2, 4. Das aber iſt ſein Gebot, daß wir vollkommen werden ſollen, gleich wie er vollkommen

iſt, die Vollkommenheit aber iſt in der Liebe zu unſern Mitmenſchen, daß wir nach allen Kräften Glück, Freude, Einſicht und Tugend, jedes unſrer Nächſten unterſtützen und befördern.

Und ſo iſt die Furcht des Herrn der Weisheit Anfang. Ohne Gottesfurcht keine Tugend; ohne Tugend keine Seelenruhe, kein Herzensglück. — O, der Gottesfurcht iſt unter den Menſchen noch wenig, denn ich finde ſo wenig Menſchenliebe! Sie läſtern, höhnen und verſpotten ſich gegenſeitig; ſie täuſchen und betrügen, haſſen und übervortheilen einander; ſie rächen ſich, ſchmeicheln und verachten ſich abwechſelnd. Da iſt keine Gottesfurcht, wo keine Menſchenfreundlichkeit vorhanden iſt. Dies Gebot haben wir, daß wer Gott liebet, daß er auch ſeinen Bruder liebe; und ſo Jemand ſpricht: ich liebe Gott und haſſet ſeinen Bruder, der iſt ein Lügner. Denn wer ſeinen Bruder nicht liebet, den er ſiehet, wie kann der Gott lieben, den er nicht ſiehet? 1 Joh. 4, 20. 21.

Der Mangel zarter, liebender Ehrfurcht vor Gott, offenbart ſich alltäglich unter den Chriſten durch die thätigſten Beweiſe der Gottesvergeſſenheit. Wenn man in gewiſſe Geſellſchaften tritt, in Geſellſchaften, die auf feine Lebensart und guten Ton Anſpruch machen, und hört da, wie man das religiöſer Heiligthum der Seelen belächelt, wie man bei

dem Worte Gottesfurcht witzelt, wie man mit den Vorſtellungen von Gott ſelbſt recht artig zu ſcherzen ſucht; oder, indem man die mangelhaften Vorſtellungen mancher Chriſten von der Natur Gottes in das Lächerliche zieht, Gott endlich ſelbſt zum Gegenſtand eines beluſtigenden Einfalls macht; — wenn man in die Geſellſchaften des gemeinen Mannes geht, der aus Gewohnheit oder knechtiſcher Angſt vor himmliſcher Strafe keinen Sonntag die Kirche verfehlt, und hört, wie da der heilige Name des höchſten Weſens in Fluchen und Schwören entweiht, bei groben Späßen und ekelhaften Zoten gemißbraucht wird; — wenn man in die Gerichtsſäle bürgerlicher Obrigkeiten tritt, und hört da, wie der Richter ohne Ehrerbietung, mit unbegreiflichem Leichtſinn den ſchauderhaften Eid zum Allgegenwärtigen ableſen läßt; wie ihn eben ſo leichtſinnig, um einer Kleinigkeit willen, vielleicht nur für ein elendes Stück Geld, ein anderer Sterblicher nachſchwört, den Allwiſſenden, den Richter der Todten und Lebendigen trotzig zur Beſtrafung des Meineids auffordert: — wahrlich, man ſollte glauben, ein großer Theil der Menſchen ſei nur deswegen in die chriſtliche Religion eingeweiht, um Gottesläugner zu werden! So groß iſt unter Chriſten unſerer Zeit der Mangel der Ehrerbietung vor dem Regierer des Weltalls! Es möchte manchen unſrer Leute von Ton recht beleidigend

klingen, wenn man ſie gottesfürchtig heißen wollte. Und doch, kann man einem Kinde des Staubes ein erhabners Lob geben, als daß es in der Erkenntniß des höchſten Weſens demſelben gleichſam näher getreten, von Ehrfurcht und Liebe für daſſelbe durchdrungen und in der Liebe des Göttlichen ſelber vergöttlicht worden ſei?

Des Alterthums heidniſche Völker hatten vor ihren Göttern größere Ehrerbietung, als viele Chriſten vor dem ewigen, lebendigen Gott. Und eine Haupturſache, warum die erſten Chriſten von den Heiden ſo grauſam verfolgt wurden, war, daß dieſe ſich empört fühlten, wenn die Chriſten keine Ehrfurcht mehr den Göttern bewieſen. — Alle Welt fürchte den Herrn, und vor ihm ſcheue ſich Alles, was auf dem Erdboden wohnet! Pſalm 33, 8.

Die Furcht des Herrn iſt der Weisheit Anfang. Gottesfurcht iſt der reinſte Quell wahrer Tugenden. Wer von Ehrerbietung und Liebe für den Allerheiligſten durchdrungen iſt, wer dem Allgegenwärtigen ſich überall und allezeit nahe fühlt, kann er in eine Sünde willigen? Gottesfurcht wird in den Augenblicken auch unwiderſtehlich ſcheinender Verſuchungen der beſte Schirm unſrer Unſchuld, und hilft uns ſiegen. So ſiegte durch ſie Joſephs Tugend. Wie ſollte ich, ſprach er, ein ſo großes Uebel thun, und wider Gott meinen Herrn ſündigen? 1 Moſ. 39, 9. Wenn Ehrgeiz oder Wolluſt, Gewinn oder Noth zu einem Schritt dich verleiten wollen, von welchem dein Gewiſſen zeugt, er iſt unrecht; wenn dein Geiſt im Kampf erſchwacht, und deine ſchimpflichen Be-

gierden nahe daran zu ſiegen ſind, dann kann dich vielleicht noch der Gedanke retten: Wenn dich in dieſem Augenblick dein Vater ſähe; wenn deine Mutter Augenzeuge deines ſträflichen Beginnens wäre; wenn deine Vorgeſetzten wüßten, was du thun wollteſt; wenn deine Feinde Kundſchaft davon hätten, wie du jetzt ihr Spott zu werden im Begriff ſtehſt! — — Eine ſolche lebendige Erinnerung würde dir deine Beſonnenheit, deinen Tugendmuth unfehlbar wieder zurückſtellen. — So wiſſe denn, dich ſehen, wenn du ſündigeſt, Vater und Mutter und alle deine Geliebten, denn der Allgegenwärtige umgibt dich; er mehr, als dein irdiſcher Vater, als deine irdiſche Mutter, als deine irdiſchen Geliebten; er iſt, wenn dieſe durch den Tod längſt von dir geriſſen ſind, dein Vater; er umgibt dich, und dein Werk der Finſterniß wird er offenbar werden laſſen; deine Freunde werden ſich betrüben, ſich deiner ſchämen, deine Feinde dich öffentlich verachten und ihren Haß gerechtfertigt ſehen durch deine Schande!

Gott iſt heilig, er ſtößt das Unheilige von ſich aus. So wandle denn in liebender Ehrfurcht vor ihm und ſei fromm. Mit Gottesfurcht iſt Scheue des Unheiligen, Scheue des Laſters und Verbrechens verbunden. Man kann Gott nicht lieben und zugleich die Sünde. Wandle vor ihm als immerdar von ſeiner Allwiſſenheit beobachtet. So wenig du es wagen würdeſt, in Gegenwart einer hochgeſchätzten, dir ehrwürdigen Perſon irgend in deinen Reden die Achtung zu verletzen, die du für ſie empfindeſt, oder durch ein unwürdiges Betragen ihr Wohlwollen zu

verſcherzen: eben ſo wenig vergiß in allen deinen Thaten, in allen deinen Geſprächen, in allen deinen Gedanken die Ehrfurcht vor dem unſichtbaren Immernahen zu verletzen.

Das Mittel zu einer dauerhaften, wahren, ſeligmachenden Gottesfurcht zu gelangen, iſt aber höchſt einfach und in jedes Menſchen Gewalt. Mache dich mit der Macht, Heiligkeit, unausſprechlichen Liebe, Barmherzigkeit und Weisheit Gottes täglich vertrauter. Strebe nach der Erkenntniß ſeiner Herrlichkeit. Erfahre ſie aus den Wundern der Schöpfungen, und vermehre durch das Leſen nützlicher Schriften deine Einſichten in der Natur. Vernimm ſie durch das Wort der heiligen Bücher und ihrer Ausleger, deiner Lehrer und Seelſorger. Erwirb ſie durch Betrachtungen deines Lebenslaufes und ſeiner mannigfaltigen, oft wunderbaren, oft unverhofften Glückswechſel. Das wird dich mit den Gefühlen des Vertrauens, der Ergebung, der Dankbarkeit, der Liebe durchſtrömen. Das iſt die heiligende Gottesfurcht, in der du mit Aſaph rufſt: Ich bleibe ſtets an Dir, denn Du, o Gott, hältſt mich an Deiner rechten Hand, Du leiteſt mich nach Deinem Rath, und nimmſt mich endlich mit Ehren an. Das iſt meine Freude, daß ich mich an Gott halte und meine Zuverſicht ſetze auf den Herrn, daß ich verkündige all ſein Thun. Amen.

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Siebenzehnter Sonntag, den 23. April 1815.

Heil, Landmann, dir! dein edler Stand
Iſt der Natur ſo nah verwandt;
Fern von dem ſtädtiſchen Gewühl,
Und wilder Leidenſchaften Spiel,
Lobſinge Gott!

Dir nah iſt Gott in Luſt und Leid,
In ſeiner Werke Herrlichkeit;
Des Himmeis milder Segen thaut
Auf das, was Deine Mühe baut.
Lobſinge Gott!

Der Menſch ſei niedrig oder groß,
Mühſeligkeit iſt aller Loos;
Nicht Gold gibt Glück, nicht Rang und Pracht,
Man iſt, wozu das Herz uns macht;
Lobſinge Gott!

Lobſinge Gott und freue dich;
Denk' in der Hütte königlich.
Genügſamkeit macht frei und reich,
Die Tugend dich den Erſten gleich,
Lobſinge Gott!

Der Landmann.

Spr. Sal. 2, 27.

Schon eine alte Klage iſt es, daß wenige Menſchen recht mit dem Stande zufrieden ſind, welchen ihnen Gottes Vorſehung angewieſen hat. Man will etwas Andres, weil man das Andre für beſſer hält, als was uns zu Theil geworden iſt. Der Soldat in den Mühſeligkeiten und Gefahren ſeines Berufes, beneidet den Kaufmann und Handwerker, die ihr ruhiges Gewerbe treiben können. Kaufmann und Handwerker preiſen das Loos der vornehmern Stände, die ohne Nahrungsſorgen, ohne Furcht vor Verluſt und Betrug im Handel nur zu leben ſcheinen, um in Ueberfluß und Bequemlichkeit ſich gute Tage zu machen, Andern zu befehlen und Ehrenſtellen zu empfangen. Der Vornehme, der hohe Beamte, ja Fürſten ſelbſt ſeufzen unter dem Druck ihrer Verhältniſſe; ſie retten ſich nie ganz aus den Verlegenheiten, worin ſie bald durch Feindſchaften, bald durch Untreue ihrer Diener, bald durch andere Umſtände gerathen, von denen die niedern Stände nichts wiſſen. Es iſt ihnen gar nicht unbekannt, daß der größte Theil der Ehrenbezeugungen, die ſie empfangen, blos kaltes, erkünſteltes Weſen iſt. Die Vergnügungen, welchen ſie oft beizuwohnen gezwungen ſind, bleiben meiſtens nur läſtige Höflichkeiten und neue Quellen mancherlei Verdruſſes. Der ärmſte

Mann ſcheint ihnen freier zu ſeyn, als ſie ſind. — So klagen beinahe alle; und gewöhnlich ſuchen die Unzufriedenen ihren ganzen Troſt noch darin, daß ſie öffentlich ihren ganzen Prunk zeigen, den ihnen ihr Stand und Vermögen erlaubt — und daß ſie neben ſich die andern verachten, deren Glück ſie doch heimlich beneiden.

Wer mit ſeinem Stande, in den ihn Gott berufen hat, nicht zufrieden iſt, der würde auch in jedem andern Stande unglücklich ſeyn. Denn nicht die Art der Geſchäfte, welche man treibt, nicht das große oder kleine Vermögen, was man beſitzt; nicht der Palaſt oder die Bauernhütte, welche man bewohnt; nicht die Würde, welche man vor den Leuten trägt, iſt die Quelle unſers Glückes, ſondern das Herz allein iſt es, welches man zu dem Stande, zum Vermögen, zum Pallaſt oder zur Hütte bringt.

Es iſt ſehr gewöhnlich, daß man beſonders den Stand des Landmanns preiſet, weil die, welche in den Städten wohnen, das Landleben größtentheils nur aus Büchern oder Spaziergängen kennen. Das Feld zu bauen ſcheint ihnen, wenn auch mühſam, dennoch eine Luſt. Wer geht nicht gern, wenn er ein Gartenplätzchen hat, dahin, um zu graben, zu ſäen, zu pflanzen, oder Unkraut auszujäten? Keine Arbeit ſcheint der menſchlichen Natur zuträglicher, als dieſe; wohingegen die Geſchäfte des Gelehrten,

Kaufmanns oder Beamten am Schreibtiſch, die Anſtrengungen des Nachdenkens, die Nachtwachen, oder die einförmigen Geſchäfte der Handwerker und Künſtler in ihren Werkſtätten und Fabriken zuweilen nur uz verderblichen Einfluß auf die Geſundheit haben mögen. Hat der Landmann ſein Tagewerk vollbracht, ruht er freudig aus und erwartet vom Himmel den Segen. Sein Körper härtet ſich in allen Witterungen ab; die Anſtrengungen ſeiner Kräfte ſtärken ſeine Glieder; das im Schweis des Angeſichtes erworbene Brod ſchmeckt ihm ſüßer, als dem Reichen der unter Verdruß und Sorgen genoſſene Leckerbiſſen aus fremden Ländern. Seine Verhältniſſe ſind einfacher; ſeine Welt, in der er lebt, iſt kleiner, in allen Theilen leichter zu überſehn; ihm ſtören tauſend Dinge nicht die Gemüthsruhe, die den bedrohen, der in weitläufigern Verbindungen leben muß.

Wenn ſich auch das alles nicht läugnen läßt, hat doch das Landleben ſeine großen Beſchwerlichkeiten. Ungünſtige Witterungen vereiteln den ſauren Schweis und Fleiß eines ganzen Jahres; Seuchen tödten die Heerden. Der Gewinn von aller Arbeit des Bauers iſt immer klein; und wer wenig hat, für den iſt auch der Verluſt des Geringſten ſchon ein großer Verluſt. Daraus erwachſen wohl mancherlei häusliche Sorgen. Abgaben und öffentliche Laſten, ſo wie die Zinſen von gemachten Schulden, drücken

ſchwerer, wo die Einnahmen ſehr zweifelhaft und mäßig ſind. Mit einem Worte: der Landmann, ſo beneidenswürdig ſein ſtilles Loos oft dem Städter zu ſeyn ſcheint, duldet durch ſeinen Stand nicht minder Ungemach, als der Kaufmann oder Handwerker, der Gelehrte oder Soldat, der Fürſt oder ſein Beamter in ihren Ständen dulden müſſen.

Darum iſt nicht minder gewiß, daß der Beruf des Landmannes in der That viele Vorzüge hat, welche andern und ſogenannten höhern Ständen fehlen. Nicht darin aber liegt ſein Vorzug, daß er der allererſte Beruf des Menſchen iſt; denn dieſes wäre eine ganz unfruchtbare Ehre. Auch nicht darin, daß er der nützlichſte und unentbehrlichſte Stand eines Staates iſt; er iſt nicht nützlicher, als jeder andre. Der Landmann bedarf des Handwerkers; der Handwerker des Kaufmanns; der Kaufmann des Gelehrten; jeder bedarf des Richters, des Lehrers, der Obrigkeit, und in Kriegsgefahren jeder des Kriegers und Feldherrn. Einer iſt im geſellſchaftlichen Leben dem andern nothwendig durch die Gabe, die er von Gott empfangen hat.

Aber darin liegt der größeſte und gewiſſeſte Vorzug des Landlebens vor allen übrigen Berufsarten der Menſchen: daß der Landmann durch ſeinen Stand entfernter von allen erkünſtelten Verhältniſſen des Lebens, entfernter von allen daraus entſprungenen

Plagen, der Natur näher verwandt und gleichſam mehr eins iſt mit ihr. Die Ruhe und Einfalt der Natur theilt ſich ſeinem Gemüthe mit. Er weiß wenig von der ſelbſt erſchaffenen Noth der Stadtleute; wenig von den glänzenden Kleinigkeiten, welche allerlei Leidenſchaften und Sorgen herbeirufen; wenig von den armſeligen Erfindungen des Ehrgeizes, die ſo viel Zwiſt und Neid erwecken; wenig von dem ſteifen Zwang äußerer Höflichkeiten; wenig von den erkünſtelten Zerſtreuungen, die oft das Edlere ſelbſt des Menſchen tödten; wenig von den Schmerzen verfeinerter Laſter und geſchminkter Schändlichkeiten. Er iſt einfacher, wahrer, wie die Natur einfach und wahr iſt, die ihn umgibt. Sie ſelbſt iſt ſeine Lehrerin. Er hält am Weſentlichen feſt und will nicht den Schein. Einfach ſind ſeine täglichen Bechäftigungen. Sie ſind beträchtlich genug, ihn vor den Verirrungen reicher Müſſiggänger zu beſchützen; die Anſtrengung, welche ſie von ſeinen Kräften fordern, iſt die beſte Pflege einer unverdorbenen Geſundheit.

So lange in den erſten Zeiten der Welt die Menſchen Viehzucht und Ackerbau ihr Hauptgeſchäft ſeyn ließen, waren ſie einfacher, wahrer und gleichſam Gott verwandter. Mit Erbauung der Städte und mit Erfindung künſtlicher Bedürfniſſe, wurden die Menſchen ſelbſt unnatürlicher und künſtlicher.

Die edeln einfachen Sitten, und die ächte Lebensweisheit der patriarchaliſchen Vorzeit gingen verloren. Man hatte ſtatt der Weisheit nur Gelehrſamkeit; ſtatt der Wunder des Himmels und der Erde nur Bücher; ſtatt der geſunden Vernunft lieber Spiele der Einbildungskraft. Nebendinge wurden zur Hauptſache des Lebens, und das Wichtigſte und Heiligſte ward kalte Uebung oder Gegenſtand des Spottes und Zweifels. Daher iſt nicht ſelten geſehen worden, daß die Großen ihre Paläſte und Könige ihre Throne verließen, um dem Getriebe der Ränke, der Ehrſucht, der Wolluſt, der Schadenfreude zu entfliehn, und in der Einſamkeit und Einfalt des ländlichen Lebens ſich ſelber und ihre verlorene Ruhe wieder zu finden. Denn man iſt nur ganz Menſch, wenn man wahr und natürlich ſeyn kann; nicht loben muß, wo man tadeln ſollte; nicht fröhlich ſeyn muß, wo man trauern möchte; wo man für den äußerlichen Schein nicht das Weſentliche aufopfern muß, für das Kleid nicht die Geſundheit, für den Glanz des Hauſes nicht deſſen innere Glückſeligkeit, für das Geld nicht den Genuß, für die Ehre nicht die Ehrlichkeit.

Leider iſt zu beklagen, daß der Landmann, wie wir ihn meiſtens finden, ſelten fähig iſt, den großen Vorzug ſeines Standes zu erkennen und zu benutzen. Unwiſſenheit beraubt ihn faſt aller Vortheile deſſel-

ben; Aberglaube erſtickt ſeinen geſunden Verſtand; rohe Sitte, thieriſche, grobe Luſt, vertritt nur zu oft die Stelle natürlicher Einfalt; ſaufen bis zur Betäubung, freſſen bis zur Ueberladung, werden die Krone ſeiner Freuden; er arbeitet mit ſeinem Vieh um die Wette, aber hat er ſein Brod gewonnen, empſindet er ſelten ein Verlangen nach höherm Genuß, nach Ausbildung ſeines Verſtandes und Herzens.

Richte draußen deine Geſchäfte aus und arbeite deinen Acker; darnach baue dein Haus, das heißt, die innere Glückſeligkeit deines Hauſes, deiner Familie; Spr. Sal. 24, 27. So ſpricht die heilige Schrift. Der Menſch lebt nicht, um das tägliche Brod zu gewinnen und Kleider genug zu haben, ſeinen Leichnam zu bedecken. Was der Leib nöthig hat, ſoll herbei geſchafft werden; alle übrige Zeit ſoll der Veredlung des Herzens und Geiſtes angehören. Das iſt der Beruf des Viehes, dem hungernden Magen Nahrung zu ſuchen, Vorrath auf den Winter zu ſammeln, und ſich ein bequemes Neſt oder eine ruhige Höhle zu bauen. Der Menſch, welcher im Leben nicht mehr leiſtet, als für ſein irdiſches Wohlſeyn zu arbeiten und zu ſorgen, ſtellt ſich dem Thiere gleich. Er iſt wohl zu beklagen; denn er vergißt das wahre und hohe Ziel ſeiner Erſchaffung. Der mächtigſte Fürſt aber hat wahrlich kein erhabeneres Ziel im Leben, als der niedrigſte

Bauer und der ärmſte Taglöhner. Der goldne Thron und die hölzerne Bank, der Purpurmantel und der Zwilchkittel, das hohe Fürſtenſchloß und das Strohdach der baufälligen Bettlerhütte, ſind bloße Nebendinge im Leben. Der Menſch ſelbſt iſt das Wertheſte, und im Menſchen iſt es ſein unſterblicher Geiſt. Darum richte draußen deine Geſchäfte aus und arbeite deinen Acker; denn des Leibes Nahrung und Nothdurft geht allem Andern vor. Die niedrigſten Bedürfniſſe unſrer thieriſchen Beſchaffenheit müſſen erſt geſtillt ſeyn, ehe der Geiſt frei und thätig werden kann. Darnach aber, wenn das Nothwendigſte gewonnen iſt, baue dein Haus, vermehre deine und der Deinigen Glückſeligkeit.

Die traurige Geiſtes- und Herzensverwahrloſung, in welcher leider die Landleute vieler Gegenden gefunden werden, gereicht ihnen weniger zum Vorwurf, als denen, welche von Gott Beruf und Pflicht haben, Väter und Beglücker des Volks, oder Lehrer deſſelben zu ſeyn. Abgeſtumpft durch Gewohnheit, ſehen Nachläſſige die Unwiſſenheit und Rohheit des Volks wie eine Sache an, welche in der natürlichen Ordnung der Dinge gegründet iſt. Wie viel ſind nicht der geprieſenen Männer am Ruder der Staaten, die im Landmann nur das öffentliche Laſtthier ſehen; ſeinen Wohlſtand befördern, um größere Steuern von ihm nehmen zu können; den

Anwachs der Bevölkerung begünſtigen, um die Kriegesheere zu verſtärken. Sie ſcheinen in unnatürlicher Verkehrtheit der Vorſtellungen den Menſchen ſo behandeln zu müſſen, als wäre er für den Staat, nicht als wäre der Staat für den Menſchen vorhanden. Die Schulen der Dörfer werden immer am letzten beſorgt. Für edlere Erziehung und Bildung der ländlichen Jugend, bemüht man ſich nicht leicht einen rühmlichen Wetteifer durch fürſtliche Ermunterungen zu wecken; dagegen ſind Preisverkündigungen zur Verbeſſerung der Viehzucht etwas gemeines.

Ja, ſo groß iſt die verblendete Allmacht der Gewohnheit oder des Vorurtheils, daß man ſich und Andere ſogar überredet, eine beſſere Erziehung in den Dörfern könne die Landleute mit ihrem Stande unzufrieden machen, und ſie aus arbeitſamen, gehorſamen Menſchen, zu aufrühreriſchen, bücherleſenden, Alles beurtheilen wollenden, ſtädtiſche Sitten nachäffenden Halbklugen machen. Um ſolchen Irrthum in Gang zu ſetzen, pflegt man ihn mit wahren und halbwahren Sätzen zu vermengen, die übrigens gar keine Verbindung mit demſelben haben; man pflegt zu ſagen: oberflächliches Wiſſen ſei überall Gift; unvollkommene Aufklärung das Unglück der Leute; Gelehrſamkeit gehöre nicht dem, der die Erdſcholle umbrechen oder das Vieh im Stalle füttern ſolle. Wenn dergleichen und andre Sätze allerdings ihr

Wahres haben, iſt darum jener Irrthum weniger ein Irrthum?

Der Landmann wird nicht darum arbeitſam, wirthſchaftlich und der Obrigkeit gehorſam, weil er unwiſſend, abergläubig, roh, in wilden Freuden ausgelaſſen, und in allem, was außer ſeinem Stall und Acker liegt, unbehilflich iſt. Sondern der roheſte, unwiſſendſte und groben, ausgelaſſenen Ergötzungen ergebenſte Bauer, iſt der ſchlechteſte Landwirth, der unordentlichſte Hausvater, der unzuverläſſigſte Unterthan ſeiner Herrſchaft. Das Unvollkommene und Schlechte kann nie zum Vollkommenen und Guten helfen. Die beſſern Schulen und Erziehungsanſtalten in Städten machten den Bürger menſchlicher, in ſeinem Gewerbe ſinnreicher, in ſeinem Eifer für Glück und Ehre des Thrones und des Vaterlandes hochherziger; gegen Einheimiſche gemeinnütziger; gegen Fremde wohlwollender.

Jeſus Chriſtus brachte das reinſte Licht der Weisheit nicht den Paläſten der Großen und den Bewohnern der Städte allein; er brachte es den ärmſten Hütten. Sein Wort iſt die wahre Aufklärung, deren der Menſch bedarf, um in jedem Stande das höchſte Lebensglück zu finden. Er rottete die falſchen Einbildungen aus; er zerſtreute die Nacht abergläubiger Vorſtellungen; er wies vom Staub empor auf das Göttliche; er ermahnte zur Genüg-

ſamkeit in allem was das irdiſche Leben forderte; ſo wir Nahrung und Kleider haben, ſprach er: laſſet uns zufrieden ſeyn; trachtet vielmehr dem nach, was dort oben iſt.

Dem Höhern nachzutrachten, was dort oben iſt, wird keine Büchergelehrſamkeit erfordert; aber ein von Irrthümern freies und ein allem Guten offenes Gemüth. Es wird das Gottähnlichſeyn nicht errungen durch äußern Wohlſtand oder durch Leibeskräfte, ſondern durch das Streben des Geiſtes. Dieſen Geiſt alſo ſollen wir auch im ärmſten Landmann fähig machen, ſich der von Jeſu gebrachten Wahrheiten bemächtigen zu können. Darum ſollen Vernunft und Verſtand der ländlichen Jugend ſchon in den Schulen mit Sorgfalt entwickelt und geübt werden. Nur wer die Einſicht deſſen hat, was beſſer iſt, kann das Beſſere wollen; der Unwiſſende und Rohe wird vom Elend hingetrieben, wohin er ſoll. Nur der Verſtändige wird ſich grober Ausſchweifungen ſchämen und die Folgen des Schädlichen einſehen und meiden; der Unverſtändige iſt die Beute thieriſcher Anreizungen. Nur der vernünftige Landmann hört auf andere Stände zu beneiden und wider gemeinnützige Verordnungen und Geſetze des Landes zu murren, wider welche der alberne Eigennutz des Unvernünftigen lärmt. Nur der, deſſen Geiſteskraft geſtärkt ward, indem man ſie von den Feſſeln altüblicher

Vorurtheile befreite, wird auch über ſeine zartern Verpflichtungen richtiger urtheilen, für die der verwilderte, rohe Menſch ohne Sinn einhergeht; wird fähiger ſeyn, die Verbeſſerungen ſeines ländlichen Gewerbes und häuslicher Einrichtungen zu betreiben, während der Unwiſſende blindlings erlernten Gewohnheiten folgt; wird in Ordnung und Reinlichkeit ſeiner Wirthſchaft die wahren Stützen des Wohlſtandes und körperlicher Geſundheit erkennen, während der Verwahrloſete in Verwirrung, Planloſigkeit und Unflath von einem Tag in den andern hineinlebt, gleich dem Thiere.

Wollet ihr Chriſten um euch ſehn, ſo machet ſie auch fähig, Chriſtum zu begreifen und ſeine Lehre zu verſtehen. Aber welch trauriger Anblick iſt das Leben von einem groſsen Theile des Landvolks! — Dieſer Unglücklichen ſind viele, welche von Gott, von Jeſu Chriſti, von ihrer Beſtimmung, von der Ewigkeit, von ihren Pflichten auf Erden die verworrenſten Vorſtellungen haben. Da erwachſen ſie unter der harten Zucht unwiſſender Aeltern, ſehen deren rohe Beiſpiele, ſaugen deren armſelige Begriffe und abergläubige Meinungen ein. Wenige Jahre gehen ſie in eine Schule, wo der Lehrer, ohne Fähigkeit zu ſeinem Beruf, den Unterricht aus Mangel beſſern Erwerbes, um einen geringen Sold, ohne Aufſicht und Neigung treibt. Höchſtens bringen die

Schüler eine [mäßige Fertigkeit im Schreiben und Leſen mit ſich aus den Schuljahren, in denen ſie alle Unarten und Rohheiten einer verwilderten Kindheit lernten und wieder lehrten. Man treibt ſie zur Kirche von den erſten Kinderzeiten an und macht ihnen den Beſuch des Gotteshauſes zu einer herzloſen körperlichen Gewohnheit. Mit ihrer allzu ungeübten Denkkraft ſind ſie nicht fähig, den Lehrvortrag ihres Pfarrers zu verfolgen und ganz zu verſtehen. Oft iſt der, welcher ihr Seelſorger ſeyn ſoll, mehr um ſeine Einkünfte und Bequemlichkeiten, als um die Veredlung der ihm anvertrauten Seelen beſorgt. Sie verharren in ihrer Blindheit, und glauben Gott hinlänglich durch hergeſagte Gebete und Genuß der Sakramente befriedigt zu haben. Das iſt alles, was ſie für ihre Seele thun. Die leiblichen Bedürfniſſe zu ſtillen, brauchen ſie den ganzen Aufwand ihres übrigen Lebens. Sie arbeiten vom Morgen bis zur Nacht, und Andern in Glücksumſtänden gleich zu kommen oder ſie zu übertreffen, iſt ihr äußerſtes Ziel. Sie überlaſſen ſich den Eingebungen ihrer thieriſchen Triebe, ſo weit es die bürgerlichen Geſetze oder die Verhältniſſe ihrer Geſundheit und ihres Vermögens ihnen geſtatten. Sie ſterben endlich dahin, und ſie haben nur gelebt und gearbeitet, um gearbeitet und gelebt zu haben. Ihr Geiſt, zur Ewigkeit berufen, iſt am Ende der Laufbahn arm

und unmündig, wie er arm und unmündig kam. Er kannte die Tugend Jeſu nicht, und tröſtete ſich einer beſſern Zukunft, ohne ihrer werth geworden zu ſeyn.

Mit Trauern wende ich mich von dieſem Bilde hinweg. O wie viel bleibt guten und weiſen Menſchen noch zu thun, um Glückſeligkeit, die wahrhafte, um ſich her zu verbreiten. Wie kann ich doch oft in Verlegenheit ſeyn und fragen: wo wäre, daß ich Gutes ſtiften könnte? Siehe jene Verwahrloſeten, hilf ihnen, hilf wenigſtens Einzelnen zu beſſerer Erziehung und Einſicht. Wodurch unterſcheiden ſie ſich denn von den Heiden, die da Bilder anbeten, die Gebote Gottes nicht kennen, und für nichts als Nahrung und Kleider ſorgen, und fleiſchliche Lüſte befriedigen? Siehe, hier iſt noch das Chriſtenthum zu verbreiten; hier noch das Reich Gottes zu befördern! Geh in die Hütten des Landmanns, in die Kammer des Dürftigen, wie Jeſus Meſſias that, und hilf einem rohen Menſchen menſchlicher werden, und das Licht der beſſern Erkenntniß in ſeiner Finſterniß anzünden! — Daß du einem Nackten Kleider, einem Hungrigen Brod reichſt, iſt ſchön, und doch iſt es nur das leichte Werk eines Augenblicks, um die Noth weniger Augenblicke zu mildern. Aber das Almoſen, welches du einer armen verwilderten Seele reichſt, iſt eine

königliche lebenslängliche Gabe; eine Saat für ewiges Aerndten. Gehe hin, wo deine Bekanntſchaften dir es erlauben, auf die Vorſteher, Obrigkeiten und Lehrer zu wirken, daß ſie ſich der ländlichen Kinderzucht erbarmen. Haſt du Vermögen, vereinige deine Gabe mit den Gaben Anderer, deinen Rath mit der Einſicht Anderer, um wenigſtens in einer einzigen Gemeinde beſſere Sitten, hellern Verſtand, frömmern Sinn zu befördern. O, wer deſſen ſich rühmen darf, es gekonnt zu haben, der Retter mancher ohne ihn verloren geweſenen Seele zu ſeyn, der hat auf Erden nicht vergebens gelebt!

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Achtzehnter Sonntag, den 30. April 1815.

Die ihr geübt in Künſten ſeid,
Zur Nothdurft und Bequemlichkeit
Des Erdelebens ſorgt und ſchafft,
Gott ſegne euch, Gott eure Kraft!

Ein goldner Stand iſt Handwerksſtand,
Sein freuet ſich das ganze Land;
Von Armuth fern, vom Ueberfluß,
Wohnt in der Arbeit ſein Genuß.

Und Fleiß füllt ſeine Hand mit Gut,
Und füllt ſein Herz mit frohem Muth;
Stark wird er in der Sorgen Druck,
Und Ehrlichkeit ſein ſchönſter Schmuck.

Der König und der Handwerksmann, —
Gott ſieht nicht Rang und Namen an;
In jedem Stand der edle Sinn,
Der gilt vor Gott, der iſt Gewinn.

Der Handwerker und Künſtler.
Sirach 38, 35 — 39.

Sobald ſich auf Erden die Menſchen nach ihrer Verbannung aus Eden auszubreiten anfingen, em-

pfanden ſie die vorher unbekannten Bedürfniſſe des Lebens. Das war der Wille des Schöpfers. Allen andern Geſchöpfen hatte er dunkle, unwiderſtehliche Triebe gegeben, die ihnen heilſame Nahrung zu finden; ihren Leib mit Federn und Fellen bekleidet gegen den Wechſel der Witterungen; ſie mit natürlichen angebornen Waffen verſehen zum Schutz ihres Lebens gegen Gefahren. Aber den Menſchen ſtellt Gott arm, wehrlos und nackt in die Welt, und gab ihm den Verſtand, daß er, getrieben von der Noth, den Werth dieſes Verſtandes erkenne, ſich Hütten baue, wo der Fels keine Höhe hatte ihn zu verbergen; oder Kleider, oder Geräthſchaften, Waffen und allerlei Werkzeuge erfinde, zu ſeiner Nahrung, Lebenserhaltung und Bequemlichkeit. Da ward Thubalkain der Meiſter in allerlei Erz und Eiſenwerk; Jubal lehrte die Kunſt der Muſik.

Mit der Erweiterung der menſchlichen Erfahrung und Einſicht wurden die Handwerke und Künſte vollkommener; ihre Gewerbe dem Menſchen unentbehrlicher, es mochte zum Nutzen ſeyn, oder zur Verannehmlichung ſeiner Tage. Der Hirt und der Ackermann können den Handwerker ſo wenig mehr entbehren, als der Gelehrte, welcher ſein Leben den höhern Wiſſenſchaften weiht, oder als der Kriegesmann, oder als der Fürſt auf ſeinem Throne.

Darum iſt der Stand der Handwerksleute und Künſtler in allen Ländern geehrt.

Um das Feld zu bauen, oder die Viehheerden zu behandeln, iſt weniger Anſtrengung des Verſtandes oder Geſchicklichkeit vonnöthen, als zur Ausübung eines Handwerks und einer Kunſt. Zur Erlernung derſelben ſind ſchon mehrere Jahre vonnöthen. Dadurch erhebt ſich dieſer Stand über den des gemeinen Landmanns, wie des Tagelöhners. Aber theils die größere Uebung ſeines Nachdenkens, theils durch einen vermehrten Wohlſtand, verfeinern ſich auch ſeine Sitten. Demungeachtet hat er weder den Ueberfluß reicherer Stände, noch deren ausgebreitete Einſichten und Kenntniſſe; aber auch nicht die Verweichlichung und Verdorbenheit der Sitten, die in den höhern Ständen leider oft zu allgemein iſt.

Es ſteht demnach der Stand des Handwerkers zwiſchen Roheit und Unwiſſenheit des gemeinen Landmannes und der unmäßigen Verfeinerung und Ueberbildung der Reichern; er ſteht zwiſchen der Armuth und dem Ueberfluß in glückſeliger Mitte, und iſt gleich entfernt von den Laſtern und Plagen, die der rohen Unwiſſenheit und der übertriebenen Verfeinerung, oder der quälenden Armuth und dem üppigen Wohlleben anzuhängen pflegen. Daher findet man noch jetzt faſt in allen Ländern bei Handwerkern und Künſtlern die meiſte Verſtändigkeit und Gottes-

furcht neben Einfalt und ſtrengen Sitten. Man betrachtet ſie als die wahre Kraft des Staates. Gleich weit entfernt von bäuriſcher Roheit und den Ausſchweifungen des müßiggehenden Reichthums, iſt bei ihnen die meiſte Tugend, Rechtlichkeit, Arbeitſamkeit und Vaterlandsliebe gleichſam einheimiſch.

Auch war es aus dieſem Mittelſtande, aus welchem Jeſus Chriſtus am liebſten ſeine erſten Schüler wählte. Hier fand er den unverdorbenſten Sinn für Wahrheit und Frömmigkeit; er kannte den Eigendünkel, den ſtolzen Uebermuth und den Leichtſinn der Großen, wie den Aberglauben und die Verwahrloſung des Verſtandes und Herzens der Niedrigſten im Volk. Wir wiſſen, daß Petrus ein Fiſcher, Lukas ein Mahler war, daß Paulus Teppiche wirkte. Nur der Handwerker und Künſtler iſt durch ſich ſelbſt ein freier und unabhängiger Mann; aber Unabhängigkeit iſt eine der wichtigſten Bedingungen, unter allen äuſſern Schickſalen rechtſchaffen zu bleiben. Der verſtümmelte Krieger, der verſtoßene Fürſt, der um ſein Vermögen betrogene Reiche, müſſen eben ſo gut von der Gnade Anderer leben, als der ſeines Ackers und ſeiner Viehheerden beraubte Hirt und Landmann, während der Handwerker aller Orten durch ſeine Geſchicklichkeit Brod findet, und mit geringerem Aufwande die dazu nöthigen Werkzeuge und Mittel herbeiſchaffen kann.

Alle dieſe Vorzüge, welche der Natur dieſes ehrenvollen und glücklichen Standes eigen ſind, machen ihn für das irdiſche Leben zu einem der nützlichſten und für das innere, chriſtliche Leben zu einem der vortheilhafteſten. Er führt an den Gefahren des Reichthums und der Armuth vorüber; durch Arbeit und Mäßigkeit zur Sittenſtrenge und Kraft, durch vielfache Gelegenheit zur Ausbildung des Geiſtes, die der Niedrigere im Volk leider oft entbehren muß, und durch die Stellung, welche er zwiſchen dem Geringſten und Vornehmſten, dem Aermſten und Reichſten einnimmt, die alle ſeiner Hilfe bedürfen, zu einer Mannichfaltigkeit von Verhältniſſen im geſellſchaftlichen Leben, die kein anderer Stand ſo, wie dieſer hat, und zur Vollſtreckung jeder Tugend Anlaß darbietet.

Verſtändigkeit, Gottesfurcht und Einfalt der Sitten ſoll es ſeyn, was den Künſtler und Handwerker ganz eigenthümlich bezeichnet; ihm den meiſten Werth gibt und ihn allen andern Ständen ehrwürdig macht. Verſtändigkeit, Gottesfurcht und Einfalt der Sitten ſoll ſein höchſtes Beſtreben ſeyn; die Stellung ſelbſt ſchon, welche er in der Welt einnimmt, erleichtert ihm die Erreichung dieſes Zieles mehr denn vielen Andern.

Er iſt folglich ſein eigner Feind, wenn er ſeinen Stand verachtet und gegen die Vortheile deſ-

ſelben blind iſt. Dieſer Stand gibt ihm, was er zur Nothdurft bedarf. So wir Nahrung und Kleider haben, ſprach der Heiland, laſſet uns genügen. Nach größerm Reichthum ſollen wir nicht trachten, aber wohl nach größerer Vollkommenheit des Herzens. Wer in dieſem Stande nicht glücklich ſeyn kann, wird es in keinem andern werden, weil er die Quellen aller Unzufriedenheit mit ſich nimmt, wohin er geht. Er wird von Begierde nach Gold und Gut und Aufwand geplagt; und könnte man ihm geben wonach ihn gelüſtet, ſeinen Durſt nach Reichthümern würden die Reichthümer ſelbſt nur vermehren. Wer nicht mit Wenigem genügſam ſeyn kann, wird mitten im Golde arm bleiben. Er wird von Begierde nach Ehre und Anſehn geplagt; er glaubt in einem andern, höhern Stand mehr leiſten zu können, mehr Ruhm zu ärndten; er bildet ſich ein, mehr Talente zu haben, als er für ſein Gewerbe braucht. Er möchte Gelehrter ſeyn, oder Feldherr, oder als Obrigkeit herrſchen. — Ach, er hat nicht mehr Talente, als er zur höchſten Vervollkommnerung ſeiner Kunſt, oder zur vortrefflichſten Einrichtung ſeines Hausweſens bedarf, ſondern er hat mehr Hochmuth und Selbſtdünkel, als ſeinem Glücke erſprießlich iſt. Es fehlt ihm dagegen das Weſentlichſte: Verſtändigkeit, Gottesfurcht und Sinn für Einfalt der Sitten.

Gottesfürchtige, verſtändige Männer warten treu ihres Berufes, und fühlen ſie ſich im Beſitz größerer Geiſteskraft, ſo wenden ſie dieſelben zur Verbeſſerung ihrer Geſchäfte und zur Verſchönerung ihres häuslichen Lebens an. Ihre ausgezeichneten Naturgaben erregen nicht größere Hochachtung, als die weiſen Anwendungen derſelben. So ſah man aus tiefer Armuth oft durch Fleiß, Ehrlichkeit und große Geſchicklichkeit in Benutzung der Mittel und Zeiten, Leute zu großem Vermögen, zu Ehren und Anſehn aufſteigen, die vielleicht von einem Thron herab auch Millionen Menſchen wohl regiert haben würden. Aber immer blieben ſie, auch im Reichthum und in der Fülle des Anſehns, was ſie vorher waren, treu ihrem Beruf, verſtändig, gottesfürchtig und einfältig in ihren Sitten. Wer nicht einmal im Stand iſt, durch ſeine Geiſtesgaben, mit denen er prangen möchte, ſein kleines Gewerbe auf den Gipfel der Vollkommenheit zu erheben, wie wird der im Stande ſeyn, in ſchweren Stellen, von denen er nur die ſchimmernde Außenſeite kennt, etwas Vollkommneres zu leiſten. Es iſt nicht die Geſchicklichkeit und das Uebermaaß ſeltener Kraft, was die Thoren anreizt, über ihren Stand hinaus zu ſchreiten, ſondern der Hochmuth. Sie enden gewöhnlich damit, Spott zu ärndten, ſtatt des Lobes, und das Sprüchwort zu erwahren: Hochmuth kommt vor dem Fall.

Alle tröſten ſich ihres Handwerks, ſpricht der weiſe Jeſus Sirach 38, 35 — 39 in der heiligen Schrift, und ein Jeglicher fleiſſigt ſich, daß er ſeine Arbeit könne. Man kann zwar ihrer in der Stadt nicht entbehren, aber man kann ſie nirgends hinſchicken; ſie können der Aemter auch nicht warten, noch in der Gemeinde regieren. Sie können den Verſtand nicht haben, die Schrift zu lehren, noch das Recht und Gerechtigkeit zu predigen. Sie können die Sprüche nicht leſen, ſondern müſſen der zeitlichen Nahrung warten; und denken nicht weiter, denn was ſie mit ihrer Arbeit gewinnen mögen.

Es iſt leider vieler Orten in unſerm Vaterlande die Unverſtändigkeit der Handwerker an die Stelle der Verſtändigkeit ihrer Väter getreten. Sie ſchämen ſich ihres Berufs und möchten etwas Vornehmeres werden; ſie klagen über Mangel des Verdienſtes, und glauben, vor Zeiten wäre durch ihr Gewerbe mehr zu gewinnen geweſen. Wer hört in dieſer Sprache nicht die Stimme des hoffärtigen Weſens und der unzufriedenen Habſucht? — Auch in unſern Zeiten iſt der Handwerker mit ſeiner Geſchicklichkeit ſo unentbehrlich, wie vor Zeiten; aber die Alten haben ſich ganz ausſchließlich ihrer Kunſt gewidmet; ſie wollten nicht zugleich Gelehrte ſeyn, Bücher ſchreiben, oder Rathsſtellen bekleiden. Beſaßen ſie feine Urtheilskraft, Klugheit, Kenntniß, Geiſtes-

gegenwart mehr denn Andre: ſo wandten ſie alle dieſe Eigenſchaften zur Erhebung ihres Gewerbes an. Der ward der Vornehmſte, der die vortreff-lichſte Arbeit lieferte; der ward der Angeſehenſte und genoß das allgemeinſte Vertrauen, der unter ihnen der Rechtſchaffenſte und Ehrlichſte war; der ward der Reichſte, welcher im Hausweſen am ein-fachſten und genügſamſten, bei der Arbeit aber am früheſten auf, am ſpäteſten davon war. Dieſe Ver-ſtändigkeit machte aus ſchlechten Zeiten gute Zeiten; aus Wenigem viel.

Dagegen erblicken wir heutiges Tages hin und wieder eben bei denen, welche die vortrefflichſten Geiſtesgaben zu beſitzen glauben, die gröſte Ver-kehrtheit und Unfähigkeit des Verſtandes. Sie ler-nen in ihrer Jugend allerlei, aber das am wenig-ſten, was zur Verbeſſerung ihres Gewerbes dienen kann. Sie beſchäftigen ſich neben ihrem Handwerk mit Nebendingen, worüber ſie die Vervollkommne-rung ihrer Kunſt vernachläſſigen und Andern den Vorzug überlaſſen müſſen. Sie wollen reich werden, aber nicht dazu den erſten Schritt thun; der erſte Schritt zur Wohlhabenheit heißt Genügſamkeit bei Fleis. Wohl aber ſieht man ſie reich thun, ohne reich zu ſeyn. Sie wollen Pracht im Hausgeräth, Zierlichkeit in Kleidern, Wohlleben bei Tiſche, alle Tage koſtſpielige Erholungen nach der Arbeit. Dazu

reicht nicht immer der Verdienſt ihres Fleißes hin; ſie fangen an ihre Waare theurer zu geben, und man geht von ihnen; ſie liefern ſchlechtere Waare, und man kauft ſie nicht; ſie verſuchen Betrug und verlieren das Zutrauen. So entſteht Armuth ſtatt Wohlſtand, und das thöriche Klagen über ſchlechte Zeiten nimmt überhand. Die Zeiten nicht, ſondern die Menſchen ſind ſchlecht. Wer einfach lebt, immer weniger ausgibt, als verdient, daher wohlfeiler arbeiten kann, hat den meiſten Verdienſt; wer den meiſten Verkehr hat, kann die beſſere Waare liefern; wer gute Waare gibt, hat nicht Urſache zu Betrügereien, Verfälſchungen und Uebervortheilungen Zuflucht zu nehmen.

Schon die Erziehung, welche viele Handelsleute ihren Kindern geben, pflanzt bei dieſen Unzufriedenheit in ihrem Stande. Sie genießen in den Jugendtagen ein bequemes Wohlleben, gehen zierlich geputzt einher und werden zu einem Aufwand gewöhnt, den ſie nachher, wenn ſie ihn durch den Gewinn ihrer Arbeit beſtreiten ſollen, nur mühſam, oder gar nicht befriedrigen können. Dann wird ihnen ihr Stand verhaßt; ſie verſuchen es mit andern Dingen; pfuſchen in mancherlei Gewerben und enden mit gänzlichem Verderben.

Andre laſſen ihre Söhne höhere Wiſſenſchaften erlernen, und glauben, ihnen dadurch ein beſſeres

Loos zu verſchaffen, als das Handwerk gewähren kann. Aber ſie bedenken nicht, daß keineswegs der Stand, ſondern der Menſch in demſelben, das beſſere Loos erwirbt; daß ohne Genügſamkeit, Fleiß und ausgezeichnete Kenntniſſe der Menſch überall Noth leidet und elend umher geworfen wird, daß ohne große und mächtige Verbindungen in den höhern Ständen keiner darin ſo leicht ſein Glück macht. Daher ſieht man manche verdorbene Gelehrte, verdorbene Kaufleute, ärmliche Schreiber, und Andre, die ſich eines nahrhaften Handwerks ſchämten, bei wohlhabenden Künſtlern und Handwerkern ihr kümmerliches Brod ſuchen und betteln. Dahin brachte es die Unverſtändigkeit ihrer Aeltern, die ſich über ihren Stand hinausſchwingen wollten, und die Vortheile deſſelben nicht einſahen.

Gleiche Fehler hat der Hochmuth bei Erziehung der Töchter unter vielen Handwerksleuten gemein gemacht. Man kleidet ſie, gleich Töchtern reicher Häuſer, verzärtelt ſie bei leichten Geſchäften, ſtatt ſie vollkommen zu machen, einer bürgerlichen Haushaltung mit Sparſamkeit, Ordnung, Reinlichkeit, Geiſtesgegenwart und unverdroſſener Thätigkeit vorzuſtehen. Man läßt ſie im Tanzen, Zeichnen und muſikaliſchen Künſten unterrichten, um mit ihnen glänzen zu können; man hält ſie zur Bücherleſerei, und glaubt ihren Geiſt zu veredeln, wenn man

durch Empfindeleien und Träumereien der Einbildungskraft ihr Herz verdirbt und ihren Verſtand ſchwächt. Man hofft ſie damit würdiger zu machen, ſie an Perſonen von vornehmen Ständen zu vermählen. Aber man vergißt, daß vornehme Stände ihren Stolz und ihre Vorurtheile haben, wie die geringen; daß der Vornehmere größern Geldaufwand zu machen genöthigt iſt, als der Geringere. So geſchieht denn, daß die mit möglichſter Unklugheit erzogenen Handwerkstöchter für höhere Stände zu arm, und für Ihresgleichen zu vornehm ſind. Sie haben ſtatt des beſten, das ſchlechteſte Loos. Sie verblühen entweder unvermählt, verlaſſen, oder haben eine unglückliche Ehe.

Die Nachäffung höherer Stände, der unverhältnißmäßige Aufwand der Handwerksleute, das hochmüthige Streben in andern Stellen zu glänzen, iſt die Urſache, daß ſo viele Perſonen heutiges Tages bei ihrem Gewerbe zu Grunde gehen, und zu unredlichen Mitteln greifen müſſen. Die Verſtändigkeit der Alten fehlt, daher hat das Handwerk keinen goldnen Boden mehr, wie vor Alters. Nicht der Stand ehrt den Mann, ſondern der Mann muß den Stand ehren. Es iſt kein Stand, worin es nicht verachtungswerthe und verachtete Menſchen gibt; ſo im geiſtlichen, wie im weltlichen; ſo im Lehr- wie im Wehrſtande; ſo unter Edelleuten wie

unter Bauern. Wer in ſeinem Fache der Beſte iſt, dem erwirbt ſein Stand bei Hohen und Niedern die meiſte Ehre, von Gott den meiſten Segen. Aber Unſegen ruhet auf Hochmuth, Luſt am Müſſiggang und Sittenloſigkeit.

Willſt du nun in den Verhältniſſen, worin dich Gott verſetzt hat, Ruhm, Wohlſtand und häusliches Glück gewinnen: ſo ſchäme dich nicht deines Standes, ſondern deiner Eitelkeit, deiner Großthuerei, deines Müſſiggangs, deiner Ungeſchicklichkeit neben Andern. Lerne alle Vortheile deines Berufes kennen, und treibe ihn mit ſolchem Fleiße, und ſolcher beſondern Sorgfalt und Fähigkeit, daß dich keiner darin übertreffe. Gab dir Gott beſondere Verſtandeskräfte, ſo beweiſe ſie in Vervollkommnerung deiner Arbeiten. Biſt du dahin gekommen, daß du den Beſten in deiner Kunſt gleich ſteheſt, wirſt du nicht geringeren Verdienſt haben, als ſie. Aber dein großes Beſtreben ſoll ſeyn, durch Forſchen und Nachdenken und ämſiges Schaffen endlich auch diejenigen zu übertreffen, welche bisher das Beſte geleiſtet haben. So ehreſt du deinen Stand, und er gibt dir mit reichem Wucher die Ehre zurück, die du ihm erwirbſt.

Dann wird nie das niederträchtigſte aller Laſter bei dir erwachen, der Neid — der Handwerks- und Brodneid, welcher zu unſäglichem Verdruß und

zu dem traurigen Verderben des Gemüthes führt. Wen Gott ſegnen will, dem ſollſt du es nicht mißgönnen. Wenn Kunſt, Geſchicklichkeit und Fleiß mich aber in den Stand ſetzen, den Beneideten in Güte und Preis der Waare zu übertreffen: dann hört er auf, für dich beneidenswürdig zu ſeyn; du wirſt es ſelber.

Das zuverläſſigſte Mittel, den ſchändlichen Brod- und Handwerksneid von ſich zu verbannen, beſteht neben der Verbeſſerung eigner Geſchicklichkeiten, in der Einfalt der Sitten, Eingezogenheit des Wandels, Genügſamkeit mit Wenigem, Vermeidung alles Entbehrlichen. Nur ſo wird Wohlhabenheit gewonnen. Prahlerei macht lächerlich; groſſer Aufwand, der unſre Einnahme überſteigt, macht verdächtig; Betrügerei macht verächtlich. Aber eingezogen und ſparſam leben, erwirbt Vertrauen; wenig ausgeben und viel verdienen, bringt Ehre; einfaches Hausgeräth, geringe Koſt machen keine Schande, wohl aber unbezahlte Schulden und rückſtändige Zinſen. Schöne Kleider nach dem neueſten Geſchmack, verſchaffen kein Anſehn; aber der Ruf von deiner Häuslichkeit, von dem ſtillen Wachsthum deines kleinen Vermögens, erwirbt dir Zuverſicht und Hochachtung bei den Leuten. Mancher, der ſeinen Stand verlaſſen hat, um zu glänzen, ärndtet überall Achſelzucken; wer ſein Geſchäft aber recht führt, ſo gering

es auch gelten möge, hat vor dem Könige und Bauer Lob.

Nähre und kleide dich und die Deinigen deinem Stande gemäß; nicht deinem Stande, ſondern deinen Einkünften, nicht deinen Einkünften, ſondern deiner höchſten Nothdurft gemäß. Denn wer ausgibt, was er einnimmt, iſt Bettler, wenn die böſen Tage eintreten. Erziehe deine Kinder in Verſtändigkeit, Sitteneinfalt und Gottesfurcht. Warne ſie vor der Gefahr ſich über ihren Stand zu erheben. Reichthum iſt nirgends wohlfeil; aber in jedem Stand wird er durch Måſſigkeit, Arbeitsliebe und treue Redlichkeit zuweg gebracht. Halte deine Kinder einfach. Härte ſie früh durch nützliche Arbeiten ab, ohne deswegen die Ausbildung ihres Verſtandes durch Erlernung nützlicher Kenntniſſe zu verſäumen. Denn der Unwiſſende bringt es in keiner Kunſt weit. Gib deinen Kindern kein bequemeres und behaglicheres Leben bei dir im Hauſe, als ſie dereinſt ſelbſt im Stande ſeyn werden, ſich durch Mühe und Arbeit zu verſchaffen. Wohl alle die es in deinem Stande jemals zum meiſten Vermögen und Anſehn gebracht haben, lebten in früher Jugend dürftig, mußten ſich unter großer Noth empor arbeiten und ſtärkten eben damit ihre Kraft zum Mühſamſten und Schwerſten.

Die Grundlage aber zu allem iſt Gottesfurcht.

Ohne ein frommer Sinn, der in der Noth auf den Vater im Himmel hofft, im Wohlſtand den Segen des Ewigen erkennt, iſt alle Mühe und Arbeit eitel. Wo man noch den Handwerksmann in der Woche von der Frühe bis zum Abend in der Werkſtatt, am Sonntag in der Kirche ſieht, im Wirthshaus und Tanzſaal ſelten; wo man noch altväterliche ſtrenge Sitte ehrt; wo noch Ehrlichkeit über Klugheit geht: da wird man wenig von Armuth wiſſen, und von keinen davon gelaufenen Betrügern hören.

Bete und arbeite! — Wo Gottesfurcht fehlt, kehrt die Menſchenfurcht ein. Da iſt aller Fleiß ohne Lohn, und alle Geſchicklichkeit ohne Vortheil. Was die Hand erwirbt, verzehrt das Laſter. — Die Halbwiſſerei, die falſche Aufklärung, das Gelehrtthun der Handwerker endet gewöhnlich im Schuldthurm, oder auf der Landſtraße am Bettelſtab. Chriſtum lieb haben, iſt beſſer denn alles Wiſſen; Gottesfurcht aller Weisheit Anfang und Krone; ſie bewahrt uns in Mäßigung, Treue und Redlichkeit; ſie führt uns wohlwollend zu allen unſern unglücklichen Brüdern, ihnen nach Kräften beizuſtehn; ſie gibt uns bei ſaurer Mühe Kraft und Muth; im Leiden ein freudiges Herz; im Sterben eine ſelige und gewiſſe Hoffnung zum ewigen Erbarmer. O, was iſt aller Reichthum der Welt, alles Anſehn vor den Menſchen gegen dieſe Hoffnung. Auch mir, auch mir, mein Gott und Herr, verleihe ſie durch Jeſum Chriſtum, Deinen geliebten Sohn! Amen.

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Neunzehnter Sonntag, den 7. Mai 1815.

Du, Herr, kannſt Alles enden,
Was mich jetzt drückt und plagt
Kannſt mir noch Rettung ſenden,
Wenn Alles um mich zagt.

Dein Wille nur geſchehe,
In aller meiner Noth;
In Freuden, wie im Wehe
Im Leben, wie im Tod.

Ein jeder neue Morgen
Sei Zeuge, daß ich frei
Von allzu ſchwarzen Sorgen,
Nur Dir vertrauend ſei.

Gott mein Troſt immerdar.

Jeſaias 54, 7. 8.

Das Leben hat vielerlei Plage, vielerlei Schmerz. Wo iſt auch nur ein einziger von allen Sterblichen, der von ſich ſagen könnte: aber ich bin von allen Leiden und Thränen ausgenommen! Und wenn man ſchon zuweilen Perſonen ſieht, die im Ueberfluß ſchwimmen, in voller Geſundheit blühen; denen

Alles nach Wunſch zu gehen ſcheint, wenn ſie etwas unternehmen; die beſtändig das Vergnügen im Auge glänzend, den Scherz auf den Lippen haben: wer weiß denn, wie es in ihrem Gemüthe beſtellt iſt? Ihre äuſſerliche Heiterkeit iſt oft nur ein Schleier über verborgene Wunden. Wer hat den Wurm geſehen, der im Geheimen an ihrem Herzen nagt?

Viele Familien gibt es ja, von denen man beim erſten Anſchein behaupten möchte, daß ihnen gar nichts zu wünſchen übrig bliebe. Sie haben was ſie wollen, und ſind an allem reich, was tauſend Andern fehlt. Allein die Erfahrung hat bewieſen, wenn man mit ihnen bekannter wird, und einen tiefen Blick in ihre geheimen Umſtände thun kann, die ſie nicht leicht offenbaren, ſo findet ſich Alles anders. Sie ſind oft weit unglücklicher, als ihre Nachbaren, von denen ſie beneidet werden. Ja, es iſt gar nicht unerhört, daß eben das ſcheinbare Glück, in welchem ſie zu leben ſcheinen, die rechte Quelle ihres Uebels iſt, unter dem ſie im Stillen leiden.

Das mag der Grund geweſen ſeyn, welcher viele Menſchen verleitet hat, ſich vorzuſtellen, dies Leben auf Erden ſei von Gott ſelbſt dazu beſtimmt, für uns ein Leben voller Trübſale zu ſeyn. Sie nannten den Aufenthalt zwiſchen Wiege und Sarg eine ſchwere Prüfungszeit im Jammerthale. — Aber

doch thaten ſie wohl Unrecht. Wie konnten ſie von dem Gott der Barmherzigkeit und ewigen Liebe glauben, daß er in ſeiner Welt Jammerthäler geſchaffen habe? daß er Geſchöpfe ins Leben und Bewußtſeyn gerufen habe, um ſie quälen zu können? Das würde auch der hartherzigſte Menſch nicht gekonnt haben, und man wagt ſolche Grauſamkeit vom heiligſten und gerechteſten aller Weſen zu vermuthen.

In dieſem Gefühle iſt es vielleicht geſchehen, daß ſich Andre aufgemacht haben, Vertheidigungen und Rechtfertigungen Gottes zu ſchreiben, wegen des in der Welt vorhandenen Uebels. Sogar große, chriſtliche Gelehrte beſchäftigten ſich vollen Ernſtes damit. Ach, das Geſchöpf will den Schöpfer rechtfertigen!

Es ſind auch alle Troſtgründe für die Vernunft vergebens, um uns in leidenvollen Tagen zu beruhigen, wenn man nicht das reinſte herzlichſte Vertrauen zu Gott hat, wie das unmündige Kind zum weiſern Vater. Denn was man auch lehre und predige, das Unglück bleibt ja doch Unglück, und der Kummer bleibt doch Kummer, und die Schmerzen laſſen ſich von der Ueberzeugung des Verſtandes nicht bezwingen. Aber das weiß ich; Vertrauen auf den Vater da oben, macht jeden Druck des Lebens weit leichter, macht das Gemüth ſtärker und nimmt ihm alle Furcht, und entwaffnet das, was noch

kommen mag, von allem Schrecken. Das rechte Vertrauen zu Gott betet nicht: Vater, erhöre meine Wünſche! rette, was ich jetzt in Gefahr bin zu verlieren; oder ſtelle wieder her, was ich ſchon verloren habe! — ſondern es betet, wie Chriſtus in der allerbängſten ſeiner Stunden gebetet hat: „Vater, willſt du, ſo nimm dieſen Kelch von mir, doch nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe!“ — Luk. 22, 42.

Wenn ich an die unendliche Majeſtät des Herren denke, der zahlloſe Welten belebt, mit tauſend und tauſend andern Weſen erſchaffen hat, und ſeit Ewigkeiten erhält, daß keine Sonne, keine Erde wanken und weichen kann aus ihren Bahnen; wenn ich denke, wie unergründlich die Weisheit iſt, welche mit gleicher Zweckmäßigkeit den Grashalm geſtaltet und mit ſeinen äuſſern und innern Theilen geordnet hat, wie das Heer der tauſend und tauſend Geſtirne in den Räumen des Weltgebäudes; wenn ich an die unendliche Güte denke, die er in allen Theilen der Erde, des Meeres und der Himmel allen ſeinen Geſchöpfen ohne Ausnahme zu Theil werden läßt, — allen — warum ſollte ich denn das einzige ſeyn, das er verſäumt? Wie kann ich glauben, daß der Allverſorger nur für mich nicht ſorgt? Würde ich denn wohl noch athmen können, noch in der Welt ſeyn, wenn er mich einen Augenblick lang vergeſſen hätte? Nein, auch in meinen bangen Stunden hat er mich nicht verlaſſen, ſondern iſt bei mir der Unſichtbare, der Allwaltende, der Allen Gnädige. Er liebt mich!

Dieſe Ueberzeugung, dieſen unentreißbaren Troſt habe ich, wenn ich an ihn denke. Dagegen verſtummen auch die frechſten Zweifel, welche Einbildungskraft, Unmuth und Ungeduld des Sterblichen erſinnen wollen. Er liebt mich! dies weiß ich. Er liebt mich, wie er ſeine ganze Welt liebt. Ich weiß es, und würde es wiſſen, wenn auch weder Aeltern noch Lehrer es geſagt hätten, wenn auch das ganze Weltall um mich her verſtummen könnte. Und wer ſagt es mir? Mein eignes ganzes Leben ſagt es, und würde mir es ſagen, wenn auch alle andre Zeugen ſchwiegen. Darum getroſt meine Seele!

Ich habe dich einen kleinen Augenblick verlaſſen; aber mit großer Barmherzigkeit will ich dich ſammeln. Ich habe mein Angeſicht im Augenblick des Zorns ein wenig vor dir verborgen; aber mit ewiger Gnade will ich mich deiner erbarmen, ſpricht der Herr, dein Erlöſer. Jeſaias 54, 28.

Ja, Gott iſt mein Troſt immerdar, und ſollte es mir in dieſer Welt auch noch ſo übel ergehen. Was könnte mir begegnen, ohne den Willen des Allmächtigen, der Alles erfüllt? Und was mir auch widerfahre, alle Haare meines Hauptes ſind gezählt worden, wie mein Jeſus ſprach! Es iſt der Wille der höchſten Liebe. Was mir auch widerfahre: es ſoll, es wird Alles zu meinem Beſten dienen; wenn ich ihm nur vertraue.

O troſtreiches Wort: Ich habe dich einen kleinen Augenblick verlaſſen; aber mit

groſser Barmherzigkeit will ich dich ſammeln.

Wohl muß es dem Dulder hart ſeyn, wenn ihn Gott gleichſam einen kleinen Augenblick lang verlaſſen zu haben ſcheint, beſonders, wenn man ohne alle bekannte Schuld das Opfer des Grames wird; oder wenn man ſich vielleicht das empfindlichſte Uebel unwiſſender Weiſe zuzog, weil der Menſch nicht Alles kennt und voraus ſieht. Doch warum ſoll man ſich deswegen Vorwürfe machen? Warum ſein Unglück durch ſolche unverdiente Selbſtanklage vergrößern? Niemand weiß die Wirkungen voraus von dem, was er thut oder unterläßt. Das, was ganz gefahrlos zu ſeyn ſcheint, kann gar oft die größten Nachtheile bringen; und das, wovon wir die böſeſten Folgen fürchten, löſt ſich am Ende oft ganz unſchädlich auf. Niemand als der Allwiſſende iſt allwiſſend. Kurzſichtig bleibt auch der weiſeſte und erfahrenſte Menſch. Die Folgen unſers Laſſens und Thuns gibt Gott, der die Umſtände nach ſeltner Weisheit leitet. Es wäre wohl ein kindiſcher Trotz von dem, der das Weltganze regiert, zu fordern, er ſolle alles nach unſern Einſichten und Wünſchen und zu unſerm Vergnügen leiten. Iſt es nicht immer, wie er es einrichtet, zu unſerm augenblicklichen Vergnügen: o, zu unſerm wahren Beſten iſt es doch zuletzt gewiß. Darum gräme ſich doch Niemand um das, was er ſich unverſchuldet und aus Unwiſſenheit zuzog. Sollte es ſeyn; ſo wollte es Gott! — Alle Vorwürfe, mit denen wir uns gegen uns ſelbſt beſtürmen und anklagen, ſind neue Aeußerungen unſerer Unwiſſen-

heit. Denn ſo wenig wir wußten, wie ſchlimm das enden würde, was wir ohne böſen Willen, vielleicht in beſter Abſicht thaten; eben ſo wenig wiſſen wir voraus, wie wohlthätig und erſprießlich für uns, und ohne daß wir es vermuthen, auch für Andre das zuletzt wird, worüber wir jetzt als ein Unglück klagen.

So wie ich, ohne meinen Willen, blos aus Unwiſſenheit, mir und vielleicht Andern ein Unglück verurſachen kann, iſt es möglich, daß ich durch Unwiſſenheit und Uebereilung andrer Menſchen an den böſen Erfolgen ihres Thuns und Laſſens Theil nehmen muß. Ein kleiner Funken, der vom Licht unbemerkt abgeflogen, im Hauſe eines Nachbars zündet, ſetzt ſein ganzes Haus in Flammen, und der Wind oder die Nähe der Glut bringt das verzehrende Feuer auch in meine Wohnung. Ich kann die Hälfte meines Vermögens, alles kann ich verlieren — aber wen ſollte ich deswegen anklagen? Wer regiert die Winde, die Flammen, die Stunden? Es kann geſchehen, daß die Noth der Völker, das geſpannte Verhältniß entgegenſtehender Länder, einen Krieg unausweichlich gemacht hat. Wer leitet die Schickſale deſſelben? Wer lenkt den Ausgang der Schlachten? An welchen kaum bemerkten Geringfügigkeiten hängt da gewöhnlich das Größte! Möglich iſt es, daß der Krieg mir und den Meinigen ganz unerwartete Vortheile bringt, eben ſo gut aber möglich, daß er mir mein Vermögen raubt, mich den Mißhandlungen roher Krieger preis gibt, mich um Gewerbe, Amt und Brod bringt, mir vielleicht

eine tödtliche Krankheit hinterläßt. Wen ſoll ich anklagen? Habe ich ein Recht zu verzweifeln? Was mir auch begegnet iſt und begegnen mag, es iſt in den Plänen der ewigen Vorſehung berechnet geweſen; und es iſt die Vorſehung der Liebe, die für mich rechnete! Mein Gram und das Eingebüßte wäre doch nur eine Anklage, welche das Kind gegen den Vater erhebt, der beſſer weiß, als ich, was meiner Seele wohlthätig iſt, meiner Seele, der im unendlichen Hauſe Gottes ein unendliches Daſeyn vorbehalten iſt. Für dies Unendliche mag wohl mancherlei Art der Vorbereitung nothwendig ſeyn, deren Werth und Zweck ich nicht begreife, weil ich ſelbſt das Ziel noch nicht kenne, zu welchem es führen ſoll. Aber, das weiß ich, zum Ziele führt es, denn Gott lebt! Gott ſorgt! der Vater will es.

Wenn dies Leben mit dieſem Leben ſchon aus wäre, ja, dann würde mir Alles unbegreiflich, dann würde meine unverſchuldete Noth die höchſte Ungerechtigkeit Gottes ſeyn. Aber wer könnte dieſen wahnſinnigen Gedanken faſſen? Wer jenes glauben? Deswegen ſoll und darf mir auch das Allerſchmerzlichſte auf Erden nicht allzu ſchmerzlich fallen. Wer nur auf den Augenblick ſieht, iſt verloren; wer noch von einer Zukunft weiß, dem bleibt noch eine Frage, noch eine Hoffnung offen. Der Wundarzt ſchneidet mit ſeinem ſcharfen Meſſer auch wohl ins geſunde Fleiſch, um einen um ſich freſſenden Schaden mit der Wurzel wegzunehmen, und die völlige Geſundheit zurückzuführen. Wer will denn

wegen des augenblicklichen Schmerzes verzweifeln? Alles geſchieht ja der langen Zukunft willen. Wenn meine Geliebteſten dahin welken und erkranken und den Geiſt aufgeben, — ach, wohl iſt es bitter! — aber ſie lebten doch nicht für dies Leben allein. Es war nicht bitter für ſie; und wären ſie auch gern noch länger bei mir geblieben: o ſie wußten nicht, was ihnen gut war. Jetzt triumphiren ſie über ihren eigenen Irrthum, die Verklärten. Es war bitter für mich; mein Herz hing gar zu innig an ihnen. Aber iſt denn dies Herz von ihnen getrennt? Leben ſie denn nicht mit mir noch im gleichen Hauſe meines Vaters? — Ewigſeyn iſt unſer Loos; wie kann mich denn der Augenblick beugen? Freilich könnte ich glauben: ihre Lebenslänge hienieden hätte wohl noch eine Zulage von mehrern Tagen geſtattet. Aber, du kurzſichtiges Weſen, wenn du fähig wäreſt, die Verkettung der Schickſale zu durchblicken, weißt du, ob du ihnen ſelbſt eine ſolche Zulage gewünſcht haben würdeſt? — Was Gott thut, das iſt wohlgethan. Nicht mein Wille geſchehe, nur der Deinige!

Selbſt Krankheit, ſelbſt Tod nicht können für ein zärtliches Gemüth ſo herbe ſeyn, als der Schmerz, welchen uns treuloſe Freunde verurſachen, die uns verriethen, indem wir ſie liebten; die uns täuſchten, indem wir an ſie glaubten. Welch ein tiefer Kummer für gute Aeltern, wenn ſie das Schickſal haben, Aeltern ungerathener, ſchlechter Kinder zu ſeyn! — Wenn nun alle ihre Nachtwachen, ihre Sorgen, ihre Thränen, ihre Lehren verloren ſind,

die ſie dem ungerathenen Kinde von ſeiner früheſten Jugend her weihten; wenn alle Hoffnungen verloren ſind, die ſie ſich in glücklichen Stunden von demſelben machten; alle fröhlichen Ausſichten in die Tage ihres Alters verloren ſind! Wahrlich, der Tod eines herzlich geliebten Kindes kann ſo weh nicht thun, als der Anblick eines in Laſtern entarteten. Tauſendmal lieber eine ſchöne Leiche, als ein ruchloſes, vor Gott und Menſchen verworfenes Leben!

Solch ein Loos iſt wohl oft das Loos der frommſten und wohlwollenſten Väter und Mütter geweſen. Sie hatten nach ihren Kräften es weder an Aufſicht noch Unterricht fehlen laſſen; nicht an Strafen, nicht an Bitten, nicht an Warnungen, nicht an Belehrungen. Dennoch mußten ſie Zeugen vom Mißlingen aller ihrer redlichen Arbeiten ſeyn. Es gibt wenig Familien, wo nicht ein oder das andre Mitglied aus der Art geſchlagen iſt, ſei es mehr, oder weniger; und wo man nicht ſagen kann, dies ſei der Aeltern Schuld. So hart dies Schickſal zu tragen iſt, wird es doch durch den beruhigenden Gedanken gemildert: Man trage es ohne eignes Verſchulden. Frei iſt des Menſchen Wille, er lenke ſich zum Böſen oder Guten. So ſind Aeltern nicht vermögend, den Willen und die Neigungen eines Kindes zu beherrſchen, die Gott ſelbſt freigelaſſen hat. Aber das iſt gewiß, auch das, was wir ſchon verloren ſchätzen, iſt noch nicht verloren. Gott wird es retten. Er läßt keine Seele ganz verloren gehen. Er ſendet ſeine Verhängniſſe und die Zuchtſchule beginnt. Die Erkenntniß wird kom-

men, die Reue wird nicht ausbleiben, die Beſſerung wird folgen, und wäre es auch noch ſo ſpät. Verirren kann ſich der Menſch vom rechten Wege; er verirret ſich aber nur in Dornen und Diſteln. Verlieren kann er den Weg nie; die Schmerzen der Verirrung treiben ihn früh oder ſpät wieder zu der guten Straße zurück. Der Verirrte kehrt gewiß wieder um, wenn auch oft blutend und elend; aber er kehrt wieder um. Gott hat kein Gefallen am Tode des Sünders, ſondern er will, daß er lebe. Und wenn wir es auch hienieden nicht erleben — es iſt noch eine Zukunft. Was wir jetzt als verloren beklagen, umarmen wir mit verdoppelter Wonne einſt als wiedergefunden.

So iſt Gott mein Troſt immerdar. Ich will, ich kann nicht verzagen: ſo groß auch das Unglück ſei, das mich trifft. Der Herr wendet endlich Alles nur zum Beſten. Ich habe dich einen kleinen Augenblick verlaſſen, aber mit großer Barmherzigkeit will ich dich ſammeln. Ich habe mein Angeſicht im Augenblick des Zorns ein wenig vor dir verborgen; aber mit ewiger Gnade will ich mich deiner erbarmen, ſpricht der Herr dein Erlöſer!

Alſo auch dann darf ich auf die ewige Gnade des Allerbarmers hoffen, ſelbſt wenn er meiner Sünden willen ſein Angeſicht, gleichſam im Augenblick des Zornes von mir abgewendet zu haben ſcheint. Wie elend wäre auch der ſchwache Sterbliche, wenn er einen unverſöhnlichen Gott hätte? Wie leicht iſt

der Fehltritt gethan, und wie ſchrecklich, wenn das Vergehen des Augenblicks mit den Strafen der Unendlichkeit abgebüßt werden würde? Wer kann von dem vollkommenſten aller Weſen eine Unvollkommenheit glauben, die wir an Menſchen ſelbſt verabſcheuungswerth finden würden? Das ſei fern von mir!

Ich kann unglücklich werden durch meine eigne Schuld. Selbſt aber das mir daraus erwachſene Leiden iſt der redende Beweis von Gottes Liebe. Er hat es ſelbſt mit der Sünde verbunden, damit ich ſie fliehen lerne und in der Tugend ihn wieder ſuche, den ich im Leichtſinn vergeſſen konnte.

Nimm an, Gott hätt' es uns vergönnt,
Nach unſers Fleiſches Willen,
Wenn Wolluſt, Neid und Zorn entbrennt,
Die Lüſte frei zu ſtillen;
Nimm an, Gott ließe Undank zu,
Und Luſt an Trug und Ränken,
Ganz ungeſtraft — was würdeſt du
Von dieſem Gotte denken?

Kein Unglück iſt größer, als immer dasjenige, was wir durch eigene Schuld über uns hergerufen haben. Was man nach ſeinem Gefühl unverdienter Weiſe dulden muß, iſt nicht nur erträglich, ſondern das Bewußtſeyn unſrer Unſchuld macht uns den Schmerz oft ſüß, und erhebt den Geiſt über ein Geſchick, welches ihn zu beugen beſtimmt ſcheint.

Allein das Uebel hat dann erſt ſeine volle Größe, wenn wir in den Blicken Andrer ſtatt Mitleiden und Bedauern, Vorwürfe und Verachtung finden; wenn man uns ſtatt Bedauern und Tröſtung, eine Zufrie-

denheit zeigt, daß wir den Lohn unſrer Fehler endlich einärndten. Auch dieſe Kränkungen ſind noch nicht ſo empfindlich — denn ſie können nur von hartherzigen Menſchen kommen — aber die Vorwürfe unſers eigenen Gewiſſens! Wehe dem Menſchen, dem ſein Herz keinen Troſt geben mag! — Und dann neben dem peinlichen Bewußtſeyn: daran biſt du ſelbſt ſchuldig; du hätteſt das Unglück vermeiden können! noch der Gedanke an die Heiligkeit Gottes, des Richters, des Gerechten!

Beiweiten aber werden die Menſchen mehr durch ihr eignes Verſchulden in Noth geſtürzt, als durch außerordentliche Verhängniſſe, denen ſie nicht entgehen konnten. Uebereilungen, Unvorſichtigkeiten ſtürzen bald dieſen, bald jenen in Verlegenheiten, denen er mit einiger Beſonnenheit wohl hätte ausweichen mögen. Doch was auf Rechnung des beſchränkten menſchlichen Verſtandes zu ſetzen iſt, quält noch nicht ſo ſehr, als was auf Rechnung des Herzens gebracht werden muß. Wer mit boshaftem Willen einem Andern zu ſchaden trachtete, und ſich ſelber damit den empfindlichſten Schaden brachte; wer Andern eine Grube gräbt und ſelber hineinfällt, wer tröſtet den? Ihn treffen die göttlichen Strafgerichte und das Gewiſſen ſpricht: du hätteſt noch mehr verdient!

Es ſchleppen ihrer Viele einen ſiechen Leib durch ihr ganzes Leben; ſie ſchmachten an Krankheiten hin, die, wie es ſich kaum bezweifeln läßt, nur den Tod zum Ende haben. Einſt waren ſie heiter, voll blühender Geſundheit, wie Andre. Aber ſie haben die

Kraft ihres Lebens in Wollüſten verſchwelgt; ſie haben ihre Geſundheit durch Unmäßigkeit und Uebertreibung von Arbeiten, oder Vergnügungen zerrüttet — beides war Ausſchweifung; ſie haben ihren Körper verweichlicht, ſtatt ihn gegen alle Witterungen und Ereigniſſe gehörig abzuhärten — ſie wurden gewarnt — ſie verloren, was ſie zu wenig achteten, das edle Kleinod der Geſundheit. — Auch andre Menſchen leiden wohl an Gebrechlichkeiten des Körpers, doch ohne eigne Schuld. Wie unbedeutend iſt wohl jede Kränklichkeit neben den folternden Vorwürfen des Bewußtſeyns eigner Verurſachung des Elendes!

Armuth für Schmach zu halten, iſt thöricht. Tauſende ſind arm und können dabei ſehr achtbar ſeyn. Mancher hilfsbedürftige Edle iſt nur um ſo ehrwürdiger durch ſeine Noth. Aber wenn der Menſch ſeine Vermögensumſtände mit leichtſinnigen Unternehmungen zu Grunde richtete; wenn er durch Verſchwendung, ſtolzen Aufwand, durch Trägheit oder lüderliche Lebensweiſe verarmte, dann iſt Armuth eine Schmach! — eine gerechte Schmach! ſpricht der verächtliche Blick der Menſchen. Eine gerechte Strafe! ſpricht das Gewiſſen.

Jede Schuld ärndtet ihren Lohn. Welchen Fehler ſich auch der Menſch verzeihen wolle, Gott verzeiht ihn nicht; dem Fehler folgt unabläſſig die Beſtrafung. Welcher Leidenſchaft wir uns auch ohne Gefahr überlaſſen zu können glauben, — die Gefahr bleibt nicht aus, ſie ergreift und verſchlingt uns früh oder ſpät. So geheim wir auch unſre

Sünde zu halten wiſſen; es ſchlägt die Stunde, da unſre Klugheit vergeblich wird, und unſre Schlechtigkeit am Licht des Tages offenbar wird.

Ach, dieſe ſelbſt verſchuldeten Leiden, ſie ſind das Schwerſte des Lebens! darunter erliegt manches Herz, und Mancher ſinkt als ein Opfer dieſes Leidens in die Gruft, und oft kennt Niemand ſeine Noth, als der Allwiſſende.

Aber ſo groß die Qual meines Herzens seyn möge, um das, was ich leider verſchuldet habe: ſollte ich ganz troſtlos bleiben? Iſt denn der Allerbarmer nicht auch mein Erbarmer? Iſt er für alle ſeine Erſchaffenen ein gnädiger Vater und für mich nicht?

Nein, nein! Du biſt auch mein Erbarmer und Erlöſer, und willſt mich nicht ganz verſtoßen. Groß iſt die Zahl meiner Sünden, aber Deine Barmherzigkeit iſt größer, als meine Schuld. Ich bin nicht werth, daß Du mir dies Leben gabſt, welches ich mit Sünden befleckte, Deine Welt mich erblicken ließeſt, die ich mit meinen Vergehungen entweihte. Ich bin nicht werth aller Deiner Barmherzigkeit und Treue — und dennoch hoffe ich, o mein Erbarmer, mein Erlöſer, auf Deine Gnade, und Du läſſeſt mich nicht zu Schanden werden.

Sprichſt Du es nicht ſelbſt, o grundgütiger Schöpfer meiner Seele: Ich habe Dich einen kleinen Augenblick verlaſſen; aber mit großer Barmherzigkeit will ich dich ſammeln. Ich habe mein Angeſicht im Augenblick des Zorns ein wenig vor dir verborgen; aber mit ewiger Gnade will ich mich deiner erbarmen! — Du haſt mich noch geliebt,

ſelbſt da ich gegen Dich ſo ſchwer geſündigt; liebſt Du Dein ſchwaches Kind weniger, nun ich Deine Strafe leide? — Wenn mich Niemand mehr tröſten will, Niemand mich tröſten kann: Du bleibeſt ja mein Troſt immerdar!

Ach, der am Kreuze blutete, auch für meine Seligkeit hat er geblutet! und er war es, der mich in meinen Aengſten zu Dir empor wies, und den heiligen Bund ſtiftete, welchen ich brach. „Doch es ſollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen", ſprichſt Du, mein Herr, mein Erlöſer: „aber meine Gnade ſoll nicht von dir weichen und der Bund meines Friedens ſoll nicht hinfallen!" Jeſ. 54, 10. So biſt Du mein Helfer im Leiden, mein Gott und mein Troſt immerdar.

So erbarme Dich denn meiner mit Deiner ewigen Gnade, ſo ſammle mich denn wieder zu Dir und behalte mir nicht meine Schuld. Ich büße dafür in der Reue und Angſt meines Gewiſſens; und nicht mit leeren Thränen, nein mit heiligen, menſchenfreundlichen Werken und Geſinnungen, will ich meine verlorne Ruhe wieder ſuchen. Meine Ruhe aber iſt nirgends zu finden, als in Deiner Gnade, in Deinem Wohlgefallen. Ueberzeugt von der Vergebung meiner Sünden durch Deine ewige Liebe, die Du durch Jeſum mir offenbarteſt; überzeugt von Deinem Wohlgefallen, will ich gern die Strafen meiner Schuld tragen, und fürchte nichts mehr, was mir auch noch drohe. Du leiteſt Alles zum Beſten, denen die Dir vertrauen und in der Gerechtigkeit vor Dir wandeln. Amen.

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Zwanzigſter Sonntag, den 14. Mai 1815.

Reiche dieſer Welt verſchwanden,
Kronen ſanken in den Staub;
Aber ſeit Dein Reich erſtanden
Ward es nie der Zeiten Raub,
Jetzt noch blickt Dein Unterthan,
Gott, entzückt zu Dir hinan.

Unter fernen Himmelsſtrichen
Herr, ſtrahlt Deines Glaubens Licht;
Thoren nur, die Dir entwichen,
Sehen ſeine Strahlen nicht.
Doch der Weiſe bleibt Dir treu,
Dein Geiſt macht ihn los und frei.

Mehre, Geiſt, die Zahl der Weiſen,
Heil'ger Geiſt, Du Dein Gebiet,
Und laß einſt auch den Dich preiſen,
Der noch blind vor Götzen kniet.
Zeig' uns Allen nach der Zeit
Deines Reiches Herrlichkeit!

Religion und Kirche.

Eine Pfingſtbetrachtung.

Joh. 1, 17.

Der Meſſias hatte auf Erden vollendet. Gewaltig durch die Kraft des heiligen Geiſtes, der die Jünger am Tage der Pfingſten beſeelte, gingen ſie hinaus in alle Welt und verkündigten den Völkern den Gekreuzigten und das Evangelium, oder die frohe Botſchaft vom Reiche Gottes auf Erden. Da wandten ſich gläubig und ſelbſt unter ſchweren Verfolgungen Juden und Heiden zum Bekenntniß des Herrn und ſeiner Lehre. Es entſtanden in Städten und Dörfern kleine chriſtliche Gemeinden, die ihre Gottesverehrungen einrichteten, und dabei die Sitten und Gebräuche der allererſten Freunde und Bekenner des Heilandes befolgten. So entſtand jene heilige Gemeinſchaft der Gläubigen und Frommen, welche ſich nachher immermehr ausbreitete; ihre gottesdienſtlichen Einrichtungen mehrte; ſich mit andern, die davon noch abwichen, einverſtand; jene Gemeinſchaft, die darauf in der Welt unter dem Namen der chriſtlichen Kirche bekannt ward.

Die Lehren, welche Jeſus ſelbſt gegeben, waren ſehr einfach geweſen. Sie konnten auch vom Ungelehrten, auch vom Kinde in ihrer ſeligmachenden Wahrheit begriffen werden. Daher verbreiteten ſie ſich ſchnell durch die Welt, und waren kein Gegen-

ſtand gelehrter und ſpitzſindiger Unterſuchungen. Jeſus zeigte den Sterblichen den einigen lebendigen Gott, den Herrn des Weltalls, als ihren Vater; er zeigte ihnen die Ewigkeit als ihr Ziel; ihre Heiligung, die Bekämpfung ihrer Sünden und Leidenſchaften, das Vollkommenwerden durch menſchenfreundliche Thaten und Geſinnungen, als ihre Beſtimmung. Sein Leben ſollte ihres Lebens Vorbild, und Vereinigung mit Gott ihr höchſtes Gut werden. Hingegen erklärte er, daß eine ſchwärmeriſche Werkheiligkeit, die bloße Beobachtung äuſſerlicher Gebräuche und kirchlicher Zeremonien nicht zur ewigen Glückſeligkeit führen könne. Daher ſprach auch Johannes ſein Jünger: das Geſetz iſt durch Moſen gegeben, die Gnade und Wahrheit aber iſt durch Jeſum Chriſtum geworden, und von ſeiner Güte haben wir genommen Gnade um Gnade. Joh. 1, 17.

Nicht alſo das Aeuſſerliche der Gebräuche war die neue Religion, welche der Meſſias dem menſchlichen Geſchlecht brachte und empfahl: ſondern die innerliche, gottgefällige Verbeſſerung des Gemüths. Jenes, wie das Geſetz Moſis, iſt Menſchenwerk; aber die Gnade und die Wahrheit, das Heilige und Vollkommene, welches im menſchlichen Herzen wohnen muß, iſt das Göttliche.

Daher hatten die erſten chriſtlichen Gemeinden

auch nur wenige kirchliche Gebräuche, und ſelbſt dieſe wenigen waren ſehr einfach. Anfangs wurden noch einige aus der jüdiſchen Kirche beibehalten, und die Apoſtel ſelbſt hatten nichts dagegen, wenn zum Beiſpiel manche gläubig gewordenen Juden die ſonſt von ihnen beobachteten Faſten beibehielten, oder verſchiedene Speiſen für verunreinigend anſahen. Denn dies alles war ihnen Nebenſache; aber Beſſerung des Gemüths, der Glaube und das Vertrauen auf den Meſſias war ihnen das Wichtigſte. Die einzigen von Chriſto ſelbſt eingeſetzten feierlichen Handlungen waren die Taufe der Erwachſenen, welche ſich zur Lehre Jeſu bekannten, und das Abendmahl. Bald fügte man auch die Liebesmahle hinzu, bei welchen Reiche und Arme in brüderlicher Gemeinſchaft mit einander, was ſie hatten, theilten.

Die erſten Lehrer der chriſtlichen Kirche waren einander noch vollkommen gleich, ſowohl in ihren Verrichtungen, als in ihren Namen. Sie hießen in den Gemeinden die Aelteſten, weil ſie es waren, oder die Biſchöfe, welches ſo viel heißt, als Aufſeher. Sie hatten keine beſondere Gewalt, keine reichen Einkünfte. Sie waren das Beiſpiel frommer Demuth, und athmeten darin den Apoſteln nach, welche keiner einzelnen Gemeinde vorſtanden, ſondern von Ort zu Ort reiſeten, von ihrer Hände

Arbeit lebten, und dabei freundliche Unterſtützung von den reichern Chriſten empfingen.

Wie ſich aber allgemach die Zahl der Gläubigen in einer Gemeinde, und die Zahl der chriſtlichen Gemeinden in den Ländern vergrößerte, wurden auch die Lehrer und Aufſeher vermehrt; über mehrere Gemeinden wurden obere Aufſeher geſetzt, um die Geſchäfte leichter zu behandeln, die Menge derſelben zu vertheilen, und im Ganzen beſſere Ordnung beizubehalten. Man fing an die Lehrer und Prieſter nach jüdiſcher Sitte für einen von weltlichen Ständen abgeſonderten Stand zu halten; ſie mit Zeremonien zu weihen, wie bei den Juden und Heiden gebräuchlich war; gab ihnen beſondre Rechte, Fehlbare aus der Gemeinde auszuſchließen und ihnen Bußen aufzulegen. Man führte die Salbung der Kranken und Sterbenden ein; das geweihte Oel; die Firmelung und andere Gebräuche. Die Zahl der Zeremonien, wie die Pracht bei denſelben und die Gewalt der Prieſter in der chriſtlichen Kirche wuchs beſonders, als die Religion Jeſu aufhörte verfolgt zu werden, und ſich ſelbſt Kaiſer und Könige anfingen, zu ihr zu bekennen. Da vermehrten ſich auch die Feſttage, während anfangs der Sonntag nur beſonders zum Gottesdienſt beſtimmt geweſen. Die Oſtern und Pfingſten ſcheinen die erſten Feſte der chriſtlichen Kirche geweſen zu ſeyn;

bald wurden auch die Weihnachten, als das Geburtsfeſt Jeſu Chriſti gefeiert, und damit der Anfang des Jahres.

So war Jeſus der Stifter unſers Glaubens, aber nicht aller erſt ſpät entſtandenen kirchlichen Einrichtungen, Geſetze, Vorſchriften und Lehren. Dieſe letztern entſtanden, wie ſie jedesmal nach den Umſtänden nöthig, oder von den Umſtänden begünſtigt waren. Göttlichen Urſprungs iſt der Glaube; menſchlichen Urſprungs die Ordnung der Kirche. Unverändert iſt die Lehre Jeſu geblieben; ſie iſt uns von den Apoſteln ſchriftlich überliefert und die Worte des Heilandes ſind uns von den Evangeliſten oder Lebensbeſchreibern des Heilandes aufgezeichnet worden. Aber die Kirche hat im Lauf der Jahrhunderte oft ihre Geſtalt, ihre Ordnungen und Lehrſätze geändert. Chriſten ſind wir alle, die wir an Jeſum glauben, auf ſeinen Namen getauft ſind, und zu Gott zu kommen hoffen, indem wir nach ſeiner Lehre leben, und den Willen unſers Vaters im Himmel thun, den er uns offenbarte. Aber nicht alle Chriſten gehören zu der gleichen Kirche; denn in ihr ſind Partheien und Sekten entſtanden, die von einander in der Art des Gottesdienſtes, der Gebräuche und in verſchiedenen andern Meinungen abweichen. Solche Abweichungen zeigten ſich leider ſchon in den Tagen der Apoſtel, wo man bald

pauliſch, bald apolliſch, bald kephiſch ſeyn wollte. Ernſt eiferte der Apoſtel Paulus dagegen: Wer iſt nun Paulus? Wer iſt Apollos? Diener ſind ſie, durch welche ihr ſeid gläubig geworden! ſprach Paulus: Ich habe gepflanzet, Apollos hat begoſſen; aber Gott hat das Gedeihen gegeben. Einen andern Grund kann Niemand auslegen, auſſer dem, der geleget iſt, wer iſt Jeſus Chriſt. 1 Kor. 3, 5. 11. — Aber die Menſchen bleiben Menſchen; über das Zufällige ward oft das Weſentliche, über das Gewand oft der Körper, über der Kirche der heilige Glaube und des Glaubens heilige Frucht, die Liebe, vergeſſen. Noch jetzt iſt nur eine chriſtliche Religion, aber es ſind mehrere chriſtliche Kirchen. Doch Alle, die ſich, in welcher Kirche ſie auch beten mögen, wenn ſie Jeſum nicht blos mit den Lippen, ſondern auch mit dem Herzen bekennen, das heißt, wenn ſie in ſeinem Geiſte wandeln und thun, ſind Chriſten. Und ſagte der Apoſtel Petrus ſchon von den Juden ſowohl als Heiden: Nun erfahre ich mit der Wahrheit, daß Gott die Perſon nicht anſiehet, ſondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der iſt ihm angenehm. Apoſtelgeſch. 10, 34. 35. So dürfen wir auch glauben, daß Gott nicht anſieht die Perſon unter denen, die auf Chriſtum alle getauft ſind, ſondern in jeglicher Kirche, wer ihn fürchtet und recht thut, der iſt ihm angenehm.

Es iſt demnach ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen der Religion, oder der Chriſtuslehre und dem Chriſtusglauben einerſeits, und der Kirche anderſeits. Die Religion iſt das Innere, das Verhältniß unſers Gemüths zu Gott; die Kirche iſt das Aeuſſere, das Einverſtändniß, die Gemeinſchaft der gleichgeſinnten Chriſten zur Empfangung und Uebung des Glaubens und zur Verehrung der Gottheit in allen ihren Verhältniſſen zum menſchlichen Geſchlecht auf Erden. Die Religion iſt das Unſichtbare, die Kirche das Sichtbare. Die Religion iſt die Seele, die Kirche die irdiſche Hülle derſelben. Das Verhältniß meines Geiſtes zu Gott dauert durch alle Ewigkeiten, und ſtirbt nicht; die Kirche bleibt auf Erden zurück, wenn mein Geiſt zu Gott geht.

Aber wenn gleich die Religion Jeſu wichtiger iſt für Welt und Ewigkeit, als die Kirche mit ihren Satzungen und Gebräuchen oder Lehrmeinungen: iſt darum die Kirche ſelbſt für den Chriſten eine ehrwürdige Stiftung, eine Nothwendigkeit. Wie der Menſch aus Geiſt und Leib beſteht, und er des Sinnlichen, als Werkzeug und Stütze des Geiſtes, keineswegs entbehren kann: ſo iſt auch Religion und Kirche ein Ganzes, ein Engverbundenes, welches ohne Gefahr nicht wohl getrennt werden kann. Spricht die Religion meinen Geiſt an, wie ſich derſelbe gegen die ſinnliche Welt äuſſern und in ihr Gutes wirken ſoll: ſo ſpricht die Kirche mein Irdiſches an, wie es ſich zum Ewigen und Göttlichen erheben und das Geiſtige in mir unterſtützen ſoll.

Es iſt ein Irrthum, wenn Chriſten, zu welcher Glaubenspartei ſie auch gehören mögen, ſprechen wollen: Ich bedarf der Kirche nicht; bedarf nicht ihrer Einrichtungen, Vorſchriften und Uebungen. Ich kann ohne das alles ein guter Chriſt ſeyn und ſelig werden.

Freund, möchte ich zu ihm ſagen: Biſt du unter den Millionen Menſchen, die auf Erden leben, und die ſeit Jahrtauſenden gelebt haben, der einzige Sterbliche, welchem zur Erhebung ſeines Gemüths keine ſinnlichen Einwirkungen und Hilfe vonnöthen war? Biſt du der Einzige, deſſen Gedächtniß jede neue Mahnung und Erweckung entbehren kann? Biſt du der Einzige, welcher zu allen Tagen und Stunden gleich aufgelegt iſt zu frommen Entſchlüſſen, zur Selbſtbekämpfung, wenn Leidenſchaften rege werden zur Vervollkommnerung in allem Guten, wenn tauſend kleine Verſuchungen zum Böſen dich umringen und reizen? — O nicht doch! Dieſer dein Stolz, dieſe deine Sicherheit beweiſen ſchon, du biſt weder der Gute, der Starke, welcher du zu ſeyn dir einbildeſt, noch fähig, ohne äußerliche Einwirkungen dein Gemüth in jener Höhe zu erhalten, die du ſelbſt von dir forderſt. Der Geiſt iſt willig; aber das Fleiſch iſt ſchwach.

Religion und Kirche ſtehen vereinigt zur Veredlung des innern Menſchen. Nicht die Kirche macht ſelig, ſondern der heilige fruchtbringende Glaube; aber die Kirche iſt des Glaubens Stab und Stütze in dieſer irdiſchen Welt.

Auch Jeſus, als er der Welt dieſen heiligen

Glauben gab, wußte dies ſehr wohl. Er kannte die Schwächen des menſchlichen Geſchlechtes, und wie nothwendig auch dem Weiſeſten im Volk gewiſſe ſichtbare Sinnbilder des Unſichtbaren, gewiſſe Erinnerungszeichen und Erweckungsmittel ſeien. Hatte er nicht ſelbſt deswegen die Taufe eingeführt, dieſe äuſſere ſinnbildliche Handlung, für diejenigen, welche ſich zur Bekennung ſeiner Lehre, zur Nachahmung ſeines tugendhaften, menſchenbeglückenden Wandels einweihen laſſen wollten? Sie ſollten gleichwie das Waſſer uns von auſſen reinigt in der Taufe, bezeugen, daß ſie durch ſein Wort ihr Gemüth, von allem Unflath ſündlicher Begierden ſäubern wollten. Dieſe innere Heiligung war das Weſentliche, die äuſſere Waſchung war ſinnbildliche Erklärung, war äuſſere Weihe in die Gemeinſchaft der Bekenner, keineswegs die Huldigung und Erleuchtung der Seele ſelbſt ſchon.

Wie zärtlich hat Jeſus ſeine Jünger geliebt, wie zärtlich ward er von ihnen allen wieder geliebt! Er kannte ja ihre Herzen, die er ſelbſt gebildet hatte; kannte ja die Kraft ihres Geiſtes. Dennoch hielt er es keineswegs für überflüſſig, ihnen auch noch ſinnliche Hilfsmittel zu geben, damit ſie auch, wenn er nicht mehr bei ihnen ſeyn würde, ſeiner oft gedächten, ſeiner Lehren ſich oft erinnerten, und ſich unter einander ſelbſt, ſo wie alle Andre brüderlich, als ſeine treuen Freunde und Mitgenoſſen des göttlichen Reichs erkennen möchten. Darum ſetzte er das heilige Abendmahl ein, und befahl ihnen daſſelbe zu halten. Das Brod iſt mein Leib, der Wein iſt mein

Blut; ſprach er. Ihr, indem ihr es genieſſet, bekennet damit, daß ihr ganz eins mit mir ſeid, daß ich in euch bin; daß ihr mit mir in engſter Gemeinſchaft zu Gott unſerm Vater ſtehet.

Mit Taufe und Abendmahl war zugleich die ſichtbare Kirche geſtiftet, eine Abſpiegelung des Heiligſten im Irdiſchen.

Wenn nachher auch noch andre Gebräuche, Vorſchriften und Uebungen hinzukamen, je nachdem die Beſchaffenheit der Menſchen und der Umſtände ſie erforderlich machten, alle hatten ſie doch keinen andern Zweck, als die Heiligung des Gemüths in Jeſu zu befördern; alle ſind durch ihr hohes Alterthum ehrwürdig geworden. Wenn auch nachher die Anzahl der Lehrer, ihre Namen, ihre Aemter, ihre Gewalt, ſelbſt ihr Rang einer über den andern, vermehrt wurden: es mußte doch geſchehen, ſobald ſich die Anzahl der chriſtlichen Gemeinden vergrößerte, um Aufwand, Ordnung und Vollkommenheit jedes Einzelnen in ſeinem Fach zu befördern. So lange eine Familie von wenigen Perſonen beiſammen lebt, iſt kein König in derſelben nöthig; der Hausvater allein mag Alles wohl leiten, was zu äuſſerlicher Zucht und Ordnung gehört. Aber wenn mehrere Familien, wenn ganze Völkerſchaften in enge Verbindung treten, dann müſſen ſich mit den Geſchäften die Vorſteher vermehren, und den einzelnen Obern müſſen, damit ſie alle gleichartig handeln und ihren Pflichten genug thun, noch höhere vorgeſetzt werden. Daß man Vorgeſetzten, als Vollſtreckern des beſtehenden Geſetzes, als Ausſprechern des allgemei-

nen Willens Ehrerbietung beweiſe, liegt in der natürlichen Ordnung der Dinge; daß endlich eine Rangordnung in der Kirche unter deren verſchiedenen Beamten eingeführt worden iſt, wie im weltlichen Leben der Völker zu ſeyn pflegt, war unausbleiblich. Es mag dies irdiſch heißen; aber die Kirche ſelbſt iſt das Irdiſche zur Religion, und für das Irdiſche der menſchlichen Natur zunächſt, und dadurch erſt für den ſterblichen Geiſt vorhanden.

Wenn auch in ſpätern Tagen der chriſtlichen Kirche ſehr von der Einfalt der erſten Zeiten abgewichen worden iſt: haben die Menſchen nicht überhaupt ſelbſt von ihrer erſten Einfalt verloren? Haben ſie nicht alle Bedürfniſſe vermehrt, alle Künſte, Erfindungen und bürgerliche Verhältniſſe vervollkommnert oder neue Richtungen genommen? Mußte die Kirche, die für den Menſchen iſt, nicht mehr oder weniger die Farbe des Zeitalters empfangen, um auf den Menſchen einzuwirken und ihm und gleichſam unter allen Umſtänden verwandter zu bleiben? Es mag wahr ſeyn, daß die Diener des Altars oft in verwilderungsvollen Zeiten ihrer eigenthümlichen Beſtimmung und Würde vergeſſen; daß ſie ihren Leidenſchaften fröhnten, ihrer unmäßigen Prachtliebe, ihren Ehrgeiz, ihrer Herrſchſucht Genüge thun wollten, und ſelbſt dazu die Kirche, ſo wie die Ehrfurcht des Volks mißbrauchten: aber das, was in ſich ſelbſt ſchlecht und verwerflich iſt, konnte nicht beſtehen; es ging ganz oder zum Theil wieder unter. Alles Unwürdige wird auch ferner nicht beſtehen: es wird auch ferner untergehen, je nachdem die

Mehrheit der Menſchen reif wird, es einzuſehen, um es verachten zu können. Aber was ſündige Menſchen ſündigten, darf der Kirche nicht angerechnet werden. Ihr Zweck bleibt heilig; ihr Mittel ſchuldlos. War nicht auch die jüdiſche Kirche von ihrer urſprünglichen Einfalt gewichen, und der Tempel Jeruſalems vielfach durch deſſen eigene Diener entweiht? Dennoch beſuchte Jeſus mit ſeinen Jüngern dieſen Tempel; er betete darin; er lehrte darin; er feierte die Feſttage mit, wie ſie das Geſetz Moſis vorgeſchrieben; er wollte einmal die eingeführten kirchlichen Ordnungen nicht ungeſtört ſehen, noch minder ſelber ſtören. Er kannte die große Mehrzahl der Menſchen, wie ſie nur vom Sinnlichen zum Ueberſinnlichen, von äuſſerer Zucht zu innerer Ordnung, und an der Hand der Kirche zum Religiöſen geleitet werden können.

Wenn man auch wohl Chriſto angehören kann, ohne irgend einer öffentlichen Kirche anzugehören, immer wird jeder ſich dennoch gleichſam eine eigne Kirche bauen, und eben damit die Nothwendigkeit des Kirchlichen bezeugen. Auf dieſe Art ſind in der Chriſtenheit die vielen traurigen Kirchenſpaltungen, die Glaubenspartheien, die Sekten, ihre gegenſeitigen Verfolgungen entſtanden, und alle die grauſamen Uebel, durch welche ganze Länder und Völker Jahre und Jahrhunderte elend wurden.

In dem wahren Chriſten muß daher an Stätigkeit und Achtung ſeiner Kirche gelegen ſeyn; er muß aus Furcht vor dem Verderben, welches von Glaubenstrennungen und Kirchenpartheien unaus-

bleiblich herrührt, jede Sektirerei meiden. Er iſt dies dem Staat ſchuldig; er iſt es ſeinem Gewiſſen ſchuldig, er iſt es Gott ſchuldig, welcher Eintracht und Liebe will. Er muß es nicht ſeyn, welcher des öffentlichen Gottesdienſtes ſpottet — was Tauſenden ehrwürdig heißt, darf kein Gegenſtand frecher Witzelei werden. Er muß es nicht ſeyn, welcher Prieſter und Lehrer lächerlich macht, vielleicht um ſeine vermeinte Aufklärung damit zu beurkunden. Wer irgend einen Menſchen verhöhnt, beurkundet ein verderbtes Herz; wer irgend einen Stand im Staat verhöhnt, beurkundet ſeine Unwiſſenheit in den Einrichtungen des bürgerlichen Lebens und ſeine Hinwegſetzung über öffentliche Ordnung und Geſetz. Mag auch Denkart und Wandel manches Geiſtlichen keineswegs mit ſeinen eignen Lehren übereinſtimmen und der Menſch an ſich verachtungswürdig ſeyn: aber der Beruf bleibt ehrwürdig, und die Fehler ſeines Herzens ſind nicht im Verbrechen ſeines Standes. Der Chriſt muß es nicht ſeyn, welcher ſich ſeinem gemeinſchaftlichen Gottesdienſt entzieht, weil er auch durch ſein Beiſpiel verantwortlich iſt, und böſes Beiſpiel noch verderblicher iſt, als das böſe Wort. Aber bös iſt das Beiſpiel für Alle, welche ohne innere Kraft ſind, und der äuſſern Stützen bedürfen, wenn ſie dadurch ermuntert werden, den feſten Stab von ſich zu werfen, an welchem ſie aufrecht und löblich durchs Leben gingen.

Doch ſollen wir von der andern Seite auch nie den wichtigen Unterſchied zwiſchen Religion und Kirche auſſer Acht laſſen; wir ſollen nicht vergeſſen,

daß die Religion Jeſu unſere Hauptſache ſei. Das Geſetz iſt durch Moſen gegeben, die Gnade und Wahrheit aber iſt durch Jeſum Chriſtum geworden. Joh. 1, 17. Was zur Zeit des Meſſias und ſeiner Jünger noch für viele Bekenner des Herrn das Geſetz Moſis war: das iſt in mancher Rückſicht für uns die Kirche geworden. Auch ſie verordnet Feſttage, Opfer, Feierlichkeiten, heilige Handlungen und gottesdienſtliche Zeremonien. Aber nicht in dieſen beſteht die Religion ſelbſt. Es bezeichnen ſich auch Mörder mit dem Kreuz; es gehen auch Ehebrecher zum Abendmahl. Es legen auch Diebe ihr Opfer auf den Altar; es werfen auch betrügeriſche Wucherer ihr Schärflein in den Gotteskaſten. Es gehn auch Heuchler zur Predigt und Meſſe, es beugen auch Ehrgeizige, Habſüchtige und Zänker ihr Knie betend im Tempel. Sind ſie, weil ſie mit Sorgfalt alle kirchlichen Vorſchriften erfüllen, weil ſie Gebete auswendig wiſſen, weil ſie auf das Verdienſt Jeſu oder auf die Fürbitte der Heiligen hoffen, weil ſie an das Fegfeuer oder Gnadenwahl glauben, weil ſie Wallfahrten thun, oder auf Kanzeln für ſich beten laſſen — ſind ſie darum bei ihren Laſtern allen, Nachfolger Jeſu? Theilnehmer am Reich Gottes? — Wer möchte die entſetzliche Behauptung wagen?

Alles Beobachten kirchlicher Uebungen und heiliger Gebräuche, dieſe Werkheiligkeit, welche es mit Gebeten, Faſten, Genuß der Sakramente und dergleichen abthun zu können glaubt, iſt eitel und fruchtlos zur Seligkeit, wenn es nicht einen gött-

lichen, menſchenfreundlichen, zu allem Guten und Beglückenden hinſtrebenden Sinn in uns erweckt. Denn die Liebe Gottes und des Menſchen iſt die Frucht des Glaubens. Darin wird Jedermann erkennen, ſprach Jeſus ſelbſt, daß ihr meine Schüler ſeid, ſo ihr Liebe unter einander habet. Joh. 13, 33. Ihr ſollt aber euern Nächſten lieben, wie euch ſelbſt. Matth. 22, 39. Nicht die Herr, Herr! zu mir ſagen, werden in mein Reich eingehen, ſondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel. An ihren Früchten ſoll man ſie erkennen. Der Glaube, wenn er nicht Werke hat, iſt todt. Was hilft es lieben Brüder, wenn Jemand ſpricht, er habe den Glauben und habe doch nicht die Werke? Kann auch der Glaube allein ihn ſelig machen? Jak. 2, 4 — 17.

Und wenn ich mit Menſchen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht: ſo wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Und wenn ich weiſſagen könnte und wüßte alle Geheimniſſe, und hätte allein Glauben, alſo, daß ich Berge verſetzte, und hätte Liebe nicht: ſo wäre ich nichts. Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib ſchmachten, und hätte der Liebe nicht: ſo wäre mir es nicht nütze. 1 Kor. 13, 1 — 3. Dahin ſei unſer Trachten! Amen.

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Einundzwanzigſter Sonntag, den 21. Mai 1815.

Der Gottheit Ebenbild und Lehrer,
Du, Licht und Wahrheit, Jeſus Chriſt!
Du einzig würdiger Verehrer
Des, der ſeyn wird, und war, und iſt!
Du Dulder Aller! gib den Geiſt
Der Lieb' uns, die uns lieben heißt.

Kein Erdenſohn hat andre Pflichten,
Als ſeinem Lichte treu zu ſeyn.
So mög' er denn ſein Werk verrichten
Und ſeinem beſten Ziel ſich weihn;
Ein Jeder thue recht vor Gott,
Nicht für der Menſchen Lob und Spott.

Verblendet ſind die Andre richten,
Verdammen da, wo Gott verſchont;
Die Tugend und die Einfalt richten,
Die Gott vielleicht mit Ehren lohnt.
Wer Richter Anderer will ſeyn,
Der ſei erſt ſelber gut und rein.

Parteiiſcher Sinn im alltäglichen Leben.

Matth. 12, 23. 24.

„Iſt dieſer nicht Jeſus von Nazareth, des Zimmermanns Sohn?“ — fragte einſt das jüdiſche Volk, als es von den Wunderthaten des Meſſias Augenzeuge war, und ſich kaum überzeugen konnte, daß ein wohlbekannter Sterblicher, der doch geringen Herkommens ſei, mehr ſeyn und verrichten könne, als der Vornehmſte oder Weiſeſte im Lande. „Iſt dieſer nicht Davids Sohn, des Königes?“ ſprach zu andrer Zeit das Volk, begeiſtert durch ſeine Thaten. Aber die Phariſäer, da ſie es hörten, ſprachen: Er treibt die Teufel nicht anders aus denn durch Belzebub, der Teufel Oberſten. Matth. 12, 23. 24.

Bei dieſen ungleichen Urtheilen über den Erlöſer, der doch in allen ſeinen Handlungen ſo unverſtellt und offen war, immer die allerreinſten Abſichten hatte, müſſen wir allerdings über die Engherzigkeit und Selbſtverblendung der Leute erſtaunen. Sie ſahen ſelten auf die Sache, ſondern immer auf die Perſon, von der ſie kam.

Und wie denn, wenn Jeſus Chriſtus heute lebte, unter uns lebte: würde das Volk anders über ihn urtheilen? Würden wir, die wir heute ſtolz ſind, ihm anzugehören, ſeine Perſon, ſein Herkommen vergeſſen können über das Gute, was er leiſtete?

Prüfen wir uns doch nur ſelber, wenn wir von Andern reden, es ſei im Guten oder Böſen, urtheilen wir immer unparteiiſch? Es kann uns lange etwas vortrefflich ſcheinen, ſo lange wir nicht wiſſen, von wem es gethan worden iſt. Kaum aber erfahren wir den Urheber, ſiehe da verſchwindet das unbeſtochene Urtheil, und die Sache verliert ihren Werth; und wir ſprächen mit dem Pöbel des jüdiſchen Volks: Wie, iſt er nicht von Nazareth des Zimmermanns Sohn?

Es begegnet aber auch wohl gebildeten und ungebildeten Perſonen, daß ſie im gemeinen Leben auf einen Augenblick von parteiiſchem Sinn geleitet werden, und die gute Sache über die Perſönlichkeit des Urhebers vergeſſen. Denn das iſt ein großes Uebel, daß wenige Menſchen ſtark genug ſind, die ihnen aus frühern Jahren anklebenden Vorurtheile bei ſich zu unterdrücken, wenn ſie den Werth ihres Nächſten beſtimmen wollen. Man kann nicht genug darin auf ſeiner Hut ſeyn und ſich ſelbſt nicht genug bewahren, um aller Parteilichkeit fremd zu bleiben, und die Sache nicht der Perſon willen zu tadeln oder zu loben.

Meiſtens tragen zu dieſer Beſtechung unſrer Geſinnungen die aller elendeſten Beweggründe bei; ja, was gar nicht ungewöhnlich iſt, die Einen können aus derſelben Urſache Jemanden verdammen, aus

welcher ihn Andere zum Himmel erheben. Dies iſt ein Beweis, wie unweiſe und folglich unchriſtlich wir verfahren, wenn wir uns durch Nebendinge bewegen laſſen, etwas gut oder ſchlecht zu finden, je nachdem wir wiſſen, von wem es herrührt. Zuweilen iſt ſchon genug, daß er ein Menſch von niedrigem Stande und gemeiner Herkunft ſeie, um auch das Verdienſtliche, was er thut, zu verachten. Er iſt ja nur des Zimmermanns Sohn! ſprachen die Juden von Jeſu. Als wenn das Große und Vortreffliche nur von Leuten geſchehen könnte, die hohen und fürſtlichen Abkommens wären! Als wenn im Reiche der Geiſter, als wenn vor dem Herrn der Welt, bei welchem nicht gilt das Anſehn der Perſon, ganz andre Geſetze ſtatt fänden, wie in der bürgerlichen Geſellſchaft. Dies rührt von dem übertriebenen Familien- und Ahnenſtolz der Menſchen her, und daß man auch an ſich unbedeutenden Leuten ſchon das zum Verdienſt anrechnet, daß ſie von vornehmen Aeltern, oder einem ſogenannten alten Geſchlecht entſproſſen ſind. Wahrlich, die Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts hat uns genug belehrt, daß das Herrlichſte und Beſte, was jemals auf Erden und zum Wohl der Völker geſchah, am wenigſten von Fürſtenkindern, oder Leuten von berühmter Herkunft, ſondern meiſtens von vorher unbekannten, geringen Perſonen erfunden und ver-

richtet worden iſt. Zu andrer Zeit, bei andern Urtheilern, kann hingegen eben dies ein Grund ſeyn, warum ſie das übermäſſig vergöttern, was Andre mit vornehmen Achſelzucken überſehn.

So geſchieht es nicht ſelten, daß man ſchon deswegen gegen Leute parteiiſch iſt, ihre Verdienſte gering ſchätzt, undankbar gegen ihre nützlichen Thaten iſt, ſie überall ausſchließt, verkennt und zurückſetzt, weil ſie Fremdlinge ſind und nicht Eingeborne des Vaterlandes; während gleiche Urſache bei Andern wieder bewirken kann, Alles zu preiſen, weil es nicht von einem Mitbürger, ſondern von einem Fremden gethan ward. Vielen ſcheint was aus der Ferne kommt, das Vorzüglichſte; ſie ſind blind gegen das Einheimiſche und deſſen Werth. Sie zahlen das Doppelte für das aus entlegenen Gegenden Gekommene, welches ſie um geringern Preis eben ſo gut oder beſſer von inländiſchen Handwerkern und Künſtlern erhalten könnten. Was ſollen wir zu dieſer im alltäglichen Leben ſo alltäglichen Thorheit ſagen? Wie Wenige ſind von derſelben ganz frei? Aber iſt es nicht weiſer und guter Menſchen Pflicht, ſolche Verblendung von ſich abzuhalten, die nicht ſelten zu Ungerechtigkeiten gegen Andre, wie zu unſerm eignen Schaden verleitet?

Iſt er nicht von Nazareth des Zimmermanns Sohn? ſprachen die Juden. — Aber wir thun

noch heutiges Tages gar gewöhnlich ähnliche Fragen, wenn wir vernehmen, wie Dieſer oder Jener durch ſeine Arbeiten Nützliches ſtiftet und Ruhm erwirbt, den wir von ſeinen jüngern Jahren her kennen; den wir ehemals mit manchen ſeinen Schwachheiten und Uebereilungen bemerkten; oder der wohl gar zu unſern Bekannten und Freunden noch jetzt gehört, wo wir hin und wieder Anlaß zu haben glauben, gewiſſe Nachläſſigkeiten oder Handlungsarten an ihm zu tadeln, die mit dem Ruhm ſeines Werks im Widerſpruch zu ſtehen ſcheinen. Es kann gar oft der Fall ſeyn, daß wir uns klüger dünken als unſer Bekannter und Freund; aber, wenn wir ihm vorzügliche Verſtandesgaben nicht abläugnen können, ſollten wir eben ſo gut glauben, daß er ſelbſt bei dem, wo wir ihn im Privatleben tadeln, ſeine wohlberechneten und ſelbſt edeln Abſichten habe. Es kann gar wohl ſeyn, daß wir, wie wir ihn aus ſeinem Umgang kennen, ihn da für eigennützig halten, wo er eben öffentlich das gemeinnützigſte Werk unternimmt; daß wir ihn für einen Verächter und Spötter des Guten und Heiligen halten, wo er öffentlich die Schutzwehr des Guten und Heiligen iſt; daß wir ihn für klug halten, aber nicht für edeln und frommen Herzens. Aber nie betrügen wir uns häufiger und leichter, als wenn wir das Innerſte des menſchlichen Herzens nach geſellſchaft-

lichen, äuſſern Verhältniſſen einer Perſon, nach Reden und Bemerkungen derſelben beurtheilen, die bald im Scherz, bald im Ernſt, bald aus uns ganz unbekannten Gründen hervorgehen. Den wahren innerſten Sinn, das Heiligthum des Gemüths entſchleiern wenige Menſchen ohne allen Rückhalt vor Menſchen; und oft mag ſeyn, daß Mancher, um geduldet zu werden, um nicht aufzufallen, weniger edel zu ſeyn ſcheinen will, als er im Herzen wirklich iſt.

Eben dieſe vertrautere Bekanntſchaft und Freundſchaft mit Perſonen, die eine gewiſſe Achtung erwerben, kann aber oft ganz das Entgegengeſetzte bewirken, Begeiſterung erwecken, uns zu ihren unmäßigen Lobrednern machen. Wie im erſten Falle oft Neid und Mißgunſt uns bethören; wie es uns da heimlich verdrießt, daß einer unſrer Bekannten ſich alſo auszeichnet, den wir doch im gemeinen Leben zu überſehen glauben: kann im andern Falle Eitelkeit und Stolz wirken. Wir rühmen, weil der, welcher gerühmt wird, unſer Mitbürger iſt; von dem ihm ertheilten Lobe ſoll auch auf uns ſelbſt etwas zurückfallen. Wir rühmen, weil der, welcher gerühmt wird, unſer Bekannter, unſer Verwandter iſt. Seine Ehre machen wir zur unſrigen. Wo ſind Aeltern ganz frei von Bewegungen der Eitelkeit, wenn es den Ruhm ihrer Kinder gilt? —

So wird der eigne Stolz, wie er einmal zum Tadler wird, das andre Mal zum Lobredner. Und während die Einen verächtlich fragen, iſt er nicht des Zimmermanns Sohn? rufen die Andern: iſt er nicht Davids Sohn?

Wenn wir im täglichen Umgang nur auf unſre, über unſre Mitmenſchen gefällte Urtheile recht Acht haben, werden wir uns gar ſelten von Partheilichkeit rein finden. Kleinigkeiten reichen hin uns zu beſtechen. Wir finden ſchon darum eine Sache gut, weil ihr Urheber eine Perſon von Jahren iſt, die durch ihr Alter ehrwürdig zu ſeyn ſcheint, während dieſelbe Sache von einer jüngern Perſon weit vollkommner gethan werden kann, und wir demnach davon kein Aufhebens machen wollen. Zu einer andern Zeit finden wir gerade darum in einer That etwas Unvergleichliches, weil der, welcher ſie beging, noch von jungen Jahren iſt, während daſſelbe auch von ältern Perſonen und oft trefflicher vollbracht wird. Zuweilen iſt es genug, daß ein Menſch ein gewiſſes Anſehen, einen Namen unter den Leuten habe, um Alles zu preiſen, was von ihm herrührt, während dieſelbe Sache uns ganz gleichgiltig läßt, wenn ſie von einer wenig gekannten Perſon ſtammt. Zu einer andern Zeit iſt es ſchon genug für uns, Dieſes oder Jenes zu tadeln, ſobald wir nur hören, dieſer oder jene wohlbekannte Menſch habe es gethan;

ſei nun auch die Sache an ſich ſo gut, oder die Abſicht ihres Urhebers dabei ſo lobenswürdig ſie wolle.

Ja, ſogar das zufällige, bloße Aeuſſerliche der Perſon kann hinreichen, uns zu parteiiſchen Richtern derſelben zu machen. Sie hat einen Zug, eine Art zu ſeyn, zu reden, zu gehen, die uns mißfällt; ſie iſt nach unſerm Geſchmack häßlich, und wir erwarten von ihr nichts Vorzügliches; wir ſind in ihrem Lobe kühl, ſelbſt wenn wir ihre Verdienſte nicht wegläugnen dürfen. Oder ſie iſt ſchön, gefällig im Umgang, anmuthig im äuſſern Benehmen; wir können uns nicht erwehren, alles was ſie redet und thut, für beſſer, als von Andern zu halten. Der einzige Gedanke: dieſe oder jene Perſon ſei von einer andern Kirchpartei; von einer andern Religion, als wir, bewirkt nur allzu häufig bei uns Abneigung, Argwohn und Tadelſucht gegen ihre Worte und Werke. Das pöbelhafteſte Vorurtheil übt ſeine Rechte aus über unſre Geſinnung. Man ſchüttelt den Kopf, man lächelt, ſobald die Rede von einem Juden iſt bei den Chriſten, oder bei den Juden von einem Chriſten. Der Katholik beſchränkt gern das Lob, wenn es ihm ein lobenswerther Proteſtant abzwingt; und dieſer iſt wieder ungerecht genug, ein Herz minder zu ehren, weil es in der Bruſt eines frommen Bekenners der römiſch-katholiſchen Kirche ſchlägt.

Wir können es nicht läugnen, von dieſer Parteilichkeit ſind wohl wenige Menſchen frei. Aber iſt darum die Schwäche und Ungerechtigkeit weniger Schwäche und Ungerechtigkeit, weil ihrer Viele ſind, die ſie haben? Gehören wir darum nicht zum Pöbel, wenn wir zwar deſſen Vorurtheile, aber nicht deſſen Kleid tragen? Müſſen wir nicht vor dem allwiſſenden Gott, vor unſern Mitbürgern, vor uns ſelbſt ſchamroth werden, wenn wir daran denken, aus wie trüben Quellen oft unſer Urtheil fließt, wie parteiiſch wir richten, während wir uns das Anſehn weiſer, wohlwollender und ſehr verſtändiger Leute geben möchten?

Bald iſt es Eitelkeit und eingebildetes Weſen, bald mißgünſtiger Verdruß der uns parteiiſch macht; bald Freundſchaft, bald heimlicher Haß. Immer iſt es unſre Selbſtſucht, die uns verführt, hier zu preiſen, dort zu ſchelten, ſogar da, wo wir uns ſtellen, recht unparteilich geweſen zu ſeyn. Schon eine dunkle Erinnerung, daß Der oder Dieſer nicht zu Denen gehöre, die hie und da nicht mit unſern Meinungen übereingeſtimmt haben, kann uns gegen ihn, gegen ſeinen Verſtand, oder gegen ſein Herz ungerecht machen. Wer wäre wohl im Stande alle die geheimen Urſachen zu bemerken oder herzuzählen, die ihren Einfluß auf unſer Gutachten äuſſern? Wie manchmal ſind wir nur blinde Nachbeter von

Andern! Wie manchmal loben oder tadeln wir blos deswegen, weil vor uns ein Anderer, und vielleicht nicht aus den reinſten Abſichten ſprach, der aber viel bei uns gilt, und dem wir gleich zu kommen glauben, wenn wir ihm nachbeten? Wie manchmal verblendete uns ſchon das Unerwartete, das Ueberraſchende, das Neue in ſeiner Art, um es hoch über alles, was je geſchah zu erheben?

So ſind die Menſchen! Aber eben deswegen ſind ſie nicht die guten, die würdigen, gottgefälligen, welche ſie ſich bemühen zu ſeyn, oder auch wohl nur zu ſcheinen. Sie ſind Uebelthäter. Parteiiſches Urtheil iſt parteiiſche Handlung. Die Ungerechtigkeit unſrer Geſinnungen ward zur Ungerechtigkeit unſrer Worte und Thaten, ohne daß wir es bemerken oder wollen. Damit aber ſteht die Liebe im Widerſpruch, welche Jeſus ſeinen wahren Jüngern und Jüngerinnen empfiehlt.

Durch ſolchen parteiiſchen Sinn im alltäglichen Leben, wird unſäglich viel Gutes verhindert, das ohnedem geſchehen ſeyn würde; unſäglich viel Böſes, wider unſre Vermuthung, befördert, das ohnedem verhindert worden wäre. Das elende Vorurtheil, welches uns gegen die Perſon beherrſcht, macht uns abgeneigt gegen die Güte der Sache; und unverſtändige Vorliebe für einen Menſchen, verleitet uns ſeine Fehler und Irrthümer anzunehmen, als wären es

die erſten aller Wahrheiten und Tugenden. Dieſe Parteilichkeit bewegt uns, bald blindlings alles gut zu heißen, was eine uns werthe Perſon unternimmt, um es aus allen Kräften zu begünſtigen, dieweil es offenbar uns und Andern zu entſchiedenem Nachtheil ausſchlagen kann; bald wieder uns eigenſinnig dem Guten zu widerſetzen, was ein Andrer ſtiften möchte, dem wir nicht wohlwollen, und welches er geſtiftet haben würde, wenn wir uns nicht halsſtarrig, verblendet von Partheiſucht und vorgefaßten Meinungen ſeinen Entwürfen entgegengeſtellt hätten.

Es ſchmerzt dich bitter, wenn du von Andern mißkannt wirſt. Warum verzeihſt du dir nun ſelbſt die Ungerechtigkeit, Andre zu verkennen? Wenn du parteiiſcher Weiſe verachtet, hintenangeſetzt, beſpöttelt wirſt, dich freut es nicht. Warum erlaubſt du dir, dich einer Laune, von einer nichtigen Grille, von einem Vorurtheile in deiner Denkungsart über Andre beſtechen zu laſſen? — Der Verdruß, der Kummer, welchen du auf ſolche Weiſe deinem Nächſten verurſachſt, glaubſt du, Gott fordere dich dafür nicht zur Verantwortung? Das Nützliche und Gute von Unternehmungen, die du aus parteiiſcher Geſinnung lähmeſt, das Böſe, was du aus perſönlicher Vorliebe für Andre begünſtigſt, glaubſt du, der ewige Richter, der dir Verſtand und Gewiſſen gab, werde es dir nicht zur Schuld rechnen? Wahrlich, wer ſo leichtſinnig über ſich ſelber denkt, wer ſich ohne Scheu alles erlauben mag, was ihm ſeine Laune, ſeine perſönliche Zu- oder Abneigung eingibt, hat Jeſum noch nicht erkannt, noch nicht geliebt.

Ohne Anſehen der Perſon, wie Gott unſer Vater im Himmel, ſollen wir das Vortreffliche anerkennen und befördern, bei wem und wie wir es auch immerhin erblicken mögen; mit aller Verläugnung unſrer Eigenliebe, unſers Stolzes, unſers Widerwillens ſollen wir es: das heißt Menſchenliebe, das Gottesliebe, das Nachfolge Jeſu Chriſti unſers Herrn.

Darum, wenn dir der Ruhm eines Geliebten Gottes, ja auch nur der Name eines verſtändigen Menſchen unter deinen Mitbürgern theuer iſt, ſo laß im gemeinen Leben dir zur Hauptpflicht werden, dich vor Parteilichkeiten und deren Wirkungen zu hüten. Denn die Wirkungen derſelben werden niemals gutartig ſeyn können, weil aus dem was an ſich fehlerhaft iſt, unmöglich etwas Vollkommenes und Heilbringendes erwachſen kann. Schadet deine Parteilichkeit in der That auch keinem Menſchen, (was du jedoch nie zu verhindern im Stande biſt,) ſo ſchadet ſie dir ſelber. Du verblendeſt dich gegen die Wahrheit, und gehſt als ein Thor gefliſſentlich in den Irrthum ein, den du bei Anſpruch auf Vernünftigkeit oder Rechtlichkeit meiden ſollteſt. Dein ganzes Betragen bekömmt durch parteiiſchen Sinn eine ſchiefe Richtung, und deine Worte und Thaten werden bald dein Herz, bald deinen geſunden Menſchenverſtand zweifelhaft machen. Du verkennſt niemals einen Mitbruder, ohne Gefahr zu laufen, ſelber wieder verkannt zu werden.

So ſei denn gerecht; und um gerecht zu ſeyn, lerne behutſamer in deinen Urtheilen über den Werth und Unwerth von Menſchen und ihren Werken wer-

den. Bewahre dich vor jedem anmaßenden ſchneidenden Ton. Es verräth Seichtigkeit der Urtheilungskraft, wenn man über Alles, ohne weitere Rückſicht, abzuſprechen wagt; es verräth ein verdorbenes Herz, eine verſteckte Leidenſchaft, wer ohne die triftigſten, wohlgeprüfteſten Beweggründe in Lob und Tadel freigebig erſcheint.

Wir bemerken es an uns ſelber ſogleich, ob wir in unſern Urtheilen Parteilichkeit einfließen laſſen. Wir nehmen leicht wahr, wenn dabei Empfindlichkeit, Aerger, Schadenluſt oder Freude, Stolz und Rückblick auf unſern eigenen Vortheil ſtatt findet. Zu einem gerechten Spruch gehört ruhige Ueberzeugung; nicht Lebhaftigkeit des Gefühls. Parteiiſches Urtheil iſt auch höchſt ſelten mäßig, ſondern gern übertreibend, es ſei zum Guten oder Schlimmen.

Willſt du dich vor dieſer falſchen Richtung des Verſtandes, vor dieſem offenbaren Selbſtbetrug für immer bewahren: ſo mache dir es zum unverbrüchlichen Grundſatz bei allen Dingen, deren Werth du beſtimmen willſt, mehr auf die Sache, als ſelbſt auf die Perſon zu ſehn. Kennſt du den Urheber der Sache, vergiß ihn; glaube, du wiſſeſt ihn nicht, und betrachte blos das Werk, was er thut oder gethan hat. Maße dich nicht an, über das Verborgene ſeines Gemüths, über ſeine Abſichten oder Nebenabſichten zu urtheilen — darüber richtet Gott, der Herzenskundige! Das iſt des Pöbels untrügliches Kennzeichen, daß er weniger um den innern Werth und die Schätzbarkeit eines Gegenſtandes, als um deſſen Urheber bekümmert iſt; immer neugierig von

der Sache hinweg nach der Perſon ſchielt, und dann abgöttiſch verehrt oder blindlings verwirft. Iſt er nicht des Zimmermanns Sohn? Iſt er nicht Davids Sohn, des Königes?

Beurtheile nicht jeden Menſchen nach dir; halte dich nicht für den Vortrefflichſten, der würdig wäre, in ſeinen Tugenden und Schwächen als Maasſtab für Andre zu gelten. Jeder iſt in irgend einem Fache gewiß geſchickter, beſſer und vollkommner, gewiß in irgend einer rühmlichen Eigenſchaft vorzüglicher als du. Alle Menſchen ſind in ihren Tugenden und Mängeln verſchieden. Traue daher deinen Mitbrüdern, ſelbſt denen, die dich in wichtigen Dingen oder in Unerheblichkeiten einmal gekränkt haben, irgend einen innern Werth zu; ein Herz, das im Stillen an Gott, an Chriſtum, am Heiligen hängt; einen Sinn, der des Höhern fähig iſt, und nicht blos aus ſchändlichem Eigennutz handelt. Soll ich dir ſagen, wer du ſelbſt biſt, der du dich ſo oft durch kleine Parteilichkeiten hinreißen läſſeſt? — Du biſt ſo gut oder ſo ſchlechtherzig, als du von Andern meinſt, daß ſie ſind. Du ſelber biſt zu dem Guten unvermögend, deſſen du Andre nicht fähig hältſt; du ſelber biſt einer Schandthat unfähig, die du bei einem Andern unglaubhaft findeſt. Mache deine perſönlichen Verhältniſſe, deine Einſichten und den Grad deiner Klugheit nicht zum Maas, nach welchem du die Handlungsart Anderer richteſt. Vieles kann dir an ihnen Widerſpruch mit ſich ſelbſt und tadelhaft ſcheinen, was bei ihnen die Frucht beſonnener Ueberlegung iſt; und Vieles iſt die Wirkung

deiner Vorurtheile, deiner Geiſtesſchwächen, was bei ihnen eine Erhabenheit und Stärke des Geiſtes iſt, vor der dir in deinen engern Schranken ſogar die Vorſtellung mangelt.

Herr, allwiſſender Gott, nur allzu oft mache ich mich voreilig und von unwürdigen Empfindungen hingeriſſen, ſolchen parteiiſchen Sinnes, ſolchen frechen Urtheils, ſolcher Verkennung des Nächſten, ſolcher Verderbung der beſten Abſichten, ſolcher Begünſtigung ſchlechter Dinge ſchuldig; allzu oft noch bewegen mich Eigendünkel, Laune, oder gekränkter Vortheil zu harten und ungerechten Auslegungen fremder Handlungen. Wer bin ich vor Dir, Herzenskündiger, der ich wage mit liebloſer Vermeſſenheit Richter fremder Geſinnungen und Werke zu werden! — Sünder bin ich; und vor Dir, Allwiſſender, vielleicht unendlich geringer, als Der iſt, den mein parteiiſches Herz verläſtert oder verachtet.

Herr, mein Gott, laß dieſe Betrachtungen mir fruchtbar werden zur Beſſerung, zur ſtillen Beſcheidenheit, zur Liebe, zur Gerechtigkeit gegen meine Miterſchaffenen. Amen.

Stunden der Andacht

zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Zweiundzwanzigſter Sonntag, den 28. Mai 1815.

Mit keinem Glück vertauſch' ich ſie,
Die ſel'gen, ſtillen Stunden,
Wo, mit zum Staub gebeugtem Knie,
Ich betend Dich empfunden;
Wo ich mit Thränen vor Dir ſtand,
Gott, Deine Vaterhuld empfand,
Die Troſt ins Herz mir ſenkte,
Und mich voll Weisheit lenkte.

Du warſt mein Gott noch, wenn ich ſchon
Auch keinen Menſchen hatte;
Du biſt mein Gott noch, wenn ich ſchon
Im frommen Kampf ermatte.
Ich bete, und Du gibſt mir Rath,
Gibſt Stärke mir zur beſſern That;
Wo Andre unterliegen
Macht das Gebet mich ſiegen.

Einfluß des Gebets auf die menſchlichen Schickſale.

Matth. 7, 7 — 11.

In den Tagen des grauen Alterthums war unter den Völkern große Ehrfurcht vor denen, die durch Weisheit und Seelengröße vor allen Andern ausgezeichnet waren. Ihr Rath, der ſelten betrog, ihre Warnungen, die ſich faſt immer erfüllten; ihre Enthaltſamkeit, wo ſie gleich Andern ſich jeder Luſt überlaſſen konnten; ihre Verachtung deſſen, wonach gewöhnliche Menſchen am begierigſteu zu trachten pflegten; ihr ruhiger Ernſt, wenn Alles im Taumel des Glücks ſchwamm; ihr heiterer Muth, wenn Jedermann verzagte, alles ſcheint aus ihnen etwas Ueberirdiſches zu verkünden. Man glaubte von ihnen, ſie ſtänden mit Gott in unmittelbarer Verbindung; ihnen würde immer das Beſte von der Gottheit offenbart.

Wenn Moſes hinwegging in die Einſamkeit des Gebirgs, auf den Höhen deſſelben mit Jehova zu reden, ſah ihm mit ſchaudernder Ehrfurcht das Volk nach. Wenn Iſraels Heere gegen den überlegenen Feind kämpften, und ſie wußten, Moſes betete zu Jehova, waren ſie ihres Sieges gewiß. Dieſe unter Juden und Heiden herrſchende Meinung vom Umgang ihrer Weiſeſten mit Gott, hatte große

Wirkung auf alle Unternehmungen. Darum wurden ſelbſt alle Prieſter nachher für heiligere Perſonen geachtet, weil nur ihnen der Gang in das Allerheiligſte der Tempel geſtattet war.

Ich weiß gar wohl, daß jener Glaube der Alten heutiges Tages von denen als ein frommer Aberglaube verlacht wird, die ſich klüger zu ſeyn wähnen. Ich aber finde darin eine Wahrheit, die durch kein Spötteln vernichtet werden kann. Ja, es iſt gewiß, die weiſeſten und erhabenſten Menſchen der Vorzeit pflogen Umgang mit Gott. Dieſer Umgang mit Gott aber machte ſie erſt erhabner, weiſer, vorherſehender, muthiger und überwindlicher, als es Andre ſeyn konnten. Und das iſt das Herrliche, was Jeſus Chriſtus, im ununterbrochenen Umgang mit Gott, auf Erden ſtiftete, daß er alle Menſchen zu Prieſtern des Höchſten machte, ſie alle in den Umgang mit der Gottheit einweihte, um ſie alle zu weiſen und hohen Menſchen zu machen. Aber es iſt kein irdiſcher Umgang mit der Gottheit möglich: denn Gott iſt nichts Irdiſches. Gott iſt ein Geiſt. Daher ſteht nur unſerm Geiſte der Zutritt zur Gottheit offen. Das Gebet des Geiſtes zum allerhöchſten Weſen iſt der Umgang mit demſelben. Selbſt wenn Menſchen mit Menſchen umgehen, geſchieht es weniger durch die äuſſern Sinne, als durch gegenſeitige Mittheilung ihrer Geiſter, das

heißt durch gegenſeitige Mittheilung ihrer Gedanken und Empfindungen.

Ich weiß gar wohl, daß heutiges Tages Viele ſind, denen das Gute etwas Ueberflüſſiges zu ſeyn ſcheint; die nicht beten mögen, weil ſie ſich nicht ſelber für Frömmler halten wollen; die das Beten nur für eine ganz gute Sache für Leute von beſchränktem Verſtande, oder gar nur für eine Art des Gewerbes geiſtlicher Perſonen anſehen. Warum denn beten? ſagen ſie: Mein Gebet ändert im Lauf der Begebenheiten gewiß nicht das Geringſte ab. Was die göttliche Weisheit angeordnet hat, erfolgt, und ich werde es mit allen Bitten um das Gegentheil nicht ändern. Was mir nöthig und nützlich iſt, verleiht Gott, ohne mein Fordern; er weiß es vorher, ehe ich ihn darum anrufe. Mein Rath, meine Lehre hat auf den ewigen Rathſchluß der Vorſehung keine Kraft. Die unendliche Güte Gottes gewährt mir auch das Gute, wenn ich ihn darum bitte.

Viele, wenn ſie es auch nicht ſagen, denken ſo; Viele, wenn ſie in der That auch nicht ſo denken, und ihr Bewußtſeyn ihnen von der Wohlthat des Betens etwas ganz Anders urtheilt, ſagen ſo. Viele könnten ſchamhaft verlegen werden, wenn man ſie fragen würde, ob ſie beten? Die meiſten aber ſcheinen die Ueberzeugung zu haben, daß das Gebet

wenigſtens keinen Einfluß auf den Gang unſrer Schickſal habe.

Ich aber weiß, daß das Gebet voll Andacht, daß der Umgang mit Gott, den entſcheidenſten Einfluß auf die menſchlichen Schickſale von jeher gehabt hat und noch heutiges Tages hat. Ich trage die unzerſtörliche Ueberzeugung in mir, daß die eigenthümliche Kraft des Gebets den ganzen Gang meiner Begebenheiten ändern könne, und zwar immer auf die für mich vortheilhafteſte Art. Dieſe Ueberzeugung iſt keine Schwärmerei, ſondern entſprungen theils durch das Wort des Weiſeſten, der jemals auf Erden gewandelt hat, theils durch Betrachtung meiner eigenen und fremden Schickſale.

Würde, wenn ſolche Ueberzeugung eine Schwärmerei wäre, der Weiſeſte unter den Kindern des Staubes, Jeſus Chriſtus, uns das Beten empfohlen haben? Wußte er nicht eben ſo gut, als die Klüglinge unſrer Zeit es wiſſen, und ſagte nicht auch er ſchon: Euer Vater weiß, was ihr bedürfet, ehe denn ihr bittet? — Und dennoch empfahl er das Gebet! Dennoch ſprach er: Bittet, ſo wird euch gegeben; ſuchet, ſo werdet ihr findet; klopfet an, ſo wird euch aufgethan. Denn wer da bittet, der empfängt, und wer ſuchet, der findet; und wer da anklopfet, dem wird aufgethan. Welcher iſt unter euch Menſchen, ſo ihn ſein Sohn bittet um

Brod, der ihm einen Stein bietet? Oder ſo er ihn bittet um einen Fiſch, der ihm eine Schlange biete? So denn ihr, die ihr arg ſeid, könnet dennoch euern Kindern gute Gaben geben; wieviel mehr wird euer Vater im Himmel Gutes geben denen, die ihn bitten? Matth. 7, 7 — 11.

Ich glaube deswegen nun freilich nicht, daß mein Gebet Wunder wirke, und übernatürliche Dinge hervorbringe. Es bewirkt allerdings viel Auſſerordentliches, aber auch das Auſſerordentliche iſt natürlich, und ſelbſt das Natürliche iſt für uns wunderbar; denn wer begreift es? — Ich glaube auch nicht an plötzliche Erhörungen meines Gebetes. Zwar oft finden ſie ſtatt; oft erſt ſpät; immer aber zur beſten und rechten Zeit, die ich ſelber zu beſtimmen nicht Einſicht genug habe. Darum laſſe ich den Willen des Allwiſſenden walten und verharre vertrauensvoll. Aber dann bete ich nicht mit kindiſchem Eigenſinn, als könne mir durchaus nichts anders nützlich ſeyn, als das, um welches ich bitte. Welche Thorheit, daß des Menſchen Einſicht Gottes Einſicht übertreffen wollte! Doch offenbare ich ihm gern die leiſeſten, geheimſten meiner Wünſche. Es thut ſo wohl, ſein Herz vor einem Vater ausſchütten zu können! Aber, wenn dieſe Wünſche denn auch nicht immer erfüllt werden, ja, wenn oft das Gegentheil von denſelben eintrifft — dennoch fühle ich mich von Dankbarkeit

durchdrungen. Denn ich habe es in der Folge nur zu gut erfahren, daß oft eben das Gegentheil von dem, was ich bat, wirklich mein oder der Meinigen wahres Beſte geweſen iſt. O, ich weiß gar wohl, meine Wünſche waren niemals auch Wünſche der Eitelkeit, der Bequemlichkeit, einer Herzensverwöhnung! Darum, ſo oft ich bete, ſetze ich gern die Worte meines Jeſu hinzu: doch nicht wie ich will, ſondern wie du willſt, mein Vater! — Und ich ende dann mein Gebet nicht mit einer ſtarrſinnigen Erwartung, ſo, nicht anders, müſſe es nun kommen; ſondern mit kindlichem Vertrauen; der Vater wird das Beſte geſchehen laſſen. Ich verlaſſe mich zuverſichtlich auf meinen Gott.

Bei dem allen jedoch iſt nicht minder wahr und gewiß, daß mein Gebet einen großen, entſcheidenden und vortheilhaften Einfluß auf mein und Andrer Schickſal hat. Dies iſt kein Widerſpruch mit dem Vorigen.

Denn ſo oft ich mich dem allmächtigen Gott im Geiſt und im Gebet nahe, wird meine Vorſtellung von ſeiner Macht und hohen Gerechtigkeit ungleich lebendiger und heller, als wenn ich im Geräuſch des Lebens derſelben nur oberflächlich gedenke. Meine Zuverſicht erhöht ſich. Ich wage nicht etwas Ungerechtes von dem Allergerechteſten zu begehren. Ich fühle, zu dem was gerecht und gut iſt, wird

er mir, wenn ich es ernſtlich will, Kraft geben. Vereint mit ihm, vertrauensvoll auf ihn, wird mir das Schwierigſte leicht, das Unmöglichſcheinende möglich. Das Bewußtſeyn von der Unſchuld und Gerechtigkeit meines Vorhabens, klarer als je, wenn ich vor Gott ſtehe, erfüllt mich mit Rieſenkraft; das Zutrauen: er werde mich ſegnen, er mit mir ſeyn, erfüllt mich mit einem unbezwingbaren Muth. Und dieſer feſte Glaube, dieſe eherne Zuverſicht, die nur dem Gebet entquellen kann, wie oft half ſie dem Schwachen ſiegen?

Was der Menſch durch Bewußtſeyn einer gerechten Sache, durch Kraft des Glaubens auszuführen vermag, gränzt an das Unglaubliche und Wunderbare. Kunſt und Geſchicklichkeit vermögen viel, Klugheit, Schlauheit, Reichthum, Uebermacht vermögen viel. Aber die Gewalt eines großen Willens, der aus Rechtgefühl und Gottesmuth hervorgeht, zerreißt wie ein Spinnengewebe alles, was Geſchicklichkeit und Kunſt, Klugheit und Schlauheit erſann, Geld und Uebermacht ausführten. Dies ſeelerhebende Rechtgefühl, dieſe Zuverſicht: Gott iſt mit dir! entſteigt aber nur der Inbrunſt des Gebets.

Wiſſet ihr nicht aus den Geſchichten eurer Vorwelt, wie mancher unbekannte, furchtſame Sterbliche geſtärkt durch das Gebet aus der Dunkelheit entſchloſſen hervortrat, und die gerechte Sache gegen

Völker und Thronen ſiegreich machte. Gott mit mir! dachte er: Wer will wider mich ſeyn? Und mit ihm war Gott. Wiſſet ihr nicht, wie mehrmals geſchah, daß ein unvermögender Mann, ohne Rang, ohne Vermögen, ohne Einfluß, ohne andre groſe Verbindungen, als ſeine Verbindung mit Gott im Gebet, zur Ausführung irgend eines weitläufigen und ſchwierigen Werks zu gemeinnützigen, wohlthätigen Zwecken geſchritten iſt, und daß es ihm, allen Hinderniſſen zum Trotz, gelang. Woher nahm er die Kraft: aus dem Willen. Woher den mächtigen Willen? Aus der tiefen Ueberzeugung des Rechtlichen ſeines Vorhabens. Woher die Ueberzeugung? Aus dem Gebet vor Gott, in deſſen Gegenwart ſich alle ſeine Vorſtellungen geläutert hatten, und ſein Vertrauen erwuchs. Wiſſet ihr nicht, daß mehrmals ein kleines Heer, vielleicht muthlos und ſchon oft geſchlagen, einem an Waffen, Volk und Kriegskunſt weit überlegenen Feind im Schlachtfeld gegenüberſtand? Es zitterte vielleicht um ſeine gute Sache und ſah den Untergang unvermeidlich. Feierlich war der groſe Augenblick, wenn Feldherrn und Soldaten betend auf ihren Knien niederſanken, und im Angeſicht des Feindes das Gemüth voll Inbrunſt zu Gott erhoben, und der Donner des feindlichen Geſchützes ihre Andacht nicht ſtören konnte. Und ſie ſtanden vom Gebet auf. Nun waren ſie andre Men-

ſchen. Die Begeiſterung der Zuverſicht ſtrahlte aus ihren Geberden. Kaltblütig, ohne Todesfurcht, rückten ſie vor. Mit mir iſt Gott! rief es in jedem Einzelnen. Gott war mit ihnen. Jeder ward ein Held. Was ſind todte Maſchinen gegen Gewalt des menſchlichen Willens? Nicht ungeheure Körpermaſſen, ſondern der Geiſt thut das Große im Leben. Es kam der Sieg der Schwachen über die Starken; und der Sieg ging aus dem Gebet hervor.

Zweifelſt du noch, Zweifler, an dem Einfluß des Gebets auf die Schickſale der Menſchen und Länder? Ohne das Gebet würde der Sieg gefehlt haben; ohne das Gebet der Muth des frommen Armen zur großen, gemeinnützigen Unternehmung; ohne das Gebet die Entſchloſſenheit des unbekannten Mannes, aus der Dunkelheit hervorzutreten, Recht und Wahrheit vor Völkern und Thronen zu retten.

Das Gebet, dieſer Umgang des menſchlichen Geiſtes mit dem Geiſt aller Geiſter, führt uns, wenn ich ſo ſagen darf, jedesmal auf die höchſten Höhen des Lebens, von denen herabgeſehen, alles Irdiſche kleinlich, alles Sündliche und Unwillige verächtlich wird. So wie der Menſch im Umgang mit guten und weiſen Menſchen ſelbſt beſſer und weiſer wird: ſo heiliget ſich ſein Gemüth im Umgang mit dem Allerheiligſten. Man kann nicht mit Wahrheit und vollkommener Andacht beten, wenn man

ſich nicht von der Majeſtät und Heiligkeit Gottes bewegt fühlt. Wer aber die Heiligkeit des höchſten Weſens empfindet, kann ſein Gemüth nicht ſogleich dem Unreinen weihen. Der kann nicht mit Innigkeit und Wahrheit beten, der ſeinen Nächſten haſſen und doch zum Gott deſſelben beten will. Der kann nicht beten, der mit Betrug gegen Andre umgeht, und doch zum Allwiſſenden beten will, welcher Abſcheu vor aller Falſchheit hat. Der kann nicht beten, der das irdiſche Wohlſeyn, Vermögen, Ehre, Anſehn, Genuß von menſchlicher Freundſchaft und Liebe dem Göttlichen vorziehen möchte, das in ihm ſeyn ſoll. Er kann nicht zweien Herren dienen, Gott und ſeinem irdiſchen Mammon oder Lieblingswunſch. Er kann nicht beten, ſondern nur Worte machen mit halber Andacht, weil er noch mit halbem Gemüth am Zeitlichen hängt.

Die Flamme der Andacht läutert unſre Wünſche. Im Umgang mit Gott werden ſie göttlicher. Das Irdiſche verliert da allen Werth gegen das Himmliſche, und vor dem höchſten Seelengut verſchwindet wie nichts, das liebſte Erdengut. Daher tritt der Beter oft mit ganz andern Urtheilen über das, was er vorher wünſchte, aus dem Gebet zurück. Er ſieht ein, daß das, wonach er trachtete, nicht das Alleredelſte war, was er ſich wünſchen ſollte. Er verliert nun ſelbſt die Luſt daran, weil er nicht

mehr das Vertrauen dazu hat, daß ihn dies allein beglücken, oder Gott ihm zur Erlangung deſſelben beiſtehen werde. Er ändert ſeine Maasregeln, weil ihm das vormals Wichtige in der Nähe Gottes klein und verächtlich geworden iſt. Und wie er ſeine Maasregeln ändert, ändert er mit ihnen den Gang ſeines künftigen Schickſals. Mit der Wahl eines vortrefflichen Zieles zieht er ein vortrefflicheres Loos. Er wird größer, er wird weiſer, er wird glücklicher; denn nicht Thorheit macht glücklich, ſondern Weisheit. Und das ward er durch den Einfluß des Gebetes.

Ja, ſo ſehr kann der Umgang mit Gott den Geiſt erheben, daß nicht nur ein einzelnes Lebensgut, ſondern das ganze Leben ſelbſt klein und unbedeutend neben dem Göttlichen wird, dem wir nachringen ſollen. Chriſtus betete in Gethſemane, und ging unerſchrocken vor die Richterſtühle und zum Kreuzestod. Stephanus, vom wüthenden Pöbel geſteinigt, bekannte die Wahrheit Jeſu muthvoll. Er betete und ſtarb in heiligem Entzücken. Wie er, thaten hundert und hundert von Bekennern des Heilandes nach ihm. Es erſtaunten die Juden, es erſtaunten die Heiden über den Heldenſinn dieſer Tugendhaften. Die Todesverachtung derſelben erregte Mitleiden, Bewunderung, Nachdenken. Man forſchte tiefer nach; denn ſo kann kein Irrthum begeiſtern. Und die

Forſcher wurden Bekenner. Und das Reich Jeſu breitete ſich ſiegend aus, und mit dem Sturz heidniſcher Tempel verwandelten ſich Sitten und Schickſale der Nationen.

Was uns die Eigenliebe oft wünſchenswerth macht, hört es auf zu ſeyn, wenn wir es im Gebete Gott vortragen. Da, in der Nähe ſeiner Heiligkeit erröthen wir ſelber über den ſelbſtſüchtigen Wunſch. Das Gebet heiligt uns. Gibt uns hingegen das Gewiſſen auch vor Gott noch ein gutes Zeugniß, dann ſtärkt es uns mit Kraft und Zuverſicht macht uns ruhiger um das Gelingen. Die Ruhe macht uns beſonnener. Wir hüten uns wohl, durch unbedachtſame Uebereilungen, zu denen wir vielleicht ſchon geneigt wären, und wozu uns eine Begeiſterung verleitet haben könnte, das Gute zu verderben, was wir vor Gott als gut erkannten.

Wir hüten uns durch Heftigkeit, Zorn und andre Arten der Leidenſchaftlichkeit das zu beflecken, was im Gebet vor Gott zu einem Heiligthum geworden iſt. — Dieſe Vorſichtigkeit iſt die Frucht des Gebetes; wir würden ohne Gebet nicht zu dem Grade von Zuverſichtlichkeit, ohne Zuverſichtlichkeit nicht zu ſolchem Grade von Ruhe gelangt ſeyn, mit der wir nachher zu Werke ſchritten. In einer Aufwallung des Gefühls kann man zuweilen viel leiſten; aber dergleichen Begeiſterung iſt vorüberflie-

gend. Das Gebet dagegen bringt meiſtens, ſtatt des Aufloderns der Empfindungen, den ſtillen Ernſt anhaltender Entſchloſſenheit hervor.

Da nun der größte Theil von den Schickſalen, welche wir erleben, die Folgen unſers eigenen, weiſen oder unwiſſenden Denkens und Thuns ſind; da Weisheit und Herzensgüte ganz andre Schickſale bereiten, als Unüberlegtheit, Wankelſinn und Gemüthsſchlechtigkeit; da das Gebet, der Umgang mit dem höchſten Weſen, die Seele heiliget, erhebt, mit Zuverſicht und Ruhe erfüllt: ſo iſt der Einfluß des andächtigen Gebetes ohne Zweifel auf den Gang menſchlicher Schickſale der entſcheidendſte und wohlthuendſte. Es läßt ſich mit Zuverſicht behaupten, die Schickſale vieler berühmter Männer, die Schickſale unſerer perſönlichen Bekannten würden durchaus von ihren jetzigen verſchieden geweſen ſeyn; ſie würden in vielen Dingen anders gehandelt haben, wenn ſie hätten im Geiſt und in der Wahrheit beten, das heißt, ächt religiös ſeyn können.

Von dieſer Ueberzeugung voll, will ich denn nun keine bedeutende Unternehmung anfangen, ohne mich deswegen nicht vorher im Gebete zu Gott gewendet zu haben. Da im Angedenken ſeiner Vollkommenheit, und daß er nur ein Gott des Guten und Gerechten, kein Gott des Sündlichen iſt, werden ſich meine Wünſche von aller Unlauterkeit befreien; da

wird mein Gewiſſen mir lauter ſprechen, als im Gewühl des Lebens, wo ich bei der Unternehmung vielleicht mir und Andern durch Ueberlegtheit oder Leidenſchaftlichkeit Verderben zu bereiten Gefahr laufe; da wird ſich erſt meine Ueberzeugung befeſtigen, und mit Zuverſicht auf Gottes Beiſtand mein gelaſſener Muth erheben.

Es geſchieht keine That, ſie iſt von Ewigkeit her voraus in der Verkettung der Dinge vorhergeſehen worden. Auch das Gebet iſt eine That, eine der heiligſten und erhabenſten, welcher der Menſch fähig iſt; es iſt ja ein Annahen zu Gott. So iſt denn auch das Gebet in das große Gewebe der Schickſale eingeflochten, und mit dem Gebet alle Folgen deſſelben.

Blos künſtliche Einbildungen erzwingen das nicht, was Inbrunſt des Gottanrufens vermag. In jenen täuſchen uns oft überſpannte Hoffnungen und Blendwerke der Eigenliebe, über die wahre Beſchaffenheit der Sachen. Im Gebet aber redet das Gewiſſen; es zeigt dem Beter, wo er das Ungeziemende, das mit Leichtſinn Gewagte will. Es ſondert von uns ab, was nicht rein iſt, und gibt uns erſt Kraft, wenn die Ueberzeugung von der Gerechtigkeit und Güte unſerer Sache in Gegenwart des allwiſſenden Gottes klar iſt und feſt.

Ja, ich will beten! Die Macht des Gebetes

iſt kein leerer Wahn. Du ſelbſt, mein Heiland, mein Jeſus, haſt mir es geheißen; Du ſelbſt haſt für mich gebetet, und Deine Bitte für das Geſchlecht der ſündigen Menſchen ward uns ein ewiger Segen. Ich will zu Dir beten, mein himmliſcher Vater, und will bitten, Du wirſt mir geben. Ich will bei Dir ſuchen und ich werde bei Dir finden. Woher ſollte ich Muth nehmen, wenn Du meine Zuverſicht nicht wäreſt? Woher Troſt in meiner Bangigkeit, wenn Deine Barmherzigkeit ihn mir nicht reichte? Wenn mich das Leben bedrängt, Du biſt meine Zuflucht! Wenn die Verſuchung zum Ungerechten allzu gewaltig wird, ich will beten und mich in Dir heiligen. Amen.

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Dreiundzwanzigſter Sonntag, den 4. Juni 1815.

Wenn wir vor Begierde brennen,
Und den Engeln gleich uns freun,
Wo wir Andern helfen können,
Andern unſer Leben weihn:
Wenn wir Taube zwar nicht hören,
Aber Dich, Gott, kennen lehren;
Blinden zwar nicht das Geſicht
Geben können, doch Dein Licht.

Welch ein Heil, Gott, ſchon auf Erden.
Engeln an Vollkommenheit
Immer ähnlicher zu werden,
Aehnlich einſt der Seligkeit!
Laß uns nicht in eiteln Träumen
Dieſes große Heil verſäumen;
Lehr' uns Deine Wege gehn,
Einſt wie ſie, Dich auch zu ſehn.

Die Blinden und Taubſtummen.
Matth. 9, 27 — 33.

Die ganze Natur lacht mich in dieſen Tagen des Frühlings wieder freundlicher an; da prangt ſie, von lieblichen Morgen- und Abendröthen umleuchtet,

unter dem Geſang der Finken, Lerchen und Nachtigallen, im ſtrahlenden Blüthenſchmuck, gleich einer jugen Braut. Ich kann nicht ermüden, mich in dieſen ſchönen Wundern Gottes zu ergehen. Alles dünkt mich ſo neu, ſo reizend nach der langen trüben Winterzeit, als erblickte ich es zum erſtenmal. O wie groß iſt des Allmächtigen Güte! O wie glücklich bin ich, daß er mich mit allen Sinnen ausſtattete, durch welche ich ſeine Größe und Herrlichkeit in den Schöpfungen wahrnehmen kann! Wie ſelten erkenne ich dieſe Wohlthat. Wohl iſt der Stolz der Sterblichen thöricht, daß ſie ſich mit ihrem vornehmen Herkommen gegen Aermere brüſten, oder von edler und unedler, hoher und niederer Geburt ſprechen. Vor Gott, unſerm Vater, ſind wir alleſammt ſeine Kinder; vor ihm gilt kein Anſehen der Perſon, kein Herkommen. Was liegt an dem Wahne, ob man wohl- oder hochgeboren ſei; aber ob man mit geſunden Gliedmaßen, mit vollkommenen Sinnen ins Leben trat, dies iſt wohl wichtiger. Was nützt dem, der mit hoher Geburt prangen ſoll, ſeine glänzende Abkunft, wenn ihm auch nur einer ſeiner Sinne fehlt? Was nützt ihm ſein Rang, wenn er ſo unglücklich iſt, ohne Gehör zu ſeyn, oder blind geboren zu ſeyn? Das Kind des Bettlers iſt reicher, als er. Der Dürftigſte kann in den Freuden der Natur ſchwelgen;

der Gehörloſe, der Blinde iſt von den edelſten derſelben ausgeſchloſſen.

Dank ſei dem Allgütigen, daß er mir keine der unentbehrlichen Sinne fehlen ließ, vermittelſt welcher ich den Umgang meiner Miterſchaffnen vollkommner genießen, und die Majeſtät des Schöpfers in ſeinen Werken vollkommner anſchauen kann! Von jeher waren jene Unglücklichen die anziehendſten Gegenſtände für mitleidige Herzen. Wer konnte ihnen geben, was ihnen die Natur verweigert hatte? Sie ſind Geſunde und Kranke, die ſelten oder nie zu heilen ſind. Auch Jeſus Chriſtus, welcher während ſeiner irdiſchen Tage voll Erbarmen gegen alle Leidende war, ſchien ihrer ſich ganz beſonders gern anzunehmen. Seine ſegnende Kraft gab manchem Blinden das nie geſehene Licht der Welt wieder, und ſchloß dem Taubgebornen die Welt der Töne auf. Keinen derſelben ließ er ungeholfen von ſich gehen, darum eilten ſie ihm auch überall nach.

Als er Jairi Tochter aus den Armen des Todes wieder erweckt hatte, und das ganze Land voll des Rufes ſeiner Wunderkraft ward, folgten ihm auch, wie der Evangeliſt Matthäus 9, 27 — 33 erzählt, glaubensvoll zwei Blinde nach, die ſchrien und ſprachen: Ach, du Sohn Davids, erbarme dich unſer! Und da er heimkam, traten die Blinden zu ihm. Und Jeſus ſagte zu ihnen: Glaubet ihr,

daß ich euch ſolches thun kann? Da ſprachen ſie zu ihm: Herr, ja. Da rührte er ihre Augen an und ſprach: Euch geſchehe nach eurem Glauben! und ihre Augen wurden geöffnet. Chriſtus befahl ihnen zu ſchweigen von dem, was er ihnen gethan. Er forderte keinen Ruhm, kein Lob, keinen Dank. Aber vergebens. Die entzückten, ſehend gewordenen Blinden verkündeten im ganzen Lande die Wunderthaten des Heilandes, die er durch Gottes Kraft an ihnen verrichtete. Da brachte ihm das Volk einen Menſchen, der war, wie der Evangeliſt nach damaligen Begriffen der Leute meldet, ſtumm und beſeſſen vom Teufel. Denn was in jenen frühern Zeiten, wo noch viel Aberglauben und Unwiſſenheit herrſchte, irgend Böſes in der Natur, oder irgend unerklärlich Krankhaftes an Menſchen gefunden wurde, pflegte man den Einwirkungen des Teufels zuzuſchreiben. Auch noch heutiges Tages haben wir viele der nämlichen Krankheiten, die damals herrſchten; aber weil man ſie ſich gegenwärtig beſſer erklären kann, hält man ſie keineswegs mehr für die Frucht teufliſcher Beſitzungen. Sogar Nachtwandler oder Mondſüchtige, die mit geſchloſſenen Augen umhergehen, und im Schlafe alle Geſchäfte, auch die ſchwierigſten, oft glücklicher, als im Wachen verrichten, wurden damals für Beſeſſene gehalten, und ſie heilen, hieß eben ſo viel, als den

Teufel von ihnen austreiben zu können. Matth. 17 14 — 21.

So ward denn auch der Teufel von jenem Stummen ausgetrieben, das heißt, Jeſus heilte ihn von ſeinen Gebrechen, und alles Volk verwunderte ſich und ſprach: ſolches iſt noch nie in Iſrael geſehen worden.

Waren nun die Blindgebornen, die Tauben und Stummen, ein ſo beſonderer Gegenſtand des Erbarmens für unſern Herrn: warum ſollten ſie es weniger für mich ſeyn? Iſt er nicht in aller Tugend mein Vorbild? Bin ich nicht in jeder heiligen That zu ſeinem Nachfolger geweiht?

Wenn ich nur daran denke, wie viele tauſend Freuden der Blindgeborne entbehren muß, die mir ungerufen von allen Seiten in die Seele ſtrömen. Ach! für ihn ſchmückt ſich die Natur heute vergebens mit ihrem ganzen Blumenſchmuck. Für ihn kleiden ſich vergebens Thal und Hügel, Wald und Wieſe in ihr leuchtendes Grün, und vergebens ſtrahlen Abends und Morgens die Gewölke vom feurigen Golde. Warum führet ihr ihn hinaus in die reizendſten Gärten, wo eure Blumen in den Beeten mit tauſendfach ändernden Farben prangen; er ſieht ſie nicht.

Von Kindheit an entbehrt er. Das blinde Kind ſteht einſam, in ewige Finſterniß verſtoßen, und

kann ſich nicht mit Geſpielen freuen, wie die andern. Es hört jauchzen, und kann nicht mitjauchzen. Es vernimmt von ihren Spielen, und kann ſie nicht mitſpielen. Es hat Aeltern, es hat Geſchwiſter, und kennt ſie kaum. Stehen ſie einen Schritt von ihm entfernt, ſo hat es ſie verloren. Aller Erſatz, welchen ihr dem armen Kinde geben wollet, iſt für ſeinen Verluſt zu klein. Selbſt was ihr ihm gebet; es nimmt es und erblickt es nie.

Und je älter es wird, je empfindlicher wird ſein Unglück, je größer die Zahl ſeiner Entbehrungen. Ihr tretet frei und unabhängig ins Leben hinaus; der arme Blinde bleibt immer, wie in den erſten Jugendtagen, der Aufſicht, Leitung und Pflege Anderer bedürftig; immer iſt er von Gefahren umringt, vor welchen man ihn beſchützen muß. Er möchte arbeiten, nützlich ſeyn, und kann es nicht. Was ſollte er erlernen, welche Kunſt könnte er treiben, wer will ſie ihn lehren? Ihr ſchließet Freundſchaften; ihr ſehet das Lächeln eurer Geliebten; ihr leſet euer Glück in fremden Augen. Der Blinde iſt einſam, wie ein Verſtoßener, und in die zärtlichſte Freundſchaft für ihn miſcht ſich die Regung des Mitleids. Er hört von Gott, von den Wundern des Allmächtigen. Ihr redet ihm von der Pracht eines hellgeſtirnten Himmels, von dem Glanz und den unermeßlichen Fernen jener Welten. Umſonſt.

Ewige Finſterniß bedeckt ſein Auge; er hat von der Herrlichkeit ſeines Gottes nur dunkle Vorſtellungen. Aus ſeiner langen Nacht wird nie eine Sonne hervorgehen.

Und doch iſt er noch reich und glücklich zu preiſen an der Seite des Taubſtummen. Denn ob wohl dieſer das Tageslicht erblicken kann, iſt ihm doch viel Köſtlicheres, als alles, entzogen, die Sprache, dieſe Mittheilungsgabe der Seelen. Er ſieht die Pracht der Natur, aber für ihn ruht ſie im ewigen Schweigen des Todes verloren. Der Strom rauſcht vergebens, der Donner hallt umſonſt am Gebirge; keine Stimme dringt bis zu ihm. Er ſieht die Sterne des Himmels leuchten, aber wer deutet ihm ihre Beſtimmungen, und erklärt ihm ihre Fernen? Wer ſagt ihm von dem Daſeyn Gottes, ſeines Schöpfers, von deſſen Macht und Weisheit und Erbarmen? Ach, nur dunkle Ahnungen erheben ſich darüber in ſeinem Gemüth, und er kann ſie nicht ausſprechen, und ſie Keinem verſtändigen. Er ſucht ſeinen Gott, den Urheber aller Dinge; ach, und die ganze Welt ſchweigt gegen ihn. Wo ſoll er ihn finden und verehren? Auch für ihn ſtarb Jeſus den Opfertod am Stamm des Kreuzes; er erfährt es nicht. Die ganze Menſchheit iſt für ihn nicht älter, als er ſelbſt iſt; er weis von keinen vorhergegangenen Jahrtauſenden und den Schickſalen ſeiner

Vorfahren; er weiß nicht, woher alles kam und geworden iſt, wie es nun iſt, und begreift nicht, was daraus werden wird? — O der beklagenswürdige Unglückliche! Niemand klärt ſeine verworrenen Vorſtellungen auf, und berichtigt die Urtheile ſeines Verſtandes. Das Weltall, wie ſein eignes Leben, bleiben ihm ein unauflösliches Räthſel. — Selbſt das freundliche Wort ſeines Vaters dringt nicht zu ihm. Umſonſt koſet ihn die Mutter mit ſchmeichelnden Namen; er hat nie den rührenden Ruf der betrübten Mutter vernommen. Er, wenn er leidet, muß ſich ſelber tröſten; Keiner kann ihm Troſt geben, und die Stimmen der Freundſchaft gehen an ihm vorüber, als wäre er nicht zur Gegenliebe geboren. Das große All der Welt iſt ihm nur ein ſtilles, glänzendes Grab; das Leben ein ſtummer, bedeutender Traum; und jeder andre Menſch erſcheint ihm, wie ein wunderbares Weſen höherer Art.

Wohl will ich mich dieſer Blindgebornen und Taubſtummen erbarmen, wie ſich auch Jeſus Chriſtus, der göttliche Menſchenfreund, ihrer herzlich erbarmt hat. Ja wir, denen Gott die Gabe des Geſichts, des Gehörs, der Sprache verlieh, ſtehen allerdings als beglücktere, höhere Weſen ihnen gegenüber. Und wie noch erhabenere Geſchöpfe, Engel, Seraſin auf der unendlichen Stufenleiter der Weſen

über uns vorhanden ſeyn mögen, die mit noch ganz andern Sinnen, als wir, bekleidet, die Herrlichkeit Gottes klarer ſchauen und größerer Seligkeiten fähig ſind, als wir, ſo ſind auch wir ſchon auf Erden im Beſitz unbeſchreiblich hoher Vorzüge und vieler Freuden, welche Blindgeborne entbehren müſſen. Darum ſollen wir ihnen mit unſern von Gott empfangenen Gaben dienen; wir ſollen ihr Schutzengel ſeyn, und uns gleich Engeln freuen, ſie zu Gott führen zu können. Eben dies vielleicht iſt einer von den Zwecken der himmliſchen Vorſehung geweſen, warum ſie die herrlichſten Gaben ungleich vertheilte, damit wir uns ihrer Gnade lebhafter erfreuen ſollten, mannichfaltigern Anlaß zur Uebung gottgefälliger Thaten empfinden, und Ahnungen faſſen ſollen von den Vollkommenheiten und Glückſeligkeiten eines künftigen Lebens und höherer Weſen, neben denen wir hienieden nur noch Blindgeborne und Taubſtumme ſind.

Jene unſre von der Natur verſäumten Mitbrüder und Mitſchweſtern, ſind bald in größerer, bald geringerer Zahl, in allen Gegenden vorhanden. Es kann uns alſo nie an Vorwand fehlen, ihnen beizuſtehen. Es iſt unſre heiligſte Pflicht. Von ihnen beſonders gilt, was Jeſus Chriſtus ſprach: Was ihr dem geringſten von euern Brüdern thut, das habt ihr mir gethan.

Es iſt unſre Pflicht, dafür zu ſorgen, daß ſie nicht lebenslänglich unmündige Kinder und beſtändiger Hilfe bedürftige Waiſen bleiben. Gott hat ihnen Verſtand und Willen gegeben, wie uns, obgleich ſie an Sinnwerkzeugen dürftiger blieben, als wir. Ihr Geiſt iſt unſterblich, wie unſer Geiſt.

Es iſt unſre Pflicht, zu ſorgen, daß ſie einen zweckmäßigen Unterricht empfangen, ſo wohl um wahrhaft menſchlich und für die Schönheit der Tugend empfindlich zu werden, ſondern auch nach Maasgabe ihrer beſchränkten Kräfte, in der menſchlichen Geſellſchaft nützlich zu ſeyn. Denn das Nützlichſeyn und Nichtvergebensgelebthaben iſt die Grundlage alles Guten. Zwar die Kunſt, Blinde anzuweiſen geſchickte Handarbeiten zu verrichten, ſie leſen, ſchreiben, rechnen, oder muſikaliſche Werkzeuge ſpielen, oder andre Sachen zu lehren, für welche ſie Fähigkeit zeigen, iſt mit mancher Schwierigkeit verknüpft. Doch haben wir aller Orten Beiſpiele genug, daß die größten Hinderniſſe auf eine faſt unglaublich einfache Art beſiegt worden ſind. Hat man doch, Gott ſei Dank, Erfahrungen genug, daß Taubgeborne und deswegen der Sprache auf immer Beraubte, nicht nur im Schreiben, Rechnen und Leſen, nicht nur in vielerlei Handwerken und nützlichen Künſten, ſondern ſogar in höhern Wiſſenſchaften die auffallendſten Fortſchritte gemacht haben; daß ſie von Gott die geläutertſten religiöſen Begriffe, von Jeſu Verdienſt die vollkommenſte, reinſte und erhabenſte Ueberzeugung, und von der Tugend, wie von der Sünde deutliche Erkenntniß empfingen.

Faſt immer haben die, welche des Geſichts oder des Gehörs beraubt ſind, eine groſſe Gelehrigkeit. Sie erſetzen den mangelnden Sinn durch Schärfung der übrigen. Der Taubgeborne hört gleichſam mit den Augen; der Blindgeborne ſieht gleichſam mit den Fingern und ſeinem feinen Gehör. Ihr Geiſt, weniger zerſtreut durch die Menge der Gegenſtände, welche herbeiſtrömen durch verſchiedene Sinne, heftet ſeine Aufmerkſamkeit ungeſtört auf das, was ihm vorliegt, und hält ihn mit ungeſchwächter Kraft feſt. Dies alles erleichtert den Unterricht der Blinden, wie der Taubſtummen ſehr, und ſoll uns ermuthigen, ſie dem bürgerlichen Leben, wie ſich ſelber und den lieben Ihrigen nützlich zu machen.

Dies nicht allein. Ihr Geiſt iſt unſterblich! Auch der Blinde ſoll Gott ſchauen; auch der Taubgeborne den Ruf des ewigen Erbarmers an ſein Herz vernehmen. Unſre Pflicht iſt es, als der Unglücklichen Engel dazwiſchen zu treten und Mittler zu werden. Wir ſollen ſie zu Jeſum und durch Jeſum zu Gott führen. Auf uns laſtet die Verantwortlichkeit, wenn ſie in halbthieriſcher Verwilderung aus dem Leben ſcheiden, und in heidniſcher Blindheit keinen Erlöſer kennen, der auf Golgatha auch für ſie blutete.

Es iſt vor allen Pflicht und Verantwortlichkeit der von Gott verordneten Obrigkeiten: Vormünder und Pflegeältern der Blinden und Taubſtummen zu ſeyn. Denn wo in ihrem Lande, in ihrer Gemeinde ein Unglück iſt, welches nicht von einzelnen Bürgern gehoben werden kann: ſollen ſie es durch die vereinte

Kraft der ganzen Geſellſchaft mindern, welcher ſie vorzuſtehen haben. Die gehörige Unterweiſung der Blinden und Taubſtummen erfordert aber ſolche Vorbereitungen und ſolche Kenntniſſe von Seiten der Lehrer, daß ſich dergleichen nicht für jeden einzelnen im Lande wohnenden Unglücklichen, beſonders auffinden laſſen; noch den Vermögensumſtänden aller Aeltern möglich wäre, für ihre Kinder die Koſten der Vorbereitungen und Lehrer abgeſondert zu beſtreiten. Daher ſind öffentliche Anſtalten für blinde Kinder oder für Taubſtumme allein zweckmäßig.

In allen Ländern der Welt, bei Chriſten, Juden, Heiden und Türken, iſt es der Obrigkeiten ſchönſter Ruhm, Verſorger der Wittwen und Waiſen zu ſeyn. Warum erbarmt ihr euch nicht der Taubſtummen und Blindgebornen? und wenn ſie ſchon Aeltern haben, ſind ſie darum minder verwaiſt? Sie ſind Waiſen der Menſchheit, Verlaſſene der Natur. Der Blinde ſteht in finſterer Wüſte; der Gehörloſe hat ſelbſt den Troſt des Gebetes, das Aufblicken zum himmliſchen Vater, die Hoffnung der Ewigkeit nicht.

In allen Ländern, wohin mit dem Chriſtenthum das Geſetz der Menſchlichkeit kam, findet man öffentliche Anſtalten zur Verpflegung Hilfsbedürftiger und Nothleidender. Die Kranken und Armen haben ihre Verſorger. Aber warum werden die Taubſtummen und Blindgebornen vergeſſen, deren ſich doch in jedem Lande oft mehr befinden, als man glaubt? Sind ſie nicht weit ärmer als der ärmſte Bettler an der Straße, dem nichts fehlt, als der Biſſen Brodes,

der ihm ſo bald gegeben iſt? Sind ſie nicht hilfsbedürftiger, als der ärmſte Kranke, dem doch das Mitleiden Arzneien, und der Gedanke an den Gott und Vater der Unglücklichen, Troſt geben kann? Aber Almoſen geben dem Blinden nicht die Freuden des Auges, und keine Arznei heilt das Gebrechen des Taubſtummen. Warum verſäumt ihr ſie, die ihr getauft ſeid auf den Namen deſſen, der mit beſonderer Liebe ſich der Stummen und Blinden erbarmte? Warum verſäumt ihr ſie, die ihr von Gott Beruf, Weihe und Macht empfinget, die Glückſeligkeit eurer Mitbürger zu befördern?

Schon haben ſich in einzelnen Ländern menſchenfreundliche Stimmen für beſſere Pflege unſerer unglücklichen Mitgeſchöpfe erhoben; ſchon ſind in einzelnen Städten ehrwürdige Männer aufgeſtanden, und haben ſich aus eignem, edeln Triebe dem Unterricht der Taubſtummen oder Blinden gewidmet — Gott ſegne ſie! haben von ihrem eigenen Vermögen zum Beſten derſelben hingeopfert — Gott lohne ſie! aber allen Aermern jener beklagenswürdigen Menſchenklaſſe beizuſtehen, das waren ſie nicht vermögend; das iſt Sache der geſammten bürgerlichen Geſellſchaft, deren Mitglieder dieſe Unglücklichen ſind; das iſt Pflicht der Obrigkeiten, die von Gott geſetzt ſind, der Schirm der Vergeſſenen und Verſäumten zu werden!

Chriſtliche Obrigkeiten, erbarmet euch eurer lichtberaubten, eurer ſtummen Mitbrüder! ſie ſind Gottes Kinder. Ihr verſorgt die Waiſen, aber nicht die Allverwaiſeſten! Ihr kleidet die Nackten, ihr ſpeiſet

die Hungrigen; aber die am Geiſte darben, und ſelbſt oft des Gedankens an Gott und Erlöſung entbehren müſſen, laſſet ihr hilflos. Ihr wachet mit Sorgfalt über die Schulen und Tempel eures Landes; aber für die iſt keine Schule, kein Tempel, welche denſelben am bedürftigſten ſind, da ſelbſt der Anblick der göttlichen Schöpfungen ſie nicht rühren, belehren und erheben kann. Erbarmt euch ihrer, daß ihr geſchloſſenes, finſteres Auge euch nicht anklage, ſondern einſt lohnend auf euch blicke, und ihr ſtummer Mund nicht vor dem Thron des ewigen Richters ſeufze; ſondern euch dankbar ſegne.

Aber auch jedem Einzelnen, er ſtehe hoch oder niedrig, wenn er ſich Nachfolger und Jünger Jeſu nennen will, liegt die Pflicht ob, ſich der Taubgebornen und Blinden anzunehmen, und um ſo mehr, da ſie vergeſſen von der Natur, auch von den Menſchen am meiſten vergeſſen ſind. Frage nicht, edle Seele, die vom ſtillen Mitleiden bei dem Gedanken an dieſe Unglücklichen bewegt wird, frage nicht: Was kann ich doch für ſie thun? Ich bin nicht reich genug, ſie zu unterſtützen, oder Anſtalten des Unterrichts für ſie zu gründen. Was kann ihnen mein ohnmächtiger Wunſch helfen?

Wenn man ernſt entſchloſſen iſt, Gutes zu ſtiften, dann iſt man nie arm; Gott hilft; ſein Segen macht das Senfkorn zum Baum und das Schärflein der armen Wittwe zum Schatz. Gehe hin, ehre die Unglückſeligen; ſei ihr Schutzengel, wo du es je ſeyn kannſt. Schuldloſes Unglück iſt immer ehrwürdig. Dulde nicht, wenn rohe Halbmenſchen Spott

treiben mit armen Blinden; oder wenn gefühlloſe Herzen ſich Luſt machen, die Stummen und Gehörloſen zu necken. Sei ihr Vertheidiger, ihr Fürſprecher: ſei ihr Freund, wo du ſie findeſt, daß ſie nicht Aergerniß an der Menſchheit nehmen, und glauben, größerer Verzug ſei die Urſache größerer Schändlichkeit.

Gehe hin; verſuche es, die Zahl der verſäumten Blinden, der armen Taubſtummen zu erfahren, die in deiner Gegend, in deinem Lande ohne allen zweckmäßigen Unterricht leben. Du wirſt derer eine größere Anzahl finden, als du vielleicht vermutheteſt. Dies wird dich zu ihrem Beſten nur beredter und thätiger machen, und deinen Worten bei Andern größern Nachdruck gewähren.

Erlaubt es dein Vermögen, oder begünſtigt dich dein Stand zur Stiftung einer Unterrichtsanſtalt für arme Blinde oder Taubſtumme deines Vaterlandes hinzuwirken, verſäume es nicht; zumal wo es an weiſen und menſchenfreundlichen Obrigkeiten fehlt; oder wo du in einem Lande wohneſt, da man das Vergnügen mehr, als das Nützliche, das Glänzende mehr, als das Pflichtmäßige ſchätzt. Verzage gar nicht beim drohenden Mißlingen des erſten Verſuchs; zittere vor den Hinderniſſen nicht: du wirſt ſiegen, denn der Vater der Stummen und Blinden, Gott, iſt mit dir! Trage dein Schärflein bei, ſprich nicht: wozu dies Wenige? du biſt reich; denn Gottes Segen wird dein heiliges Unternehmen weihen; wird das Wenige in Viel verwandeln und Herzen erwecken. — Gehe hin, hilf mit deinem

Schärflein, wo Männer von Kenntniß, Kraft und gutem Willen, ſich der Unglücklichen annehmen wollen. Unterſtütze ſie nach deiner Kraft. Dränge dich nicht vor. Verlange kein Lob, keinen Dank; ſondern tritt beſcheiden in deine Verborgenheit zurück, wie Jeſus, der göttliche Demuthsvolle, als er die Blinden ſehend gemacht hatte, und ihnen zu ſchweigen befahl.

Und Du, der Blinden und Stummen Erbarmer und Vater, ſegne jedes Werk, welches zu ihrem Heil auf Erden unternommen wird. Auch ich will, wo ich kann, wo ich weiß, dazu ermuntern, beiſteuern, rathen, daß Dein Reich auch zu denen komme, die Deinen heiligen Namen nie hören, nie ſtammeln werden auf Erden. Daß Dein Licht voll Gnade und Seligkeit auch in die ewige Nacht derer leuchte, welche nie die Wunder Deiner Allmacht erblicken! Amen.

Stunden der Andacht

zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Vierundzwanzigſter Sonntag, den 11. Juni 1815.

Gottes Kinder ſollt ich haſſen?
Lieblos, unbarmherzig ſeyn?
Meinem Feinde nicht verzeihn?
Meine Schuld ihm nicht erlaſſen?
Und der Herr erläßt mir doch
Meine Schuld, und trägt mich noch!

Der Du für die Uebelthäter
Um Geduld batſt, und die Laſt
Unſrer Schuld getragen haſt,
Unſer Mittler und Erretter,
Lehre, wie ich gütevoll
Meine Feinde ſegnen ſoll.

Deine Thränen, wie ſie floſſen,
Als Dein Aug' um mich geweint,
Laß mich ſehn, o Menſchenfreund!
Laß mich ſehn Dein Blut vergoſſen,
Daß auch ich vom Grolle frei,
Meinem Feind Wohlthäter ſei.

Verſöhnung.

Matth. 5, 23. 24.

In der Betrachtung des Lebens Jeſu iſt nichts, was ſo ohne Ausnahme jedes menſchliche Herz rührt, das weichgeſchaffenſte wie das roheſte, als Chriſti Engelsunſchuld unter unverdienten Leiden; ſeine alle Schmerzen vergeſſende Liebe gegen die, welche ihn verkannten und quälten; ſein Segen über die ihn verfluchenden und verhöhnenden Mörder. Da weint auch das Kind, welches noch keine andere Thräne, als die Thräne des flüchtigen Verdruſſes oder Eigenſinns gekannt hat; da erweicht ſich auch das Gemüth des Gefühlloſeſten in Gegenliebe und Bewunderung, und der herzloſe Spötter wird gezwungen zu ſprechen: Wahrlich, dieſer iſt Gottes Sohn!

Wohl Mancher hält ſich zu jeder Tugend fähig und ſtark genug, aber kaum zu einer ſo hohen alles verzeihenden, alles duldenden, großmüthigen Liebe, die, wenn ſie nichts mehr Gutes zu thun vermag, noch mit Inbrunſt für diejenigen betet, unter deren Wuth ſie ſtirbt. Aber in dem göttlichen Gemüth des Erlöſers war ſie die Quelle ſeiner geſammten Empfindungen, Urtheile und Entſchließungen. Gott ähnlich, der ſeine Sonne aufgehen läßt über Sünder und Gerechte, war er in ſich ſelber zu erhaben, um die Sterblichen, oder auch nur einen einzigen der-

ſelben, wegen ihrer Verirrungen und leidenſchaftlichen Thorheiten zu haſſen. So kann auch ein Vater- und Mutterherz nie aufhören das Kind zu lieben, wenn es ſchon deſſen Unarten ſtraft.

Und in dieſem ſchönen, hochmenſchlichen Sinn, wie der Meſſias lebte, der ſelbſt Judas, den Verräther, nicht haſſen konnte, lehrte er auch. Die Liebe zur Gottheit und Menſchheit, wie ſie ſein ganzes Weſen erfüllte, war auch ſein höchſtes Gebot. „Darum, wenn du deine Gabe auf den Altar opferſt“, ſprach er, „und wirſt allda eingedenk, daß dein Bruder etwas wider dich habe: ſo laß allda vor dem Altar deine Gabe, und gehe zuvor hin und verſöhne dich mit deinem Bruder, und alsdann komm und opfre deine Gabe.“ Matth. 5, 23. 24.

Kein Geſchäft wird den Menſchen, wie ſie nun einmal ſind, wohl ſchwerer, als ſich mit Jemanden aufrichtig zu verſöhnen, von dem ſie beleidigt worden ſind. Da ſtämmt ſich mit trotziger Kraft in ihnen der rohthieriſche Trieb der Rache und Vergeltungsſucht entgegen; da wird der eigenwillige Stolz, unter dem Namen des edlen Selbſtgefühles laut, und will ſich von ſeinen Rechten nichts vergeben, und ſpricht: Andre haben ſo nahe zu mir, als ich zu ihnen. Ich bin nicht der Urheber des Zwiſtes, nicht der anfangende Theil geweſen: warum ſoll ich nun um Frieden bitten und Freundſchaft ſuchen,

als wäre ich der einzige Schuldige? Da ſucht das widerſtrebende Herz, auch wenn es die Pflicht der Verſöhnlichkeit wegzuläugnen nicht Rohheit genug hat, allerlei Beſchäftigungen ſeines Weigerns, den erſten Schritt zu thun, und tauſend ſcheinbare Ausflüchte, um ſich vor Gott, Menſchen und ſich ſelbſt zu rechtfertigen.

„So wörtlich hat es Jeſus nicht verſtanden!“ ſagt man, „daß ich ſogleich nach einer alten, oder vielleicht friſch empfangenen Kränkung hingehen und wieder Verſöhnung anbieten ſoll.“ Aber wörtlich hat er es verſtanden, du ſollſt gerade denjenigen, der dich beleidigte, zum auserwählten Gegenſtand deines Wohlthuns, deiner Dienſtgefälligkeiten machen; du ſollſt eben am wenigſten der Feind deſſen ſeyn, der dein Feind iſt. Denn wörtlich übte auch Jeſus ſeine Ermahnung: Segnet die euch fluchen, thut wohl denen die euch beleidigen, und ſammelt feurige Kohlen auf ihren Häuptern; das heißt: zeiget ihnen in Wort und That, daß ihr edler und erhabener ſeid, als ſie, indem ihr mit Güte, die ſie nicht verdienen, Kränkungen erwiedert, die ihr nicht verdientet, und ſo ſie zur Erkenntniß ihrer Schlechtigkeit bringet, daß ſie euch nicht anſehen können, ohne brennende Schamröthe auf ihren Wangen.

„Ich will meinem Widerſacher verzeihen im Herzen, aber mehr kann man von mir nicht for-

dern!“ ſagt man. Iſt dies nicht eine der alltäglichen, groben Selbſttäuſchungen gemeiner Seelen? Du willſt im Herzen verzeihen, Gott ſoll es wiſſen, aber warum nicht dein Gegner? Iſt es aufrichtige Vergebung, wenn der nichts davon weiß, der ſie empfängt? Du verzeihſt im Stillen, aber dein äuſſerliches Schweigen pflanzt den alten Groll und deſſen Nachtheile fort. Es wird nicht von dir gefordert, daß du hingehſt und mit Worten ſprichſt: ich verzeihe dir und verlange Verſöhnung! Aber an dir wird gefordert, daß du durch Thaten deine aufrichtige Verzeihung ausſprecheſt und dem Gegner damit verkündeſt, du haſſeſt ihn nicht.

„Vergeben will ich es, aber vergeſſen kann ich es nicht!“ ſagt man. Das heißt gewöhnlich ſo viel, als rächen will ich mich nicht, aber wieder freundſchaftliche Dienſte und Gefälligkeiten erweiſen, dafür werde ich mich hüten. Iſt aber das keine Rache, unter anderm Mantel, wenn du dem, der dich kränkte, nirgends mehr Gefälligkeiten und Liebesdienſte erzeigen willſt? Jeſus fordert uns auf, auch des Feindes Freund zu ſeyn. Iſt es Liebe, wenn man zufrieden iſt, Andern nicht zu ſchaden? Es ruhig geſchehen zu laſſen, wenn Andre Andern ſchaden?

„Es wird ſchon Gelegenheit kommen, daß ſich wieder ausgleichen läßt, was wir gegen einander

haben“, ſagt man. Woher weißt du, daß wirklich die Gelegenheit kommen wird? Du möchteſt die Verzeihung oder Verſöhnung aufſchieben, weil es dir mit derſelben eigentlich kein Ernſt iſt. Wäreſt du ein wahrhaft edelſinniger Menſch, du würdeſt die Gelegenheit mit Vergnügen aufſuchen, der Gegenpartei zu zeigen, daß du nichts wider ſie habeſt; daß du dich nicht länger beleidigt fühlſt. Ja, wenn dein eignes Gewiſſen eingeſteht, du ſeieſt vielleicht ſelber in der erſten Aufwallung zu weit gegangen, was anders, als elende falſche Scham hindert dich, hin zu gehen und Verzeihung zu fordern. Sich rächen, oder Andre ſtrafen, iſt thieriſch angenehm; aber groß genug denken, ſich ſelber zu ſtrafen, das iſt himmliſche Empfindung. Warum willſt du ſtolzer ſeyn, dem Thiere mehr, als dem Engel zu gleichen? Weil du kein Nachfolger Jeſu, ſondern ein von verächtlichen Geſinnungen befangener Menſch biſt.

„Ich habe mir in meinem Betragen nichts vorzuwerfen; ich bin der beleidigte Theil. Hingehen und Verſöhnung fordern, oder dergleichen nur durch liebreiche Handlungen herbeirufen, hieß: ich wolle mich ſelbſt ins Unrecht ſtellen und mich ſchuldig erklären. Ich will vergeben, aber mir nicht mein Recht vergeben. Dies zu ſchätzen, gehört zu meinen erſten Pflichten.“ So ſpricht man. Man ſpricht ſo, wenn man ſeinen Zorn mit Vernunft gründen,

rechtfertigen möchte, ohne dabei zu bedenken, daß das, was an ſich tadelhaft iſt, durch nichts zu rechtfertigen iſt. Und tadelhaft iſt alles, was aus irgend einer leidenſchaftlichen Empfindlichkeit entſpringt. Dein Recht ſollſt du allerdings ſchätzen, aber mit gleicher Strenge auch die Rechte deſſen ehren, wider den du eingenommen biſt. Er hat dir durch dein Betragen Verachtung bezeugt; gleichviel. Dein Recht, dein Anſehen, deinen Werth beſchirme; aber du haſt keine Befugniß, auf irgend eine Weiſe Anſehen und Werth des Gegners zu ſchmälern. Was von ſeiner Seite Unrecht war, kann durch Erwiederung bei dir nicht zum Recht werden. Du biſt der Verachtung werth, wenn du nicht durch Edelmuth im Stande biſt, denen Achtung einzuflößen, die dir abgeneigt ſind. Beweiſe von der einen Seite die Giltigkeit deiner angegriffenen Rechte, von der andern Seite aber auch deine Erhabenheit über niedrige Beleidigungen, und daß, wenn endlich ſogar dein vermeintes Recht irgend zweifelhaft ſeyn könnte, es doch niemals der gute Adel deiner Denkart iſt.

„Mit der Bosheit“, ſagt man, „iſt kein Friede zu ſtiften.“ Allerdings; doch mit den Perſonen iſt er zu ſtiften. Haſſe die Sünde, aber den Sünder nicht. Du tadelſt ja auch an dir lieben Freunden den Fehler, ohne darum die Freunde ſelbſt zu ver-

ſtoßen. Die Mutter ſtraft ihr Kind und liebt es dennoch. Du ſchauderſt vor dem Verbrechen des Miſſethäters, der auf den Richtplatz geführt wird, und empfindeſt Mitleiden gegen ſeine Perſon. Du erkennſt hier die Möglichkeit, den wichtigen Unterſchied zwiſchen Sache und Perſon zu machen: warum entgeht er dir in dem Augenblick, wenn du perſönlich gereizt worden biſt? Mache deines Gegners allfällige Bosheit dir unſchädlich, aber ſchade dem Gegner nicht ſelbſt, denn du würdeſt ſeine Bosheit gegen dich nur vergrößern. Vertheidigung und Nothwehr für dein Recht iſt himmelweit vom Durſt nach Vergeltung und Rache entfernt.

Völker vertheidigen gegen Völker ihr Recht mit dem Schwert, weil ein irdiſcher Richter über beide fehlt. Im Staate richten und ſtrafen Geſetz und Obrigkeiten wegen verletzter Rechte des Bürgers. Kleinere Kränkungen ſind jedem einzelnen überlaſſen abzuthun. Aber auch im offenen Kriege der Völker iſt es denſelben um ihr Recht nur, nicht um das gänzliche Verderben eines Volks zu thun; auch im Staate haben Geſetz und Obrigkeiten keinen Haß gegen die Perſon, ſondern gegen das Verbrechen. Warum willſt du wilden Völkern, oder ungerechten Richtern gleichen, und die Perſon haſſen, ſtatt der Bosheit? Nichts kann dir mehr Ehrfurcht und Achtung bei deinen Gegnern, als dieſe unbeſtechliche

Gerechtigkeit, erwerben, daß du, auch beleidigt von ihnen, alle ihre übrigen guten Eigenſchaften anerkennſt, ihnen wohl thuſt, dieneſt, das Wort redeſt wo du kannſt, ohne darum ihren Fehler gut zu heißen.

Wenn wir von Jemanden unfreundlich oder ſchlecht behandelt worden ſind, pflegen wir ihn uns noch weit ſchlechter und abſcheulicher vorzuſtellen, als er iſt. All ſein Gutes verkleinert ſich in unſern Augen, und ſein geringſter Mangel erſcheint uns rieſenhaft, die gleichgiltigſte ſeiner Reden und Handlungen eine Verrätherin des böſen Gemüthes, und ſelbſt das Gute, was er thut, nur eine Zweideutigkeit. — Wo wir ſolche Vorſtellungen haben, da iſt bei uns keine Gleichmüthigkeit, ſondern Haß, Bosheit, Unwahrheit, leidenſchaftliche Selbſtverblendung. Es iſt in uns kein großer Sinn, nicht Jeſu Geiſt.

Wir pflegen mit eben ſo großem Unrecht zu haſſen, als zu lieben. Gleich wie wir uns den, mit dem wir entzweit ſind, viel ſchlechter denken, als er iſt, ſtellen wir uns den viel beſſer vor, den wir lieben. An jenem vermindern, an dieſem verkleinern wir die allfälligen Fehler. Ohne dieſe alltäglichen Selbſttäuſchungen der Menſchen, würden ſie weder geſchwind zu grobem Haß, noch zu Schließung vertrauter Freundſchaften ſeyn, weder ſo bitter haſſen,

noch ſo übereilt und innig lieben, als ſie thun. Suche denn, willſt du weiſe ſeyn, an deinen Lieblingen das Mangelhafte, an denen, die dir zuwider ſind, ihre ſchätzbaren Seiten auf; dann wirſt du in deiner Freundſchaft nie betrogen, in deinem Widerwillen mäßiger werden. Es iſt auf Erden Niemand ſo vortrefflich, daß er unſere höchſte Liebe verdienen könnte, eine Liebe, über welche wir heilige Pflichten verſäumen dürften; aber es iſt auch Niemand ſo böſe, daß er nicht Eigenſchaften beſäße, derentwillen er wahre Hochſchätzung werth wäre.

Auch diejenige Perſon, mit welcher du gegenwärtig in Spannung lebſt, ſtellt ſich deine Denkart, dein Weſen, dein Betragen ſchlechter vor, als es iſt. Denn blos daher rührt ihre Verachtung deiner, die dich doch im Grunde ſchmerzt. Wie könnte ſie dich haſſen, wenn ſie von Hochſchätzung für dich durchdrungen wäre? — Sie hat unwürdige und unwahre Begriffe von dir. Sie iſt im Irrthum. Aber was haſt du gethan, um ihr dieſen Irrthum zu nehmen? Was haſt du gethan, um ihr zu beweiſen, daß der Fehler in ihrer Vorſtellung von dir lag? Du ſprichſt: ich möchte mir nicht die Mühe geben, ſie eines Beſſern zu belehren. Du willſt alſo das Schlechte, was ſie von dir denkt, beſtätigen? So verdienſt du denn auch ihre Verachtung im vollen Maaße. Du ſagſt: es ſei dir ſehr gleichgiltig,

ob die Perſon gut oder bös von dir urtheile? Ich zweifle an der Wahrheit deines Wortes. Ich weiß, es ſchmerzt dich, daß ſie dir Hohn und Verachtung wieß, ſonſt würdeſt du jetzt nicht aufgebracht gegen ſie ſeyn. Ich weiß, es würde dir nicht lange gleichgiltig ſeyn, wenn du erführeſt, daß du dich über ſie getäuſcht hätteſt; daß ſie, weit entfernt wider dich zu ſeyn, überall für dich das Wort führte; überall, ohne dabei öffentlich zu ſcheinen, deine Sache beförderte; überall, ohne wegen des zwiſchen euch Vorgefallenen Aufhebens zu machen, deinen Verdienſten und rühmlichen Eigenſchaften unaufgefordert Gerechtigkeit wiederfahren ließe; du würdeſt nicht länger gleichgiltig bleiben, wenn du ſogar hören müßteſt, daß eben dieſe Perſon, weil ſie gerade Gelegenheit dazu vor ſich ſah, am meiſten zur Erfüllung eines deiner Wünſche beitrug, ohne nur Dank dafür zu begehren. — Lege die Hand aufs Herz: würde ſie dir länger gleichgiltig bleiben? Nein, mache dich doch ſelber nicht ſchlechter, als du wirklich biſt. Du würdeſt dich nicht enthalten können, ihr beim erſten Anlaß Liebes mit Liebem zu erwiedern; ihr mit Rührung, mit offner Selbſtbeſchämung zu ſagen, du hätteſt ſie verkannt, du wäreſt wirklich im erſten Augenblick zu weit gegangen; du wirſt der Erſte ſeyn, den verdrießlichen Vorfall unter euch zu beſeitigen, um ihn an Großmuth zu übertreffen,

oder wenigſtens ihm nicht nachzuſtehn. So würdeſt du! So ſollten alle wohldenkenden Menſchen, die nicht zum verwahrloſeten Pöbel gehören mögen, handeln, ſo ſollten Chriſten ſeyn.

Und nun, warum dreheſt du den Fall nicht um, und biſt derjenige, welcher ſeinen Gegner mit ſolcher Großmüthigkeit überraſcht und deinen beſſern Werth anzuerkennen zwingt; ihn zwingt, dich zu verehren, deine Freundſchaft zu ſuchen, ſeinen Fehler und Irrthum einzugeſtehn? Wie, du ſchwankſt noch verlegen? O Schwächling, ſo biſt du in der That ſo ſchlecht, als du dir deinen Gegner ſelber vorſtellſt.

Den erſten Grund zu gewöhnlichen Trennungen der Menſchen legen meiſtens Mißverſtändniſſe; nachtheilige, vielleicht eben bei übler Laune gemachte Deutungen des Betragens; Einflüſterungen eines, vielleicht ſehr grundlos angebrachten Argwohns. Die gegenſeitige Kälte drehet ſich anfangs oft um elende Kleinigkeiten; zuweilen mehren alberne Zwiſchenträgereien, zuweilen andere Zufälle das Uebel. Endlich will im thörichten Stolz Keiner nachgeben, Jeder erſt den Andern gedemüthigt ſehen, und Menſchen, die vielleicht ganz dazu geeignet wären, ſich wechſelſeitig hochzuſchätzen und einander weſentliche Dienſte leiſten zu können, entfernen ſich von einander in Feindſchaft.

Iſt nun wirklich eine Kleinigkeit — und alles

Vergängliche und Irdiſche iſt Kleinigkeit! — der Mühe werth, darum ſich gegenſeitig auf alle Weiſe das Leben bitter zu machen? Was kann ich zuletzt mit allem Haß und Zürnen gewinnen, wenn ich darüber auch nur eine einzige frohe Stunde einbüßen ſollte? — Iſt der nicht einer der erſten Thoren, der ſich mit Groll und feindſeligen Betrachtungen Gift in den Freudenbecher ſchüttet? Iſt der, welcher uns kränkend behandelt hat, wirklich ſchlechter in ſeiner Denkart, als wir ſind? Warum laſſen wir uns das anfechten, was er wider uns thut? Warum geben wir nichts ſeinen Schwachheiten nach, oder, wo es uns höhere Pflichten unterſagen, warum behandeln wir ihn nicht in allem Uebrigen mit Großmuth und Schonung, ganz auf die edlere, entgegengeſetzte Art, als er uns? — Oder iſt er wirklich, neben mancher Schwäche, doch ſonſt von löblichen Eigenſchaften, warum entziehen wir ihm unſre Achtung für dieſe, und legen auf jene ſo unmäßiges Gewicht? Kehren wir damit nicht die Waffen wider uns ſelber, und verſchlechtern wir nicht unſern eigenen Werth?

Wie groß auch eine uns widerfahrene Beleidigung ſei, nie kann ſie ſo groß ſeyn, uns ein Recht zu geben, die Perſon zu haſſen. Die Beleidigung warnt uns nur, mit derſelben Perſon nicht wieder in ſolche Verbindungen und Berührungen zu treten,

ſn der ſie uns auf ähnliche Weiſe abermals kränken oder ſchaden könnte. Vorſichtigkeit, nicht Rache, ſoll der Fehler eines Nächſten gewähren. Rache erzeugt nur Gegenrache. Aber wenn wir den Fehlbaren durch unſer edelmüthiges Betragen zur Erkenntniß ſeiner Verirrung und Ungerechtigkeit, zur tiefen Bereuung ſeiner Unbeſonnenheit nöthigen: das iſt Triumph des Chriſten, des Weiſen, das der hohe Sieg der Tugend.

Erlebe dieſen Triumph, wenn du ihn noch nie genoſſen haſt, wenn du noch nie die Thränen der Rührung und Herzlichkeit im Auge eines Menſchen ſaheſt, der dich gern gehaßt hätte, und ſtatt deſſen gezwungen iſt, dich zu verehren! Erlebe dieſen Triumph; o du wirſt nie wieder den Triumph der Rache und Schadenfreude begehren. — Und das heißt ſegnen, die uns fluchen, wohlthun denen, die uns beleidigen! Mehr forderte Jeſus, der göttliche Lehrer nicht, als deinen eignen Triumph. Hältſt du ſein Gebot noch für allzu ſchwer?

Siehe die Tage unſers Beiſammenſeyns auf Erden ſind ſo kurz. Vergifte ſie nicht ſelber mit Zorn und Uebereilung. Gehe, es gibt Menſchen, die dich noch verkennen; Menſchen, die du bisher nicht leiden mochteſt; bereite dir einen heiligen Triumph. Verſöhnung! — Das Leben iſt eng und klein, deſto größer ſoll der Menſch darin ſtehen. — Wer weiß

denn, ob diejenige Perſon, mit der du zerfallen biſt, die du vielleicht auch gekränkt haſt, nicht bald dem Grabe gehört? Willſt du vielleicht den letzten ihrer Augenblicke zu einem ſchweren machen? Möchteſt du der ſeyn, der ihr ſtilles Entſchlafen beunruhigt? Soll ſie mit einem Seufzer über dich die Welt verlaſſen, mit dem Seufzer vor Gott treten in die Ewigkeit?

Oder wer ſagt dir, wenn du aufhöreſt bei uns zu ſeyn? Könnteſt du unverſöhnt ſterben und dabei freudig ſterben? Und wenn du auf dem Todesbette auch mit ſterbender Lippe Verſöhnung lächelſt, hört es denn der, dem es gilt? — Das Köſtlichſte was du den Deinigen im Tod als Erbſchaft geben kannſt, iſt die Hochachtung und Freundſchaft, deren du genoſſeſt. Wer unverſöhnt in die Gruft ſinkt, hinterläßt in ſeiner Erbſchaft einen Fluch.

Es iſt ein erhabenes Wort und ein himmliſchſchönes Gefühl in dem Wort, ſagen zu können: Ich kenne auf Erden Keinen, deſſen Feind ich bin! — Es iſt keine Schande, unſchuldig befeindet zu werden; aber immerdar ſchimpflich und ſchuldbar, Andre zu befeinden und zu kränken.

Darf ich mit frohem Muthe ausſprechen: Ich kenne auf Erden Keinen, deſſen Feind ich bin, dem ich übel will? Allwiſſender, hell iſt vor dir mein Herz! Richte Du! Meinen Erſchaffe-

nen, meinen Miterlöſeten, Deinen Kindern, Du weige Vaterliebe! ſollte ich Haß weihen? Perſonen haſſen ſollte ich, elenden Tandes willen, die Du liebeſt? — Ich ſollte unverſöhnlich haſſen und nicht verzeihen, der ich zu Deinen Tempeln, zu Deinen Altären gehe, zum Liebes-, zum Verſöhnungsmahl Jeſu Chriſti, des erbarmenreichen Weltverſöhners?

Nein, nein, lieben will ich, die mich haſſen wollen; ſegnen, die mich fluchen; wohlthun allen, die mich beleidigen; denen das Beſte reden, die mich verläumden; denen im Verborgenen Dienſte leiſten, die mir gefliſſentlich Gefälligkeiten verſagen; helfen denen, die mich in der Noth ohne Hilfe ließen! — Fehlerhaft und voller Schwachheit ſind wir Alle; auch ich will verzeihen! will den Menſchen lieben, auch wenn ich ſeine Fehler zu tadeln Urſache habe; Verſöhnung auf Erden und im Himmel! O, vergib mir meine Schuld, Richter über den Sternen, Allbarmherziger, wie ich vergebe meinen Schuldigern. Amen.

Stunden der Andacht

zur Beförderung

wahren Chriſtenthums

und

häuslicher Gottesverehrung.

Fünfundzwanzigſter Sonntag, den 18. Juni 1815.

Vater Aller! alle Erdenkreiſe,
Alle Zeiten ehren Dein Gebot;
Horden Wilde, Heilige und Weiſe
Nennen Zevs, Jehova Dich, und Gott.

Großer Urquell, den ich nie ergründe,
Dahin nur beſchränkſt Du meinen Sinn,
Daß ich immer Deine Güte finde,
Und nur ſeh', daß ich ein Blinder bin.

Jedem gabſt Du in dem finſtern Stande
Das Gefühl, was gut und böſe ſei;
Legteſt die Natur in ihre Bande
Aber ließeſt unſern Willen frei;

Gott, Dein Tempel iſt der Himmel Sphäre,
Erde, Meer und Luft Dein Opferhain; —
Jauchzet, Völker, jauchzt zu ſeiner Ehre,
Und das Weltall müſſe Weihrauch ſtreun!

Die Erdbewohner und ihre Religionen.

Erſter Theil.

Weisheit Salomonis 15, 3.

Ich ſehe das Geſchlecht der Sterblichen, in welchen Weltgegenden, Ländern, Städten, Dörfern es wohne, von der Frühe des Morgens bis zur Nacht bemüht, ſich zu ſpeiſen, zu tränken, zu kleiden, Nahrung oder Obdach zu ſuchen, wie andre Thiere. Es vermehrt ſich, es ſtirbt ab. Man ſäet, man pflüget, man ſchmiedet, man bauet, man forſcht, man reiſet, man ſchwimmt über Meere, man arbeitet unter der Erde, man lernet, man lehret, man regiert, man überfällt ſich, mordet, liebet, vereinigt, trennt ſich. Ich finde dies Alles oder Aehnliches im Reiche der Thiere unter verſchiedenen Geſtalten wieder. Es geſchieht wie bei den Thieren, alles um des Leibes und der Noth, um des Lebens und der Luſt willen. Todesfurcht und Wohlbehagen, Hunger und Geſchlechtstrieb erzeugen Arbeitſamkeit und Ruhe, Haß und Liebe, Entzweiung und Eintracht auf mannichfaltige Art unter den Thieren, und auf mannichfaltige Art unter Menſchen.

Wäre es dem Bewohner eines andern Sternes vergönnt, auf den Erdball niederzuſteigen, um das Gemüth und Weſen und die abwechſelnden Lebensweiſen, Naturtriebe und Stimmen der Geſchöpfe

zu beobachten, er würde den Menſchen kaum für ein wunderbareres Geſchöpf, als alle übrigen halten, noch ihm größere Vollkommenheit zutrauen. Denn ſeine ſchönſten Paläſte ſind noch nicht ſo kunſtvoll und ſchön, als das Blumengehäuße eines Wurms; ſeine Gewebe nicht ſo ſinnreich und zart geſponnen, wie die Gewebe der Spinne; das Inſekt kleidet ſich unbegreiflicher ein, als er; die Nachtigall ſingt ſüßer; die Zugvögel reiſen mit größerer Schnelligkeit, Sicherheit und Beſtimmtheit von Welttheilen zu Welttheilen; die Arbeiten der Biene für ihren Lebensunterhalt, ihr Schweben von Blume zu Blume, ihre Entferuung ohne Verirrung, ihr Wahrnehmen der Witterungswechſel iſt auſſerordentlicher; der Löwe iſt ſtärker; der Adler ſchwingt ſich höher. Ueberall wird der Menſch an irdiſchen Vollkommenheiten einzelner Thiergattungen übertroffen; überall iſt er unbeholfener und ärmer, ſein Leben zu friſten, ſein Bedürfniß zu ſtillen. Nur dadurch möchte er in ſeiner Eigenthümlichkeit wunderbar neben den andern ſcheinen, daß er von allen andern Geſchöpfen erſt lernen muß, wie er es zu machen hat? vom Baum ſelbſt, wie er pflanzen, von der Aehre erſt, wie er ſäen müſſe? Er iſt gleichſam beſtimmt, der Nachäffer der ganzen Natur zu ſeyn. — So möchte er vielleicht den Blicken des Bewohners aus einem andern Weltkörper erſcheinen.

Und gewiß iſt der Menſch, wie er in ſeinen Alltagsgeſchäften erſcheint, auch nur meiſtens Thier, und mehr nicht, ſo groß er ſich auch dünke.

So irdiſch ſein gemeines Leben iſt oder ſcheint, ſpricht doch wieder aus demſelben etwas Anders hervor, das nicht irdiſch iſt, und nicht für dieſe Welt gehört. Es hilft ihm daſſelbe nicht zur Fortpflanzung ſeiner Art, nicht zur Nahrung, zur Kleidung, zum Obdach oder Wohlleben. Es ſtrebt wo anders hin, und über ſein Leibliches hinweg, vom Staub empor zum Himmel. Er gehet von den Mühen des Tages in die Einſamkeit und betet. Durch das Geräuſch des Alltaglebens, ſeiner Heere und Flotten, ſeiner Gewerbe und Jahrmärkte erklingen feierlich, wie aus den Wolken nieder, die Stimmen der Glocken. Sie mahnen an das Höhere, Geiſtige; zur Verehrung des höchſten Weſens in den Tempeln. Wie in der abendländiſchen Chriſtenheit die Luft vom Glockenruf zahlloſer Kirchen erſchallt, ſo ruft im Morgenlande von den Thürmen herab der Tempeldiener die Gläubigen zur Andacht, und Tauſende wenden ſich betend gegen Aufgang der Sonne, und beugen ihre Stirn in den Staub vor dem, vor welchem Alles Staub iſt. Die Schulen der Juden erklingen vom Preis Jehovas. Durch Arabiens Wüſten ziehen einſame Schaaren der Wallfahrer zum Grabe ihres Propheten. Der Indier kniet an

ſeinem heiligen Strome Ganges. Der Perſer geht auf des Hügels Höhen, fern vom Getöſe des Lebens zum Urſprung des Lebens zu beten, und ſeine Arme zur Sonne, als dem Sinnbild des unſichtbaren Gottes, zu erheben. In den weiten Räumen wandern der Hirtenvölker, ſteigen Rauchſäulen der Opfernden auf von einfachen Altären. Der Wilde liegt ſeufzend vor einem Bilde und flehet zum großen Geiſt.

Das iſt das Erhabenere des Menſchengeſchlechtes! Aller Orten geht das Geiſtige über das Irdiſche auf, und über den dumpfen thieriſchen Naturtrieb die heilige Sehnſucht der Seelen zum Unſichtbaren, der das Vergängliche an das Ewige knüpft. Alles hat ſein Gebet, Alles ſeine Religion; nur das vernunftloſe Thier nicht, und unter den Menſchen der nicht, welcher aus wahnſinnigem Vernunftſtolz dem Thier wieder gleich wird, und Gott und Ewigkeit bezweifeln oder läugnen will. Aber die Zahl dieſer Irrenden iſt klein und ein Nichts gegen die Allheit des Menſchengeſchlechts. Ihre vermeinte Weisheit iſt eine widerſpruchsvolle Verzerrung ihres Gemüths, in welcher ſie ſich Götter dünken im Weltall. Aber in allen Erdſtrichen, in allen Zeitaltern betet die Menſchheit und hat gebetet in Salomons Geiſt: D i c h, G o t t, k e n n e n, i ſ t e i n e v o l l k o m m e n e G e r e c h t i g k e i t; u n d d e i n e M a c h t w i ſ ſ e n, i ſ t e i n e W u r z e l d e s e w i g e n L e-

bens. Weisb. Sal. 15, 3. Denn nur erſt alsdann iſt der Menſch wahrlich Menſch, und als das Vollkommnere gerecht, was er ſeyn ſoll, nämlich über die Thierheit emporragend, wenn er Gott kennt; und jemehr er die Macht und Größe Gottes erkennt, je heiliger wird das Gemüth; je tiefer wurzelt es in das, was nicht Staubesſache, ſondern Ewiges iſt.

Während aber in allen vernünftigen Weſen Bewußtſeyn, Glaube und Ahnung des lebendigen Gottes iſt, erregt die unüberſehbare Mannigfaltigkeit der Vorſtellungen von Gott, die große Verſchiedenheit der Religion auf dem weiten Erdboden mein Erſtaunen. Wenige Völker haben eine und dieſelbe. Von etwa tauſend Millionen Menſchen, die auf unſerm Weltall wohnen, gehören kaum zweihundert Millionen zum Bekenntniß des chriſtlichen Glaubens. Inzwiſchen iſt das Chriſtenthum jetzt ſchon in allen fünf Theilen der bewohnten Erde ausgebreitet; aber auch die Juden ſind es, dieſe treuen Verehrer der Geſetze Moſis. Die Lehren Mahomeds von Gott und der Ewigkeit und den Pflichten der Sterblichen gegen das höchſte Weſen, gelten nicht nur in einem Theile Europas, ſondern weit mächtiger noch in Aſiens ungeheuern Reichen und Inſeln, wie in Afrika und deſſen wenig bekanntem Innern.

Viele Völker des Morgenlandes nennen wir Heiden; aber ſie haben vom Herrn ſehr geläuterte Be-

griffe; in ihrer Tugendlehre die edelſten Geſetze; in ihrer Gottesverehrung Einfalt, Würde und Andacht. Beiweiten die meiſten Religionsarten verſchiedener Nationen ſind uns noch unbekannt, entweder weil nur ſelten genau beobachtende Reiſende zu ihnen kamen, oder ihre Sprachen uns noch allzu dunkel und fremd ſind. Von vielen wiſſen wir, ſie beten zu den Sternen; von andern, ſie verehren groſſe Menſchen der Vorwelt, oder die Kraft des Feuers, oder das Wohlthätige wunderbarer Thiere und Pflanzen, oder ſelbſt verfertigte Götzenbilder. Aber ob ſie den Stern und die Pflanze, den Helden der Vorwelt, oder das Thier, oder das Bild für den lebendigen Gott ſelbſt halten, ob ſie ihn nur unter einem Sinnzeichen ſeiner Macht und andern Eigenſchaften verehren, dies iſt ſchwer zu erfahren. Ohne Zweifel gibt es wie bei uns, auch bei allen andern Völkern des Erdbodens verſchiedene höhere und niedere Stufen der geiſtigen Fähigkeiten und Anſichten. Und wie in vielen chriſtlichen Kirchen der unwiſſende Haufe vor todten Bildniſſen heiliger Sterblichen kniet, und von den Bildniſſen ſelbſt wunderbare Wirkungen erwartet, während doch dieſelben für den Beſſerunterrichteten nur als Erinnerungsmittel daſtehen, v o r ihnen das unvergängliche Heilige zu verehren, nicht i n ihnen deren Kraft anzubeten: ſo wird auch bei denen, welche Heiden heiſſen, groſſer

Unterſchied der Vorſtellungen bei derſelben Sache ſeyn, die äuſſerlich von allen auf einerlei Art verrichtet wird.

Und warum dieſe große Abweichung menſchlicher Vorſtellungen unter einander vom höchſten Weſen, welches doch Alle ſuchen und Alle verehren, wenn auch auf verſchiedene Art? — Warum dieſe Vielförmigkeit der Religionen? —

Geſchöpf! welche Rechenſchaft forderſt du vom Schöpfer? Dieſe Mannichfaltigkeit war ſein heiliger Wille. Oder zweifelſt du, daß auch etwas ohne ſeinen Willen ſeyn könne? Hat er es gewollt, ſo lagen erhabene Zwecke in ſeiner Abſicht, die wohlthätig ſind, obgleich dein begränzter Verſtand ſie nicht ergründet. Ueberall in ſeinen Schöpfungen iſt die unendlichſte Mannichfaltigkeit von Erſcheinungen ſein Gebot. Welche Buntheit der Farben, Geſtalten und Eigenheiten der zahlloſen großen Weltkörper des Himmels, der Steine, der Gewächſe, der Thiere, der Menſchen auf Erden! Welche Abweichungen eines Menſchen vom andern, und des einzelnen Menſchen von ſich ſelbſt, in ſeinem verſchiedenen Alter von der Kindheit bis zur Greiſenſchaft! Wer kann denn nun ſagen, welche Bildung und Art zu ſeyn, eigentlich von allen die vollkommenſte ſei? Iſt nicht jedes in ſeiner Gattung und Weiſe vortrefflich und noth-

wendig? Nur das groſse Ganze mag vollkommen heiſſen, das Einzelne davon iſt blos zweckmäſsig.

Wenn ich bedenke, daſs jeder einzelne Menſch in ſeinen religiöſen Vorſtellungen und Geſinnungen nie ſich gleich bleibt und es ſogar nicht bleiben kann; wenn ich bedenke, daſs ich als Kind in der mir beigebrachten Glaubensweiſe ganz anders dachte und empfand, als ſpäter, da ich Jüngling wurde; daſs ich durch viele Erfahrungen im männlichen Alter meine jugendlichen Religionsbegriffe ſehr verändere; daſs ich im hohen Greiſenalter, mit vielen Andern, auch meine Anſicht von göttlichen Dingen umſchaffe: ſo muſs ſich allerdings meine erſte Verwunderung über die Vielgeſtaltigkeit der Religionen bei den Bewohnern des Erdbodens mildern.

Ja, wenn ich dazu noch erwäge, welchen Einfluſs die Verſchiedenheit der Himmelsſtriche, oder der warmen und kalten Klimate auf die Naturen der Länder und ihrer Pflanzen, Thiere und Menſchen hat; erwäge, wie ernſt und rauh der Sterbliche in den Gegenden iſt, die nahe an den Gebieten des ewigen Schnees liegen; wie weichlich, ſchlaff und träge der Einwohner brennend heiſſer Landſtriche iſt; wie da die Temperamente, die Neigungen, die Leidenſchaften nothwendig gleichſam andere Töne annehmen: ſo wird mir hell und klar, daſs die Religionsarten ewig auf Erden verſchieden bleiben werden,

obwohl die Menſchheit überall einerlei Geiſtesrichtung zu Gott, Ewigkeit und Tugend behält.

In den kalten Nordländern, wo der Menſch mit größerer Anſtrengung dem viele Monate lang vom Eis erſtarrten Boden die Früchte der Nahrung abzwingen, wo er ſein Vieh ſorgfältig in warme Ställe einſchließen muß, damit es nicht im Froſt des Winters verderbe, iſt er ſelbſt rauher, ernſter. Sein Blut iſt gleichſam kälter. Kraft iſt ſein Stolz. Der Verſtand iſt in ihm vorherrſchend; ſeine Einbildungskraft minder lebendig, oder düſter, wie ſein wolkenreicher Himmel. Und ernſt iſt auch ſeine Religion. Ihn erquickt darin mehr der Gedanke, als das Bild. Seine Kirchen ſind einfach und ohne großes Prachtweſen, wie ſeine Landſchaft im größten Theil des Jahres. Er liebt Freiheit des Muthes, wie des Urtheiles. Darum ſind ſelbſt ſeine Könige durch Geſetze und Stände beſchränkt. Auch in der Kirche will er keinen höchſten Prieſter und bindende Macht eines Spruches anerkennen. Wer ändert ihn?

In den warmen Ländern iſt feuriges Blut, lebendigere Einbildungskraft. Der wolkenloſe freundliche Himmel, die bunte Pracht der Erde, die brennenden Farben der Blumen und Vögel, alles in der Natur wirkt mächtiger auf die äuſſern Sinne. Das kühle Urtheil des Nordländers, deſſen ſchmuckloſer Gottesdienſt ſind dem Bewohner der mittäglichen

Himmelsſtriche ungenügend. Dieſer ſchmückt ſeinen Glauben mit den Gebilden der Einbildungskraft, wie ſeine Kirche mit allem Pomp des Aeuſſerlichen und dem Glanz aller Farben. Sinnlicher, weichlicher, üppiger, bereitet ſeine Kirche ihm Feſte um Feſte; heftiger in ſeinen Gefühlen, wird er geneigter zur Flucht in Einöden, zur Ertödtung des Fleiſches, zur gottesgeweihten Selbſtmarter. Im Wechſel ſeiner Empfindungen und Gelüſte ſich nie gleich, ungeſtüm einmal und einmal feig, ſieht er in ſeinen Königen willkührliche Gebieter, und in den Oberhäuptern der Kirche auserkohrne, geweihte, untrügliche Dollmetſcher des Himmliſchen. Wer ſchafft ſeine Natur um?

Sogar in den gemäßigten Strichen der Erde findet man ſolche entgegengeſetzte Eigenthümlichkeiten, je nachdem die Länder der kälteſten oder heißeſten Weltgegenden näher liegen. Daher mußte ſelbſt in der chriſtlichen Religion und Gottesverehrungsart große Abweichung entſpringen. In den nördlichen Reichen unſers Welttheiles ſind die einfachen, mehr den Verſtand anſprechenden, ſchmuckloſern Gottesverehrungen der Lutheriſchen und Reformirten herrſchend; in den Ländern gegen Mittag waltet mit Majeſtät und alle Gefühle beſeligend die katholiſche Kirche. Hier iſt Einheit und Alleinherrſchaft des Glaubens; dort die Frucht geiſtiger Freiheit; Tren-

nung in vielen einzelnen, kleinen Glaubensparteien, die Keinen über ſich erkennen mögen, als ihre Vernunft und ihren Gott.

Warum verſpottet der Norden thörichter Weiſe den Süden? Warum tadelt er den Glauben und die Kirche, in welcher Millionen Glückſeligkeit und Seelenruhe finden? Sende deinen dunkel bewölkten Himmel, deine halbjährigen Winter, deine Tannenwälder über die blühenden warmen Mittagsgefilde: dann erſt können die Bewohner derſelben ſich in deine wärmenden Pelze hüllen und den Werth deiner einfachen Gottesverehrung erkennen. Warum verdammt mit frevelndem blinden Eigendünkel der Menſch im Süden den geiſtigen, vom Bilderprunk entkleideten Glauben des Nordländers? Warum verurtheilt er ſie, die Jeſum verehren, und die, wie er, auf Thätigkeit und Kraft der Tugend dringen, als Verlorene und von Gottesliebe Verſtoßene? — Reize mit dem Saft deiner Pflanzen ihre Nerven, erwärme mit der Sonne deines Himmels ihren Boden, und treibe ihren Monate langen Schnee auf ewig von ihren Fluren, dann werden ſie zu dem Altar zurückkehren, an welchem du beteſt.

Es iſt ein trauriger Beweis von der Unwiſſen-

heit und Roheit der Menſchen, daß ſie ſich tadeln und haſſen, weil ſie einander nicht gleich ſtehen. So wenig auf Erden jemals einerlei Sprache, einerlei Kleidung, einerlei Lebensart möglich iſt, ſo wenig wird jemals auf Erden einerlei Kirchpartei ſtatt finden, auch wenn ſich einſt alle Kniee im Namen Jeſu Chriſti beugen, und Jeſu Lehre endlich alle Sterblichen beſeligt. Darum ſei fern von mir, daß ich verachte oder ſchelte, die nicht mein Glaubensbekenntniß ausſprechen! Fern ſei von mir, daß ich die Chriſten in den verſchiedenen Kirchen verdamme, die nicht eins ſind mit der Kirche, welche für mein Gemüth die allein ſelig machende iſt! — Alle, alle ſind Deine Erlöſeten, alle die Dich fürchten und Deine Gebote halten, Vater im Himmel. Nicht ihr äuſſerlicher Gebrauch, nicht ihr Meinen, ſondern wie Jeſus ſpricht: Das iſt das ewige Leben, daß ſie Dich, daß Du allein wahrer Gott biſt, und den Du geſandt haſt, Jeſum Chriſtum, erkennen. Joh. 17, 3.

O Du, Unbegreiflicher, Segnender, Allesumfangender, Allesdurchdringender, Allesliebender! Du, den das Geſchlecht der Sterblichen ſeit Jahrtauſenden in tauſend Sprachen, in tauſend verſchie-

denen Vorſtellungen, Tempeln, Moſcheen, Kirchen, Schulen, Hainen und Berghöhen anbetet! Einziger! Lebendiger! mein Gott! höre im Lobgeſang Deiner Kreaturen, höre im hohen Lied der Miriaden Sonnen, welche durch Deine Himmel fliegen, auch meines Mundes frommes Stammeln! Denn auch ich, Du, dem alle gehören, der allen gehört, auch ich bin Dein Kind.

Ich kann Dich anbeten, darum darf ich, darum ſoll ich beten zu Dir, ohne welchen meine Seele nichts, mein Leichnam ein umherwehender Staub wäre. Ich kann beten, darum ſteigt mein Geiſt mit ſchaurigem Entzücken in den Gedanken Deiner Herrlichkeit zu Dir empor und erſchwingt der menſchlichen Geiſter allerhöchſte Höhe — die Erkenntniß Deiner Majeſtät.

Anbetung, Preis und Dank Dir, daß Du Barmherziger Dich mein erbarmteſt, ehe ich war, und aus dem Schooße des Nichts mit Deiner Allmacht hervorriefſt; daß Du meine Augen öffneteſt, Dich zu finden! — Anbetung Dir und Preis und Dank, daß Du Deinen Sohn, meinen Erleuchter, Jeſum Chriſtum in die Welt ſandteſt, auch zu meines Geiſtes Erleuchtung und Erlöſung von thieriſcher

Finſterniß und den Taumeln der Sünde! Durch ſeine Liebe ward mir vollkommene Gerechtigkeit und meinem ganzen Daſeyn die Wurzel des ewigen Lebens. Denn Dich kennen iſt eine vollkommene Gerechtigkeit, und Deine Macht wiſſen, iſt eine Wurzel des ewigen Lebens.

Aber auch ſie ſind Deine Kinder, in deren Nächten noch keine Sonne der Wahrheit aufſtieg; denn alle ſchufſt Du, alle rufſt Du, alle ſuchen Dich, alle beten zu Dir! Und ob ſie beten im Wald oder auf den Hügeln der Berge, oder in hochgebauten Tempeln von Stein und Erde, oder im Schatten des alten Baumes; ob ſie Dir Weihrauch anzünden, oder Brandopfer auf Altären, oder fromme Gelübde darbringen im Herzen; ob ſie Dich finden im unendlichen All, oder im glänzenden Tagesgeſtirn, in der Kraft des vernunftloſen Thieres oder in der Heiligkeit des von Dir gemachten Bildes — ſie ſind Deine Kinder, ihre Sehnſucht ſucht Dich und ruft Dich, wie Dich meine Sehnſucht ſucht und ruft.

O du unendliche Vollkommenheit, was ſind wir Staubesgeſchöpfe vor Dir! Wer darf vor Dir ſich der Weisheit und Wahrheit und vollkommenen Erkenntniß rühmen? Die Weisheit der einſichtvollſten

Sterblichen und die Dürftigkeit der Erkenntniß des Wilden auf den Inſeln des Meeres, ſind vor Dir kaum eines Haares Breite von einander getrennt. Du biſt hoch über Alles. Alle ſegnend, alle liebend! Du ordneſt die Welt, und haſt die Kreiſe der Erde gezogen und ſie mit Deinen Menſchen bevölkert. Du haſt es angeordnet, daß nicht alle auf gleiche Weiſe Dich anſchauen und verehren. Warum ſollte ich die haſſen, welche nicht glauben und nicht ſehen, wie ich? Warum die verdammen und des ewigen Elendes werth halten, die Du lieb haſt, wie mich, und anders denken, empfinden, beten, als ich, weil ſie nicht anders können nach Deinem Willen? Wer recht thut und Dich fürchtet, der iſt Dir angenehm in allerlei Volk; nicht die Perſon, nicht die Meinung, nicht die Vorſtellungsart ſieheſt Du an.

O Du alles mit gleicher Liebe umfangender, ja, ich will lieben wie Du, und in ſtummer Demuth Deinen Willen verehren. Amen.

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Sechsundzwanzigſter Sonntag, den 25. Juni 1815.

Hilf daß auf der ganzen Erde
Deines Willens Heiligkeit,
Großer Gott empfunden werde!
Alle Völker, weit und breit,
Alle Werke Deiner Hände,
Müſſen Dir gehorſam ſeyn.
Alle Deiner Huld ſich freun
Bis an Deiner Schöpfung Ende.
Nur wer Deinen Willen thut,
Deſſen Glaub' iſt wahr und gut.

Die Erdbewohner und ihre Religionen.

Zweiter Theil.

Matth. 7, 16 — 20.

Allerdings kann die Mannichfaltigkeit der Religionen, die man bei den verſchiedenen Völkern des Erdbodens findet, Erſtaunen erregen. Wenn man aber die Urſachen dieſer Vielgeſtaltigkeit beobachtet, erſcheint uns dieſelbe weniger wunderbar. Wir

begreifen es, daß die Verſchiedenheit des Einfluſſes des Himmelſtriches, der Umgebungen, der Nahrung, auf das Gemüth der Menſchen ungemein groß ſeyn, und wie in ihrem Temperament, auch in ihrer Denkart Verſchiedenheit hervorbringen müſſe.

Inzwiſchen bemerke ich in aller dieſer Mannichfaltigkeit der Glaubensmeinungen eine gewiſſe Uebereinſtimmung in den weſentlichſten Dingen, ohne welche die Religion nicht mehr Religion ſeyn könnte. Dies Weſentliche aller Religionen iſt immer: Glaube an Gottheit, Verhältniß des Menſchen zum Göttlichen, und Wirkung ſolches Verhältniſſes auf ein Leben nach dem Tode. Wie in der chriſtlichen Religion, ſo finden wir dieſe Hauptſätze ſelbſt bei den wildeſten Völkerſtämmen.

So lange der Verſtand der Völker noch unerleuchtet iſt, werden auch dieſe drei Dinge von ihnen äuſſerſt unvollkommen gedacht werden. Auch bei den Heiden iſt Glaube an Gottheit, aber ſie bevölkern Erde und Himmel mit vielen Göttern. Auch ſie fühlen ein unvermeidliches Verhältniß zwiſchen ſich und den Göttern, von denen ſie alles Böſe fürchten, alles Gute hoffen. Darum erkennen ſie gewiſſe Pflichten an, welche der Menſch gegen die Götter habe. So ſind die Opfer entſtanden. Auch iſt in ihnen heller oder dunkler die Vorſtellung von

einem Leben nach dem Tode, auf welches ihre Götter großen Einfluß haben.

Je ungebildeter ein Volk iſt, je verworrener iſt deſſen Religionsbegriff. Aber auch dieſe kindiſchen Vorſtellungen der Menſchen von göttlichen Dingen beurkunden die Erhabenheit des Menſchen über das Thier, und daß ſich die Gottheit in ihm geoffenbart habe. Denn woher ſonſt der Gedanke an Gott, Ewigkeit und Menſchenpflichten? Daß man weiß, daß Gott ſei, ſagt Paulus, iſt den Heiden offenbar, denn Gott hat es ihnen offenbaret, damit daß Gottes unſichtbares Weſen, das iſt, ſeine ewige Kraft und Gottheit wird erſehen; ſo man das wahrnimmt an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt: alſo daß ſie keine Entſchädigung haben. Röm. 1, 19. 20.

Je mehr ſich die Völker ausbildeten und reif wurden, je mehr machten ſie Zuſätze zu den uranfänglichen Religionsbegriffen. Es mag Völker gegeben haben und noch geben, in denen blos erſt der Gottesglaube lag, und bei denen ſonſt weder Opfer für die höhern Weſen noch Spuren von Erwartung einer Fortdauer nach dem Tode gefunden werden. Aber aus dem Gottesglauben ging, wie aus einem Keim, bald die Furcht und Hoffnung, das Gebet und der Opferdienſt, alſo der Anfang zur Religioſität hervor; endlich

auch der Gedanke an die Unſterblichkeit, Lohn und Strafe jenſeits des Grabes. Nun geſtaltete ſich dieſe Urreligion nach Maasgabe der Erfahrung und Gemüthsarten der Nationen weiter aus, und es entſtanden die Abweichungen.

Die Menſchen, als ſinnliche Weſen, ſuchten ſich von jeher, noch wie heute, das was eigentlich nichts als Gedanke war, zu verſinnlichen, um es deutlicher zu denken. So machten ſie ſich von ihren Gottheiten erſt ſichtbare Ebenbilder; bald war der Stier, als Sinnbild der Stärke durch die Kraft ſeiner Hörner; bald die Schlange, als Sinnbild der Klugheit und Furchtbarkeit, zugleich das Sinnbild der unſichtbaren Gottheit. Es entſtand durch Verwechſelung des bloßen Zeichens mit dem, was es bezeichnen ſollte, der Götzendienſt, die Bilderanbetung. Es wurden bleibende Altäre, bleibende Wohnungen der Gottheiten, oder Götzentempel erfunden, bleibende Diener der Götzen, oder Prieſter angeſtellt, und alles was im Innern des Gemüths als Gedanke und Gefühl geweſen, trat in das ſinnliche Leben verkörpert über. Wir finden daher bei allen Völkern, neben ihrer Religion, gleichſam die ſinnliche Hülle derſelben, die Kirche; oder neben der innern Gottesfurcht den äußern Gottesdienſt.

Von Zeit zu Zeit ſtanden nun Männer von höhern Einſichten, oder Männer auf, die Gott ſelbſt weihete,

Licht in der Geiſterwelt zu verbreiten und ſeine würdigere Erkenntniß zu offenbaren. Ein ſolcher Gott Geſandter war Moſes. Aber auch Perſer, Juden, Chineſen und faſt alle alte Völker rühmen ſich, wo nicht göttlicher Offenbarungen, doch ſehr erleuchteter Weiſen, welche ihren Vätern eine beſſere Erkenntniß Gottes und der menſchlichen Pflichten gegeben haben. Manche Völker hielten dieſe Weiſen des hohen Alterthums für etwas Göttliches, und erweiſen ihnen auch göttliche Verehrung.

Dies alles mußte nothwendig zur noch größern Vermannichfaltigung der Religionen auf Erden beitragen, ſo wie der Gottesverehrungsarten. Ungeachtet der Urkeim der Religion überall derſelbe geweſen war, hatte er ſich, je nachdem er in verſchiedenem Boden aufkeimte, in unendlicher Verſchiedenheit entfaltet. So bringt der gleiche Saame zwar die gleiche Pflanzengattung überall hervor, aber unter tauſend Pflanzen derſelben Art, iſt keine in allen Theilen ganz wie die der andern beſchaffen.

Ein jedes Volk, von Kindheit auf in die Religion ſeiner Väter eingeweiht, hielt die ſeinige immer für die beſte und wahrſte. Gewohnheiten und früh eingeſogene, nachher ſchwer zu entwurzelnde Vorſtellungen, wirkten auf die Denkart des einzelnen Menſchen, wie des ganzen Volkes. Und ſo haben die Religionen gewiß nicht minder auf Sitten,

Gebräuche, Geſetze und Staatsverfaſſungen zurück-gewirkt, als die Beſchaffenheit des Himmelsſtriches, unter welchem die Völker wohnten, auf die Geſtaltung ihrer religiöſen Vorſtellungen und kirchlichen Meinungen gewirkt hatte. Und dies ſowohl, als daß jedem ſeine Religion das Höchſte und Heiligſte iſt, welches er ſich nicht antaſten und entweihen laſſen kann, ohne ſein ganzes Verhältniß zu allem Wahren und Guten und Großen zerſtören zu laſſen, macht die Völker in Religionsangelegenheiten unduldſam gegen einander. Dieſe Unduldſamkeit ward eine neue und mächtige Befeſtigung jeder Religion, daß ſie ſich nicht leicht mit einander vermiſchten, oder ganz ausrotten ließ. So war auch von dieſer Seite die Vereinbarung aller Religionen in eine einzige erſchwert oder unmöglich gemacht.

Sehr natürlich mußte aus der Ueberzeugung jedes Einzelnen vom heiligen Werth und der Wahrheit ſeines Glaubens, und aus der liebevollen und dankbaren Verehrung ſeines Glaubensſtifters folgen, daß man Andre, die anders glaubten, entweder für Verirrte und Unwiſſende, oder für Boshafte und Gottloſe hielt. So entwickelte ſich mit dem Religionshaß die Wuth der Religionskriege, welche in der Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts blutige Flecken hinterlaſſen haben, und durch die Natur der Dinge ſelbſt unvermeidlich und nothwendig werden.

Nur wer, gleich einem unmündigen Kinde, ſo ungebildeten Geiſtes iſt, daß er noch keine feſte Meinung, keine Wahrheit, kein Heiliges hat, kann gleichgiltig gegen das bleiben, was ein Andrer für wahr und heilig hält. Es gehört ſchon eine hohe Geiſtesentwickelung dazu, um das Weſentliche vom Unweſentlichen, das Nothwendige vom Hinzugekommenen zu unterſcheiden, und einzuſehen, daß Meinung, Gefühl, Ueberzeugung und Heiligthum des Einen, nicht Sache Aller ſeyn könne, und man daher nachſichtsvoll und duldend ſeyn müſſe.

Gegen Unwiſſende und Verirrte ſind wir weit ſchonender, als gegen ſolche Menſchen, die recht abſichtlich boshaft ſind. Gegen jene empfinden wir oft Mitleiden, während uns die Abſcheulichkeit von dieſen empört. Leute, deren Religionsmeinungen durchaus von denjenigen verſchieden ſind, in welchen wir erzogen wurden, pflegen uns nur als Unwiſſende und weit von der Wahrheit Verlorene zu erſcheinen. Wir bedauern ſie. Wenn hingegen Perſonen mit uns in den Hauptgrundſätzen übereinſtimmen, aber in Nebendingen, oder Folgerungen einer anerkannten Wahrheit von uns abgehen: ſo wird uns die Urſache ihrer Abweichung faſt unbegreiflich. Wir werden geneigt zu glauben, daß ſie vorſätzlich und zum Trotz, oder aus eigennützigen Beweggründen nicht denken und ſehen wollen, wie wir, ungeachtet ſie doch der

Wahrheit ganz nahe ſtehen. Daher entſpringt Haß; daher daß diejenigen Glaubensſekten und Kirchparteien einander immer am aller ergrimmteſten verfolgt haben, welche einander am nächſten verwandt waren. Nie haben die Chriſten wohl ſo großen Zorn gegen Heiden empfunden, als in den Zeiten der großen Kirchenſpaltungen, Katholiken und Proteſtanten, die beide Jeſum Chriſtum, als ihren göttlichen Lehrer und Seligmacher verehren, wider einander hegten.

Es iſt in der That nur eine einzige Religion unter den Völkern, aber es gibt viele Religionsarten. Es kann nur eine Religion geben, weil nur ein Gott iſt, dem alle zugehören, nach welchem ſich alle Herzen hinwenden. Und in ſo fern haben alle Menſchen nur einen Glauben, nämlich der Gottheit; nur eine Pflicht, die aus dem Verhältniß des Menſchen zu Gott entſpringt, nämlich die Liebe; nur eine Hoffnung, nämlich die des vergeltenden Lebens nach dem Tode. — Aber es gibt viele Religionsarten, oder mannichfaltige Geſtaltungen des Glaubens in den Vorſtellungen; der Liebe in den Handlungen gegen Mitmenſchen; der Hoffnung in den Vermuthungen über die Beſchaffenheit des zukünftigen Daſeyns. Die Verſchiedenheit der Religionsarten iſt unabän-

derlich, wie die Verſchiedenheit der menſchlichen Naturen.

Welche aber iſt nun von allen Arten der auf Erden vorhandenen Religionen die beſte?

Dieſe Frage iſt ſchon oft aufgeworfen worden zwiſchen den Glaubensparteien, und gab zu großem Streit Anlaß. Denn weil jede Partei bewies, daß ihre Ueberzeugung die wahrſte und beſeligendſte ſei, und daß ſie in der Meinung der Gegenpartie Irrthum und nirgends Gemüthsberuhigung fände, ſo war nie an Vereinbarung der Geſinnungen zu denken. Doch ward mit ſolchem Streit zugleich eben ſo oft bewieſen, daß nicht jede Glaubensart für jeden Menſchen gleich einleuchtend, gleich wohlthuend und haſſend ſei; daß mithin für verſchiedene Völker verſchiedene Glaubensarten ſeyn müſſen, und daß diejenige Religion für jeden die beſte ſei, die ſeinem Wahrheitsſinn am meiſten entſpricht, und ihn im Gemüth am meiſten beſeliget. Darum kann die Glaubensart und Vorſtellungsweiſe des Kindes nicht die eines Mannes, und die Glaubensweiſe eines rohen, gedankenarmen Wilden, nicht diejenige eines helldenkenden, erfahrungsreichen Menſchen ſeyn.

Weil aber die Vorſtellungen und Einſichten des Mannes und des Weiſen offenbar edler ſind und wahrer, als diejenigen eines unmündigen Kindes, oder eines rohen Wilden, ſo folgt, daß auch die

Religion desjenigen edler und wahrer ſeyn müſſe, welcher weiſer iſt, als alle übrigen Menſchen ſind.

Wer nun endlich aber iſt der weiſeſte von allen Sterblichen je geweſen? Woran ſoll ich ſeine höhere Weisheit erkennen, oder woher wiſſen, daß ſeine Lehre die edelſte von allen ſei? Ohne Zweifel muß ſich dies aus den Wirkungen der Lehre ergeben. Viele ſind gekommen und haben Religionen geſtiftet oder abgeändert. Jeſus Chriſtus wies das Menſchengeſchlecht an, wie es dieſelben würdigen müſſe, und gab den unfehlbaren Maasſtab. An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen! ſprach er; Kann man auch Trauben leſen von Dornen, oder Feigen von Diſteln? Alſo ein jeglicher guter Baum bringt gute Früchte, aber ein fauler Baum bringt arge Früchte. Ein jeglicher Baum, der nicht gute Früchte bringet, wird abgehauen und ins Feuer geworfen. Darum an ihren Früchten ſollet ihr ſie erkennen. Matth. 7, 16 — 20.

Der gute oder nachtheilige Einfluß der Religionen auf die Sittlichkeit und Glückſeligkeit einzelner Menſchen und Nationen, iſt unverkennbar. Schon aus der Veredelung der Völker läßt ſich auf die Vortrefflichkeit ihres Glaubens ſchließen. Die Religion Moſis, mit vielerlei Opfern, Zeremonien, Waſchungen und Beſchneidung, war nur für warme morgenländiſche Gegenden, nur für ein aus der

Sklaverei in die Freiheit übergeführtes Volk paſſend. Sie war nur eine beſondere Nationalreligion, und Jehova darin ein wahrer Nationalgott. Darum hieß das Volk der Juden das einzige auserwählte Volk Gottes; darum jedes andre Volk weniger der göttlichen Liebe theuer; darum ward das jüdiſche Volk in ſich ſelbſt ein abgeſchloſſenes Ganzes, alle andre Nationen als geringer von ſich ausſchließend, ihnen wie allem Fremdartigen feindſelig. Daher blieben die Juden in den Fortſchritten des menſchlichen Geiſtes hinter andern Nationen zurück; ſie wurden als ein abergläubiges, ſelbſtſüchtiges und eigenſinniges Volk verachtet. Und wahrlich, eine Religion, welche ſolche Wirkungen hervorbringt, ſollte ſie unter allen die beſte ſeyn? —

Die von Mahomed in Arabiens Wüſten geſtiftete Religion, zu welcher ſich in unſerm Welttheil auch die Türken bekennen, trägt alle Kennzeichen, daß ſie zunächſt für ein Volk beſtimmt iſt, welches kriegeriſch und erobernd werden ſoll. Um Anhänger zu gewinnen, verband darin der Stifter derſelben vielerlei aus dem Heidenthum, Judenthum und Chriſtenthum. Selbſt die Offenbarungen, welche er vom Zuſtand des Lebens nach dem Tode gab, waren nur zur Ermunterung für Krieger, und die Belohnungen jenſeits des Grabes, nur als eine grobe Sinnenwolluſt gedacht. Daher wurden die Beken-

ner mahomedaniſchen Glaubens kriegeriſch, muth⸗voll, fremde Nationen haſſend, eroberungsdürſtig; daher breiteten ſie ſich mit Waffen aus; daher konn⸗ten ſie ſich nie über ihre angeſtammte Barbarei zu einer gewiſſen Höhe der Veredlung erheben. — Könnte ſolch eine Religion die Religion des Wei⸗ſen ſeyn? Darum warnte Chriſtus die Welt vor Religions⸗ und Sektenſtiftern, die, um ſich Anhang zu werben, den rohen thieriſchen Gelüſten und Lei⸗denſchaften des großen Haufens ſchmeicheln würden. Sehet euch vor, ſprach er: Sehet euch vor, vor den falſchen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen; inwendig aber ſind ſie reiſende Wölfe. An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen.

Iſt dieſes nun das ſicherſte Erkennungszeichen von der Mangelhaftigkeit oder Vortrefflichkeit einer Religion: ſo müſſen auch Heiden, Juden und Tür⸗ken eingeſtehen, daß die Religion Jeſu Chriſti die vortrefflichſte von allen ſei. Denn unter allen Völ⸗kern des Erdbodens, ſeit Jahrtauſenden war kein einziges, welches ſo allgemein in Sittlichkeit, Menſch⸗lichkeit und Geiſtesveredlung vorgeſchritten geweſen wäre, als es diejenigen Nationen ſind, welche ſich zum Glauben an Jeſum Chriſtum bekennen. Andre Religionsarten ſind mehr oder weniger für irdiſche, vergängliche Zwecke. Man findet kaum, daß Moſes großes Gewicht auf Hoffnungen der Ewigkeit gelegt

habe; und Mahomed dachte ſich jenſeits der Todes-ſtunde nur wieder gemeinſinnliche Genüſſe der Gläubigen. Iſt nun aber unwiderſprechlich gewiß, daß der Geiſt edler iſt, als der Leib: ſo iſt es eben ſo unwiderſprechlich, daß die Religion Jeſu Chriſti erhabener und weiſer iſt, als alle Religionen des Menſchengeſchlechts waren und ſind. Denn ſein Wort iſt nur ein Wort für den Geiſt, und nicht für die Sinnlichkeit; ſeine Gottesverehrung nur eine Anbetung des Herrn der Geiſter im Geiſt und in der Wahrheit. Andre Religionsarten ſind zerſtörend und feindſelig gegen fremde; ſie nähren mit der Sinnlichkeit auch viele aus derſelben quellende Leidenſchaften. Sie ſehen im Andersglaubenden Feinde; ſie ſind nur für eignes Volk und für gewiſſe Himmelsſtriche berechnet. Die Religion Jeſu Chriſti aber verwandelt die Menſchen aller Länder und Religionsarten in Brüder; jeder iſt der nächſte des Chriſten; die Religion Jeſu Chriſti iſt nur Feindin der Leidenſchaften; ſie iſt nicht für einzelne Völker und Weltgegenden berechnet, ſondern ſie kann die Religion aller Welttheile und aller vernünftigen Weſen ſeyn. Sie beſeligt durch das Gebot der Liebe, und befördert daher die allgemeinſte Freundſchaft und Glückſeligkeit; ja, durch Erhebung des Geiſtes über das Vergängliche, gibt ſie ſelbſt Troſt im Unglück, und Erhabenheit über alle Schickſale. Sie verbin-

det den Geiſt nicht nur finſter mit Gott, ſondern macht ihn ſelbſt noch göttlicher.

An ihren beſeligenden Früchten erkenne ich alſo, daß die Religion Jeſu die beſte ſei, und daher für die geſammte Menſchheit geeignet. Sie kann die Religion des Weiſeſten und Gelehrteſten, wie die des Kindes ſeyn, und iſt es wirklich. Sie kann die Religion der kälteſten Erdgegenden, wie der heißeſten Länder ſeyn, und iſt es wirklich. Jeſus Chriſtus entwickelte den heiligen Urkeim aller Religionen in der herrlichſten Vollendung und Uebereinſtimmung mit dem Weltganzen. Er offenbarte die Gottheit in ihrer unendlichen Majeſtät, als den Vater der Menſchen; den Menſchen daher ihre Pflichten als Kinder zu Gott, als Brüder zu ſich ſelber; die Ewigkeit als Vergelterin des Guten und Böſen; ſich ſelber aber, als Bruder der Menſchen, als Sohn Gottes, von Gott geſandt, die in Irrthum, Sünde und Elendigkeit verſunkene Menſchheit zu ihrer Würde wieder empor zu richten und zu Gott zurück zu führen. Das war der Glaube, die Liebe, die Hoffnung, welche er dem Geſchlecht der Sterblichen gab; dies iſt das Einzige, Unveränderliche, Ewige und Wahre, was

allen, auch den mißgeſtalteſten Religionsarten immer tief zum Grunde liegt, und ohne welches ſie eigentlich keine Religionen wären. Daher iſt auch der vom Weltheiland offenbarte Glaube keine Religionsart, ſondern die Religion in ihrem Urweſen ſelber — das von Gott in den Geiſt der Menſchheit Gelegte! Daher kann auch nur der Religion Jeſu Göttlichkeit und wahrhaft göttlicher Urſprung zugeſchrieben werden, aber keiner andern Religionsart.

Alles Uebrige, was nicht Jeſus unmittelbar in den von ihm geoffenbarten Glauben, in die von ihm getheilte Hoffnung gegeben, iſt Zuſatz ſpäterer Lehrer und Völker. Das Urlicht, welches er in reinſter Klarheit wieder entzündet hatte, ward hin und wieder von Unwiſſenheit und ſinnlichen Dingen verdunkelt. Daher entſtanden die chriſtlichen Religionsarten, die chriſtlichen Glaubensparteien, Kirchen und Sekten. Eben weil in denſelben vieles vom Irdiſchen geſchöpft iſt, ſind ſie nicht für jede Weltgegend, nicht für jedes Gemüth gleichpaſſend. So gibt es nur eine einzige chriſtliche Religion, aber vielerlei Kirchparteien und Glaubensarten.

det den Geiſt nicht nur finſter mit Gott, ſondern macht ihn ſelbſt noch göttlicher.

An ihren beſeligenden Früchten erkenne ich alſo, daß die Religion Jeſu die beſte ſei, und daher für die geſammte Menſchheit geeignet. Sie kann die Religion des Weiſeſten und Gelehrteſten, wie die des Kindes ſeyn, und iſt es wirklich. Sie kann die Religion der kälteſten Erdgegenden, wie der heißeſten Länder ſeyn, und iſt es wirklich. Jeſus Chriſtus entwickelte den heiligen Urkeim aller Religionen in der herrlichſten Vollendung und Uebereinſtimmung mit dem Weltganzen. Er offenbarte die Gottheit in ihrer unendlichen Majeſtät, als den Vater der Menſchen; den Menſchen daher ihre Pflichten als Kinder zu Gott, als Brüder zu ſich ſelber; die Ewigkeit als Vergelterin des Guten und Böſen; ſich ſelber aber, als Bruder der Menſchen, als Sohn Gottes, von Gott geſandt, die in Irrthum, Sünde und Elendigkeit verſunkene Menſchheit zu ihrer Würde wieder empor zu richten und zu Gott zurück zu führen. Das war der Glaube, die Liebe, die Hoffnung, welche er dem Geſchlecht der Sterblichen gab; dies iſt das Einzige, Unveränderliche, Ewige und Wahre, was

allen, auch den mißgeſtalteſten Religionsarten immer tief zum Grunde liegt, und ohne welches ſie eigentlich keine Religionen wären. Daher iſt auch der vom Weltheiland offenbarte Glaube keine Religionsart, ſondern die Religion in ihrem Urweſen ſelber — das von Gott in den Geiſt der Menſchheit Gelegte! Daher kann auch nur der Religion Jeſu Göttlichkeit und wahrhaft göttlicher Urſprung zugeſchrieben werden, aber keiner andern Religionsart.

Alles Uebrige, was nicht Jeſus unmittelbar in den von ihm geoffenbarten Glauben, in die von ihm getheilte Hoffnung gegeben, iſt Zuſatz ſpäterer Lehrer und Völker. Das Urlicht, welches er in reinſter Klarheit wieder entzündet hatte, ward hin und wieder von Unwiſſenheit und ſinnlichen Dingen verdunkelt. Daher entſtanden die chriſtlichen Religionsarten, die chriſtlichen Glaubensparteien, Kirchen und Sekten. Eben weil in denſelben vieles vom Irdiſchen geſchöpft iſt, ſind ſie nicht für jede Weltgegend, nicht für jedes Gemüth gleichpaſſend. So gibt es nur eine einzige chriſtliche Religion, aber vielerlei Kirchparteien und Glaubensarten.

Aber nur zu dem Urlicht, zu Dir, Jeſus Meſſias, Gottgeſandter, Sohn Gottes, der Du mich erſt zur Erkenntniß meiner eignen Würde und Beſtimmung gebracht haſt, zu Dir ſehne ich mich zurück. Dein Jünger will ich ſeyn; keines Irdiſchen Jünger! Dir will ich von Herzen gehören, ohne deswegen denen entgegen zu ſeyn, die von verſchiedenen Kirchen ſind, welche ſich um Dein geoffenbartes Wort zuſammenſchloſſen. Alle ſind ja meine Brüder und Schweſtern; alle Kinder des gleichen Vaters im Himmel; alle vereinigen ſich mit mir in Gott, durch Dich, mein Erlöſer! Amen.

Stunden der Andacht

zur Beförderung

wahren Chriſtenthums

und

häuslicher Gottesverehrung.

Siebenundzwanzigſter Sonntag, den 2. Juli 1815.

Verhüllet iſt was unſrer harrt,
In finſtrer Nächte Schleier.
Nur in dem Raum der Gegenwart
Blickt unſer Auge freier.
Wohl iſt in uns auch höhere Kraft
Die Raum und Zeit nicht binden;
Doch trüglich ihre Wiſſenſchaft
Das Künft'ge zu ergründen.

Nur Dir, o Gott, iſt's offenbar,
Nur Deine Macht erkennet,
Was iſt, was werden wird, was war,
Was nie ein Auge nennet.
Du ſiehſt, o Urquell alles Lichts,
In allen Finſterniſſen,
Und Erd' und Himmel haben nichts
Verborgnes Deinem Wiſſen.

Von Weiſſagungen.

Sirach 34, 5—7.

Daß der Menſch unter den mannichfaltigen frohen und langen Schickſalen ſeines Lebens auch wohl gern den Blick in die Zukunft hinauswirft, daß er

die ihm verborgenen, ſo hochwichtigen Räthſel noch unerlebter Tage gern enträthſeln möchte — wer wollte ihm dies verargen? Nein, es iſt keine Sünde, wenn der Leidende denkt: wie werde ich aus meinem gegenwärtigen Drangſal erlößt werden, und iſt es noch möglich, daß jemals für mich ruhige ſorgloſe Tage erſcheinen? — Nein, es iſt auch keine Sünde, wenn die Mutter liebend und fürchtend auf ihr Kind ſieht, und nun die Fernen der Zukunft erforſchen und fragen möchte: aber wird dieſer Liebling, deſſen erſten Tage mir ſo viel Sorgen, Thränen und Schmerzen gaben, einſt glücklich ſeyn? O welchen Schickſalen geht er denn entgegen? Und wenn ich einſt geſtorben ſeyn werde — ach, wer wird dann mein Kind ſo lieben, ſo wahr, ſo uneigennützig, ſo treu lieben als ich? — Nein, es iſt dem ſorgenden, thätigen Mann verzeihlich, der zum Beſten ſeiner Familie, oder ſeines Vaterlandes, Unternehmungen beginnt, die er ſelber zu beenden nie hoffen kann, wenn er bang in die dunkle Reihe einſtiger Jahre hinſieht und Fragen an das Verhängniß richten möchte, über endlichen Erfolg ſeines Werkes, ob es Gedeihen und Segen über die Seinigen bringen werde; oder ob es vielleicht, durch Vernachläſſigung, Verkünſtelung oder Bosheit der Menſchen entarten, oder ſogar zum Verderben der Nachkommen gereichen dürfte?

Aber wenn dieſer Wunſch, das Künftige zu wiſſen, wirklich zur entſchloſſenen Begierde wird,

wenn dieſe Begierde zur Leidenſchaft wird, daß ſie ſogar den Menſchenverſtand verdunkelt, und der Wißbegierige ſich zu ſeiner Beruhigung endlich ſelbſt betrügen helfen, aus mancherlei zufälligen Erſcheinungen das verborgene Schickſal deuten möchte: dann wird die Wißbegierde zum Aberglauben, zum Wahnſinn, zur wirklichen Sünde. Denn Sünde iſt es doch wohl, wenn ſich der Sterbliche von einer unſinnigen Begierde, von einer ungeduldigen Hoffnung, von einer unmäßigen Furcht in ſolchem Grade berauſchen läßt, daß er ſeine eigene ihm von Gott verliehene Vernunft beſeitigt, und eigenmächtig an die Stelle derſelben Spiele von Zufällen und Umſtänden ſetzt, die eigentlich mit dem, was er wünſcht, oder mit den Ereigniſſen künftiger Zeiten gar keinen Zuſammenhang haben. Es iſt ein ähnlicher Unſinn, wie jener, der, weil Gott unſichtbar iſt, ſich Gottesbilder macht, um ſie ſtatt des lebendigen Gottes anzubeten und zu verehren.

Es iſt allerdings wahr, daß ſich der ſündliche Aberglaube die Zukunft durch Traumauslegungen, durch den Flug der Vögel, durch Beobachtung der Sterne, durch Aufſchlagen der Bibel, durch Kartenlegen, durch Niederſchlag und Satz von Getränken, durch Bedeutung voll ſeyn ſollender Zahlen, durch Ereigniſſe an gewiſſen Tagen und andere Spielereien zu errathen, überhaupt ſehr vermindert hat; dazu trug ſehr viel die Aufklärung des Volks durch Erweiterung der Wiſſenſchaften und verbeſſer

ter Schulunterricht bei. Aber doch iſt auch nicht zu läugnen, daß bei Perſonen höherer und niederer Stände noch immer ein faſt unglaublicher Grad der Unwiſſenheit und folglich auch des Aberglaubens zurück blieb; daß noch heutiges Tages es weder an liſtigen Betrügern noch an ſchwachen Betrogenen fehlt, die an Wahrſagungen Geſchmack finden. Ja, es iſt nicht zu läugnen, daß ſelbſt viele Perſonen von ſonſt vortrefflichen Verſtandesgaben, Perſonen welche ſorgfältigere Erziehung genoſſen, und die auf Kenntniſſe und Aufklärung nicht ungegründeten Anſpruch machen, noch heutiges Tages von jenem Aberglauben, der immer die Zukunft enträthſeln will, nicht laſſen können.

Viel mögen dazu gewiſſe Vorſtellungen und frühe Eindrücke beitragen, welche man in den erſten Kinderjahren empfing, und die man nicht ſogleich wieder los werden kann; die immer wieder kommen, ob man ſie gleich ſelber verſpottet und ſich ihrer ſchämt. — Dann iſt auch in jedem Menſchen ein unvertilgbares Wohlgefallen an dem Wunderbaren; ein Ueberneigen zum Glauben an demſelben. Es hängt dieſe Neigung gewiß mit unſerm religiöſen Seyn zuſammen, welches, ſich ſelber ein Geheimniß im Weltall, das hohe Unerklärliche wahrnimmt und fühlt, menſchliche Vernunft ſei allzu begrenzt um alles zu faſſen, und wie man ſagt, natürlicherweiſe zu erklären.

Weit mehr aber noch als alles dies, machen

Armuth, Liebe, bedrängte Verhältniſſe und alle Umſtände oder Leidenſchaften abergläubig, welche mit großen Beſorgniſſen oder Erwartungen erfüllen. Da wird der Zuſtand banger Ungewißheit für das Gemüth oft unerträglich. Die Seele möchte Entſchlüſſe faſſen, und kann es nicht, weil der Verſtand nicht ausreicht, die möglichen Folgen des allfälligen Entſchluſſes zu berechnen. So wird der Menſch geneigt, es dem Zufall zu überlaſſen; das Loos zu befragen, oder andere Dinge, welche ihm der Augenblick in den Weg wirft, als Stimme und Deutungen des Verhängniſſes anzuſehen.

So unſchuldig dies nun auch oft zu ſeyn ſcheinen mag, iſt es doch immer eine Selbſtverläugnung der Vernunft; der Geiſt thut Verzicht auf die ihm von Gott verliehene Kraft, und beſchließt, ſich von etwas leiten zu laſſen, das mit ſeinen Wünſchen und Entwürfen durchaus außer Verbindung ſteht — das heißt, er beſchließt, wenigſtens für einen Augenblick lang, wahnſinnig zu werden. — Und wenn dergleichen kindiſches Treiben auch wohl das eine, wie das andere Mal ſehr unſchädlich zu ſeyn ſcheint, bleibt doch unmerklich davon Manches im Gemüth hangen, und gibt unſrer Denkart, unſrer Handlungsweiſe allmälig eine abergläubiſche Richtung. Es iſt aber in der Welt nichts Fehlerhaftes, was nicht auch früh oder ſpät nachtheilige Wirkungen, das heißt, Selbſtſtrafen herbeiführt.

Am wenigſten geziemt dem Chriſten ſich freiwillig

abergläubiſchen Enträthſelungsverſuchen der Zukunft, Wahrſagungen, Traumdeutereien, den Glauben an geheimnißvolle Bedeutung von Zahlen und dergleichen Thorheiten hinzugeben. Eine ſolche Verzichtleiſtung auf geſunden Menſchenverſtand, iſt zugleich Abwerfung des kindlichen, feſten Vertrauens auf Gottes Liebe, Weisheit und väterliche Führung. Die heilige Schrift eifert ernſt dagegen. Eigene Weiſſagung und Deutung und Träume ſind nichts und machen doch einem ſchwere Gedanken! ſpricht das Buch des weiſen Sirach 34, 5 — 7. Und wo es nicht kommt durch Eingebung des Höchſten, ſo halte nichts davon. Denn Träume betrügen Leute, und fehlt denen, die darauf bauen.

Es iſt nicht ferner nöthig, daß ich mir beweiſe, die Sucht der Wahrſagung ſei ſündlich, noch weniger, daß ſie oft die betrübteſten Folgen für den Sterblichen gehabt hat. Wichtiger wird für mich, darüber nachzudenken, wie ich bei mir ſelbſt, wie in den Meinigen das Aufſteigen ſolcher abergläubigen Neigungen verhüte? — Und kein zweckmäßigeres Mittel kann es dagegen geben, als ruhige Ueberlegung, welchen Werth Weiſſagungen jeder Art an ſich ſelbſt haben mögen?

Denn es kann doch nicht ganz geläugnet werden, daß auch Weiſſagungen ſowohl in alten als in neuen Zeiten, in Erfüllung gegangen ſeien. Wo

iſt denn nun die Grenzlinie zwiſchen glaubwürdigen und unglaubwürdigen Vorherſagungen? Wenn ich ſie nicht alle verwerfen darf, welchen darf ich trauen?

Die heilige Schrift hat die Grenzlinie ſcharf mit jenen bedeutungsvollen Worten gezogen: Und wo es nicht kommt durch Eingebung des Höchſten, ſo halte nichts davon. Zwar muß man zugeben, daß zuweilen auch ein Loos gut gerathen iſt, das man zog; daß Manches, was vorher geträumt ward, unvermuthet in der Wirklichkeit geſchah; daß bei Tagen oder Zahlen von ſchlimm ſeyn ſollender Bedeutung, zuweilen auch Schlimmes erfolgte; daß zufällige Tändeleien der Einbildungskraft mit nachmahlichen Begebenheiten eine Verbindung gehabt zu haben ſcheinen. Allein dies beweiſet nichts für den Werth ſolcher Vorherſagungsmittel. Nothwendig muß das, warum man mit einem Ja oder Nein befragt, geſchehen oder nicht geſchehen. Zufälligkeiten bringen bald das Ja, das Nein in Erfüllung, ohne daß deswegen Wunder geſchehen. Es iſt keineswegs etwas Außerordentliches, wenn unter mehrern Vorherſagungen eine oder die andere eintrifft; weit außerordentlicher wäre, wenn alle ſogenannte Vorbedeutungen erfüllt würden, oder auch, wenn von allem, was das über die Zukunft befragte Loos verheißt, beſtändig das Gegentheil erfolgte.

Daher, wo es nicht kommt durch Eingebung des Höchſten, ſo halte nichts davon.

Ja, Gott enthüllt auch zuweilen dem Sterblichen dasjenige, was tauſend andern verborgen bleibt. Gott hat manchem Sterblichen Macht verliehn, das Schickſal ſpäterer Tage zu erkennen.

Dieſes Weiſſagungsvermögen aber iſt kein wunderbares, unmittelbares Einwirken Gottes auf die menſchliche Seele; es iſt keine Erſcheinung, die ganz aus dem Zuſammenhang der Natur hervorgeriſſen, für ſich einzig daſteht, oder den ewigen Ordnungen des Weltganzen gleichſam entgegen ſtände. Nein, es iſt jenes merkwürdige Vermögen tief in den Kräften der menſchlichen Natur gegründet; und nur durch dieſe Mittel geſchehen Eingebungen des Höchſten. Das eine dieſer Mittel iſt die Vernunft ſelbſt, durch welche ſich uns Gott in ſeiner Herrlichkeit offenbart. Als vernunftloſe Weſen würden wir nichts von Gott wiſſen; nichts von ſeinem heiligen Willen. Die Urtheilskraft der Vernunft iſt diejenige ihrer Eigenſchaften, vermöge welcher ſie gewiſſe Vorſtellungen vergleicht und mit unbegreiflicher Schnelligkeit Schlüſſe und Folgerungen daraus zieht.

Durch richtige Urtheilskraft wird gewiſſermaaßen jeder von uns im gemeinen Leben ein Vorherſager der Zukunft. Je mannichfaltiger unſre Erfahrun-

gen ſind, je ſichrer werden unſre Prophezeihungen über den Erfolg dieſes oder jenes Unternehmens ſeyn.

So finden wir alſo bei jedem Menſchen eine gewiſſe Vorherſehungsgabe ſchon im gemeinem Leben. Die Kräfte ſind aber dem Menſchen verſchiedentlich ausgetheilt; und ſo wie der Eine eine lebendigere Einbildungskraft, der Andere ein ſtärkeres Gedächtniß, der Dritte einen höhern Scharfſinn hat, wird es uns nicht zweifelhaft ſeyn, daß es manche Menſchen gibt und gegeben hat, deren ungemein geſchärfte und weit berechnende Urtheilskraft die unſrige und vieler Andern weit übertrifft. Wenn nun die Thätigkeit ihres Geiſtes noch durch beſondere äußere Veranlaſſungen oder große Gemüthsbewegungen geſteigert wird: ſo können ſie wahrhafte Propheten werden, und ihre Vorherverkündungen müſſen wohl das Erſtaunen derer erregen, welche weder jenen höhern Grad der Urtheilskraft, noch jene augenblicklich gereizte Gemüthskraft hatten.

Wir wiſſen ſchon aus alltäglichen Erfahrungen, wie leicht uns oft das Schwerſte gelingt, wenn wir es mit einer dazu beſonders günſtigen Gemüthsſtimmung anheben. Wir wiſſen, daß wir bei gewiſſen heftigen Seelenzuſtänden oft das beinahe Un-

glaubliche verrichten können, was uns bei kaltem Blute, bei ruhiger Ueberlegung zu thun unmöglich fallen würde. Wenn nun ein Sterblicher von hohen Geiſtesgaben, von ſeltener Urtheilskraft, von reichen Erfahrungen, durch Umſtände, welche die göttliche Vorſehung im erwählten Zeitpunkt herbeiführt, in einen ſolchen erhöhten Gemüthszuſtand verſetzt wird, da er im Anblick der Gegenwart ſchnell folgend die Gegenwart vergißt und nur die Zukunft mit ihren Folgen ſieht, und ihre Geſchichten ausſpricht, als lebten ſie ſchon vor ſeinen Augen: ſo iſt er im Stande der Entzückung, ſo iſt er Seher, ſo Prophet. Was er aber iſt, das iſt er in ſolchem Augenblick durch Gott, und was er weiſſagt, wird ihm durch Gottes Gabe hell.

Faſt alle uns bekannte Völker des Alterthums hatten ſolche erhabene Männer, welche auf eine, gewöhnlichen Menſchen unerklärbare Art, ſowohl die Schickſale ganzer Reiche, als einzelner Menſchen vorherſagten. Die Vernichtung Griechenlands, der Untergang Roms iſt geweiſſagt worden, wie die Zerſtörung des jüdiſchen Staates. Noch in unſern Tagen kennen wir die Wahrſagung manches weiſen Mannes, die den Schickſalen unſers Vaterlandes

lange vorherging und nachher eingetroffen iſt. So geſchieht nicht minder, daß Aeltern in gewiſſen feierlichen Augenblicken durch eine Reihe dunkler Schlußfolgen die Zukunft ihrer Kinder erkennen, und voraus beſtimmen, was dieſelben für die Welt leiſten werden.

Doch die Vernunft und ihre Urtheilskraft ſind nicht das einzige Mittel, durch welches Gott dem Menſchen zuweilen das Künftige offenbar werden läßt. Es liegt noch in dem Weſen der menſchlichen Seele ein anderes Vermögen, für welches bis jetzt noch kein Name erfunden iſt, und deſſen Umfang wir ſelbſt noch nicht kennen, obgleich deſſen Daſeyn nicht wohl zu bezweifeln iſt. Die Seele hat unter gewiſſen Umſtänden, die jedoch ſelten ſind, und meiſtens von Kränklichkeit und Auflöſung des Körpers begleitet zu ſeyn pflegen, eine größere Freiheit, als gewöhnlich; ſie hat ein Vermögen, unmittelbar und ohne Schlüſſe, ſowohl das dem Raume nach weit von ihr Entlegene wahrzunehmen, als die Dinge der Zukunft beſtimmt zu empfinden. Die Beſchaffenheit der menſchlichen Natur iſt uns bei weitem noch nicht bekannt, daß wir deswegen alles in Rückſicht ihrer verwerfen ſollten, was wir aus

gewöhnlichen, uns bekannten Urſachen nicht erklären können. Schon das Alterthum kannte das Eigenthümliche der menſchlichen Seele ſo gut, als wir, und fand jene unerklärliche Wahrnehmungs- und Seherkraft beſonders bei Nervenſchwachen, und noch öfters bei Sterbenden. Zahlreiche Erfahrungen ſpäterer Zeiten, bis zu unſern Tagen, ſtimmen damit, troz alles unſers Unglaubens, überein, daß es Verhältniſſe gebe, wo die Seele, weniger von ihrem Körper gebunden, über den Wirkungskreis der irdiſchen Sinnwerkzeuge hinaustritt. — Ob nicht ein ähnlicher Zuſtand auch mit jenen Entzückungen erhabener Geiſter verknüpft ſeyn könne, da ſie ſich mit den Schwingen der Urtheilskraft über die Gegenwart erheben in das Leben der Zukunft — wer kann es ſagen?

Aber die längſt vor ihrer Erfüllung niedergeſchriebenen Weiſſagungen eines Jeſaias, der dem Verderben ſeines Volks donnerte, eines weinenden Jeremias und jenen andern göttlichen Propheten, ſind erfüllt! Es trat der Meſſias ins Leben, den ihre Stimmen verkündeten, den der Unglaube ihrer Zeitgenoſſen verwarf. Es ſank Jeruſalem in Schutt und Aſche, wie Jeſus weiſſagte, und Brüder zuck-

ten ſeiner Lehre willen, das Schwert wider Brüder, und ſein Wort ſiegte über die Welt, wie er verhieß!

Aber die Gabe der Weiſſagung kann beſtehen, ohne daß jeder Prophet iſt, wer es ſeyn will. Dies ergibt ſich als natürliche Folge aus allem Vorherigen; und die Aechtheit und Richtigkeit der Weiſſagung iſt ſo lange zu bezweifeln, als ſie nicht wahr geworden iſt.

Wer hätte nicht ſchon die Erfahrung gemacht, daß die ſcharfſinnigſten Berechnungen der Urtheilskraft falſch waren? Selbſt wenn der Geiſt großer Männer weder in den Anſichten der Dinge, noch in ihren Schlußfolgen irrte, konnten nachher Umſtände eintreten, die, weil ſie ganz unerwartet kamen, alle Erwartungen zu Schanden machten. Daher iſt es thöricht, auf Vermuthungen von allerhöchſter Wahrſcheinlichkeit, wie auf unumſtößliche Gewißheiten zu bauen; oder dasjenige für Ahnung zu halten, was unſre Einbildungskraft bewegt hat, oder unſer Fürchten oder Hoffen beſonders anſpricht. Gott iſt allwiſſend, er will nicht, daß es der Menſch ſei. Könnte der Sterbliche die Zukunft mit Sicherheit erforſchen, ſo könnte er nicht mehr tugendhaft

ſeyn, ſondern würde gezwungen durch den Anblick des Künftigen handeln. Frei ſoll er ſeyn; in der Bruſt das Geſetz Gottes, mit jedem Augenblick an einem Scheideweg ſtehen, wo er zu wählen hat. Nach ſeinen Wahlen wird er gerichtet.

Sind nun ſelbſt die Berechnungen einer geübten Urtheilskraft von den Dingen der Zukunft betrügeriſch, um wie vielmehr müſſen es bloße Spiele der Einbildungskraft ſeyn, die wir Träume heiſſen. Daß nach hundert gehabten Träumen endlich einmal etwas begegnet, was mit einem derſelben Aehnlichkeit hat, iſt nicht ſo ſehr wunderbar, als wenn dergleichen niemals geſchähe. Manche Träume, beſonders in Morgenſtunden, wenn ſie heller in uns werden, machen auf uns großen Eindruck. Wem aber iſt nicht ſchon geſchehen, daß er ſogar wachend, wenn auch nur bei Nachtzeit im Dunkeln, vor Geſpinſten ſeiner eigenen Phantaſie erſchrocken wäre? Der Eindruck ſchwerer Träume rührt meiſtens vom jeweiligen Zuſtand der Geſundheit, oft ſogar nur von der Lage des Körpers her, die er im Schlaf hat.

Noch verächtlicher und alles Glaubens unwürdig, müſſen endlich ſolche Mittel zur Erforſchung oder Bezeichnung des Künftigen ſeyn, welche gar nicht

im leiſeſten Zuſammenhange weder mit der Natur unſrer Seele, als Urſache, noch mit einſtigen Schickſalen, als Wirkung ſind. Dahin gehört, daß man nach Weiſe roher Völker gewiſſen Zahlen, Thieren, Tagen und andern Zufälligkeiten, Bedeutſamkeit gibt; oder daß man durch ſogenanntes Kartenſchlagen, Bleigießen in beſondern Stunden des Jahres, durch Halmen knüpfen, Looſe ziehen, und welches ſonſt noch die thörichten Erfindungen altvetteliſchen Aberglaubens ſeyn mögen, das Verborgene ergründen will.

Fern ſei dieſe Abweichung der Vernunft, dieſe Entweihung des Geiſtes von mir! Warum ſollte ich mich mit fruchtloſem Vorwitz quälen, warum mich mit leeren Hoffnungen täuſchen, oder mit ganz vergeblichen Beſorgniſſen ängſtigen. Möge geſchehen, was da wolle, es kann doch endlich nichts geſchehen ohne Deinen Willen, o mein göttlicher Vater. Und wüßte ich auch das, was kommen ſollte, wirklich zuvor, ich könnte ja doch im Gewebe der Schickſale nichts ändern, das Deine Allmacht mit der allerhöchſten Weisheit unwandelbar angeordnet hat. Du ſpareſt mir neben den böſen Tagen auch die fröhlichen auf; und gibſt mir zu ſeiner Zeit was

mir jedes im rechten Augenblick am allererſprieß-
lichſten iſt.

Darum mit der Zuverſicht des Kindes halte ich, o Vater der Seligkeit und des Erbarmens, feſt an Dir. Ich, ganz und auf immer hingegeben Deiner weiſen Führung, verſchmähe die thörichten Hilfsmittel menſchlicher Neugier. Zufrieden mit der einzigen Weiſſagung, die ich durch Jeſum Chriſtum habe, daß die, welche Deinen heiligen Willen thun, das ewige Leben haben, iſt alles andere Wiſſen mir entbehrlich.

In dieſem Glauben will ich beharren bis an das Ziel, welches Du meinen Tagen geſetzet haſt; in dieſer ſchönen Zuverſicht ſcheide dann einſt mein Geiſt vom Staube, und empfange das beſſere Loos, welches Du als Frucht der Tugenden, als Wirkung Deines Erbarmens verheißen haſt. Amen.

Stunden der Andacht

zur Beförderung

wahren Chriſtenthums

und

häuslicher Gottesverehrung.

Achtundzwanzigſter Sonntag, den 9. Juli 1815.

O wie wird das Herz beſchwert
Durch des Unmuths Leidenſchaft!
Zankſucht, Zorn und Haß verzehrt
Nach und nach des Lebens Kraft;
Mindert unſre Zahl von Jahren;
Jede reine Freud' entflieht.
Herr, der auf mich Schwachen ſieht,
Ach, Du wollteſt mich bewahren,
Daß ich ohne Murren, frei
Von Verdruß, nur Liebe ſei.

Wer mir flucht, ihm will ich ſegnen,
Wie mein Heiland, Jeſus that;
Will dem nachſichtsvoll begegnen,
Der zum Streiten Neigung hat.
Möge mich Dein Geiſt beleben,
Daß ich, Vater, als Dein Kind,
Liebreich ſei wie Du geſinnt!
Herr, Du wollſt den Sinn mir geben,
Der bei Fehlern Nachſicht zeigt,
Und mit Sanftmuth ſpricht und ſchweigt.

Der Unverträgliche.

Kol. 3, 13.

Man muß erſtaunen, welche Mühe ſich die Menſchen oft geben, um ihres Lebens ſo wenig, als möglich, froh zu werden; wie ſie es ſich gleichſam zur erſten Pflicht machen, eben ſo wohl andern, als noch weit mehr ſich ſelber die wenigen Lebenstage zu verbittern, die ihnen die Gunſt ihres Schöpfers auf Erden geſtatten will.

Da gibt es vielerlei Perſonen, die, es mag geſchehen was wolle, mit nichts zufrieden ſind, und mit keinem Menſchen auskommen können, ſo gut und nachgebend er auch gegen ſie ſei. Immer haben ſie Stoff zu tadeln, zu zanken, Vorwürfe zu machen und ſich über Andere zu beklagen. Immer ſchließen ſie neue Freundſchaften, und keine können ſie lange haben. Nirgends gefällt es ihnen; aller Orten finden ſie Anſtoß; aller Orten etwas auszuſetzen; bald an den Einrichtungen, bald an den Leuten, mit denen ſie in Verhältniß ſtehen müſſen. Keiner macht es ihnen zu Dank.

Solche ungeſellige und unverträgliche Leute können neben ihrer Untugend ſehr liebenswürdige Eigenſchaften haben, und daher auf den erſten Augenblick ſehr für ſich einnehmen, ſo lange man ſie und ihre Unart nicht näher kennt. Auch pflegen ſie an fremden Orten, oder bei neuen Bekanntſchaften ihr mür-

riſches und herriſches Weſen nicht leicht zu äuſſern. Sie ſind höflich, nachſichtig, voller Aufmerkſamkeit gegen Andre. Sie wünſchen zu gefallen. Sie bemühen ſich Beifall zu gewinnen, theils weil ſie ſich einbilden, die neuen Bekanntſchaften ſeien wirklich nach ihrem Geſchmack, ſeien Menſchen nach ihrem Herzen; theils um Andre, mit denen ſie im Unfrieden leben, zu zeigen, daß ſie keineswegs von Natur ungeſellig und unfreundlich ſind, ſondern erſt durch Fehler der frühern Bekannten gezwungen worden ſind, es zu werden. — Sobald aber die neue Bekanntſchaft einige Wochen älter geworden ſeyn mag, den Reiz der Neuheit verloren hat; ſobald nähere Freundſchaft einige Vertraulichkeit mehr geſtattet: wendet der Unverträgliche die rauhe Seite auswärts, und wird auch er der Alte wieder, ohne weitere Schonung. Er tadelt, macht Vorwürfe, wird rechthaberiſch, möchte Alles nach ſeinem Kopf haben, und endet damit, die Freundſchaft wieder zu zerreißen, die er vorher ſo emſig geſucht hatte, und die Achtung, welche man für ihn empfand, trotzig zu verſcherzen.

Dieſe ſeltſame Gemüthsart, welche alle übrigen löblichen Eigenſchaften einer Perſon, alle ihre vortrefflichen Anlagen und Kenntniſſe, ſo glänzend dieſelben auch oft ſind, wieder verdunkelt, zuweilen ganz unbrauchbar macht, iſt oft nur Frucht eben

vom Bewußtſeyn ſolcher Vorzüge; nur Wirkung von dem Stolz auf ihren Beſitz. Mit einem kleinen Grade von innerer Beſcheidenheit würde der Unverträgliche ſich in den Verträglichſten aller Menſchen verwandeln. Aber dies Bewußtſeyn verleitet ihn, jeden Andern überſehen und durch ſein Urtheil lenken zu wollen. Er glaubt Alles richtiger einzuſehen, Alles beſſer zu wiſſen; jeder Widerſpruch beleidigt und reizt ihn, iſt für ihn ein Zweifel an ſeinem geſunden Verſtandesblick, ein Mißtrauen an ſeinen Kenntniſſen und Erfahrungen. Er verwirft mit abſprechendem Tone, was nicht nach ſeinem Geſchmack iſt; fället über das Wichtige und Unwichtige ſein ſchneidendes Urtheil; will Recht behalten, ſelbſt mit Gefahr, daß er Andre kränkt. In ſeiner Leidenſchaft iſt ihm gleich, ob man ihn haſſe oder nicht; er meint über alle Andre zu ſtehen, ſich ſelber genug, und unabhängig zu ſeyn. Wird er beleidigt, er erwiedert trotzig; wird er verhaßt oder auch in ſeinen guten Eigenſchaften verkannt — er tröſtet ſich mit ſeinem Bewußtſeyn; er iſt des Schmähens gewohnt. Ihm ſind alle diejenigen keiner Achtung werth, die ſich nicht gefallen laſſen, mit ihm übereinzuſtimmen.

Gewöhnlich wird der Grund zu ſolcher fehlerhaften Denkart, ſchon in der erſten Erziehung gelegt, wenn Aeltern ein Kind verzärteln, ihm ſchmeicheln

wegen ſeiner Naturgaben, ihm ſo viel als möglich den Willen laſſen. Dieſe blinde Liebe der Aeltern macht das Kind gebieteriſch, voll allzu großen Vertrauens auf ſeine Vorzüge, und in der Richtung ſeines Willens eigenſinnig. Um recht zu behalten, wird es Alles aufopfern, auch das Angenehmſte; es wird Alles, wenn auch mit Thränen, entbehren, nur nicht den Triumph ſeinen Willen behauptet zu haben. — Dieſer Stolz auf ſich ſelbſt und die daraus entſpringende Neigung zum Allesbeſſerwiſſenwollen, zur Rechthaberei, zum Eigenſinn, kann aber eben ſo gut auch Wirkung vom Gegentheil in der Erziehungsart ſeyn. Man behandle nur ein Kind ſehr ſtrenge, hart und oft ungerecht: überzeugt von der Ungerechtigkeit oder Kurzſichtigkeit ſeiner Erzieher, wird es ſchweigend dulden, dennoch bei ſeinem Sinn bleiben; ſich gewöhnen, Mißtrauen in Verſtand und Herz Andrer zu ſetzen, ſeine Ueberzeugungen für die allein richtigen zu halten, und ſie bei reiferm und unabhängigerm Alter mit gleicher Härte geltend machen, wie einſt ihm geſchah. — Auch Leute, die in ihrer Jugend verſäumt, arm und im Druck lebten, aber ſich durch eigne Kraft zu einem gewiſſen Wohlſtand und Anſehen hinaufſchwangen, können leicht, weil ſie im Vertrauen auf ihre Kraft und ihren Werth zu weit gehen, zu dem rechtha-

beriſchen Stolz verleitet und zur Unverträglichkeit geneigt werden.

Immer iſt damit eine ſchiefe Anſicht der Welt verbunden; nicht nur in der Rückſicht, daß der Menſch ſich einbildet, man müſſe ihm, wegen ſeiner übrigen Vortrefflichkeiten, im Umgang manche Nachläſſigkeit, manche Launen, manche Härte des Ausdrucks, manches Aufbrauſen zu gut halten; ſondern auch, daß er glaubt, alle Menſchen müſſen von ſeinen Grundſätzen, als den allein richtigen, ausgehen; die Dinge des Lebens nach ſeiner Weiſe anſchauen, und wären, ſo oft ſie von ihm abweichen, Verirrte, Unwiſſende, Thoren, am Verſtand beſchränkte oder im Herzen verdorbene, verächtliche Weſen.

Der Grund zu einer unverträglichen Gemüthsart kann jedoch auch ſehr häufig in einer körperlichen, krankhaften Stimmung liegen. Ein reizbares, heftiges Temperament, rege Galle, bringt gern zu trüben Anſichten des Lebens, zum Mißfallen an dem, was uns umgibt, zu Verdruß beim leiſeſten Widerſpruch, zum Aerger über Kleinigkeiten, zum Auffahren im Zorn, zu harten Urtheilen. Da iſt nichts recht, Alles fehlerhaft, läſtig und beleidigend. Da iſt dem Mißvergnügten gleichſam nicht wohl, bis er einen Gegenſtand gefunden hat, den er als die Urſache ſeiner Aergerlichkeit anſehen und als ſolchen mißhandeln kann. Nur wenn er in ganz neuen

Verhältniſſen ſich gewiſſermaßen ſelbſt vergißt, und der dadurch lebhaft erweckte Geiſt Meiſter wird über den Einfluß des kränklichen Körpers: erſcheint er heitrer, liebenswürdiger und ſich ſelber nicht mehr ähnlich.

Indeſſen iſt das Uebel der Unverträglichkeit leichter zu heilen, wenn ſein erſter Urſprung in der Beſchaffenheit des Körpers, als einer falſchen Richtung und Gewöhnung des Gemüths liegt. Den krankhaften Leib, die Neigung ſich leicht und oft über Geringfügigkeiten zu ärgern, kann und wird meiſtens gehoben durch Zerſtreuung, Bewegung, Luftveränderung; durch innerliche Heilmittel, durch zweckmäßigere Wahl der Nahrung und Beſchäftigungsart; durch den Wechſel des Lebensalters ſelbſt, ſo wie durch die unglaubliche Macht des Geiſtes über den Körper. Denn ſind wir einmal gewiß, daß unſer Hang zum Verdruß, Tadeln, Zürnen und Zanken nur eine Wirkung unſerer Kränklichkeit ſei: ſo iſt es dem Willen des Geiſtes leicht, zwar nicht eine heitre, fröhliche, zufriedene Stimmung herbei zu rufen, aber doch alle unlieblichen Ausbrüche einer mürriſchen Laune zu verhüten. Sein eigener, edler, Stolz ſagt es ihm: willſt du Sklave oder Herr deines gebrechlichen, empfindlichen Körpers ſeyn? Sein eignes Gefühl warnt ihn, im Unglück über Alles behutſamer zu ſeyn, und der ärgerlichen

Stimmung nicht zu viel Raum und Glauben zu geben.

Weit ſchwieriger iſt allezeit, einen kranken Geiſt zu heilen, als einen kränklichen Leib. Jener behält, wenn er nur ernſtlich will, unter allen Umſtänden eine gewiſſe Herrſchaft über dieſen. Er ſoll ſie haben. Aber der kranke, fehlerhafte Geiſt, welcher ſich ſelber heilen, iſt oft ſo elend, daß er ſeine eigne Krankheit nicht für Krankheit erkennen und noch weniger ſie heilen will. Dann entſpringen aus einem Uebel allmälig andere. Jede Fehlerhaftigkeit des Gemüthes iſt ein um ſich freſſender Krebsſchaden deſſelben.

Wer ſich es einmal zur Gewohnheit gemacht, überall der Rechthaber zu ſeyn; alles zu verwerfen, was nicht nach ſeinem Sinn iſt; jeden Widerſpruch, der ihm gemacht wird, übel zu nehmen; ſich um Kleinigkeiten ſogleich mit Bekannten und Freunden zu überwerfen; mit Einrichtungen, die gegen ſeine Meinung ſind, oder mit Grundſätzen und Handlungsarten, die von den ſeinigen abweichen, laute Unzufriedenheit zu äuſſern: der bleibt wahrlich dabei nicht ſtehen. Je weniger die Welt auf ihn hört, je bitterer, je hämiſcher endlich wird er im Urtheilen über die Welt; es ſezt ſich Menſchenhaß und Menſchenverachtung im Allgemeinen bei ihm an. Je mehr er ſich und den Werth ſeiner Einſichten

verkannt glaubt, je mißtrauiſcher und argwöhniſcher wird er. Je öfter er Gelegenheit hat, zu bemerken, daß Andre beliebter ſind, als er; daß Andre mehr vorgezogen und begünſtigt werden, ungeachtet ſie doch weit weniger Würdigkeit haben mögen, als er, um ſo leichter wird er die Qual der Mißgunſt und des Neides empfinden; um ſo leichter ſich ein böſes Wort zu viel verzeihen, auch wohl eine wiſſentliche Verkleinerung und Verläumdung des Glücklichern. Eine Sünde bietet der andern die Hand, und er wird abwechſelnd Beute und Opfer von allen.

Einen Tollen aber erwürget wohl der Zorn, und den Albernen tödtet der Eifer. Hiob 5, 2, ſprach Eliphas von Theman zu Hiob, als der in ſeiner Ungeduld über Alles klagte, was ihn umringte. Das gleiche Wort gilt dem unverträglichen Zänker, dem nie etwas recht iſt, und der ſeinen unzufriedenen Launen freien Zügel läßt, um ſich Alles und Allen ſelbſt verhaßt zu machen. Er, mit Allem in Zwietracht; immer in Verdrießlichkeiten; oft durch ſeine Unklugheit in Verlegenheiten empfindlicher Art; beſtändig im Wahn, verdammt oder nicht nach Verdienſt geſchätzt zu ſeyn; verzehrt ſich ſelbſt in Verdruß, Sorge und Kummer; ſchwächt mit Zorn und heimlichem Aerger ſeine Geſundheit, und bereitet ſich, ohne es zu wollen, ſelbſt mörderiſch

ein allzu frühes Grab, oder ein ſieches, plagenvolles, mühſeliges Alter. Ihn tödtet ſein alberner Eifer. — Er kann unmöglich Freunde haben, weil er ohne Duldung und Schonung iſt. Der Thor, er verſteht nicht zu lieben, und begehrt doch die Liebe, welche gegen ihn ſanftmüthig, zartſchonend und nachſichtsvoll ſeyn ſoll. Er, der ſich ſelbſt und in albernem Trotz alle ſeine Bekannten, und ſogar die verkennt, welche es aufrichtig gut mit ihm meinen, glaubt ſich doch von Jedermann verkannt und grämt ſich im Stillen darum. Er, der ſich in Niemand fügen will, verlangt doch, nach ſeinem Willen ſolle ſich Jeder fügen. — Er, der bei einiger Nachgibigkeit und Milde, die ihm an Andern doch ſo wohl gefällt, das angenehmſte, genußvollſte Leben führen könnte, zerreißt ſeine eignen Freuden, verwundet ſich durch ſeine Thorheit, durch ſeinen Eigenſinn unaufhörlich ſelbſt, wie ein Wahnſinniger, und klagt hintennach kindiſch über der Menſchen Tücke, Dummheit, Engherzigkeit und boshaftes Weſen. — Er ſelbſt, weil er kleiner Urſachen willen, es mit den beſten Freunden verdirbt; ſeine Untergebenen mit Sticheleien oder Scheltworten abſtößt; Vorgeſetzten mit trotziger Trockenheit oder dem kränkenden Ton des Beſſerwiſſens, des Gernvorſchreibens begegnet: er ſelbſt durch ſein unverträgliches Weſen bezeugt, daß er bei allen übrigen löblichen Eigen-

ſchaften zu mancherlei Verhältniſſen untauglich ſei, wo es einen richtigen, leidenſchaftsloſen Ton und Blick erfordert, ein Paſſen zur Welt, in der man nicht zanken, ſondern Gutes ſtiften ſoll. Er ſelbſt hat es ſich zuzuſchreiben, wenn man ihn zurückſetzt, und Andere, auch bei minderer anderweitigen Geſchicklichkeit vorzieht; ihn zurückſetzt, nicht weil man wegen ſeiner beleidigenden Art Rache an ihm üben will, ſondern weil er durch ſeine Denkart unbrauchbar iſt. Gewandtheit, kluge Schonung, Verträglichkeit mit Amtsgenoſſen, Nachbarn und ſolchen Leuten, mit denen man beiſammen leben muß, erſetzt ſehr oft reichlich den Abgang mancher andern Fähigkeit. Denn im geſellſchaftlichen und bürgerlichen Leben hängt bei weitem das Meiſte weit weniger von der Kunſt der Einſicht, als von der Kunſt der Ausübung ab. — So verdirbt der Unverträgliche durch ſeine böſe Laune oder üble Gewöhnung alſo ſelbſt das Gute, was ihm die Natur verliehen, oder ſein Fleiß erworben hat. Er verſteht vielleicht Alles, aber nicht die Art, nützlich und wirkſam zu ſeyn. Er verſtößt ſich ſelbſt aus der Geſellſchaft; bleibt mit ſeinen Fähigkeiten unbenutzt, und ſo viel er ſich auch auf dieſe einbildet, muß er doch mit Verdruß wahrnehmen, daß man ſeiner ſehr gut entbehren könne.

Vorzüglich zu beklagen iſt der Unverträgliche

aber in ſeinem häuslichen Leben. Da, wo unter dem heimathlichen Obdach der Weiſe, der wahrhafte Chriſt, ſein ſtilles Paradies, und unter allen Lebensſtürmen ſeinen freundlichen Ruheort findet, hat er ſich ſeine Hölle bereitet. Denn ſein Ton gegen Andre, wird der Ton der Andern gegen ihn. Wie er an Andern Alles betadelt, findet man wieder an ihm Alles linkiſch und unrecht. Wie er von jedem geringen Verſehen groſses Aufhebens macht, erwiedert man ihm das Gleiche. So kömmt er nie zur Ruhe und dauerhaften Heiterkeit, weil er mit ſeiner Art zu ſeyn, Andere keine Freude ungetrübt genieſſen läßt.

Wohl Mancher erkennt ſich in dieſem traurigen Bilde, und hat längſt ſchon erkannt, daß vielerlei Ungemach ſeiner Tage, die Folge eines mürriſchen, zänkiſchen, Alles übeldeutenden, heimlichſtolzen und herriſchbegierigen Weſens war. Es mag ſeyn, daß er oft recht hatte in ſeinen Meinungen und Urtheilen; aber er hatte unrecht in ſeiner daraus folgenden Handlungsart. Es fehlte ihm nicht an Einſicht der Dinge, aber an der Klugheit, ſich auf die beſte und zweckmäßigſte Weiſe zu betragen. Es fehlte ihm die Grundlage zu allem Guten, jene ſtille, feſte, religiöſe Denkart gegen Gott und Menſchen, von welcher der weiſeſte der Menſchen, der am meiſten und dauerhafteſten Gutes wirkte, Jeſus

Chriſtus, das reinſte Vorbild iſt. Es fehlte ihm jener religiöſe, groſe Sinn, welchen die heilige Schrift jedem Eingeweihten des Jeſus-Glaubens empfiehlt, indem ſie ſpricht: So ziehet an als die Auserwählten Gottes, Heiligen und Geliebten, herzliches Erbarmen, Freundlichkeit, Demuth, Sanftmuth, Geduld, und vertrage einer den Andern, und vergebet euch unter einander, ſo Jemand Klage hat wider den Andern; gleich wie Chriſtus euch vergeben hat, alſo auch ihr. Ueber Alles aber ziehet an die Liebe, die da iſt das Band der Vollkommenheit. Kol. 3, 12 — 14.

So wollen wir uns nun ſelber prüfen: woher unſer Uebel ſtammt. Iſt unſre finſtre, unverträgliche Gemüthsart nur eine Wirkung kränklicher Umſtände: ſo ſoll Sorge um zerrüttete Geſundheit unſre allerdringendſte Pflicht ſeyn. Denn dieſe Empfindlichkeit, dieſe Neigung zum Verdruß und Auffahren, dieſe Sucht, alles von der ſchlimmen Seite zu nehmen, dies ſinnliche Gefallen, ſich durch harte Worte und Zänkereien gleichſam von der Bürde heimlichen Unmuthes zu entladen, kann Vorbote einer das Leben zerſtörenden Krankheit ſeyn. Es iſt Pflicht, einen verſtändigen Arzt mit dieſer unnatürlichen Reizbarkeit und leicht verſtimmten Laune bekannt zu machen und ſein Urtheil zu hören. Oft weigert man ſich, dieſen Schritt zu thun, weil man ſich nicht

für erkrankt, ſondern die Menſchen um ſich her für ſchlecht hält. Aber dies iſt ſchon ſelbſt ein höherer Grad der Krankheit, in dem ſie ſich ſelber nicht mehr empfindet, ob ſie gleich noch nicht durch andre äußerliche Zeichen am Körper ſichtbar geworden. Man hat dergleichen Zuſtände oft bei Perſonen vorhergehen ſehen, die nachher ein ſchweres Siechenthum zu überſtehen hatten; oft ſtellte ſich nach einer überſtandenen, gefährlichen Krankheit die ganze Heiterkeit und Verträglichkeit des ehemaligen Sinnes wieder her, und der Geneſende, vorher mürriſch und zänkiſch, nun freundlich und gütig mit Allen, ſchien ein ganz neuer Menſch geworden.

Spürteſt du aber ſchon ſeit vielen Jahren und aus alten Vorwürfen deiner Jugendfreunden und Bekannten, daß eine gewiſſe Unzufriedenheit, auflodernde Heftigkeit, ein ſtreitſüchtiges, unverträgliches Weſen in deiner Gemüths- und Denkart ſei; — fühlteſt du ſchon längſt, daß es ein geheimer Stolz war, der dich gegen Andre anmaßend machte, und unzufrieden, wenn ſie deinen Wünſchen, Entwürfen und Meinungen widerſprachen; — Unglücklicher, ſo beklage ich dich mehr, als wäreſt du körperlich leidend. Denn dieſe Fehler bis auf die letzte Wurzel in dir auszurotten, wird dir einen ſchweren Kampf koſten. Deine arge Gewohnheit wird ſich immer wieder aufthun, wenn du ſie auch ſchon überwunden zu haben glaubteſt. Aber Freund! — wohnt der rechte Stolz des edeln Geiſtes in dir, — der, zu wiſſen, daß du Alles über dich vermögeſt, was du wolleſt, dann iſt der Sieg nicht unmöglich!

Dann haſt du noch Hoffnung, in dir ſelbſt ruhig, von allen deinen Bekannten dich geliebt, und deinen übrigen Werth anerkannt zu ſehen. Du wirſt noch glücklich ſeyn! Füge nur zu deinen übrigen Vollkommenheiten jene reine Freundlichkeit, jene herzliche Demuth, Sanftmuth und Geduld mit fremden Fehlern, wovon die Schrift redet; beſonders die Alles ertragende, Alles gern, froh und mit ſich zufrieden machen wollende Liebe, die das Band aller Vollkommenheit iſt.

Lerne vor allen Dingen nur erſt ſchweigen, wo dich gewohnter Unmuth zum Reden zwingen will; lerne erſt ertragen, dulden, verzeihen, wenn andre Perſonen Schwächen zeigen — dann erſt menſchenfreundlich dich in ihren Sinn fügen, wo du es ohne deinen und Anderer großen Nachtheil darfſt. — Denke oft, daß man durch Zank und Vorwurf, hämiſchen Tadel und Aeuſſerung des Unwillens, nichts verbeſſert, gewöhnlich verſchlimmert; daß mit Güte und Liebe alles, mit Trotz nichts bezwungen wird. — Erinnere dich bei jedem Anlaß, wo fremde Urtheile und Grundſätze von den deinigen abweichen, daß du in deiner Art zu ſeyn, bei deinen Vorkenntniſſen, deinen Erfahrungen vollkommen recht habeſt; hingegen daß Andre, in ganz andern Stellungen, Anſichten, Kenntniſſen und Erfahrungen, ebenfalls von der Wahrheit und Richtigkeit ihrer Ueberzeugungen gewiß ſind; daß ein einziger Sterblicher, wie du, nicht Alles allein am beſten wiſſe, und daß, ſelbſt wenn du allein Alles wüßteſt, es Thorheit wäre, Jeden zwingen zu wollen, deine

Neigungen, deine Anſichten, deinen Geſchmack zu haben. Gott ſelbſt iſt der Urheber der unendlichen Verſchiedenheit unter den menſchlichen Geiſtern. Du kannſt nicht machen, daß alle denken, wollen und handeln wie du; du kannſt nicht alle in dein Selbſt verwandeln; du biſt nicht Gott. Dulde Andre, wie man dich dulden ſoll; aber wähne nicht, daß ſie ſich von dir belieben laſſen müſſen, was du dir von ihnen nicht gefallen läſſeſt. —

Haſſeſt du, man wird dich haſſen; verachteſt du die Leute, ſie werden dich wieder verachten; trotzeſt du ihnen, ſie werden dir wieder trotzen. Darum — iſt dir ein heitres Leben, ein ſegnender Vater im Himmel theuer — lege ab deine Untugend: liebe, und Jeder wird dich lieb haben; verzeihe kleine Fehler, man wird Nachſicht mit den deinigen haben; mache Jedem, der mit dir in Berührung kömmt, wenn auch nur durch ein gutes, freundliches Wort, einen frohen Augenblick, und Jeder wird eine Gelegenheit ſuchen, auch dich glücklicher machen zu helfen.

Und das ſei auch mein Streben! Heiliger Gott, der Du Kraft und Segen und Gelingen zu allem Guten gibſt; o gib auch mir Kraft, daß ich mich ſelbſt überwinde, und durch Liebe Deiner und Deiner Erſchaffenen ein Band aller Vollkommenheit gewinne, die vor Dir gilt. Amen.

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Neunundzwanzigſter Sonntag, den 16. Juli 1815.

O unſchätzbarer Schatz, dein Wort,
Voll Licht und Geiſt und Gnade!
Wie mächtig hilft's dem Schwachen fort
Durch Nacht und Dornenpfade!
Wie macht es hell die Finſterniß,
Wie macht's den Zweifelnden gewiß,
Und froh den müden Dulder!

Anbetung Dir für dieſes Licht,
Dem alle Schatten weichen;
Nein, was nur Menſchenzunge ſpricht,
Kann Deinem Wort nicht gleichen.
Anbetung Dir! durch Dich verklärt,
Erkenn' ich meines Daſeyns Werth,
Iſt überall mein Himmel.

Des göttlichen Wortes Macht.

Pſalm 19, 8—13.

Warum ſoll ich zur Kirche gehen? Ich höre da nichts, was ich nicht ſchon wüßte. Ich lerne oft mehr in einem guten Schauſpiel, oder werde darin

beſſer erbaut als in einer ſchlechten Predigt. Warum ſoll ich die Bibel leſen? Warum andre Schriften frommen Inhaltes? — Weiß ich denn nicht ſehr gut, was ich glauben und hoffen ſoll? Kenne ich nicht ſehr gut den Umfang meiner Pflichten? Und am Ende, ſind nicht alle Erbauungsſchriften immer voll des ewigen Einerlei's? Wozu alſo das ganze Jahr hindurch Beſchäftigung mit einer und derſelben Sache? Auch die ſchwerſte Wiſſenſchaft wird nach Jahr und Tag erlernt, und wenn man ſie weiß, iſt es nicht thöricht, wenn man ſie immer wieder von neuem zu lernen anfängt? Oder bin ich zeitlebens ein Kind, dem man täglich mit den alten Ermahnungen kommen muß? Warum, frage ich, warum alſo ſoll ich die ſogenannten Erbauungsſchriften, oder die Bibel leſen, da ich ihren Inhalt kenne, oder allwöchentlich zur Kirche laufen, um die Predigt von Gottes Wort zu hören?

Dergleichen Urtheile und Fragen höre ich wohl auch zuweilen in Geſellſchaften, beſonders in Geſellſchaften aus den vornehmen Ständen, oder von Leuten, die viel Bildung haben. In der That, es iſt viel Wahres darin. Ich weiß darauf nicht immer zu antworten, und fühle doch, daß in den Fragen ſelbſt ſchon ein Vorurtheil und in den Urtheilen irgend etwas Einſeitiges und Schiefes liegt. Darum glaube ich meine eigenen Urtheile berichti-

gen zu ſollen durch Nachdenken über den wahren Werth und die Macht des göttlichen Worts. Es muß darin etwas Vorzügliches vorhanden ſeyn, was nicht im gemeinen menſchlichen Wort liegt. Wie konnten ſich ſonſt die gelehrteſten Männer des Alterthums, wie können ſich ſonſt noch heutiges Tages viele mit den Betrachtungen göttlicher Dinge ſo anhaltend und gern beſchäftigen, ohne daß ſie doch eigentliche Gottesgelehrte waren, und durch ihren Beruf dazu aufgefordert wurden?

Der königliche Dichter des jüdiſchen Volks, David, weihte einen großen Theil ſeiner Tage und Stunden heiligen Betrachtungen, denen heute ſo viele Perſonen von geringerer Herkunft und minder wichtigen oder zahlreichen Geſchäften, kaum gern einen Augenblick im Jahre widmen wollen. Und er war von dem hohen Vortheile dieſer Betrachtungen, welche Gottes Wort in ihm veranlaßten, auf das Innigſte überzeugt. „Das Geſetz des Herrn iſt unwandelbar und erquicket die Seele!“ ſo ſang er in ſeine Harfentöne. „Das Zeugniß des Herrn iſt gewiß und macht die Albernen weiſe. Die Befehle des Herrn ſind richtig und erfreuen das Herz. Die Gebote des Herrn ſind lauter und erleuchten die Augen. Die Furcht des Herrn iſt rein und bleibet ewiglich. Die Rechte des Herrn ſind wahrhaftig, alleſammt gerecht. Sie ſind köſtlicher denn

Gold und viel feines Gold; ſie ſind ſüßer denn Honig und Honigſeim. Auch wird dein Knecht durch ſie erinnert, und wer ſie hält, der hat großen Lohn. Wer kann merken, wie oft er fehlet?“ Pſalm 19, 8 — 13.

Als einſt ein Weiſer des Alterthums gefragt ward, warum lieſeſt du beſtändig die Bücher von göttlichen Dingen und menſchlichen Pflichten, da du ſie doch ſchon oft geleſen? antwortete er: Freund, warum nimmſt du ſchon heute wieder Nahrung zu dir, da du doch erſt geſtern gegeſſen haſt? — Ich thue es um zu leben! erwiederte dieſer. Und ich leſe, um ebenfalls zu leben; verſetzte der Weiſe.

In dieſer Antwort liegt ein ſchöner und wahrer Sinn. Wie wir täglich zum Leben des Leibes der leiblichen Speiſe bedürfen, ſo bedürfen wir zur Aufrechthaltung und Veredlung des Geiſtes, täglich geiſtiger Nahrung. Ohne dieſelbe würde unſer wahres inneres Seyn ſchwächer werden und endlich ganz verderben. Um ſo viel werther mein unſterblicher Geiſt, als der Körper iſt, um ſo viel größere Pflege ſoll ich ſeiner Erhaltung und ſeinem Wachsthum widmen. Denn der Geiſt bin ich ja ſelber; der Körper, der mich umkleidet, bin ich nicht. Nichts bleibt auf Erden, was und wie es iſt. Die Zuſtände meines Körpers verändern ſich beſtändig; auch die Zuſtände meines Geiſtes. Er ſteht nie ſtill,

ſondern er ſchreitet entweder vorwärts oder rückwärts; er wird entweder ſtärker oder ſchwächer, beſſer oder ſchlimmer. In einem unaufhörlichen Kampfe mit den äußern Umſtänden und Schickſalen, oder mit den thieriſchen Einflüſſen ſeines Fleiſches und Blutes, iſt der Geiſt entweder Sieger oder Beſiegter. Aber Ruhe iſt ſelten für ihn.

So ſoll ich alſo den Geiſt eben ſo fortdauernd nähren und ſtärken. Das göttliche Wort aber iſt die eigentliche Nahrung des Geiſtes; keineswegs iſt ſolche die gewöhnliche Lebensklugheit, weltliche Weisheit oder Gelehrſamkeit. Denn unſer Geiſt iſt an uns etwas Göttliches, aus Gott entſprungen, zu Gott zurückkehrend. Daher muß er ſeine Kraft und ſein Wachsthum aus dem, was göttlich iſt, nehmen, wie der Leib ſie aus dem Irdiſchen und Staube nimmt, von dem er kam, und zu dem er zurückkehrt.

Das Göttliche aber, was des Geiſtes Nahrung ſeyn ſoll, kann nichts anders, als das Wort Gottes ſeyn, oder das uns von Gott Geoffenbarte. Die Offenbarung aber iſt eine Erleuchtung unſers Innern über uns ſelbſt, über unſer Weſen, unſer Abſtammen, unſer Fortdauern, unſer Gottähnlicherwerden.

Daß unſer Geiſt göttlicher Natur ſei, offenbart ſich in ſeiner Sehnſucht und Liebe zum Ueberirdiſchen. Der einſame Wilde, welcher noch nie von jemand

Anders über Daſeyn eines Gottes etwas vernommen hätte, würde ohne fremde Beihilfe den Gedanken an das Daſeyn des großen Geiſtes faſſen. Die älteſten Völker beſchäftigten ſich mit den unſichtbaren Dingen, welche blos in ihren Gedanken ſeyn konnten, am liebſten. Die wildeſten und roheſten Nationen haben das Religiöſe als ihr höchſtes Heiligthum. Selbſt der mannichfaltige Aberglaube der gemeinen Leute, ihr Glauben an Geiſtererſcheinungen, Geſpenſter, Kobolde, Sympathien und andre überſinnliche Dinge, ihr Hang zum Unbegreiflichen und Wunderbaren, iſt eine Beurkundung der ewigen Geiſtesſehnſucht nach dem Nichtirdiſchen, Höhern und Göttlichen. Durch die Offenbarung empfängt der Geiſt des Menſchen aber nichts Neues, ſondern was in ihm iſt, wird dadurch nur aufgeſchloſſen, entfaltet und heiter. Die Offenbarung iſt das Aufblühen des Geiſtes in ſeiner Vollendung zu dem, was er zwiſchen Gott und Staub ſeyn könne und ſeyn müſſe. Das Glauben eines allerhöchſten Weſens, einer unendlichen Fortdauer und deſſen was göttlich und recht iſt, liegt im Geiſt. Es iſt kein bloßes Muthmaßen oder Fürwahrhalten, wie wir irdiſche Gegenſtände wiſſen, muthmaßen, oder für wahr halten: ſondern dieſer Glaube iſt die Natur des Geiſtes ſelber, oder deren einfache Aeuſſerung.

Daher kömmt es, daß alle Menſchen Religion haben, ſie mögen auch noch ſo tief in Roheit verſunken ſeyn.

Aber in einer Kraft konnte ſich der Geiſt nur ſchwach und dürftig entfalten. Daher kamen die ungeheuren Verirrungen der Völker zu den Träumereien des Heidenthums und zur religiöſen Entartung; daher endlich die Entartungen der patriarchaliſchen und moſaiſchen Religion. Jeſus Chriſtus erſchien. Es war gleichſam die Stimme des Schöpfers zu den Geiſtern, darum hieß er das Wort. Er brachte in die Dunkelheiten des menſchlichen Geiſtes und deſſelben Verhältniſſes zum Schöpfer, von dem er ſtammt, zur Ewigkeit, der er angehört, Klarheit. Darum, hieß er das Licht der Welt. Er gab dem Geiſte ſein natürliches, urſprüngliches Verhältniß zu Gott und Ewigkeit wieder, und Gewißheit über das, was er bisher ſchwankend ahnete, nämlich über ſeine Beſtimmung und Würde, ſich ſelbſt über alles Irdiſche zum Göttlichen zu erheben; vollkommen zu werden, wie der vollkommen iſt, dem der Geiſt abſtammt.

Das iſt der Unterſchied des göttlichen vom menſchlichen Wort, daß jenes das Leben des Geiſtes mit ſich ſelbſt und mit Gott und dem ewigen Weltganzen in Uebereinſtimmung bringt; während dieſes nur was im engen Kreiſe des Irdiſchen werth und nützlich iſt, lehret.

Folglich mag wohl wahr ſeyn, daß irdiſche Kenntniß, Gelehrſamkeit, Wiſſenſchaft und Klugheit ſehr vortheilhaft ſind; daß wir ſie erwerben, erweitern, anwenden ſollen, als Mittel der Wirkſamkeit für den Geiſt. Aber ſie erhalten und mehren das Leben des Geiſtes ſelbſt nicht, weil er göttlicher Abkunft iſt, und nur im Göttlichen und vom Göttlichen allein lebt. Das Wort Gottes, das durch Jeſum Geoffenbarte, iſt ſeine Nahrung, und es kann nichts anders ſeyn.

Ich möchte daher keineswegs diejenigen tadeln, welche nützliche Bücher leſen, um ihr Gedächtniß mit wiſſenswürdigen Dingen zu bereichern, ihre Einbildungskraft zu veredeln, ihren Scharfſinn zu üben, und ihre Welt- und Menſchenkenntniß zu vermehren. Aber alles dies iſt nur Mittel, Werkzeug und Stoff für den Geiſt, es iſt nicht ſein Leben ſelbſt. Auch das Denken iſt nicht das Leben des Geiſtes ſelbſt, ſondern nur die Aeuſſerung, die Thätigkeit deſſelben. Das Leben des Geiſtes iſt das Seyn im Ewigen, das Streben zum Gott, das gottähnliche Wirken. Die Nahrung ſolches Lebens iſt daher nur das Wort Gottes, nicht das menſchliche Wort; denn was göttlicher Natur iſt, kann nur vom Göttlichen leben.

Es iſt möglich, daß dich ein gutes Schauſpiel mehr erbaut, wie eine Predigt: aber was dich zu-

weilen und gewiß doch nicht immer, oder wohl äuſſerſt ſelten im Schauſpiel bewegt, erbaut und begeiſtert, iſt das Heilige darin, was das Göttliche in dir anregt. Nun aber auch in der ſchlechten Predigt iſt das, was von Gott kömmt und zu Gott führt, allezeit die Hauptſache; und ein einziger Gedanke kann oft hinreichend ſeyn, dein dunkles inneres Leben von neuem zu erhellen. So wie der Leib immerfort neuer Nahrung vonnöthen hat zu ſeinem Gedeihen und Fortdauern, alſo auch der Geiſt. Das Leſen oder Hören heiliger Betrachtungen verdient daher beſtändig fortgeſetzt zu werden. Wieviel haben wir nicht ſchon gehört, wieviel nicht ſchon geleſen. Aber die Wirkungen davon verſchwanden gemach. Wer könnte ſich noch jeder Predigt, oder jeder Auslegung der heiligen Schrift erinnern, die ihn einmal beſonders gerührt hat? Darum iſt gut, daß wir fortgeſetzt die Eindrücke zu erneuern ſuchen. Wohl Mancher hat ſich auch ſchon Vorwürfe gemacht, daß er ſo Vieles gehört und geleſen hat, ohne dadurch auffallend vollkommner geworden zu ſeyn. Aber das liegt in unſrer Stellung zu den irdiſchen Dingen, die uns immer wieder überwältigen und zerſtreuen. Darum ſollen wir nie aufhören, das innere Leben des Geiſtes wie eine Flamme mit Oel zu nähren. Jede einzelne heilige Betrachtung göttlichen Wortes thut wenig; aber nach vielen bleibt

doch etwas zurück. Die irdiſchen Erſcheinungen drin-gen unablässig durch unſre Sinne auf uns ein; dar-um iſt es nothwendig, daß der unſterbliche Geiſt unablässig vom göttlichen Wort geſtärkt werde, damit er gegen das Irdiſche andringen könne und von dem-ſelben nicht übermächtigt werde.

Eine Wiſſenſchaft, eine Kunſt, ein Gewerbe läßt ſich wohl in einigen Jahren lernen, und man braucht nicht wieder in gewiſſen Zeiten von neuem mit dem Lernen anzufangen. Aber das Seyn im Göttlichen iſt keine Wiſſenſchaft, kein Gewerbe für dies Leben, ſondern das Leben ſelbſt. Das Leben kann nicht gelernt, ſondern nur ernährt werden.

Darum ſollſt du das Wort Gottes nicht als eine Wiſſenſchaft, ſondern als eine Nahrung anſehen. Ich glaube es dir gern, daß du ſchon alles weißt, was dir über deine Pflichten geſagt werden kann, oder was in der heiligen Schrift ſteht; aber das Wiſſen iſt das Wenigſte, es iſt bloßes Mittel. Ich frage dich aber: lebſt du im Göttlichen in immer-währender Berührung mit dem Ueberirdiſchen? Die Betrachtungen religiöſer Gegenſtände, beſonders für eine Amts- und Geſchäftsſache der Geiſtlichen und Gottesgelehrten zu halten, iſt wohl einer der thörich-ſten Einfälle. Das Seyn im Göttlichen iſt kein Amt; es iſt die Sache jedes unſterblichen Weſens; ſo wie Nahrung für den Leib zu nehmen kein Beruf,

ſondern Sache jedes Sterblichen iſt. Der das göttliche Wort lehrt, bereitet dem Geiſt die Nahrung, oder reicht ſie ihm. Es ſind auch viele, die ſie bereiten, ohne ſie ſelber zu genießen.

Ich glaube dir es, du kennſt den ganzen Umfang deiner Pflichten gegen Gott und Welt. Aber das Wiſſen der Pflichten iſt nicht das Leben in den Pflichten. Du kennſt, was du zu thun haſt; thuſt du es immer? Und warum nicht? Manches, was du zu gewiſſen Zeiten hätteſt thun müſſen, war dir im Augenblick des Handelns dunkel. Warum alſo verſchmäheſt du, durch fortgeſetzte fromme Betrachtungen das in dir Halbvergeſſene wieder aufzufriſchen? — Oft iſt die Sinnlichkeit mit ihren Reizen viel ſtärker geweſen, als das bloße Bewußtſeyn deiner Pflicht, und daher ward dieſe verletzt. Warum denn, wenn die Sinnlichkeit dich mit immer neuen Waffen angreift, ermunterſt du nicht auch die Waffen des Geiſtes gegen ſie? Du geſtehſt alſo ein, daß das bloße Bewußtſeyn deiner Pflichten, das bloße Gedächtnißweſen, nicht hinreicht, fehlerhafte Gewohnheiten oder ſtürmiſche Neigungen zum Unrecht zu beſiegen. Warum verſäumeſt du, durch oft wiederholte Selbſtbetrachtungen, gleichſam durch Selbſtverjüngung deiner Tugend im göttlichen Wort gewaltiger zu werden? Man kennt auch nach Jahren wohl ſeinen abweſenden Freund noch und erinnert

ſich ſeiner Geſtalt, ſeiner Geſichtszüge, ſeiner Stimme; demungeachtet aber lebt man mit den Abweſenden und für ihn weniger, als mit und für den, der beſtändig um uns iſt. So iſt täglicher Umgang und Nähe deſſen, den man liebt, die Nahrung der Freundſchaft; ſo der öftere Umgang mit Gott, die Betrachtung ſeines Wortes, die Erwärmung des Gemüths zur Erfüllung ſeiner Gebote die Nahrung der Tugendhaftigkeit.

Ich will dir zugeben, jene Predigten, jene Erbauungsſchriften und religiöſe Betrachtungen ſind am Ende das ewige Einerlei. Allerdings, dies Einerlei iſt dqs göttliche Wort. Das Geſetz des Herrn iſt, wie David ſagt, ohne Wandel, aber doch erquicket es die Seele. Auch dein geliebteſter Freund iſt immer von einem Tage zum andern derſelbe, und ſeine Geſtalt verändert ſich nicht. Dennoch iſt er dir immer wichtig, immer theuer, immer neu. Auch das Brod und das Fleiſch, welches du täglich zu deiner Nahrung genieſſeſt, iſt das alte Einerlei, und doch wirſt du derſelben nie ſatt. So ſind nun auch die Offenbarungen Jeſu, das Wort des Lebens, ein ſogenanntes Einerlei, nämlich für das Gedächtniß, aber nicht für den Genuß. Es ſpricht uns das Göttliche immerdar auf eine neue Weiſe an; und das Alte will nie veralten. Es ſtärkt unſer Gemüth zur Vollkommenheit, aber dies

Vollkommenwerden iſt ein Fortſchreiten des Geiſtes ins Unendliche.

Vielmals geſchieht, daß der Menſch unter gewiſſen Umſtänden verlegen werden kann, und bei äuſſerſt wichtigen Vorfällen nicht weiß, wozu er ſich entſchließen müſſe. Er ſchwankt in ſeinen Ueberlegungen nach verſchiedenen Seiten; die gewöhnliche Klugheit will nicht ausreichen. Da wird der Menſch, indem ihm irgend ein Umſtand eine bibliſche Stelle, den Vers eines heiligen Dichters, die Erinnerung aus einem erbaulichen Buche ins Gedächtniß führt, oder indem ihn das Gebet erwärmte, plötzlich zum hellern Inſichſelbſtleben gebracht; er durchſchaut die Umſtände, die Zukunft lichtvoll und iſt zur That entſchloſſen. Was ihm alle irdiſche Klugheit nicht rathen konnte, erkennt er, indem er ſeine Stellung zu Gott und Ewigkeit heller wahrnimmt, und wie von einem Schlaf erwacht. Das iſt die Frucht und die Macht des Wortes Gottes, welches das Leben des Unſterblichen in uns nährt, und deſſen überirdiſche Kraft erhöht.

Ich glaube es dir, du biſt für deine bürgerlichen und häuslichen Verhältniſſe ein kluger, geſchickter, vortrefflicher Menſch. Man ſchätzt dich, man liebt dich. Biſt du aber, was du für das Irdiſche biſt, auch für das Ewige? Die Ewigkeit ſollte dir aber doch allerdings wenigſtens eben ſo viel gelten, als

das Weltleben und die Gottheit allerwenigſtens eben ſo viel, als die Verbindung mit Menſchen; und dein Geiſt allerwenigſtens ſo viel, als dein ſinnlicher Wohlſtand. Und wenn du heute dich vom irdiſchen Daſeyn trennen müßteſt, ſage mir, was könnte dir deine äuſſere Liebenswürdigkeit, deine Kenntniß, deine Lebensklugheit, deine Geſchicklichkeit im reinen Geiſterleben helfen? Was wäreſt du dann? Auf Erden biſt du an Allem reich, wodurch du gefällig und nützlich biſt, aber wie ſteht es um das in dir, was göttlicher ſeyn ſoll? Es iſt verſäumt, und unkräftig, ungenährt geblieben. Durch das menſchliche Wort biſt du für die irdiſchen Verbindungen ungemein tauglich geworden; aber das göttliche Wort hätte dich für deine höhern Verhältniſſe tauglicher machen müſſen, und es geſchah nicht. Du frageſt: was muß ich dazu noch mehr wiſſen und thun? Ich antworte dir, es iſt nicht ein Wiſſen und Thun, ſondern ein Seyn und Leben, was die Frucht und Kraft des Wortes Gottes iſt. Kannſt du mir die Natur des Lebens und Seyns mit Worten ausſprechen? Das Leben wird gelebt, nicht gelernt, nicht gewußt. Nicht das Wiſſen von Jeſu, ſondern das Leben in Jeſu iſt das Chriſtenthum; darum iſt Chriſtum lieb haben, beſſer, denn alles Wiſſen.

Aber das durch Gottes Wort genährte Geiſtesleben iſt ein anderes, ein höheres, als das gemeine

Leben im Irdiſchen; ja, es iſt oft deſſen Widerſpruch und ein beſtändiger Triumph über daſſelbe; es iſt ein ſtetes Ringen gegen das Anſtreben der Sinnlichkeit wider das, was gut, recht und wahr iſt; es iſt ein Ueberwinden des Schickſals. Von ihm aus angeſehen, iſt Glück und Unglück hienieden bloßes Vorurtheil, denn Alles iſt aus der weiſen Güte Gottes entſprungen, und es gibt kein anderes Unglück als das, was der gemeinſinnliche Menſch eben nicht dafür hält, nämlich die Sünde, die Uebermacht thieriſcher Einflüſſe über den Geiſt. Von ihm aus angeſehen, iſt der Werth, den man in ein bequemes Leben ſetzt, oder in Schönheit, oder in Ruhm, ja der Verluſt alles deſſen, der Verluſt aller unſrer Freunde, der Tod ſelbſt, von weniger Bedeutung. Wer Gott hat, der hat Alles; wer mit ihm iſt, der fürchtet nichts; wer in Jeſu lebt, für den gibt es kein Sterben. Er erzeigt dem Leibe ſeine Ehre, aber nicht mehr als demſelben, wie ein Werkzeug, zuſteht.

Dies erhabenere Seyn, mitten im Irdiſchen ſchon, iſt die Frucht und Macht des Wortes Gottes. Du fragſt, wie mag ein ſolches Leben wohl beſchaffen ſeyn und im Aeuſſern erſcheinen? Betrachte den Lebenslauf Jeſu Chriſti. Je länger und aufmerkſamer du ihn erforſcheſt, je göttlicher erſcheint er dir. Er verachtet das Irdiſche nicht, aber er hängt auch

nicht daran; er genieſst es, und beherrſcht es. Sein Wandel iſt im Himmliſchen. Er immer Gott und der Ewigkeit nahe. Er bedarf für ſich nur ein wenig; er iſt Alles für Andrer Heil. Für ihn gibt es kein Unglück, keinen Schmerz, keinen Feind den er haſst, ſelbſt keinen Tod. Er geht in den Tod für das Glück der Welt, ohne ihn zu ſuchen, ohne ihn zu meiden. So war Chriſtus. Er war das rechte Leben, das Wort und die Wahrheit.

Heilige mich Gott, mein Gott in dieſer Deiner Wahrheit, Dein Wort iſt die Wahrheit. Himmel und Erde vergehen; Dein Wort bleibet ewiglich. Amen.

Stunden der Andacht

zur Beförderung

wahren Chriſtenthums

und

häuslicher Gottesverehrung.

Dreiſigſter Sonntag, den 23. Juli 1815.

Wer heilig iſt, der bleib' auch heilig,
Wer ſündigt, zittre! — Denn der Herr,
Der uns bereitet hat, iſt heilig,
Und heilig iſt ſein Recht, wie er!
Wohl dem, der ſchuldlos, rein und gut
Sein Bild wird, und was recht iſt, thut.

Wer zur Vollendung roher Sünden
Zwar ſeines Körpers Kraft nicht leiht,
Gedanken aber und Empfinden
Mit Bildern ſchnöder Luſt entweiht: —
Iſt der kein Sünder? Und ſteht der
Vor Gottes Augen heiliger?

Gott ſieht, Gott prüft, Gott wäget Alles,
Gedanken, Wünſche; Entſchluß und That,
Der Tugend Werth, den Reiz des Falles,
Der Sünden Keime und ihr' Saat.
Wer richtet zwiſchen Finſterniß
Und Licht, wie Gott? Wer ſo gewiß?

Gefahren willkührlicher Träumereien.

Matth. 4, 27 — 28.

Mehr oder weniger ſpielt wohl jeder Menſch gleichſam ſeine doppelte und dreifache Rolle faſt zu gleicher Zeit. Ein ganz andrer iſt er im öffentlichen Leben, im Umgang mit Freunden, Bekannten, Fremden, Vorgeſetzten, Untergebenen. Er ſtellt ſich ihnen immer ſo viel er kann, nur von der achtungswürdigſten Seite dar; iſt begierig, ihnen zu gefallen, eine vortheilhafte Meinung von ſich beizubringen, ihnen Ehrerbietung einzuflößen. Er iſt, wenn auch nur dem Scheine nach, beſſer, rechtſchaffener, liebreicher, ſtrenger in ſeinen Pflichtverhältniſſen. So wie wenn er aus ſeinem Hauſe geht, in ſeiner Kleidung ſorgfältiger, reiner, zierlicher iſt: ſo iſt er auch in ſeinem Betragen behutſamer, höflicher; in ſeinen Reden bedachtſamer, überlegter; in ſeinen Handlungen gefälliger und zuvorkommender.

Ganz anders, als außer dem Hauſe, kann der gleiche Menſch innerhalb ſeiner Wohnung ſeyn, wo er die Feſttagskleider nicht trägt, ſondern in der bequemern Haustracht geht. Da iſt er, wie im Aeuſſerlichen nachläſſiger, auch in ſeinen Werken und Worten weniger vorſichtig. Seine Geſinnungen offenbart er unverhehlter; gegen ſeine Hausgenoſſen iſt er nicht wie gegen die Fremden; oft leider das Gegentheil von allem, wodurch er Fremden zu

gefallen ſucht. Er läßt ſeinen guten und übeln Launen freiern Lauf; wägt ſeine Worte nicht ab; gibt ſeine Urtheile über Leute, mit denen er auſſer dem Hauſe Geſchäfte hatte, ohne Rückſicht; mit einem Worte, er zeigt ſich natürlicher und wie er in der That beſchaffen iſt, nicht, was er Andern ſcheinen möchte. Wahrlich, der iſt für einen der edlern Menſchen zu halten, der auch innerhalb ſeiner Wohnung, gegen die allervertrauteſten Theilnehmer ſeines häuslichen Lebens, nicht anders iſt als er ſich zeigt; hier eben ſo dienſtgefällig, freundlich, nachgebend ſpricht und handelt, als auſſer dem Hauſe; hier in ſeinen Urtheilen und Geſinnungen über Fremde nicht anders iſt, als er ſich ihnen ſelbſt durch ſein Benehmen äuſſerte. — Wie Wenige vermögen dies. Wie Wenige ſind ſo wahr drauſſen, als daheim bei den Ihrigen!

Aber ſelbſt noch ganz anders, als bei den Ihrigen, ſind endlich die Menſchen im Innerſten ihres Gemüths. O, wer iſt rein genug, ſich in allen Gedanken und Empfindungen ſeinen ihn umgebenden nächſten Freunden, ſeiner Gattin, ſeinem Gatten, ſeinen Kindern, Geſchwiſtern und vertrauteſten Geſellſchafter zu offenbaren? Wer iſt unſchuldig genug, daß er ohne Furcht und Erröthen, Jedem Alles, was im Verborgenen ſeines Gemüthes zuweilen vorgeht, leſen laſſen könnte! Alſo auch gegen unſre, mit

uns wohlbekannteſten Geliebten, haben wir gleich-
ſam noch eine verſchönernde Larve nöthig; alſo auch
noch Geheimniſſe, die wir um alles in der Welt nicht
geſtehen würden, gegen die, vor denen wir dem
Anſchein nach, gar keine Geheimniſſe mehr haben!

So ſpielt der Menſch, ſelbſt ſogar der beſſere,
ſeine Doppelrolle. Darum, ſo genau einer auch
den andern zu kennen meint, kennt er ihn doch nie
vollkommen. Nur Gott iſt allwiſſend; darum rich-
tet nur Gott den Sterblichen gerecht. — Nach dem
Leben auſſer dem Hauſe richtet die Welt; ſie daher
meiſtens nur den Schein; ſie kann nicht wiſſen, aus
welchen Abſichten das Wort und die That kam,
die ſie beurtheilt. Nach dem zwangloſern, häuslichen
Betragen richtet der vertraute Hausgenoſſe, und
ſchon weit ſtrenger, richtiger, als die übrige Welt.
Denn im Hauſe läßt oft der Schlaueſte oft unwill-
kührlich die Maske der Verſtellung fallen, und aus
einzelnen Worten und Geberden ahnen und erſpü-
ren wir ſeinen verborgenſten Sinn. Aber den in-
nern Menſchen richtet der Allwiſſende. Nur was
der Sterbliche in ſich ſelber iſt, nicht was er
von auſſen ſcheint oder ſcheinen will, macht ſeinen
Werth oder Unwerth vor dem Allgegenwärtigen.
Aus dieſem verheimlichten Innern hervor, gehen
die ausgeſprochenen Urtheile, Befehle, Bitten, Dro-
hungen, Schmeicheleien, Rechtfertigungen, Klagen.

Man vernimmt das Wort, man ſieht die That, aber die dabei im dunkeln Hintergrunde des Gemüths verſteckten Abſichten erräth ſchwerlich einer mit Gewißheit vom Andern.

Alſo werde ich von Gott nicht nach meinen für Menſchen hingeſprochenen Worten, nicht nach meinen äuſſern Werken, ſondern nach meinen geheimen Abſichten, nach meinen Geſinnungen, die kein Menſchenkind erkennt, nach meinen Gedanken gerichtet. Nur dieſe, welche ſelten andern Perſonen offenbar werden, wie ſie ſind, können als die wahrhafteſten Aeuſſerungen meines Selbſtes gelten. Allwiſſender, der Du die Reihe meiner täglichen Gedanken klar durchblickſt, Du, vor dem nichts Verborgenes ſeyn kann, wie werde ich vor Dir beſtehen!

Ach, wir täuſchen uns nur gar zu oft ſelbſt, indem wir nur auf unſre Worte und Werke Rückſicht nehmen, wenn wir eine Selbſtprüfung eingehen, und unſern Werth oder Unwerth vor Gott beſtimmen wollen. Wenn wir einen Tag über nützlich und arbeitſam geweſen ſind; wenn wir hier einem Armen Almoſen, dort einem Leidenden Hilfe, einem andern Troſt, einem dritten guten Rath gegeben haben; wenn wir einen unſrer Gegner gütig behandelten; wenn wir Streit und Zank verhüteten; wenn wir uns keinen Ausbruch des Zorns, des Hochmuths, des Neides, der Läſterſucht, des

Hohnes vorzuwerfen hatten, keine Lüge ſagten, keinen Betrug begünſtigten: denn ſchon glauben wir mit unſerm Tagewerk zufrieden ſeyn zu können! Dann ſchon erwarten wir von Gott einen huldreichen Richterſpruch! — Elende Selbſtverblendung! als wenn das Auge des Allwiſſenden nur, gleich menſchlichen Augen, unſre Werke ſähe, nicht auch die Gedanken, welche dabei waren. Nein, Gott richtet das Gemüth und deſſen ſtille Handlungen, die kein Ohr ſonſt vernimmt, kein Auge ſonſt ſieht. — Am allerwenigſten ſündigt der Menſch mit Werken; am allermeiſten ſündigt er mit den ſtillen, nie ausgeſprochenen Gedanken!

Inzwiſchen gibt es Viele, die ſich wohl einbilden, was Andern keinen Schaden thut, ſei auch keine Sünde. Sie erlauben ſich daher im Stillen Arges zu denken und zu wünſchen; genug, daß ſie in dem wirklichen Leben keine Hand dazu bieten. O, die Betrogenen! Sie haben das Verbrechen wirklich verübt, nicht vor Menſchen (denn ſie hatten Scheu verrathen um beſtraft zu werden) ſondern vor Gott, vor welchem ſie ohne Scheu und Scham waren, (als wenn ſie Gottes Gerechtigkeit leichter, denn die menſchliche beſtechen könnten!) — Sie haben das Verbrechen wirklich vollzogen, indem ſie mit ihren Gedanken zwar Andern kein Böſes in der Wirklichkeit zuſagten, aber dagegen ſich ſelber in

ihrem Innerſten mit ſündlichen Neigungen und Gefühlen beſudelten, und dadurch auch zur Ausübung des Böſen wirklich reifer machten.

„Ihr habt gehört“, ſprach Jeſus Chriſtus: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten geſagt iſt, du ſollſt nicht ehebrechen. Ich aber ſage euch: Wer ein Weib anſiehet ihr zu begehren, der hat ſchon mit ihr die Ehe gebrochen in ſeinem Herzen! Matth. 5, 27. 28.

Es begegnet nicht ſelten, daß man in müßigen Augenblicken, etwa wenn man allein iſt, auf einſamen Spaziergängen, oder in ſchlummerloſen Stunden des Nachts, oder ſonſt, ſich den Spielen ſeiner Gedanken überläßt. Man findet Vergnügen an den Gaukeleien ſeiner Einbildungskraft; und ſo wie uns zuweilen im Schlafe angenehme Träume Ergötzung bringen, ſchaffen wir uns auch wohl wachend willkührliche Träumereien von dem, was uns gefällig iſt.

Wir pflegen dergleichen Träumereien insgemein für ſehr unſchuldig zu halten; nennen ſie Luftſchlöſſer, welche wir baun, die uns ſo lange unterhalten, als ſie dauern; wir entwerfen Pläne, die wir im Ernſt nicht ausführen möchten, und halten Geſpräche in Gedanken mit Perſonen, die wohl nie geſprochen werden. Weil das alles gar unſchädlich iſt, machen wir uns deswegen kaum Vorwürfe. Von ſolchen Träumereien glauben wir keine Verant-

wortlichkeit zu haben; es wäre denn, daß wir wirklich in unſern Gedanken Entwürfe zum Schaden Andrer ausſpönnen, und ſie zu vollſtrecken Sinnes wären. Dieſe ſcheinen uns allerdings nichts weniger, als ſchuldlos zu ſeyn. Der böſe Anſchlag, welchen wir faſſen, iſt ſchon die Hälfte der böſen That, ſie möge nachher erfolgen, oder nicht. — Hingegen ein bloßes Tändeln der Einbildungskraft, ohne allen andern Zweck, als einen Augenblick lang zu vergnügen, eine vielleicht langweilige Viertelſtunde abzukürzen, möchten wir kaum verdammen. Und bei allen Prüfungen unſers Herzens am Abend, oder im Gebet vor Gott, fällt uns vielleicht ſelten bei, auch jener Träumereien zu gedenken; und unter allen guten Vorſätzen, die wir vielleicht beim Antritt eines Tages, oder im Gebet vor Gott faſſen, iſt wohl ſelten auch der Vorſatz, in willkührlichen Träumereien, die wir uns bereiten könnten, aufmerkſamer auf uns ſelbſt zu ſeyn.

Aber dieſe Träumereien beſtehen aus Gedanken; jeder dieſer Gedanke iſt eine Handlung unſers Gemüthes; jede dieſer in unſerm Innern hervorgehenden Handlungen beweiſet, wie wir wirklich beſchaffen ſind, welche Neigungen wir heimlich haben, und was wir zu thun fähig ſeyn würden, wenn alle äuſſern Umſtände dazu günſtig wären. Und dies unſer Inneres, unſer Ich, wie es wahrhaft

iſt, nicht wie es unter der Erlaubniß äuſſerer Umſtände erſcheint, dies richtet Gott!

Und iſt es in ſeinen Spielen der Einbildungskraft wohl immer ſo unſchuldig, als wir gern geneigt wären, uns zu überreden? Wer könnte und möchte wohl das, was er zuweilen bei ſich dachte, ganz wörtlich und ohne alle Verhehlung, einer Perſon, vor der er wahre Hochachtung hat, erzählen? Wie Mancher würde, wenn ſeine nach eigner Willkühr gemachten Träume einem Andern ganz deutlich wären, nicht ſchamroth werden? Wie? und wir werden nicht ſchamroth vor dem allwiſſenden Gott, der die Gaukeleien unſrer heimlichſten Gedanken und Wünſche ſah? Wir erröthen nicht vor uns ſelber, daß wir uns geſtatteten, etwas Unwürdiges zu denken, und uns im Stillen damit ſelbſt zu entehren? Wer die Achtung für ſich ſelbſt verloren hat, daß es ihn nicht mehr ſchmerzt, ſich zu entweihen; wer die Achtung für Gott verloren hat, daß er ohne Scheu vor ihm Luſt am Sündlichen in Träumereien zeigt — wahrlich der iſt nur ein Heuchler vor menſchlichen Augen; kein Gotteskind. Der iſt, was Jeſus von den Phariſäern ſprach: ein übertünchtes Grab, welches innerhalb voller Moder und Verweſung iſt.

Ja auch dieſe leichtfertigen Gedankenbilder, in welchen wir uns an Gegenſtänden ergötzen, die entweder unerlaubt ſind, oder unerlaubte Begierden

erregen, ſind ſündlich; dieſe ſo unſchädlich ſcheinenden Träumereien haben ihre Gefahren. Sie machen unſer Gemüth in der Stille mit dem was unrecht iſt, vertraut; ſie gewöhnen uns an das Anſchaun des Schlechten, und verderben damit unſern Geſchmack für das Edlere; ſie machen das Schändliche allmälich einheimiſch im Heiligthum unſers Gemüthes, wo es ein ewiger Fremdling ſeyn ſollte.

Man muß nicht erſtaunen, daß junge Leute, welche die äuſſerlich beſte Erziehung genoſſen hatten, welche von den vortrefflichſten Grundſätzen durchdrungen ſind, ſich wirklich die ſchönſten Vorſätze gemacht hatten, ganz plötzlich und unerwartet aus der Art ſchlagen konnten, ſobald ſie ſich ſelbſt überlaſſen waren. Ach, daß ſie in Ausſchweifungen übergingen, geſchah nicht ſo ſchnell, als wir glauben: ihre Einbildungskraft war ſchon weit früher vergiftet; ſie hatten ſchon Vergnügen an Vorſtellungen des Unanſtändigen genoſſen. Ihr beſſeres Selbſt ſträubte ſich freilich gegen That und Wirklichkeit, aber — das Herz war nicht rein, und die böſe Begierde erwacht.

Wie der Menſch in ſeinen verborgenſten Neigungen iſt, ſo denkt er, ſo ſchafft er ſich auch wachend Traumbilder. Wer in Gedanken an verbotenen Früchten ſchwelgt, die er viel zu redlich iſt, in That und Wirklichkeit zu rauben, macht ſich eine

frevelvolle Freude, und unterhandelt wirklich ſchon mit dem Verbrechen ſelbſt. Es fehlen nur äuſſere Umſtände und Begünſtigungen, die Schandthat zu vollbringen. Treten bequeme Gelegenheiten ein: ſo wird die Begierde eilen, das wirklich zu gewinnen, wovon ihr bisher in reizenden Einbildungen nur der Vorſchmack erlaubt ward.

So bereiten demnach ſelbſt geſchaffene Träumereien ſehr oft das Gemüth zur Ausübung einer Sünde vor, der es ſonſt ganz fremd war, und die es erſt in unanſtändigen Vorſtellungen allmälig lieb gewann. Und wie manche Perſon, die öffentlich weder des Ehebruchs noch der Hurerei ſchuldig iſt, äuſſerlich in Keuſchheit und Sittſamkeit Andern als Muſter gelten könnte, noch vor Zweideutigkeiten erröthet, und ſich ſchamhaft vom Unanſtändigen wegwendet, iſt zum Verbrechen reif; hat es in der Einbildung ſchon vollbracht. In ungeziemenden Träumereien ward die Reinheit des Herzens befleckt, ging die Unſchuld des Gemüths vor Gott verloren! — Vertraut mit dem Laſter durch die Gedanken, befreundet mit ihm in unzüchtigen Vorſtellungen, iſt der Abgrund der Schandthat nahe genug, um beim erſten verleitenden Augenblick hinab zu ſchwindeln. Ihr habt gehört, daß zu den Alten geſagt iſt, du ſollſt nicht ehebrechen. Ich aber ſage euch, ſprach Chriſtus: wer eine Perſon anſiehet ihrer zu begeh-

ren, der hat ſchon mit ihr die Ehe gebrochen in ſeinem Herzen, iſt Wollüſtling, iſt Verführer, iſt Sünder vor Gott, von der Unſchuld abgewichen!

Das iſt die Gefahr jener unſchädlich ſcheinenden Träumereien, in welchen ſich unſre unanſtändigen Neigungen erlauben, mit dem, was unrecht iſt, zu ſpielen. In dieſem Spiele gewinnen ſie größere Stärke und Macht über das Herz; in dieſem Spiele feſſeln ſie unmerklich den beſſern Willen, und blenden den Verſtand, daß er die Gefahr ſelbſt nicht mehr wahrnimmt. So ganz unſchädlich es auch zu ſeyn ſcheint, wenn ſich zum Beiſpiel Jemand, der auf ein Amt Hoffnung hat, in müßigen Augenblicken an den Vorſtellungen von ſeiner künftigen Würde ergötzt, wie er da Aufſehen erregen, wie er da den Neid von Dieſem und Jenem wecken werde, wie er da über ſeine Feinde triumphiren könne: ſo ſind doch alle dieſe kindiſchen, lächerlichen, oft ganz vergeblich geſchehenen Einbildungen, traurige Uebungen des Stolzes, der Eitelkeit und Schadenfreude. Dieſe Uebungen ſtärken und reizen nur die ehemals ſchwache Neigung zur Hoffart; und wenn das Amt und die Würde auch nicht gewonnen wird, bleibt doch die leidenſchaftliche Lüſternheit nach Aufſehen erregen und Neid erwecken zurück.

Und wenn man auch ſelbſt über die Spielereien der Einbildungskraft ſpottet, und es Luftſchlöſſer bauen heißt, wenn man eine reiche Erbſchaft, oder ein großes Loos in Lotterien, oder einen andern glücklichen Zufall erwartet, der die Glücksumſtände verbeſſern ſoll; wenn man ſich da verträumt, wie

man dann ſeine Wohnungen verſchönern, ſeinen Tiſch mit feinen Leckerbiſſen füllen wolle; wie man in Geräth und Kleidungen glänzen, die Bewunderung aller Bekannten ſeyn und von hohen Perſonen mit Begierde werde aufgeſucht werden: dennoch ſind dieſe und andere Tändeleien der Fantaſie gefährlich. Sie erfüllen unbemerkt das Herz mit Wünſchen höchſt entbehrlicher Dinge; ſie entwickeln die Luſt an Prachtaufwand, den Hang zum Reichwerden und Goldgewinnen immer mehr; ſie machen mit dem, was Gott verliehen, unzufrieden und rauben uns den ungetrübten Genuß vom Glück gegenwärtiger Verhältniſſe.

Nicht genug dies; noch andre Leidenſchaften werden zuletzt dadurch erzeugt, die ohne dem vielleicht nicht laut geworden waren. Wer ſich in ſeinen Vorſtellungen den Beſitz großen Reichthums oder Anſehens vorſpiegelte, der ihm durch Ehrenſtellen, unvermutheten Gewinn, oder anſehnliche Erbſchaften zufallen könnte, und nachher in ſeinen Erwartungen ſchmählich getäuſcht ward, wird ſich kaum des Neides und der Schmähung gegen die erwehren, welchen die Ehrwürden, oder Loos und Erbſchaften zu Theil geworden ſind; wird ſich kaum enthalten können, mit ſeinem eignen Schickſal zu grollen und wider Gottes allweiſe Vorſehung zu murren.

Es ließen ſich unzähliche Beiſpiele aufſtellen, aus welchen deutlich würde, wie nachtheilig für Unſchuld, Einfalt, Ruhe und Zufriedenheit des Herzens ſelbſtgeſchaffene Träumereien ſind; wie ſie an ſich anfangs ſchuldloſe Neigungen wecken, und zu einer verderblichen Herrſchaft über das Gemüth

erheben; wie ſie unſrer Thätigkeit oft ein Ziel vorſetzen, nach welchem wir niemals ſtreben ſollten.

Sei es doch, daß dergleichen ergötzliche Träumereien in müßigen Augenblicken hundert und noch hundertmal ohne Folgen bleiben; eben ſo ſchnell vergeſſen, als vergangen waren: aber dies hundert und hundertmal Geträumte hat durch ſeine allzu häufigen Wiederholungen beurkundet, daß es ſchon ſeine Macht auf dich geübt hat; daß ſchon in dir eine unedle Leidenſchaft dadurch zu deinem frühern oder ſpätern Nachtheil genährt worden iſt und noch immer mehr geſtärkt wird; daß du nicht mehr in dir ſo frei, ſo rein, ſo edelmüthig und löblich biſt, als du von außen ſcheinſt; daß du ſchon oft vor Gott ſündigteſt, wenn dich die Menſchen noch für gut und laſterfrei hielten.

Gott richtet den Sünder! Gott richtet nicht ſeine äuſſern Thaten allein, ſondern die vor fremden Menſchen verborgenen Thatenquellen im Gemüth. Gott richtet den Sünder! Gedanken ſind ſtille Thaten; die Verbrechen der Einbildungskraft ſtumme Sünden!

Meide alle fruchtloſen, mit Fleiß dir gemachten Täuſchungen der Einbildungskraft; alle willkührlichen Träumereien vom Glück, das aus geſtillten ſinnlichen Begierden und Wünſchen hervorſteigen könnte. — Schon ſich ſelber täuſchen wollen, gehört zu den Thorheiten des Lebens; und das ganz unnütze Denken heißt deine Zeit verſchwenden, in welcher das Nützlichere hätte gedacht werden müſſen, eine Zeit, deren Verluſt mit keinem Gut der Welt gekauft werden kann.

Meide willkührliche Träumereien vom Vergnügen an erfüllten Hoffnungen und geſtillten Begierden. Eben dadurch werden deine Hoffnungen dein Verderben, und deine Begierden dir zum Sporn des Böſen. Vielleicht haſt du ſelbſt ſchon mehrmals die ſchädlichen Folgen erkennt. Wandelt dich Luſt an, dich an Bildern zu ergötzen, die deine Unſchuld, deiner Beſonnenheit, deiner Genügſamkeit und Ruhe Gefahr bringen, — zerſtreue dich! ermanne dich, und verachte es, am bloßen Kitzel der Einbildungskraft Gefallen zu finden; rufe deinen Verſtand auf, und erwäge ſtatt der Luftſchlöſſer Herrlichkeit, die ernſthaften Verhältniſſe deiner wirklichen Umſtände.

Meide willkührliche Träumereien, wenn du deiner ſelbſt mächtig bleiben willſt. Denn je öfter du dich mit ihnen beſchäftigeſt, je dringender werden ſie zu dir zurückkehren; je mehr die Begierde mit Vorſpiegelungen gereizt wird, je gebieteriſcher fordert ſie Erfüllung. Du ſelbſt wirſt ihr Sklave; wirſt Ehre, Unſchuld, frohes Gewiſſen und Lebensruhe ihr hinwürgen müſſen.

Ach, Allwiſſender! ſchamvoll ſenke ich meine Augen vor Dir nieder. Nur allzuoft überließ ich mich den Spielen ſelbſtgebildeter Truämereien, die zum Vergnügen eines Augenblicks erfunden wurden, aber ſich mit manchem unreinen Gedanken vermiſchten; manchen Hang zum Ungerechten in mir lebendig machten. Ich war tief genug ſchon geſunken, wenn ich das Unbillige billigte in meinen Vorſtellungen, und vergaß, daß Du der Allgegenwärtige ſeieſt, dem kein Geheimniß iſt im ſtillen Handeln unſrer

Leidenſchaften. Herr, wer kann zählen, wie es vor Dir fehle?

Der geringſte Theil meines Lebens iſt oft derjenige, in welchem ich meine Denkart durch Handlungen offenbare; den allergrößten Theil des Lebens füllen dagegen meine Vorſtellungrn, ſtillen Urtheile und die Geſpinnſte der immer thätigen Einbildungskraft aus. Und ach — bei weiten auf den größern Theil des Lebens verwendete ich bisher die kleinſte Aufmerkſamkeit! O wie oft mußte ich Dir durch meine Geſinnungen mißfallen! Wie viel von meinem eiteln und ſchädlichen Geträume habe ich wieder vergeſſen! Aber, haſt auch Du es vergeſſen, richtender Gott? und hat dies ſcheinbar flüchtige Geträume nicht nachher noch ſeinen verderblichen Einfluß auf meine übrigen Urtheile, Gefühle und Thaten gehabt, und ihnen eine beſondere Richtung gegeben?

O, Vater, ich habe ſchwer vor Dir geſündigt. Ich komme zu einer Erkenntniß von Schulden, deren ich bisher im Leben gar wenig gedacht habe. Vergib! barmherziger Gott, vergib, auch was ich vielfältig, allen Menſchen verborgen, im Herzen geſündigt habe! Mit Erkenntniß der Schuld verbindet ſich meine aufrichtige Reue; und mit der Reue der Entſchluß, vorſichtiger auf dies Gaukelſpiel ſelbſtgemachter Träumereien zu wachen, die jeden vernünftigen Menſchen entehren und auch den Tugendhafteſten in Gefahr und Sünde bringen können. — Stehe mir, Gott, bei mit Deiner heiligen Kraft. Amen.

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Einunddreiſigſter Sonntag, den 30. Juli 1815.

O Du, vor deſſen Angeſicht
Zehntauſend Sonnen prangen,
Und Würmchen froh — man zählt ſie nicht! —
Im Waſſertropfen hangen;
Herr, Herr, im All der Welten groß,
Und groß im allerkleinſten Moos,
Anbetung Dir und Ehre!

Du ſtarke Hand, die Alles hält,
Die Erd' und ihre Meere,
Den Uferſand, den niemand zählt,
Und alle Sternenheere;
O Quell des Lebens, Quell des Lichts,
Du biſt! und ohne Dich iſt Nichts!
Geprieſen ſei Dein Name.

O Allmacht — auſſer mir zu ſehn,
Und in mir zu empfinden,
In allen Tiefen, allen Höhn
Zu ſuchen, leicht zu finden;
O Allmacht, die mich ſchuf und trägt,
Die mich belebt, die mich bewegt,
Du biſt die ew'ge Liebe.

Der Wurm und die Allmacht.

1 Joh. 3, 1.

So oft ich, von allerlei Sorgen beengt und bedrängt, hinaustrete, einſam, in die ſtillen freundlichen Blumenfelder des Sommers, durch den Segen der Aecker und Wieſen, in den erfriſchenden Schatten des Waldes — und die Stimmen der Natur zu meiner Seele ſprechen — wird es alles anders in mir! Ich gedenke Gottes, ich ſehe die Zeichen ſeiner Größe und Gnade, und wie Moſes, da er vor ſeinem Tode die Kinder Iſraels ſegnete, möchte ich der ganzen Welt ſagen: Der Herr, wie hat er die Menſchen ſo lieb! Alle ſeine Heiligen ſind in ſeiner Hand! 5 Moſ. 33, 3. Und im Licht der freundlichen Sonne, wie es die ganze Landſchaft überſtrömt, vergeht wie ein Nebel mein Kummer oder Verdruß; die Ruhe der großen Natur durchdringt mich und wird zur Ruhe meines Herzens. In der feierlichen Heiterkeit meines Gemüthes finde ich nur noch einen einzigen kleinen Unwillen, den Unwillen über mich ſelbſt, daß ich mir ſo wenig gleich bleibe, daß ich mich von Unerheblichkeiten des häuslichen Lebens, um den innern Frieden bringen laſſe; daß ich mich vor Dingen fürchte, die noch nicht da ſind, während doch der Herr da iſt, und mir beſtändig nahe iſt, der auch das geringſte von ſeinen Geſchöpfen mit Liebe pflegt und bewacht.

Keines Menſchen Wort iſt mir ſo belehrend, als

das Wort der göttlichen Schöpfungen an mein Gemüth; keines Menſchen Troſt iſt mir ſo beruhigend, als der Troſt, welchen die Natur in meine Seele gießt. Wenn ich hinaufblicke in die unendlichen Räume des Himmels über mir, und hinab in das unendliche Leben zahlloſer Geſchöpfe um mich her, wo Käfer, Mücken und Vögel durch die Lüfte ſchwirren, kleine Fiſche in den Wellen der Bäche ſpielen, und bald auf jedem Grashalm ſich ein kaum ſichtbares Geſchöpf regt, und ich dann bei mir denke, der Herr dieſes Lebens iſt dein Vater: o dann empfinde ich ganz die Süſſigkeit deſſen, was Johannes einſt ſprach: Sehet, welch eine Liebe hat uns der Vater erzeigt, daß wir Gottes Kinder ſollen heißen. 1 Joh. 3, 1.

Wir haben von der Größe und Menge des durch Gott im Weltall verbreiteten Lebens, gar keine Vorſtellung. Was wir davon wahrnehmen können, iſt nur der aller geringſte Theil. Sprechen wir von der Unendlichkeit ſeiner ſchöpferiſchen Herrlichkeit, ſo ſind wir gewohnt an die zahlloſen Welten des Himmels zu denken, oder an die vielen Weſen, welche auf Erden leben, die wir täglich um uns her ſehen. Aber das, was wir täglich erblicken und woran wir täglich gewöhnt ſind, erregt unſre Aufmerkſamkeit weit weniger, als wenn wir von dem Unbekannten leſen und hören. Darum haben die Nachrichten von der erſtaunungswürdigen Anzahl,

Ordnung und Verſchiedenheit der Weltkörper, die wir Sterne nennen, ſo viel Anziehendes für uns. Wir verlieren uns gleichſam in dem Unermeßlichen, wenn wir an ihre unausſprechlichen Entfernungen von einander und an ihre ungeheuren Größen denken.

Allein es iſt mehr, als eine bloße Redensart, wenn man ſagt, Gottes Allmacht und Größe iſt im allerkleinſten Wurm der Erde eben ſo unendlich, als in den weiten Räumen der Himmel. Es leben um uns her Schöpfungen in der Nähe, deren Daſeyn und Mannichfaltigkeit wir kaum vermuthen. Wir kennen bisher von der unüberſehbaren Kette der Weſen nur wenige Glieder, und bemerken nur höchſt mangelhaft, wie die Glieder dieſer Kette, welche durch das ganze Weltall hinzieht, zuſammenhängt. Wir kennen von den wunderbaren Eigenſchaften der, ſelbſt in die Augen fallenden Schöpfungen, nur die wenigſten. Es gibt Pflanzen, die ein Wachen und Schlafen zu haben ſcheinen, wie Thiere; ja ſogar Empfindung zu haben ſcheinen, wie Thiere. Es gibt Thiere, die da wachſen und ſich vervielfältigen, wie die Pflanzen; Thiere, die man lange nur für Pflanzen gehalten hat, und doch in der That es nicht ſind.

Dergleichen ſind die ſogenannten Polypen, Würmchen, Geſchöpfe von der einfachſten Art, und von den allerverſchiedenſten Gattungen und Geſtal-

ten. Sie leben in den Waſſern der Meere, der Flüſſe, Seen, Teiche und in den Körpern größerer Thiere. Sie haben kein Gehirn, keinen Odem und leben doch, bewegen ſich nach Willkühr, und haben einen Mund, durch welchen ſie Nahrung einſchlucken, und das Unverdauliche wieder ausſpeien. Sie haben keinen Magen, keine Eingeweide, ihr ganzer innerer Leib iſt nur wie eine feine Röhre, und doch genießen und verdauen ſie. Sie haben Empfindung für Luſt und Schmerz, wie jedes andere Thier, und wiſſen mit ihren langfaſerigen Armen ihren Raub zu fangen und feſtzuhalten, ob man gleich nicht begreift, wie ſie ihn bemerken können, da an ihnen auch nicht die mindeſte Spur des Sehens wahrgenommen wird.

Sie vermehren ſich auf eine auſſerordentlich ſchnelle Weiſe, und beſitzen dabei eine beinahe unzerſtörbare Lebenskraft. Wie Pflanzen, treiben ſie Knospen aus ihrem Leibe, die ſich verlängern. Iſt der junge Polyp, der mit der Mutter einerlei Leben hat, erwachſen genug, reißt er ſich von ihrem Leib los, ſucht ſich ſeine Nahrung und treibt wieder neue Knospen oder junge Polypen hervor. Dieſe Vermehrung iſt ſo ſchnell, daß im Zeitraum eines einzigen Tages mehrere Geſchlechter ihr Leben empfangen, und ſo ausgebreitet, daß jeder Polypenleib mit vielen Knospen beſetzt iſt, die ſeine Junge werden. Manche ſcheinen nur von einem feinen

Häutchen umgeben zu ſeyn; andre umgeben ſich, wie die bekannten Korallen, mit einem kalkigen Gehäuſe, worin ſie wohnen. Als ein Beiſpiel von ihrer ſchnellen und ungeheuern Vermehrung könnte dienen, daß die größten ſogenannten Korallenſtämme im Meere anderthalb Fuß hoch werden, und dennoch nicht nur ganze Berge davon erwachſen, ſondern groſe, meilenweite Inſeln aus der Tiefe des Weltmeers daraus geworden ſind. Ja man muß faſt glauben, daß dieſe Geſchöpfe, welche ſich ihr kalkigtes Wohnhaus bauen und erweitern, wie auch die Schnecken und Muſcheln thun, die aller älteſten und zahlreichſten lebendigen Weſen auf Erden ſind, oder waren. Denn es iſt auſſer Zweifel, daß ein groſer Theil der jetzigen Erdrinde, oder der Oberfläche unſers Weltkörpers, nur aus den Ueberbleibſeln dieſer und anderer Geſchöpfe beſteht; daß ganze Gebirge von ihrem Kalk gebaut ſind. So ſchnell ſich nun die Familien dieſer Thierarten vermehren mögen, wird doch zu ſolcher Menge ein ungeheurer Zeitraum von Weltaltern gefordert.

Von der in ihnen wohnenden auſſerordentlichen Lebenskraft zeugt auch, daß kein Unglück, keine Zerſtörung ſie ganz vernichtet. Eine Art von dieſen Gewürmen, Hydern genannt, die ſich gewöhnlich mit ihrem durchſichtigen gallertartigen Leibe an kleine Waſſerpflanzen hängen, und vielgeſtaltig mit ihren

Faſern oder Armen umhergreifen, Nahrung zu fangen und ihrem Schlunde zuzuführen, iſt ſo lebensreich, daß man ſie ganz zerſtückeln kann, ohne ſie zu tödten. Man hat ſie in drei, vier Theile zerſchnitten. Binnen vierundzwanzig Stunden lebte jeder Theil für ſich ſelber, war ein eignes Thier, und ging ſeiner Nahrung nach. Man hat ihr Inneres zum Aeuſſeren gemacht, wie man einen Handſchuh umwenden kann, und nach Verfluß eines Tages fuhr das Thierchen fort, auch auf dieſe Weiſe zu leben und ſich zu nähren. Man hat andere Arten der Länge nach zerſchnitten; binnen zehn Tagen gebaren ſie wieder Junge, und ihr Mund hatte ſich wieder gebildet, Nahrung einzuſchlucken.

In unſern Teichen, Seen, Pfützen, wie in allen ſtehenden Waſſern, leben Millionen dieſer Thiere, wo ſie ſich gern an den grünen Schleim, an die Waſſerlinſen hängen, womit im Sommer das ſtille Waſſer ſich zu bedecken pflegt. Da ſind ſie dem bloßen Auge kaum ſichtbar. Nur mit Vergrößerungsgläſern entdeckt man ſie. Da gleichen ſie bald einem Körnchen, wenn ſie ſich zuſammengezogen haben, bald wenn ſie ihre Arme ausbreiten, einem Stern, einer Blume, einem Haarbüſchel. Viele verwandeln ſich in einer Minute auf unbegreifliche Weiſe in die mannichfaltigſten Geſtalten.

Die Wärme des Sommers belebt ſie am meiſten:

Wenn man ſie in einem Glaſe Waſſer ſchöpft, bemerkt man auch, wie ſie ſich am liebſten nach der von der Sonne beſchienenen Seite hinziehen. Sie fahren bei einem ſtarken Ton wie erſchrocken zuſammen. Manche ſind auch groß genug, daß man ſie wohl mit bloßen Augen bemerken kann. So hat eine Art, die man das Kugelthierchen nennt, die Größe einer ſehr kleinen Linſe, iſt aber ſo zart und weich, wie ein Gallert, daß es, unbehutſam mit der Hand aufgefaßt, zerfließt. Unter dem Vergrößerungsglaſe hingegen ſieht man, daß dies Thierchen von ſchöner meergrüner Farbe iſt und nach allen Richtungen hinſchwimmt, indem es wie eine Kugel ſich rollend fortwälzt. Weil der Leib durchſichtig iſt, ſieht man darin auch die ungebornen Jungen, ebenfalls als kleine Kugeln zwanzig, dreißig von der Zahl beiſammen; in den Jungen ſchon wieder ihre künftigen Geburten, in dieſen ſchon wieder die dereinſtigen Jungen, und ſo fort, bis die beſten Vergrößerungsgläſer zu ſchwach werden für die Sichtbarmachung ſo unendlich kleiner Weſen. Sind die Jungen reif, in der Welt zu erſcheinen, ſo zerſpaltet die ältere Kugel, und die kleinen rollen heraus, in einer Stunde fünf bis zehn, die das Leben der Alten führen, die dann verſchrumpft und ſtirbt.

Eben ſo zart und gallertartig ſind die Thiere, welche in dem Gehäuſe der Korallen wohnen, und

dieſelben bilden, indem ſie gleichſam einen kalkartigen Schleim auszuſchwitzen ſcheinen, der dann verhärtet und zum Stein wird. Das Thierchen legt Eier, wie feine Milchtröpfchen, an einen Stein oder Felſen; daraus erhebt ſich das Junge. Ein und derſelbe Korallenzweig iſt wohl oft das Wohnhaus von tauſenden ſolcher Weſen geweſen. Jedes derſelben, weiß von Farbe, hat acht Arme; im Mittelpunkt jedes Armes einen Schlund zum Freſſen; nur einen gar kleinen Leib, der nur durch ein äuſſerſt ſchwaches Band an die kleine Höhle der Korallen befeſtigt hängt.

Dieſe und alle Geſchöpfe gleicher Art, leben und erſcheinen nur in der Wärme des Sommers; im Winter verſchwinden ſie. In heißen Ländern, zumal dort in den Meeren, leben unzähliche Arten. Die größern ernähren ſich von Würmern noch kleinerer Art; ja man hat im Leibe mancher Gattung ſchon kleine Fiſche gefunden. — Und wovon ernähren ſich denn diejenigen Geſchöpfe, welche unſern bloßen Augen durchaus nicht mehr ſichtbar ſind? O, ſie finden noch viel kleinere Geſchöpfe, als ſie ſelbſt ſind, die ihnen zur Speiſe dienen. Denn wer weiß denn nicht, daß alles in der Natur von Lebenskraft durchſtrömt iſt? Daß, wie der Erdball, auch wieder das kleinſte Moos am Felſen von Thieren bewohnt iſt? Daß, wie das Weltmeer von Fiſchen wimmelt,

auch in einem Waſſertropfen zahlloſe Thierchen ſchwimmen, die ſich darin freudig wie in einem großen See regen und bewegen? Mit jedem Glaſe Waſſer, welches der Menſch trinkt, ſeinen Durſt zu löſchen, verſchlingt er, ihm unbewußt, einen Ozean, worin tauſend von lebendigen Geſchöpfen wohnen und ſich fortpflanzen, und die man nur erſt mit ſtarken Vergrößerungsgläſern deutlich in ihrer geheimnißvollen Haushaltung erblickt. Sie befinden ſich in allen Flüſſigkeiten, im Blut und Eingeweide der Menſchen und Thiere, zu tauſenden im Schleim der Zähne, im reinſten Waſſer, noch häufiger im Waſſer, das einige Zeit an der Sonnenwärme geſtanden iſt; im Sauerteige; im Kleiſter von aufgelöſtem Mehl u. ſ. w. Alles iſt voller Leben. Der menſchliche Leib iſt gewiſſermaßen ein ungeheures Weltgebäude für den Aufenthalt von Millionen unbekannter Thierchen. Sein Sterben und das Verweſen ſeines Leichnams iſt nur der Augenblick, wo ſich ſein Fleiſch und Blut wieder in neue Thierarten verwandelt, und ſelbſt in größere, ſichtbare Würmer, deren erſte Stoffe, Keime und Eier er in ſich getragen hat, ohne es zu ahnen.

Wenn man nur einen Tropfen verdorbenen Eſſig an die Nadelſpitze hängt und vor das Vergrößerungsglas bringt, wird man mit Erſtaunen in dieſem vergrößerten Tropfen zahlloſe kleine Schlangen

und Aale, wie feine Fäden, vornen und hinten zugeſpitzt erkennen, die ſich mit Geſchwindigkeit hin und her bewegen, indem ſie ſich kraftvoll durch das Waſſer hinſchlängeln, bald langſam, bald ſchnell, wie ihnen gefällt. Wer wird dies unerwartete Schauſpiel ohne Verwunderung beobachten können!

Man hat ſchon von den im Kleiſter lebenden Aalen durchſchnitten und mit Erſtaunen bemerkt, wie aus ihrem Leibe dann bei hundert Junge hervorfloſſen, die wie kleine häutige Eier waren. Aber ſie gingen ſchnell aus dieſen Eiern hervor und ſchwammen wachſend an Umfang, wie die Alten herum. — Manche legen Eier, manche gebären lebendige Junge. Alle wiſſen ſich auf die ihnen beſte Weiſe zu nähren.

Wovon aber leben dieſe Thiere in einem Waſſertropfen, der ihnen wie ein Meer iſt? Dieſe Thiere, welche zuweilen millionenmal kleiner ſind, als ein Sandkorn? Unſer Auge reicht in das Unendliche dieſer neuen Welt nicht hinaus. Aber es mögen dem nach viel kleinere Weſen leben, die ihnen zur Speiſe dienen; Weſen, zu deren Entdeckung das Geſicht des Sterblichen vielleicht nie gelangen wird.

Sie ſind überall vorhanden, und in ihren Geſtalten ſehr, noch mehr aber in ihrer Art ſich zu bewegen, verſchieden. Jede Art von ihnen hat einen eignen Gang, oder viemehr ein eignes Schwimmen. Einige haben einen dichten Leib, andre nur einen

häutigen; einige ſcheinen ſich jeden Augenblick zu verwandeln.

Um gleichſam eine ganze Welt von lebendigen Weſen ins Daſeyn zu erwecken, darf man nur auf Blätter, Gras, Blumen, oder thieriſche Theile etwas Waſſer gieſſen, und es der Sonne ausſtellen, oder ſonſt in laue Wärme ſetzen. Bald wird eine Zerſetzung im Waſſer vor ſich gehen, eine Gährung oder Fäulniß; und das, was wir Fäulniß nennen, iſt nur der Hervortritt neuen Lebens. Millionen Geſchöpfe ſind entſtanden. Woher ſie kommen, wohin ſie verſchwinden? wozu ſie dienen? Wer dringt in das göttliche Geheimniß der unſichtbaren Naturreiche? Aber auch das Kleinſte iſt dem Weltall ſo unentbehrlich, als das Größte; und die Sonne, welche tauſendmal größer iſt als die Erde, iſt dem Allvater des Lebens kein wichtigerer Gegenſtand, als das kleinſte von den Thierchen, deren tauſend beiſammen in einem Waſſertropfen ihre Herberge finden.

Durch das Kochen den Waſſers, worin ſie leben, werden ſie, ſcheint es, getödtet. Man erblickt ſie darin nicht mehr. Aber wenn ihr feuchtes Grab nur wenige Tage der Luft und Sonnenwärme wieder ausgeſetzt iſt, erſcheinen wieder neue Thierchen; ſei es, daß die Todten ſich wieder beleben, oder ihre Eierchen durch nichts ſo leicht zerſtört werden können. Denn man hat entdeckt, daß ſie ſich nach Jahre langem Tode wieder belebten. Wenn man das Waſſer, worin ſie in Menge erſchienen ſind, eintrocknen läßt, ſo verdorren die Thierchen, verlieren alle Lebensthätigkeit und werden ganz unkennt-

lich. Man ſieht ihre vertrockneten Häute daliegen, wie glänzender Staub, ohne Regung. Aber man gebe ihnen nach langer Zeit neues Waſſer und in einigen Minuten leben ſie und ſchwimmen wieder behend davon.

Wo ſollen wir die Grenzen des Lebens ſuchen? Muß ich nicht mit Ehrfurcht und Bewunderung geſtehen, Gott ſei ſo unendlich im Kleinen fortwirkend, wie er unendlich iſt im Großen? Es hört nicht auf; und je weiter meinem Auge erlaubt wird, vorzudringen, je mehr Schöpfung werde ich in der Verborgenheit gewahr. Es hat kein Ende. Was iſt groß? was iſt klein? Vor ihm iſt nichts groß, der der Ewige, der der Unendliche iſt. Vor ſeiner Erhabenheit ſchwindet alles ins Kleine zuſammen.

Aus dem Lebendigen quillt das Lebendige; und ein Leben iſt das Leben des andern. Es verändert ſeine Formen, bekleidet ſich mit Stoffen, und wirft ſie wieder, wie ein unbrauchbar gewordenes Kleid von ſich. Das nennt man den Tod. Aber Tod iſt nirgends; die Kraft nimmt nur ein neues Kleid an und wandelt weiter. Wo hat ſie begonnen, wo will ſie enden? Sie erfüllt Alles. So iſt überall das Licht vorhanden, wenn es nicht auch geſehen wird. Ein Funke weckt den andern. An einem Licht mögen Millionen angezündet werden, ohne daß davon das erſte geſchwächt wird. Im Tannzapfen liegen die ſchlafenden Keime von einem ganzen Tannwald eingewickelt; die ſchlummernde Lebenskraft in denſelben erwartet nur die günſtige Verkettung der Umſtände, um die Saamen in ein hochprangendes

Gehölz umzuſchaffen, an deſſen Stämmen, unter deſſen Zweigen wieder Millionen Geſchöpfe, Schatten, Obdach, Nahrung genießen werden. Aus dem Lebendigen ſteiget vervielfältiget neues Leben, aus dieſem wieder ein neues, aus dieſem abermals ein neues in zahlloſer Vermehrung, wie wir im Leibe des Kugelthierchens ſeine Jungen, in dem der Jungen wieder die künftigen, in dieſen wieder die dereinſtigen zahlreich beiſammen ſehen. Ein Leben umfaßt und verſchlingt das andere, wie in einem weiten, bewegten Meere eine Welle die andere ſchafft, und wieder in andere Wellen zerfließt, um wieder neu zu werden, ohne daß man die Grenzen des Werdens und Aufhörens unterſcheiden mag.

Und dennoch iſt die das Weltall durchdringende Macht des Lebens, nicht die gleiche Macht überall, ſondern durch ewige Geſetze verbunden und getrennt und verſchieden. Die Kraft, welche den Elephant bewegt, iſt eine andere, als die der Milbe; das niedere Moos bringt keine Zeder hervor; von der Eintagsfliege ſtammt kein Adler ab. Alles bleibt ſich im Kreiſe unſichtbarer Schranken gleich; Alles vervielfältigt ſich in ſeiner eigenthümlichen Art; liegt eins im Andern ſchon für Ewigkeiten da, und geht aus einander, wie Strahlen aus dem Lichte gehn. Wohin fuhren die ausgegangenen Strahlen? Wohin verlor ſich das ausgegangene Leben?

Wie viele Fragen! Welche Ahnungen! Welche Räthſel! Und ich ſtehe in der Unendlichkeit der lebendigen Weſen da, mir ſelber unbegreiflich, ſchaudernd, und ſehe über den Ozean der Dinge

hinaus und nirgends ein Ufer, und denke der Allmacht deſſen, der dies alles aus dem Nichts hervorrief. — O Gott, was bin ich vor Dir!

Warum ſoll ich in die endloſen Höhen der Himmel hinausſtarren, und die entfernten Weltkörper in ihren ewigen Bahnen und ihre Geſtalten, Beleuchtungen, Gebirge und Abwechſelungen ſuchen und beobachten, um Deine Weisheit, Deine Liebe, Deine Allmacht, o Du, für deſſen Majeſtät ich keinen Ausdruck ſinde, zu erkennen. Ich erkenne ſie am Wurm, den ich erſt mit bewaffneten Augen mir in den kleinſten Räumen ſichtbar mache, worin er mit ſeinen Familien wohnt und des Daſeyns froh iſt. Ich finde kein Ende in den wunderbaren Höhen der Himmel, ich finde kein Ende in den Tiefen des Abgrundes der allerkleinſten Geſchöpfe. Aber Dich, o Allmacht, o Weisheit, o Liebe, Dich überall.

Mit hoher Zweckmäßigkeit haſt Du die Gliedmaaßen des geringſten Gewürmes gebildet, das unſern menſchlichen Blicken wie ein Staubkörnchen erſcheint, und ſeine Muskeln mit unbegreiflicher Stärke und Beweglichkeit ausgerüſtet, daß es mit Blitzesſchnelle dahin fährt. Du haſt jedes einzelne dieſer Gewürme mit Schönheit der Farben und Formen geziert, die der Sterbliche nie oder ſelten wahrnimmt. O, wie viele Millionen von Menſchen haben vor mir gelebt, wie viele Millionen leben heute noch, die nie den Blick auf dieſen Abgrund Deines Reichthums warfen, und denen nie ein Gedanke von dem Daſeyn einer den bloßen Augen unbemerkbaren Thierwelt in die Seele kam! Und doch iſt darin die Zahl der Ge-

ſchöpfe viel größer, als die Zahl derer, die man ſehen kann; und doch iſt die Lebensart, Wohnung und Fortpflanzung jener nicht minder wunderhaft, als bei dieſen.

Sehet, welche Liebe hat uns der Vater erzeiget, daß wir ſollen Gottes Kinder heißen! — Ja, wir ſind Deine Kinder! Schöpfer des Wurms, Gott des Serafs, auch ich bin Dein Kind. Du haſt meinen unſterblichen Geiſt herrlicher geſegnet, als Myriaden anderer Weſen, die ich in den grundloſen Tiefen Deiner Schöpfung erſehe. Denn ich darf Dich Vater heißen, und in meinem Innern ſpiegelt ſich ein dunkles Bild Deiner Vollkommenheit und Majeſtät.

Wo ſoll ich anfangen, wo ſoll ich enden, wenn ich, Vater, mein Vater! von Deiner Herrlichkeit und Deiner Liebe, von Deiner Barmherzigkeit und meiner Unwürdigkeit rede? Wie iſt es möglich, daß ich jemals kleinmüthig werde, und wieder froh zu werden verzweifle? Wie iſt es möglich, daß ich Dein Kind, ich Geiſt, für wenige Zeit in Staub gehüllt, Deiner vergeſſen kann, und alle meine Freuden in dieſem Staube ſuche? — Nein, nein! je länger ich Deine Werke betrachte, in denen Du Dich offenbareſt, je erhabener fühle ich mich, je zuverſichtlicher hänge ich Dir an, der Du auch den Wurm im Waſſertropfen kenneſt und nähreſt und leiteſt. Und wer von meinen Brüdern je verzagt, ich will ihm zurufen das ſüße, heilige Wort: Sehet, welche Liebe hat uns der Vater erzeigt, daß wir ſollen Gottes Kinder heißen!

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Zweiunddreiſſigſter Sonntag, den 6. Auguſt 1815.

Ich will auf ihn nur ſchauen:
Feſthalten an ſein Wort;
Was ſollte mir denn grauen?
Er iſt mein Schild, mein Hort!
Nach Recht und Wahrheit ſtreben,
In Jeſu Geiſt zu leben,
Iſt das nicht ſein Gebot?
Ha, ſollt' ich darum beben,
Wenn alle Welt mir droht?
Ich ſollte in Gewittern
Vor Menſchenrache zittern?
Nein, möge eine Welt vergehn,
Was recht iſt, ſoll als Recht beſtehn!

Ob dornig oder enge
Der Weg der Wahrheit ſei,
Verlaſſen von der Menge:
Ich wall' ihn, Gott getreu.
Und folgſam ſeinem Worte
Will ich auf ihn nur ſehn,
Und durch die enge Pforte
Zur beſſern Welt eingehn.
Und wie ich wall' erweitert
Die Ausſicht ſich umher,
Und ſehe dann erheitert,
Was mich geſchreckt, nicht mehr.

Muth zur Tugend.

1 Petr. 3, 13. 14.

Sprich zum Adler: Verlaſſe dein Felſenneſt königlicher Vogel, und die Nachbarſchaft der Wolken; ſchleppe deinen Leib im Staub des Erdbodens! Und zur Lilie ſprich: Edle Blume, trage Diſteln und werde ſtinkend, wie die Giftpflanze in den ungeſunden Schatten! Dennoch wird die edle Blume ihren ſüßen Wohlgeruch ausgießen in die Lüfte, und der Adler wird emporfliegen zur Sonne. Denn Thier und Pflanze haben ihr Geſetz; dem folgen ſie und können nicht anders. Ihr Geſetz haben ſie von der Hand des Herrn, darum ſind ſie was ſie ſeyn ſollen, und werden nicht anders.

Und hat nicht auch der Geiſt des Menſchen ſein Geſetz von der Hand des Herrn empfangen? Was er ſeyn ſoll, weiß er; wohin er berufen iſt, weiß er. Aber ſelten iſt er, was er ſeyn ſoll; und viele ſind berufen, aber wenige ſind auserwählet.

Willſt du den Grund der Verderbtheit des heutigen Menſchengeſchlechts kennen? Es gleicht einer Pflanze, deren Gipfel, der unſterbliche Geiſt, ſich in den Himmel emporſtrecken ſoll, und deſſen Wurzel, der Leib und ſein irdiſches Alles, in die Erde zu dringen beſtimmt iſt. Aber dieſe Gottespflanze, in dem Garten der unendlichen Schöpfung, verkümmert in ſich ſelber, und breitet nur wuchernde

Wurzeln in die Erde aus. Was niedrig, gemein, was thieriſch, was ſinnlich iſt, das ergötzt den großen Haufen der Leute; dafür leben, dafür ſterben ſie. Es iſt ein feiges Volk, das weder Muth zur Tugend, noch zum Laſter hat. Es fürchtet nur, wie ein Sklave, die Geiſſel, darum meidet es das Böſe, und hofft ſich auf Erden und jenſeits des Grabes gute Tage zu bereiten, darum preiſet es das Gute. Da iſt keine innige Liebe der Tugend, da iſt kein inniger Abſcheu des Laſters. Nur Hang zum Gewinn, zum Wohlleben, zur Macht, zu einem flüchtigen Ruhm des Namens, das iſt der Hebel, welcher alles bewegt und aus der Todtenruhe hervorreißt. Wie viele ſind unter Tauſenden, die für Recht und Wahrheit und Freiheit und Unſchuld und heiligen Glauben freiwillig Vermögen, Menſchenehre, Amtsſtellen und das Leben ſelbſt aufopfern möchten? Aber in Noth und Tod gehen ſie, um ihren Wohlſtand zu retten; in alle Gefahren für ein Stückchen Gold oder eine Hoffnung zu Lobpreiſungen von Ihresgleichen, und wagen ihr Leben daran, um bequemlich leben zu können nach ihrem Sinn.

Sie ſchwanken zwiſchen Weisheit und Thorheit; ſind nicht kalt, nicht warm; wollen Gott dienen und dem Mamon zugleich; nach ihren Lüſten leben und das ſchönſte Loos der Ewigkeit zugleich fordern.

Der Augenblick der Gegenwart iſt ihr Abgott und ihr Geſetzgeber; und das Urtheil der blinden Menge ihre Richtſchnur. Sie laſſen ihre Kraft ſchlafen, ihr beſſeres Gefühl verſtummen, um ſich nicht auszeichnen zu müſſen, und mit dem großen Haufen den breiten ebenen Weg der Gemeinheit wandern zu können. Denn ſie ſind verzagt, weil ihnen Menſchenfurcht über Gottesfurcht ſteigt. Sie preiſen die Großen des Alterthums in ihren Schauſpielen, Reden und Schriften; aber wer unter ihnen groß ſeyn wollte, wie jene, und für Recht und Wahrheit und Tugend ſich ſelbſt aufopfern, und lieber untergehen, als Unrecht, Falſchheit und ſelbſtſüchtige Tücke anketten möchte, wird Schwärmer geheißen und als Sonderling verſpottet. Es iſt ſchädlicher arm ſeyn, als boshaft; es iſt gefährlicher ein zerriſſenes Kleid, als verdorbene Grundſätze haben.

Dieſer Ton, dieſer Geiſt, dieſe Buhlerei mit der Gemeinheit macht ſelbſt diejenigen irre, in denen noch lebendige Erkenntniß des Beſſern lebt. Das allgemeine Geſchrei will die Stimme der Wahrheit überlärmen in ihnen. Weil alles wo anders hinſtrömt, werden ſie zweifelhaft, ob ſie auf richtigerem Wege gehen, da ſie ſo einſam ſind? Und hören ſie gleich alltäglich: was Jeſus Chriſtus gelebt und gethan, ſei der Menſchheit Vorbild, und göttlich ſein Thun und Leben geweſen, erblicken ſie doch im Leben und Thun

der Menſchheit alltäglich das ſchnöde Gegentheil von allem, was der Göttliche that und lehrte.

Nein, es iſt an der Zeit, daß ſich auch die Edeln wieder erheben, und wie Jeſus Meſſias, wie die Jünger, wie die Heiligen und Großen der Vorwelt die ewige Wahrheit höher, als die Flitterpracht der Lüge, das ewige Recht höher, als der Stolz der Gewalt, die ewige Tugend höher, als Ueppigkeit, Rang und Weihrauch feiler Schmeichler achten. Nicht wo der große Haufe hintreibt, gefeſſelt und gezogen von der unreinen Leidenſchaft, ſondern wohin Wahrheit und Religion und Gewiſſen wirken, da iſt der Weg des Lebens. Nicht wie die Welt will, wie Gott will, iſt es recht!

Furcht und Feigheit ſind ſchädlicher, als der Wille der Böſen. Lag unſer Vaterland nicht in den Banden ſchmachtender Knechtſchaft? War es nicht fremden Völkern preis gegeben wie eine feile Waare? Sprach übermüthige Gewalt des herrſchſüchtigen Auslandes nicht unſern Geſetzen und Sitten, nicht jeder Wahrheit, nicht jedem Heiligthum, nicht den feierlichſten Verträgen, nicht den unvertilgbaren Rechten der Völker, nicht dem Selbſtwerth jedes Einzelnen Hohn? Wo war die Freiheit eines Mannes, die Unſchuld einer Jungfrau, das Eigenthum eines Erben, der Friede einer Familie, gegen Willkühr und Gewaltthat geborgen? Was war es denn,

was den furchtbaren Frevel krönte? Unſere Furcht und Feigheit hob das grauſame Verbrechen auf den Thron, und ſetzte den Fuß deſſelben auf den Nacken des Vaterlandes; nicht die Macht des böſen Willens vermochte dieſes. Da kam endlich die Noth, und mit der Noth die Verzweiflung, und mit der Verzweifluug der Muth, und mit dem Muth die Tugend. Was vollbrachte die Macht des böſen Willens, als Furcht und Feigheit nicht mehr waren? Sie ward zu Schanden; ihr blutiges Reich zertrümmert; ihr Zepter gebrochen wie ein ſchwaches Rohr.

Wie im Großen, ſo im Kleinen; wie im Allgemeinen, ſo im Einzelnen. Wir wären beglückter, wären wir rechtſchaffener; wir wären rechtſchaffener, wären wir muthiger es zu ſeyn; wäre uns der erhabene Gedanke des Wahren und Rechten mehr werth, als eine erhabene Stelle unter Mitbürgern; einfache Weisheit ſchätzbarer, als kluge Verſchmiztheit, und eine heilige That mehr, als der Gewinn eines Goldſtückes!

Wer iſt, der euch ſchaden könnte, ſo ihr dem Guten nachkommt? Und ob ihr auch leidet um der Gerechtigkeit willen, ſo ſeid ihr doch ſelig. Fürchtet euch aber vor ihrem Trotzen nicht, und erſchrecket nicht! 1 Petri 3, 13. 14.

Alſo ruft uns das göttliche Wort zu. Muth denn alſo zu dem, was göttlich iſt! Mit dem Gött-

lichen iſt Gott, wer will wider uns ſeyn? Fürchte nicht den Laſterhaften, den Frevler, den Spötter; mag er läſtern, freveln, ſpötteln: Du, Gottesmenſch, vollbringe ohne Scheu, was Gott gebeut, was Jeſus lehrt, was dein Gewiſſen heiſcht, und dein Muth wird den Böſen ſchrecken, und er wird ſich zuletzt ſeiner Klugheit, wie einer Thorheit, ſchämen. Er kann trotzen, aber ſchaden nimmer. Wer das Böſe möchte, kann trotzen, aber er iſt klug; feig iſt die ſchlaffe Selbſtſucht; feig der von ihr beherrſchte große Haufe. Darum iſt es an der Tugend, daß ſie ſich in ihrer herrlichen Macht offenbare. Biſt du eines edeln, heiligen Entſchluſſes voll, und des Gottgefälligen in deinem Unternehmen ſicher: dann vollbringe es ohne Furcht. Gott iſt mit dir im Bunde; im Bunde mit dir ſelbſt das zitternde Gewiſſen der Böſen, darum wirſt du im Kampfe wider ſie obſiegen.

Siehe an die Leute, was wollen ſie? Sie tragen Schalkheit im Herzen, aber Edelmuth auf den Lippen; denn ſie ſind feig, weil ſie ſchlecht ſind, darum wollen ſie ſcheinen, was ſie nicht ſind. Sie betheuern Freundſchaft und lieben doch keinen Andern, als nur ſich ſelber. Das wiſſen ſie alle, darum trauet Keiner dem Andern und ſind unter ſich voll Argwohns. Das Reich des Böſen iſt immerdar unter ſich uneins, nur der Eigennutz bewegt ſie,

aber doch können ſie der Tugend nicht ihre Ehrfurcht entſagen. Auch die Teufel glauben einen Gott und zittern. Darum treiben die feigen Schwächlinge im Dunkeln ihren eigennützigen Handel, und brüſten ſich öffentlich mit gemeinnützigen Abſichten; erſchleichen Gewalt und Ehrenſtellen um zu glänzen, und ſprechen rührend von des Volkes Wohlfahrt, als ihrer wichtigſten Sorge; fordern zu Opfern für alles Gute auf, und treiben im Stillen Wucherei, Betrug, Erbſchleicherei und Verfälſchung; reden von Gewiſſenhaftigkeit, und brechen heimlich Eide und Gelübde; glänzen geiſtreich und durch muntre Laune und Witz in Geſellſchaften, und ſind in ihrem Hauſe die Plage der Hausgenoſſen; prahlen übermüthig im Glück, und kriechen verzagt zurück, wenn es mißlingt; ermahnen zur Kühnheit und verſtecken ſich hinter dem Beherzten; ſind allezeit da, wenn die Gefahr vorüber iſt, als hätte kein Anderer ſo viel gethan, und reiſſen die Frucht des Sieges und den Lohn des Siegers an ſich; ermahnen zur Dankbarkeit und vergelten mit Undank; wollen eine Welt vereinigen und entzweien ſich um ein Senfkorn.

Das ſind die Leute, welche das große Wort führen, die Zwerge hinter den Masken der Rieſen, die Tonangeber, die Achtbaren, denen nichts heilig iſt, als ihr Vortheil, und welche Religioſität bald zum Deckmantel eigener Schandbarkeit, bald zum

Leitzaum des Volkes machen, um Gewinn zu haben, und im Verborgenen über die Leichtgläubigkeit aller Betrogenen zu lachen und ſich ihrer großen Liſtigkeit zu freuen. — Das ſind ſie, Edler, mit denen du zu kämpfen haſt; das ſind ſie, Gottesmenſch, die deiner ſpotten werden, wenn du dich ſelbſt verläugneſt, um dem Beiſpiel Jeſu, der Jünger und aller Heiligen und Großen der Vorwelt zu folgen; die dich verfolgen werden, wenn du ihre Ränke vereitelſt, und die Wahrheit an die Stätte ihrer Lüge ſtellſt; die dich fürchten werden, wenn ſie erkennen, daß du in der Wirklichkeit biſt, was ſie nur ſcheinen möchten; die dir weichen werden, wenn ſie Ueberzeugung empfangen, daß du ſie nicht mehr fürchteſt.

Muth denn zur Tugend! Wer iſt, der euch ſchaden könnte, ihr Kämpfer Gottes, ſo ihr dem Guten nachkommet?

Dieſen Muth zur Tugend verleiht das wahre Chriſtenthum; nicht das falſche Chriſtenthum, noch das Namens-Chriſtenthum der blinden, verwahrloſeten, durch Laſter und Eigennutz entnervten Menge, welche Herr, Herr! ruft, und Gottes Gebot nicht übt; Gott zu lieben ſchwört und den Nächſten haßt; Gott anbetet, und den Leidenſchaften des Fleiſches dient. Nicht das Chriſtenthum der heutigen Welt gibt den Muth zur Tugend, ſondern das Chriſtenthum der erſten Jünger, die für die Wahrheit des

Glaubens, für das Recht des Geiſtes, für die Heiligkeit der Tugend, Schmach und Noth, Armuth und Verfolgung, Hohn und Tod mit ſtillem, ſtandhaftem Sinn duldeten.

Wer mir folgen will, ſprach der Meſſias Jeſus, der verläugne ſich ſelbſt und nehme ſein Kreuz auf ſich und folge mir nach. Denn wer ſein Leben erhalten will, der wird es verlieren; wer aber ſein Leben verliert um meinetwillen, der wird es erhalten. Luk. 9, 23. 24. In dieſen wenigen Worten liegt der Schlüſſel zum Geheimniß der Unüberwindlichkeit, zum Sieg des Guten über alle Macht des Schlechten. — Ergreife das Heilige und vollbringe es, unbekümmert um dich ſelbſt; folge dem Muſter Jeſu nach und verläugne dich ſelbſt.

Verläugne dich ſelbſt; das heißt, wenn du etwas Rechtſchaffenes zu thun weißt, etwas Wohlthätiges und Gemeinnütziges, frage nicht erſt: Welchen Vortheil werde ich daran haben? oder, was werden die Leute von mir denken? Sondern, weil das Göttliche göttlich, das Rechte recht iſt, darum ſoll es geſchehen. Berechne nicht zuvor den allfällig darauf für dich erwachſenden Schaden; nicht, ob du dir mächtige Perſonen dadurch zu Feinden machſt; nicht, ob du Amt und Brod verlierſt; nicht, ob man dich verſtoßen wird? Du ſollſt kein Anſehen, kein Vermögen, keine Bequemlichkeit, keine Men-

ſchengunſt groß achten, ſondern nur was recht und gut iſt. Du ſollſt bei dem, was recht iſt, nicht auf dich ſelbſt, ſondern auf Jeſum und deine Pflicht ſehn; du ſollſt ſelbſt das Leben verachten. Erſt wenn du das kannſt, biſt du wahrer Chriſt, wahrer Nachfolger des Göttlichen! Wer keine Furcht hat, Alles einzubüßen, den müſſen alle fürchten, die nichts wagen und verlieren wollen. Er iſt ihr Beſieger. Denn wer ſein Leben erhalten will, der wird es verlieren. Wer um ein gemächliches, irdiſches Wohlbehagen dem höhern geiſtigen Leben entſagt, der hat die Ewigkeit für einen Augenblick verkauft. Wer aber ſein Leben verliert um Jeſu willen, der wird es erhalten. Wer ein nichtiges flüchtiges Gut verachtet, um des Heiligen willen, der hat ein Staubkörnchen verloren und eine beſſere Welt erobert. Darum thue recht, und ſcheue Niemand. Für Gott alles verlaſſen.

Und ob du gleich leideſt um der Gerechtigkeit willen, ſo biſt du dennoch ſelig! Wer durch Verbrechen und Ränke Ehren und Würden erworben hat, meinſt du, er könne ſich derſelben freuen? Selbſt der gekrönte Sünder ſchaudert unter ſeinem Purpur vor der Gewalt der Wahrheit und des Rechts und vor dem Augenblick der Vergeltung, der endlich jedem erſcheint. Meinſt du, wer durch Betrug, Meineid, Anmaßung fremden Eigenthums und

ſchimpfliche Hinterliſt groſſes Vermögen geſammelt hat, er ſei ſelig in deſſen Beſitz? Nein, das Gold wird ihm endlich gleichgiltig, aber nicht das Bewußtſeyn ſeiner Schändlichkeit, in der er es erworben hat. Gern möchte er Gott aus dem Weltall hinweglängnen, um ſich ſelber zu beruhigen; aber nicht einmal den Schmerz des Gewiſſens kann er aus ſeinem Herzen fortläugnen. Seine Weine können ihn beräuſchen, nicht ermuntern; ſein Glanz kann ihn blenden, nicht beglücken. Säheſt du den Sünder in der Stunde ſeiner Verborgenheit und Einſamkeit, du würdeſt um all ſein Gold nicht einen ſeiner ſchrecklichen Augenblicke annehmen wollen.

Du aber, Gottesmenſch, ob du gleich leideſt um der Gerechtigkeit willen, wirſt dennoch ſelig ſeyn. Und verſtieße dich dein Vaterland, o, dem Tugendhaften ſteht überall eine Heimath offen. Und verlöreſt du die Gunſt derer, die Macht haben; verlöreſt du deine Aemter, Würden und angenehmen Verhältniſſe; was liegt an Ehren, die keiner Ehre werth ſind? Aber die Tugend wird dir überall Bewunderer und Verehrer erwecken, und eine Hochachtung, welche keine Obrigkeit, kein König ſich mit aller Macht erzwingen kann. Und verlöreſt du, um der Gerechtigkeit willen, Hab und Gut, und müßteſt in Armuth einhergehen und dein Brod auf fremder Erde ſuchen: o, das innere Hochgefühl

würde dir den ärmlichſten Biſſen zum ſchwelgeriſchen Gaſtmahl verwandeln, in deiner Dürftigkeit würdeſt du erhabener ſeyn, als ein Weltgebieter. Du hätteſt Zufälligkeiten verloren, die immer das Spiel des Erdenglücks ſind, aber dich ſelbſt, dein wahres Weſen gefunden; du wäreſt arm, von allen verlaſſen, aber dennoch ſelig. Freudig würdeſt du auf deinen Gott, muthig ſtolz jedem Menſchen ins Antlitz ſchaun. Deine Sieger würden die Geſchlagenen, du Verfolger würdeſt der Triumphirer ſeyn. Mit David würdeſt du in Zuverſicht und Wonne ſagen: Gott erquicket meine Seele; er führet mich auf rechter Straße um ſeines Namens willen. Und ob ich ſchon wandere im finſtern Thal, fürchte ich kein Unglück, denn Du biſt bei mir; Dein Stecken und Stab tröſtet mich. Du bereiteſt vor mir einen Tiſch gegen meine Feinde. Du ſalbeſt mein Haupt mit Oel und ſchenkeſt mir voll ein. Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen mein Leben lang, und ich werde bleiben in der Wohnung meines ewigen Vaters immerdar. Pſal 23, 3 — 6.

Wer iſt nun, der mir ſchaden könnte, wenn ich dem Guten nachkomme? Und ob ich auch leide um der Gerechtigkeit willen, ſo bin ich doch ſelig. Darſim will ich mich nicht vor ihrem Trotzen fürchten und nicht erſchrecken. Muth zu Tugend, mein Herz! Dem Rechtſchaffenen fehlt der Triumph nie. Zittre

nicht der gerechten Sache wegen, deinen Wohlſtand, dein Anſehn zu verlieren, ſondern zittere für die gerechte Sache allein! Mußt du nicht, ſei es nun einen Tag, oder ein Jahr ſpäter oder früher, deinen ganzen irdiſchen Beſitz hinterlaſſen, und nackt aus dem Leben gehn, wie du hineintrateſt? Aber die Heiligkeit deiner Sache bleibt; dem Gerechten folgen ſeine Werke nach. Zittre nicht mein Herz wo es die Sache Gottes und die Menſchheit angeht. Das Zittern iſt an den Böſen, an den Eigennützigen, die für den Augenblick, für den Staub, für Metall, für den Gaumenkitzel, für die Heuchelei falſcher Ehrerbietung leben, ohne die Ahnung von einem höhern Gut, von Kleinodien des Geiſtes zu haben, für welche das Leben abzuwerfen ein Spiel iſt.

Wo du, was recht iſt, erkennſt, verläugne dich ſelbſt, und bekenne es unerſchrocken und ſtandhaft. Wo ein Bekenner der Wahrheit redet, handelt wider die Falſchheit, ſtehe ihm zu; halte mit ihm; dulde, leide wie er; ſein Lohn vor Gott wird auch der deinige ſeyn. Bekenne Jeſum, er wird auch dich einſt bekennen!

Biſt du der Juden König? fragte von ſeinem Richterſtuhl herab Pilatus der Landpfleger den Meſſias, der im erhabenen Stolz der Unſchuld vor ihm ſtand. Rings ſtand der geblendete, wankelmüthige, lärmſüchtige Pöbel; rings die Rache brennende,

feige Schaar der Ankläger und Feinde der Wahrheit, der Tugend Verläumder; fern ſtand Golgatha, die drohende Richtſtätte; in des Schwächlings Pilatus Blicken der Wunſch, den Edeln zu retten, an welchem er keine Schuld fand; fern umher der ſchüchterne Haufe der Jünger, der weinenden Freunde. Biſt du der Juden König? fragte Pilatus, und hoffte, eine in der Welt übliche Klugheit, ein feiges Nein werde den erhabenen Verklagten retten. Chriſtus Jeſus aber antwortete und ſprach: du ſagſt es.

O Gottes Sohn! o Heiland der Menſchheit! für mich, auch für mich haſt Du Dich ſelbſt verläugnet und der Schmach und dem Tode hingegeben. Wie, ſollte ich nicht mit gleich göttlichem Muthe auch mich fortan verläugnen, wenn es darauf ankömmt, Dich und die Tugend zu bekennen? Vor weſſen Drohen ſollte ich denn erſchrecken, wenn mir vor dem Weltrichter nicht bange iſt? Wer kann mir denn Glück geben oder rauben? Wahrlich, doch nicht Menſchengunſt und Menſchenhaß. Meine innere Seligkeit iſt wohl unabhängig von Menſchenlaunen! Wer kann mir Ehre geben, oder Ehre nehmen? Doch wohl nicht der Einfall eines Großen, die Gewogenheit oder Ungnade eines Obern, oder das Urtheil des gemeinen, leichtgeführten Volkhaufens? Nein, meines Geiſtes ewige Ehre iſt die Tugend, die vor Gott gilt. Meinen Leib können ſie tödten,

aber den Geiſt nicht. Das Recht verdrehen können ſie mit Bosheit, die Unſchuld verdächtigen in Feigheit: aber mögen ſich die ſchwärzeſten Wetterwolken vor die Sonne lagern, ſie können nicht deren Strahlen auslöſchen. Die Majeſtät der Wahrheit ſtrahlt nach Jahrhunderten noch über den Gräbern der Bekenner.

Nur Muth zur Tugend, Muth zur Wahrheit, Muth zum Recht, und das Reich Gottes iſt erweitert, und die Sünder erblaſſen. Allmächtiger, Allerheiligſter verleihe mir Kraft! Ich will! Dein Reich komme zu uns! Dein Wille geſchehe auf Erden wie in den Himmeln. Amen.

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Dreiunddreiſigſter Sonntag, den 13. Aug. 1815.

Des Laſters Bahn iſt anfangs zwar
Ein breiter Weg durch Auen;
Allein ſein Fortgang wird Gefahr,
Sein Ende Nacht und Grauen.

Der Tugend Pfad iſt anfangs ſteil
Läßt nichts als Mühe blicken;
Doch weiter führt er fort zum Heil
Und endlich zum Entzücken.

Selbſtverſtockung.

Apoſtelgeſch. 28, 26. 27.

Seit beinahe zwei Jahrtauſenden beſteht die Lehre Jeſu. Sie ward in allen Welttheilen geprediget; am lauteſten unter uns. In dieſem Glauben lebten unſre Väter. Sie ſtarben in demſelben. Und ſeit beinahe zweitauſend Jahren hat eine große Erfahrung Bürgſchaft für die Wohlthätigkeit des chriſtlichen Glaubens geleiſtet. Alle Völker, die ihn ergriffen, wurden edler, weiſer, glücklicher; wilde

Nationen geſitteter und menſchlicher. Noch heute ſind die Staaten der Chriſtenheit diejenigen, in welchen Gewerbe, Künſte und Wiſſenſchaften am ſchonſten blühen; die Freiheiten des Volks am meiſten geehrt, die Beſitzungen und Rechte jedes einzelnen Einwohners gegen alle Gewalt der Großen und Mächtigen am geſchätzteſten ſind. In den Ländern, die von Jeſu Religion noch nicht erleuchtet wurden, herrſcht dagegen Willkühr der Grauſamkeit, Knechtſchaft, Unwiſſenheit. Im türkiſchen Reiche erblickt man noch die Barbarei der Vorwelt, Druck, Härte, Rohheit; unter den Heiden Wildheit; unter den zerſtreuten Juden, wiewohl ſie mitten unter den Chriſten leben und aus ihren Beiſpielen lernen könnten, faſt aller Orten knechtiſchen niedrigen Sinn, große Unwiſſenheit, Abneigung gegen Arbeit, Reinlichkeit und Sittenverbeſſerung. Was könnte überzeugender vom Werth des Chriſtenthums ſprechen, als dieſe Erfahrung, welche vor allen Augen liegt? Was überzeugender beweiſen, daß nur die himmliſche Tugend und Heilslehre Jeſu Chriſti der wahre Grundſtein der Völker Glückſeligkeit ſei? Denn Nationen, ſo lange ſie fromm und treu in ihrem Glauben bleiben, und auf Thronen wie in Hütten die Vorſchriften, welche der Weltheiland gab, erfüllt wurden, ſind blühend, ſtark und geehrt geblieben; — aber ſie ſind gedemüthigt,

ſie ſind untergegangen, ſobald man entweder anfing leichtſinnig und vornehm mit der Religion Geſpött zu treiben, ſie für Mährchen und Sache des Pöbels zu halten, oder ſtatt wahrer Religioſität nur prunkvolle Kirchen- und Prieſterſache, todtes Zeremoniel und Aberglauben annahm. Sie ſind gedemüthigt, ſie ſind untergegangen, ſobald die Mehrheit des Volks die Heilslehre Jeſu vergaß, Selbſtſucht und Eigennutz ſtatt Gemeinnützigkeit, Zwietracht ſtatt Liebe, Ueppigkeit und Wohlleben ſtatt Selbſtverläugnung übte.

Wie im Großen, ſo bewies ſich der Werth der Religion und Frömmigkeit auch im Kleinſten. Die Tugendhafteſten der Menſchen waren und ſind noch heute die geliebteſten, die glücklichſten. Habe einer Klugheit, wie er wolle, aber kein redliches Gemüth, er wird verachtet, gemieden; Niemand traut ihm. Er wird, ſo mächtig, ſo reich er er auch ſei, ſinken; mit Ränken ſich wohl aufſchwingen, aber nur um früher oder ſpäter tiefer zu ſtürzen, oder vielleicht erſt über ſeinem Grabe, für ſeine Nachkommen Fluch und Unſegen zu ſammeln. Er wird, betrage er ſich auch nach bürgerlichen Geſetzen ſo redlich als er wolle, und hat er daneben ein unreines, gottvergeſſenes Herz, in ewigen Zwieſpalt mit ſich ſelbſt, in ewiger Angſt bei ſeinen heimlichen Verirrungen ſeyn; viel Mühe haben, um gut zu ſcheinen und

doch entlarvt werden zu ſeiner Zeit. Er iſt unglücklich, weil er im Widerſpruch mit der glücklichen Weltordnung, im Widerſpruch mit ſeinen beſſern Ueberzeugungen und ſeiner innern Natur lebt, und durch gemeine Klugheit die Wirkungen der Religioſität, mit dem bloßen Schein das wirkliche Weſen, und die rechte Geſundheit mit einem geſchminkten Angeſicht erſetzen zu können wähnt.

Alltäglich lehrt die Erfahrung, daß ohne Religioſität des Gemüths kein Sterblicher ſicher iſt, in die gröbſten Vergehungen zu gerathen; daß die Laſter endlich zur Zerſtörung nicht nur unſers äuſſern Glücks, ſondern der körperlichen Geſundheit, zur öffentlichen Schmach, zum Kerker, zum Richtplatz führen.

Und dieſe Lehren der Geſchichte, dieſe täglichen Beiſpiele aus dem Leben, was fruchten ſie unter einem Volke, wo man ſich immermehr daran gewöhnt, entweder mit ſogenanntem Weltton über die Religion Jeſu ſich hinwegzuſetzen; oder aber zu glauben, Religion beſtehe nur im kirchlichen Gottesdienſt, im Glauben an Gott, an Jeſu Verdienſt, an Heilige, aber man könne übrigens ſeine boshaften, habgierigen, ehrgeizigen, wollüſtigen, neidiſchen und gehäſſigen Neigungen ohne Gefahr befriedigen, wenn man nur nicht öffentlich damit anſtößt; wenn man glaubt, alle Sünden, Leidenſchaften und Thorheiten ſeien menſchliche Sache, menſchliche Schwächen;

das Blut Jeſu, oder die Fürbitte der Heiligen, Almoſen, Meſſen oder Gebete, oder Genuß der heiligen Sakramente, würden hintennach alles wieder ausgleichen! — O, da iſt nur noch der Name, nicht mehr die Seele des Glaubens! Da ſind übertünchte Gräber! Da muß Elend und Unglück nachfolgen.

Ein großer Theil der Menſchen iſt in der That nur ſchwach. Er will beſſer werden, und ſcheut den Kampf mit ſeinen gottloſen Begierden, mit ſeinem heimlichen Verderbniß. Er bereut ſeine innere Schlechtigkeit, und verſchiebt die Beſſerung auf bequemere Zeit. Er weiß es, daß er auf die gewohnte Art nicht hier ganz frohen Muthes, nicht dort ſelig werden könne. Erſchreckt von den vielen Erfahrungen über die Folgen böſer Geſinnungen und Gewohnheiten, gewarnt von ſeinen Ueberzeugungen, verſucht er immer und unterläßt er wieder das Beſſerwerden, und bindet ſich ſelber die furchtbare Strafruthe größer.

Aber ſchrecklicher iſt, daß Menſchen leben, die allen Erfahrungen der Welt, der Völker und des täglichen Lebens, allen Lehren und Mahnungen der Weiſeſten unter den Sterblichen, allen Warnungen ihres eigenen Gewiſſens trotz bieten; nicht beſſer ſeyn wollen, als ſie ſind; ſich gegen alle gute Rührungen und Eindrücke verhärten, und mit Starrſinn in

ihrer Unſittlichkeit, in ihrer Religionsverſchmähung beharren. — Es iſt eine an das Unbegreifliche gränzende Verwilderung der menſchlichen Natur; es iſt eine ungeheure Ausartung des Verſtandes; es iſt eine jede Kraft der Vernunft überwachſene Thierheit ihres irdiſchen Weſens, ein Wahnſinn in Geſtalt der Lebensklugheit, der ſtolz darin iſt, von der einen Seite jedes Geluſt zu ſtillen, ohne deswegen weltlicher Obrigkeit verantwortlich zu werden, und von der andern Seite alle Weisheit für Albernheit oder gutmüthige Schwärmerei, alle Tugend für lächerliche Einbildung, alle Religion für bloſſe Prieſtererfindung zu halten, gut für den, dem ſie gefallen mag.

Perſonen dieſer Art, gewöhnlich in der Meinung, ſie ſeien klug genug für ſich, pflegen in ihrem Herzen die eine Hälfte der Welt für Betrogene, die andere für Betrüger zu halten, ſich ſelbſt aber für Leute, welche es am beſten verſtehen, und vielleicht die erſten ſind, die das Wahre ergriffen haben. Wahrlich, es bedarf wohl keiner Widerlegung des Wahnſinns, und eben ſo wenig bedarf es eines Beweiſes, daß wohl zu allen Zeiten einige ſolcher Verblendeten und Verthierten gelebt haben, um Andre und ſich auf die gewiſſenloſeſte und raſendſte Art, allen Warnungen entgegen, ins Unglück zu ſtürzen. Schon im hohen Alterthum erkennen wir Mißgeſtalten dieſer Gattung. Schon ehe Davids groſſes

Reich zertrümmerte, ſchon da es halb zerfallen war, ward Klage und Fluch über ſie laut aus dem Munde der Propheten. Und Paulus der Apoſtel, da er ſich in Rom befand, welches damals die ganze Welt beherrſchte, hatte Urſache das Wort der Weiſen der Vorwelt zu wiederholen; ſo wie noch heutiges Tages der Fall iſt: „Gehe hin zu dieſem Volk und ſprich: Mit den Ohren werdet ihr es hören und nicht verſtehen, und mit den Augen werdet ihr es ſehen und nicht erkennen. Denn das Herz dieſes Volkes iſt verſtockt!“ Apoſtelſch. 28, 26. 27.

Die Selbſtverſtockung gegen das Gute iſt der höchſte Grad der Verſchlimmerung des menſchlichen Herzens, der Zuſtand deſſelben, da es für jede Anregung des Beſſern ohne Empfindlichkeit, für jedes Ergreifen höherer Wahrheit ohne Sinn iſt. Es iſt eine Verhärtung und Abgeſtorbenheit des Gefühls, wie des gemeinen Menſchenverſtandes, welche auf keine Art mehr durch die gewöhnlichen Mittel zu heben iſt; ſo wie man einem Thiere auſſer der ihm eigenthümlichen natürlichen Klugheit, ſeinen Raub zu machen, nicht Vorſtellung von erhabenern Geſinnungen beibringen kann.

Es iſt Grauſen erregend nur die Vorſtellung von ſolcher Verartung des Menſchenthums. Man würde ſie nicht für möglich halten, wenn man ſich nicht von der Wirklichkeit derſelben unter manchen ſogar

wiſſenſchaftlich gebildeten, vornehmen, über Vorurtheil der Welt erhaben zu ſeyn wollenden Leuten, wie auch hinwieder in der roheſten, verwahrloſeſten Volksklaſſe, in einigen Tollhäuſern, in Zuchthäuſern und Gefängniſſen und auf Richtſtätten mit Entſetzen überzeugte.

Warnungen, Lehren, Beweiſe, Erfahrungen, rührende Vorſtellungen, alles iſt, wo dieſe Verſtockung gegen das Gute eingetreten iſt, bei ſolchen Perſonen vergeblich. Selbſt die entſchieden ſchlimmen Wirkungen ihrer öffentlichen oder geheimen Religionsloſigkeit und Gemüthsverderbtheit, haben zu ihrer Beſſerung nichts beizutragen. Sie beharren in ihren ſelbſtſüchtigen, ungerechten Neigungen, in ihren Glück und Leben verwüſtenden Angewöhnungen, in ihren verkehrten Meinungen, und halten alles, was ihnen Böſes auch zukomme, nicht für Erfolg ihres wahnſinnigen, ſelbſtzerſtörenden Benehmens, ſondern für ein widerliches Ungefähr; für Verkettung von Umſtänden, denen ſie auch mit aller ſogenannten Frömmigkeit nicht haben würden ausweichen können; höchſtens für einen verdrießlichen Mangel eigner dabei angewendeter Vorſicht. Ihnen erſcheint die ganze Menſchheit wie eine ungeheure Menge von Einfältigen, über welche der Liſtigſte und Stärkſte zu herrſchen das Recht hat; Geſetze, Religionen, gute Sitten, Tugend, Laſter, ſind

willkührlich angenommene Dinge, die für den groſsen Haufen noch durch das Alterthum ehrwürdig werden können. Die Alten aber waren Betrüger oder Thoren wie die Neuen, ſo glauben ſie; und der hat Recht, dem das Glück hold iſt; der Unglückliche hat immer Unrecht.

Ich möchte dieſe tiefe Verhärtung gegen das Gerechte, Gute und Wahre, nicht einmal immer Ausartung der menſchlichen Natur, ſondern oft Abart derſelben nennen. So wie der Schöpfer geſtattet, daſs ſich zur Belehrung der Sterblichen das Leben unter allen gedenkbaren Formen geſtalte; ſo wie er körperliche Miſsgeburten erſcheinen läſst: ſo ſcheint es, daſs er höhern Weſen zum Grauſen gegen das Thieriſche, auch geiſtige Miſsgeburten von Zeit zu Zeit vorzeigt. Denn man hat Beiſpiele, daſs es Kinder von guten Aeltern gegeben hat, die der allermöglichſt ſorgfältigen Erziehung ungeachtet, weder durch Lehren, noch Bitten und Thränen, weder durch Ermunterungen noch Strafen gebeſſert werden konnten. Sie äuſſerten zum Beiſpiel ſchon früh einen unnatürlichen Hang zur Wolluſt, zur Selbſtſchändung; andre eine unüberwindliche Neigung zur tückiſchen Schadenfreude, und hatten nur dafür allein Klugheit, zu allem Andern waren ſie wenig aufgelegt; andere hatten eine unabänderliche Luſt zu diebiſchen Weſen; andere den entſcheidenſten Widerwil-

len gegen das Menſchlichedle, Schöne, Rührende, dagegen war ihnen alles Ekelhafte, Gemeine, Kothige gefällig; ſie mochten nicht aufwärts, ſondern niederwärts zum Viehiſchen in den Staub. Was ſollen wir dazu ſagen? Wir ſchaudern vor den verborgenen Abſichten der Vorſehung und preiſen uns glücklich, neben dieſen geiſtigen Mißgeburten und Verkrüppelungen, Menſchen und Weſen erhabener Natur zur ſeyn.

Fälle ſolcher Art, geborne Ungeheuer in menſchlicher Geſtalt, gehören jedoch zu den ſeltnern. Häufiger ſind die Verkrüppelungen des Geiſtes durch ſchlechte Erziehung, Verwahrloſung, und wieder durch Ueberbildung, durch Ueberaufklärung und daraus entſtehender Thierwerdung bei allen Vortheilen des Verſtandes. Denn ſo wie man Beiſpiele genug hat, daß unnatürliche Aeltern den Leib ihrer eignen Kinder künſtlich verunſtaltet und verkrüppelt, oder Schwärmer ihren Körper wohl ſelbſt verſtümmelt haben, oder wie der Leib durch anhaltende Gewohnheit einer gewiſſen Beſchäftigungs- und Lebensart eine nicht mehr auszurottende Verzerrung und Entſtelltheit annimmt: ſo iſt es auch mit dem Geiſte. Leute, die bei einiger Nervenſchwäche von irgend einer Leidenſchaft beherrſcht ſind, und immer nur an Eins, an den Wunſch ihrer Leidenſchaft denken, und ihr ganzes Vorſtellungsver-

mögen darauf hinziehen, die ſich durch nichts zerſtreuen laſſen, machen dieſen einigen Gedanken endlich ſo ganz zum Mittelpunkt ihrer Vorſtellungen, ſo ſich zur Gewohnheit, daß ſie ſich deſſelben nie wieder erwehren können, ihn nicht mehr für Träumerei, ſondern ſchon für wirkliche Sache halten, und diejenigen verlachen oder haſſen, die ihnen das Gegentheil von ihrem Irrthum darthun wollen. Ihr Verſtand, in allem Uebrigen gut und geſund, iſt oft nur in dieſem einzigen Punkt zerrüttet. Sie heißen Wahnſinnige, Verrückte. Sie aber halten ſich für klug und überzeugt von der Wahrheit ihres Glaubens, und fühlen ſich dabei oft ganz glücklich. Eben ſo fehlt es nicht an Perſonen, die, wenn ſie andern Leuten eine wiſſentliche Lüge vielmals erzählt haben, und ſie immer nach Jahr und Tag wiederholen, am Ende ſelber darüber irre werden, und ſich einbilden, oder vielmehr gewiß glauben, was ſie erzählen, ſei wirklich ſo und nicht anders geſchehen. Auch dies iſt ein, wenn gleich nicht ſehr auffallender, doch jedem andern ähnlicher Wahnſinn.

Eben ſo entſteht vielmals die religiöſe Verſtocktheit und Abgeſtorbenheit für das Gute und Wahre. Sie mag zuweilen nichts, als eine nach und nach ausgebildete Geiſtesverkrüppelung, eine Verſunkenheit in falſchen Vorſtellungen und Verhärtung in denſelben ſeyn. Dafür ſprechen die Lebensgeſchich-

ten von eingefangenen Landſtreichern, Straßenräu-bern und Mördern, die von früheſter Jugend auf durch ihre ſchändliche Aeltern in jede Ruchloſigkeit eingeübt und ohne religiöſen Sinn erzogen wurden, oder von ihnen die verkehrteſten Religionsbegriffe erhielten. Dieſe Unglücklichen waren nachher gegen alles Beſſere ſo verhärtet und ſtumpf, daß ihnen die überzeugungsvollſten Lehren lächerlich oder widerlich ſchienen, daß ſie lieber ohne Obdach und Sicherheit in beſtändigen Lebensgefahren umherſchweifen, alles Ungemach tragen, als in ruhigen, bürgerlichen Verhältniſſen ehrlich leben wollten. Sie konnten ſich oft nicht enthalten, noch in den Gefängniſſen zu ſtehlen, und voraus zu ſagen, ſobald ſie frei wären, würden ſie ihre alte Lebensweiſe mit Freuden fortſetzen. Hier war neben aller übrigen thieriſchen Liſt und Klugheit wirkliche Geiſtesverzerrtheit durch ſchlechte Grundſätze und Gewohnheiten.

Von der andern Seite aber findet gleiches Uebel wohl eben ſo oft in den wohlhabenden und ſelbſt-gebildetern Ständen des Volkes ſtatt, wenn entweder junge Leute zwar zur Achtung für die bürgerliche Ordnung angehalten, aber ohne religiöſen Sinn gelaſſen werden; oder wenn ſie bei mangelhafter Religionskunde ſpäterhin aufgeklärt ſeyn möchten, Vielleſerei treiben, grübeln, zweifeln, und zuletzt im höchſten Lichte ihrer Aufklärung nicht mehr wiſ-

ſen, was ſie für wahr halten ſollen. Anfangs fühlen ſie ſich durch die vermeinte Kühnheit und Höhe ihres Geiſtes ſehr geſchmeichelt; Gottesglauben, Chriſtusſinn und Frömmigkeit für Vorurtheile der Alten anzuſehen, thut ihnen wohl; beſonders weil ſie ſich dann wegen Stillung jedes unerlaubten Gelüſtes gar keine weitern Vorwürfe zu machen, und allenfalls auſſer der bürgerlichen Obrigkeit und dem Urtheil der Mitbürger, keinen höhern Richter zu fürchten haben. Endlich hören ſie auf zu zweifeln, halten nun ihre oberflächlichen Vermuthungen für wahr und ausgemacht; Jeſum Chriſtum für einen Schwärmer oder Welttäuſcher; die Gottheit für ein todtes, ſich ſelbſt unbewußtes Naturgeſetz; die Ewigkeit für ein Kindermährchen. Dieſe Vorſtellungsart wird ihnen ganz zur Gewohnheit, und durch Gewohnheit zum Bedürfniß. Lachenden Muthes erlauben ſie ſich jede Niederträchtigkeit, welche die weltliche Rechtspflege nicht zu beurtheilen hat, oder vor der Welt verborgen gehalten werden kann. Sie ſind jenen bedauernswürdigen Landſtreichern in geiſtiger Hinſicht vollkommen ähnlich; verkrüppelte Weſen, Halbthiere in Menſchengeſtalt; und wenn auch nicht Straßenräuber, doch Landesverräther, Meineidige, Betrüger, falſche Spieler; ohne Mörder zu ſeyn, doch Giftmiſcher, Verführer der Unſchuld, Zerſtörer manches Familienfriedens; ohne Diebe zu

ſeyn, doch beſtechliche Beamten, Unterſchlager anvertrauter Gelder, Waaren- und Schriftenverfälſcher. Sie treiben nur eine feinere Gaunerei; Ehre geht ihnen über Ehrlichkeit.

Was verdorbene Grundſätze ausrichten, vermögen auch laſterhafte Angewöhnungen des Körpers. Dieſe verwirren mit leidenſchaftlicher Gewalt den Geiſt, ſtumpfen ihn ab und erzeugen im Menſchen eine hartnäckige Widerſpenſtigkeit gegen alle Anregungen des Beſſern. Mancher Wüſtling ſieht ſelbſt voraus, daß er durch ſeinen Müßiggang, durch ſeine Verſchwendungen endlich in die größten Verlegenheiten, in unvermeidliche Armuth und Schande ſtürzen, wahrſcheinlich wenn nichts mehr übrig bleibt, mit Bankerot und Selbſtmord enden werde. Aber er achtet keine Vorſtellungen, macht ſich ſelber taub gegen Warnungen, verſchließt ſeine Augen vor den Jammerthränen der Seinigen, und beharrt in der Verſtocktheit gegen die Heiligkeit aller Pflichten.

Mancher Trunkenbold ſieht die Zerſtörung ſeiner Geſundheit, die Abſpannung ſeiner Nerven, einen frühen und ſchauderhaften Tod voraus — aber, er will dies nicht ſehen, nicht wiſſen, er will ſein Gelüſt und ſollte es ihm das Leben koſten; alles iſt ihm daneben gleichgiltig. Mancher Wollüſtling ſieht das Elend, welches ſeine geilen Begierden geſtiftet haben, aber er härtet ſich entſchloſſen gegen die guten

Rührungen ab, ſelbſt wenn ſolche zuweilen ſein Gemüth ergreifen wollen; er verſpottet ſein Gewiſſen ſelbſt, wenn es warnt. In unſinniger Wuth und Leidenſchaft ſieht er gleichgiltig ſeinen Körper verderben; zu früh und in Schmerzen veralten und zum Grabe reifen. Aber ein anderer Menſch werden will er nicht, lieber den Tod.

So führt Verſtocktheit gegen das Gute zum ſchaurigen Untergang, viele zum Blutgerüſt, viele zum Selbſtmord. Der Starrſinn der Leidenſchaft will ſein Opfer.

Gott! Gott! gerechter Gott! behüte uns vor dieſem gräßlichen Wahnſinn, er dringe durch die übeln, leidenſchaftlichen Gewöhnungen des Körpers zum Geiſt, oder durch heilloſe Grundſätze oder heilloſen Nichtsglauben zum Körper! —

Wie Mancher, wenn er dies Blatt lieſet, iſt vielleicht auf dem Wege der eigenſinnigen Widerſetzlichkeit gegen das Beſſere und Beglückendere. Er reift zum Verbrecher! Ein heiliger Geiſt Gottes warnt — vielleicht zu ſpät! — Er lieſet es und lächelt vornehm klug. Er lieſet es und geht, um in ſeiner Sünde fortzufahren. Er hat nicht mehr die Macht ſich ſelber zu bemeiſtern. Die breite, glatte Bahn des Laſters geht abwärts, höllenwärts. Er iſt verloren. Ihn rettet kein Warnen ſeines guten Geiſtes mehr. Es iſt über den Sternen des Himmels

ein vergeltender Gott! — es iſt hinter der Todesſtunde für die Seele nicht alles aus! — Wen rufe ich? Er ſpottet lachend in ſeinem Wahnſinn; er will ſich verlieren und wird verloren.

Verloren? — Nein, allwiſſender Gott! wie darf dies ein Menſch vom andern ſagen mit Gewißheit? Nur Du, ewiger Durchforſcher aller Herzen, weißt es allein, ob ein Menſchenherz gegen alle Mittel der Beſſerung verſchloſſen bleiben wird. Vielleicht auch der dem Anſchein nach Gefühlloſeſte, hat noch eine Empfänglichkeit für Tugend, Chriſtenthum und Selbſtrettung! O gib ihm Kraft dazu! Leite Du ihn, Erbarmer, den Verirrten zu ſeiner Glückſeligkeit, zur Erkenntniß ſeiner höhern Würde, zur Verſöhnung mit Dir durch Jeſum Chriſtum zurück! Amen.

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Vierunddreiſſigſter Sonntag, den 20. Auguſt 1815.

In Deinem Reich,
Gott, ſind die Geiſter vor Dir gleich,
Sind alle Menſchen Brüder,
Und Chriſti Glieder.

Wer ſeinen Werth,
Als Menſch, nicht ſelber kennt und ehrt,
Raubt Macht ſich und Vermögen
Zu Andrer Segen.

Nur der iſt gut,
Der wenig fordert, vieles thut,
Von fremden Launen nie geleitet
Sein Glück bereitet.

Drum, daß ich frei,
Von Andern unabhängig ſei,
Dies gib, damit ich Deinen Willen
Kann frei erfüllen.

Weiſe Unabhängigkeit des Chriſten im bürgerlichen Leben.

Jeſus Sirach 29, 29.

Man möchte reich ſeyn, und macht ſich doch ſelber arm. Man möchte etwas bedeuten, eine gewiſſe

Achtung unter den Leuten genießen, und bringt ſich doch ſelber um alle Achtung und Bedeutung. Man möchte höher ſtehen, als viele Andere, und erniedrigt ſich doch gar oft unter die Niedrigſten. Man möchte Herr ſein und verkauft ſich für Spottgeld in Sklaverei.

Dieſe Widerſprüche in den Handlungen eines und deſſelben Menſchen, ſind ſo gemein und alltäglich, daß wir ſie kaum noch der Aufmerkſamkeit werth finden. Woher entſpringen ſie? Aus dem Gegenſtreit zwiſchen den gewiſſen Forderungen, die wir als vernünftige Weſen machen ſollen, und der Elendigkeit unſrer irdiſchen Gelüſte. Wir möchten gern Vieles haben, Vieles gelten, Vieles ſeyn, aber mit weniger Anſtrengung, weniger Aufopferung, weniger Selbſtbeherrſchung.

Es iſt gerecht und vernunftgemäß, daß wir unſre Glücksumſtände verbeſſern, für uns und die Unſrigen einen gewiſſen Wohlſtand bereiten, nicht um damit groß zu thun, oder uns gütlich thun zu können; ſondern auf daß wir die nöthigen Mittel in Händen haben, unſre beſſern Wünſche ſowohl für eigne Veredlung, als für Andrer gute Erziehung und Glück zu erreichen. Wer unter täglichen Sorgen leidet, wie er das aller Unentbehrlichſte aufbringe, ſein Leben zu erhalten, iſt ſehr zu beklagen. Er iſt der Sklave ſeines Leibes. Er kann an nichts Beſſeres denken. Er iſt von gutem Willen und der Gnade,

oft der ſchlechteſten Leute abhängig, und muß oft ſeine Grundſätze, ſeine Tugend verkaufen oder verläugnen, um Brod, Obdach und Kleider zu haben.

Es iſt gerecht und vernunftgemäß, daß wir uns bemühen ſelbſtſtändig zu ſeyn, nicht um über Andre nach Willkühr ſchalten und verfügen zu können, ſondern um nicht der Willkühr eines Andern zu Gebote zu ſtehen. Der Trieb nach Unabhängigkeit und ſein eigner Herr zu ſeyn, liegt tief in des Menſchen Bruſt und kann durch kein Mittel ausgerottet werden. Es iſt nichts, was ſo ſehr ſchmerzt, an ſich ſelber nichts und nur der Schatten eines Fremden zu heißen; keinen eigenen Willen haben zu dürfen und ſich jede Demüthigung gefallen laſſen zu müſſen. Jeder Menſch, auch der allerärmſte, fühlt es, er ſei Menſch, ſo gut wie jeder andre; er ſei ein Kind des Schöpfers im Himmel, ein eigner Zweck zu eigner Beſtimmung; nicht Sache und Werkzeug nur für andrer Sterblichen Laune geſchaffen.

Bei dem allen ſind doch Viele durchaus nichts Beſſeres als todte Werkzeuge, willenloſe Weſen und Spiele von willkührlichen Einfällen derer, die ſie oft an Geiſtesgaben weit übertreffen. Sie machen ſich ſelber abhängig, und ſind Diener, während ſie Herren ſeyn ſollten und könnten.

In einer gewiſſen Abhängigkeit freilich ſtehen alle Menſchen zu einander, denn einer iſt des andern

Beiſtandes vom andern bedürftig. Gott wollte dies, vertheilte darum ſeine Gaben ungleich, damit einer dem andern recht unentbehrlich ſeyn ſolle, und daß die Geſelligkeit unter einzelnen Menſchen, Familien und ganzen Nationen aufs engſte geknüpft werde. Daher iſt der Fürſt mehr oder weniger abhängig von ſeinem Volk, der Unterthan eben ſo von ſeiner Obrigkeit; der Dienſtbote von ſeiner Herrſchaft; der Künſtler, Handwerker und Kaufmann von ſeinen Kunden. Einer wetteifert mit dem Andern um die Gunſt des Dritten. Kinder, bis ſie, laut Geſetzen, das volle Alter der Mündigkeit haben, ſind von ihren Aeltern, Erziehern und Vormündern abhängig. Dieſe Art der Abhängigkeit kann nie aufgehoben werden, weil ſie die Auflöſung der menſchlichen Geſellſchaft, die Zerrüttung alles Glücks und Wohlſeyns zur Folge haben müßte.

Aber wir ſollen unſre Abhängigkeit von Andern nicht ohne Noth und in dem Grade vergrößern, daß wir damit aufhören, für uns ſelbſt als eigne Zwecke zu beſtehn. Der Unterthan iſt zu allem frei, was nicht gegen die landesobrigkeitlichen Geſetze verſtößt; das unmündige Kind iſt zu allem frei was nicht die Ehrfurcht gegen den Willen der Aeltern verletzt, die beſſer wiſſen, was zu ſeinem Beſten dient; Knecht, Magd, Taglöhner haben ihrer Herrſchaft nur in dem zu gehorchen, was die Hausord-

nung mit ſich bringt, oder wozu ſie ihre Kräfte und Einſichten auf eine gewiſſe Zeit vermietheten.

Hingegen eine ganz andere Bewandtniß hat es mit denen, die ſich in ſolche Lage bringen, daß ſie, ob ſie gleich erwachſen genug ſind, freien Willen zu haben, blindlings auch den elendeſten Geboten, den willkührlichſten Einfällen Anderer folgen müſſen; daß ſie Befehle und Wünſche erfüllen müſſen, gegen welche ſich ihr Herz empört und durch welche das Gefühl ihres Selbſtwerths faſt ganz vernichtet werden muß; daß ſie die Achtung für ſich ſelbſt verlieren müſſen, und empfinden, keines Andern Achtung zu verdienen.

Und in dieſe, die Menſchenwürde in uns vertilgende Verhältniſſe, werden wir nicht durch Obrigkeiten, nicht durch Aeltern, nicht durch Herrſchaften, nicht durch die Gunſt derer gebracht, die unſrer Arbeiten und Dienſte bedürfen: ſondern durch unſre Schwächen, Thorheiten und Fehler. Niemand glaube, dahin könne es nie mit ihm kommen. Es iſt oft nur allzu leicht möglich! und daher ſollen wir die Gefahren kennen lernen, die unſrer Tugend drohen, um nicht von denſelben das Opfer zu werden.

Oder iſt es denn ſo unerhört, daß allzu leichtſinnige, unvorſichtige, treuherzige Perſonen ein zu großes Vertrauen in die Redlichkeit von Menſchen ſetzen, die ſie erſt nachher von einer böſen Seite

kennen lernten? Dadurch, daß ſie ſolche Leute zu Mitwiſſern eines oft wichtigen Geheimniſſes machten, begaben ſie ſich in die ſchmählichſte Sklaverei von deren Launen. Sie mußten entweder deren oft niederträchtige Forderungen eingehen, oder ſie als Feinde fürchten und ſich ihrer Rache und der Verrätherei des Geheimniſſes Preis geben. Nur allzu oft geſchah ſchon, daß aus Furcht vor Schande, vor Unglück derer, die das Geheimniß zunächſt anging, der Redliche ein Diener fremder Laſter wurde, weil er zu feig war lieber Unglück zu tragen, als das zu thun, was Religion und Gewiſſen begehrten; weil er mehr die Menſchen fürchtete, als Gott.

Weit gefährlicher noch iſt es, wenn unſer Geheimniß eine eigne ſchlechte Handlung iſt, die wir um alles gern in der Welt verborgen hielten, davon aber irgend eine unzuverläſſige, zu aller Niederträchtigkeit fähige Perſon weiß. Damit haben wir unſern guten Ruf und Namen, unſre Ehre, unſer Amt, vielleicht unſern ganzen Wohlſtand in die Hand eines Böſewichts überantwortet und uns in Knechtſchaft bei ihm gegeben. Schlechte und verſchmizte Menſchen ſind immer bereit, unſre Schwächen auszuforſchen, denſelben zu ſchmeicheln, ſie zu Thorheiten, zu unerlaubten Schritten zu verführen, um dadurch Botmäßigkeit über uns zu gewinnen. So hat oft allzu große Vertraulichkeit zwiſchen Herrſchaften und

Dienſtboten für das Glück einer Familie die betrübteſten Folgen gehabt, und diejenigen zu ſklaviſchen Dienern derjenigen erniedrigt, denen ſie gebieten ſollten. So iſt mancher Untergebene der Tyrann ſeines Vorgeſetzten geworden, weil er ein Mitwiſſer von deſſen Leichtſinn oder Bosheit geweſen. Wer gefehlt hat und einen Zeugen ſeiner Schuld hat, der vielleicht noch ſchlechter iſt, als er ſelbſt, kann leicht aus Furcht vor Schande und Strafe, in noch größere Verbrechen willigen, um damit das Geheimniß ſeiner Schändlichkeit zu erkaufen.

Es gibt Andere, die aus Trägheit, oder weil ſie gute Tage lieben, und doch nicht Vermögen genug haben die Gelüſte ihres Gaumens zu ſtillen, ſich freiwillig in die entehrendſte Knechtſchaft reicherer Perſon hingeben. Man nennt ſie in der gemeinen Lebensſprache Schmarozer. Wer für einen Leckerbiſſen Schmeichler und Augendiener des Vornehmern werden kann, iſt jeder Niederträchtigkeit fähig, wenn der, welcher ihn füttert, nur aufgelegt iſt, ſie zu begehren. Aber auch wenn er ſie nicht begehrt, iſt der Schmarozer, dieſer Sklave des eigenen Gaumens und Magens, ein verächtliches Weſen. Denn wie mag der Achtung erwerben, der einer Bequemlichkeit willen Verzicht auf ſeine Selbſtſtändigkeit thut. Es iſt beſſer, ſagt die heilige Schrift: geringe Nahrung unter einem breter-

nen eignen Dache, denn köſtlicher Tiſch unter den Fremden. Sir. 29, 29. Wer gibt, fordert Vergeltung. Wer nicht vergelten kann, muß ſich jede Demüthigung gefallen laſſen, die man über ihn beſchließt; wer dergleichen duldet, iſt ihrer würdig. Der aber iſt weit entfernt ein Nachfolger Jeſu zu ſeyn, und keiner höhern Pflichtausübung fähig, der ſeinen Selbſtwerth nicht kennen will.

Es gibt Schmarotzer anderer Art, welche ſich aus Hochmuth und Eitelkeit zur Augendienerei und Speichelleckerei der Vornehmen und Großen feil machen. Um einen Strahl fremden Glanzes zu erborgen und in dieſem Wiederſchein vor Andern zu glänzen, werden ſie Söldner fremder Launen, und halten ſich durch die Niederträchtigkeit ihrer Verrichtungen noch hochgeehrt. Sie haben keinen eignen Willen; was der Gebieter heiſcht, das Edle, wie das Schändliche, es iſt ihr Geſetz. Die herabwürdigſten Zumuthungen ſind ihnen werthvoll. Sie ſind nur Mittel und Werkzeug, ſie haben kein eignes Leben; ihr Daſeyn iſt nur der Schatten eines andern. Um dieſen Preis verkaufen ſie die Freude, vor geringen Perſonen zu prunken, die doch erröthen würden, an ihrer Statt zu ſeyn.

Nicht ganz unähnlich ſind denſelben andre Menſchen, deren Eitelkeit ſich zu angeſehenen oder berühmten Perſonen drängt, Umgang mit ihnen, oder

wenigſtens Briefwechſel ſucht, um ſich deſſen rühmen zu können. Die Thoren ohne eignen Werth, ſchmeicheln ſich, der erborgte leiſte ihnen dieſelben Dienſte, und bemerken nicht, daß der wenige, welchen ſie haben mögen, zu nichts wird, indem ſie ſich durch Groß-thuerei verächtlich machen.

Doch wer könnte oder möchte alle die verſchiedenen Fälle aufzählen, wo Menſchen durch ihre Schwächen und Leidenſchaften verführt, ihren eignen bürgerlichen und ſittlichen Werth aufopfern; Knechte fremder Willkühr, andrer Leute Sündendiener und ſelbſt Verbrecher werden! In allen Ständen gibt es dergleichen; an den Höfen der Fürſten, in den Gaſſen der Dörfer.

Mit dem Zuſtande ſolcher ſchimpflicher Abhängigkeit iſt aber das wahre Chriſtenthum unverträglich. Die Ausübung der Gebote Jeſu iſt in ihm größtentheils unmöglich.

Frei muß ſich der Chriſt inner den Schranken bürgerlicher Ordnung bewegen, und ſeinen beſſern Willen vollſtrecken können. Wehe dem, welchen ein böſes Gewiſſen, knechtiſche Furcht, Eitelkeit, Bettelſtolz, Hunger oder Faulheit zum Sklaven eines fremden Willens macht! Er muß die Thorheiten und Sünden Andrer mittragen helfen, und kann nie die Süßigkeit des Triumphes genießen, welchen die Tugend bereitet.

Das iſt die Hoheit des Chriſten in der bürgerlichen Welt, daß er Jeden liebt, Jeden nach ſeinem Verdienſt ſchätzt, aber keinen Sterblichen fürchtet. Er darf mit heiterm Auge kühn ſeinem Feinde ins Auge ſchauen; ohne Furcht vor dem Thron der Könige und unverzagt vor jedem Richterſtuhle ſtehen. Er kann zu dem Mächtigen ſprechen, der ſeinen Willen zu einer ungebührlichen That aufbietet: Ich will nicht! und der Mächtige muß ihn ehren. Er kann zu dem Reichen ſagen: ich verſchmähe deine Geſchenke, denn mein Gewiſſen iſt mir mehr werth, als all dein Gold! Und der Reiche muß vor der Tugend des Aermſten hochachtungsvoll verſtummen. Sein Wort gilt, ſein Ja iſt heiliger, denn Brief und Siegel unlauterer Menſchen; im ſchlechteſten Gewand geht er mit edelm Stolz neben den Schwächlingen hin, die in Seide und Gold vor Andern kriechen. Er bedarf keiner andern Gnade, als der Gnade Gottes; er hat keinen andern Herrn über ſich, als den Herrn des Weltalls; Sterblichen dient er mit der Gabe, die er empfangen hat von Gott, auf daß Andre ihm dafür geben, was er bedarf.

Nach ſolcher Hoheit und Unabhängigkeit zu ſtreben, iſt des Chriſten Pflicht. So war Jeſus Chriſtus unabhängig von menſchlicher Willkühr und Laune. Er trat ins Leben, aus einem niedrigen Stand hervor, that, was die bürgerlichen Geſetze geboten,

gab dem Kaiſer was des Kaiſers iſt, aber die Achtung, welche er Andern erwieß, foderte er mit Recht auch für ſich. Er fürchtete im Bewußtſeyn unbeſcholtener Tugend, Keinen, ſo gewaltig derſelbe auch ſeyn mochte. — Arm war er; wenigſtens nach den gemeinen Begriffen der Menſchen arm. Er hatte kein feſtes Eigenthum und keine ſichern Einkünfte, zuweilen nicht, wohin er ſein Haupt legte. Er lebte mit ſeinen Jüngern von dem, was durch ſeine Wohlthätigkeit von dankbaren Herzen, oder durch die Händearbeit ſeiner Schüler gewonnen ward. Aber in ſeiner Armuth blieb er groß und frei, durch keine Verpflichtungen gebunden, irgend etwas zu ſagen oder zu thun, was ſeinen beſſern Einſichten und heiligern Neigungen entgegen ſtrebte. Er ward der Menſchheit Lehrer. Um es zu ſeyn, mußte er unabhängig ſeyn. Er geizte nicht nach Aemtern und Ehrenbezeugungen; er mied ſie, weil er ſo viel hatte, als ihm nöthig war, und Tugend mehr, denn Alles ehrte. Darum legte er keinen Werth auf der Menſchen Gunſt, und ſo hatte er nicht Urſache ſie zu ſchmeicheln, oder ſich ſelber nach ihren Meinungen zu richten.

So war Jeſus. So ſoll ſeyn, wer ſein Nachfolger heißen und an ſeiner Hoheit Theil nehmen möchte. Willſt du es ſeyn, groß ſeyn unter den Großen; reich unter den Reichen; gebietend unter

den Gewaltigen; ohne äuſſere Würde und Ehre; ohne Tonnen Goldes, ohne äuſſere Macht, der Edelſten einer im Volke ſeyn? — Mache unabhängig im bürgerlichen Leben dein eigenes Glück von andrer Leute Gunſt und Laune. Es iſt nicht ſchwer. Sei gewiſſenhaft, genügſam und beſcheiden.

Sei gewiſſenhaft; hüte dich vor jeder Handlung, vor welcher du erröthen müßteſt, wenn ſie deinen beſten Freunden oder deinen Feinden kund würde. Ein furchtloſes Gewiſſen iſt der ſtärkſte Schild gegen Tyrannei; Niemand iſt leichter zu unterjochen, als wer ſich einer böſen Sache bewußt iſt. — Klug ſeyn, beſſer ſcheinen, als man iſt, vermag etwas, um ſich einiges Anſehen zu geben: aber erſpähen Andre nicht deine geheime Sünde, ſo wird ſie ſpät oder früh dein eignes Gewiſſen, oder ein von der Vorſehung Gottes angeordnetes Zuſammentreffen der Umſtände verrathen. Nur wer ſich ſelbſt keinen ſtillen Vorwurf zu machen hat, darf vor fremden Vorwürfen nicht erſchrecken und muß nicht darauf denken, die Gunſt Anderer durch unerlaubte Willfährlichkeit zu beſtechen. Muſtere deine verſchiedenen Neigungen, beſonders diejenigen, welche dich wohl am leichteſten zu ungebührlichen Dingen hintreiben können, dich vielleicht ſchon zu Manchem verleitet haben, was du ſchwerlich wünſcheſt, daß

es Andre erführen. Dieſe Neigungen tödte in dir, indem du ihnen die Nahrung entziehſt; enthalte dich jeder Gelegenheit, da ſie geweckt werden könnte; verſuche es lieber, das Gegentheil von dem zu thun, wozu ſie dich machen möchte. Dies iſt das entſcheidendſte Mittel, dich von aller Menſchenfurcht zu befreien. Wer ohne Menſchenfurcht iſt, ſteht dem Mächtigſten gleich. Mancher Gewaltige lebt im Stillen von der Redlichkeit ſeines Dieners, und die Tugend des Knechtes macht das ſchuldbewußte Herz des Herrn zittern.

Sei genügſam! — Der Menſch bedarf zu ſeines Leibes Nahrung und Nothdurft äuſſerſt wenig. Aber will er ſeinen Gaumen kitzeln, hat er auch mit Tonnen Goldes nicht genug. Die meiſten Leute würden in der That wenig gebrauchen, wenn ſie nicht mehr um Andrer, als ihrer ſelbſt willen, Aufwand machen wollten. Es iſt nur Einbildung und falſcher Stolz, was uns zu Verſchwendern macht, nicht unſer Bedürfniß ſelbſt. So gebrauchen wir viel, ohne daß Andre auch nur den geringſten Vortheil davon haben. Wir ſelbſt haben keinen größern Nutzen dadurch, als den, ſagen zu können, wir ſtehen keinem Unſersgleichen nach. — Sei genügſam mit dem Wenigſten, und du biſt reich genug, noch für Andre vieles von dem Deinigen zu erübrigen. Nicht der Reichthum, oder die Menge des Beſitz-

thums, ſondern der Ueberfluß macht wahrhaft reich. Wem Millionen zu Gebote ſtehen, kann ſehr arm ſeyn, weil er noch daneben Schulden machen muß, um ſeine eingebildeten Bedürfniſſe zu befriedigen. Ein Taglöhner kann ſehr reich ſeyn, weil er noch weniger gebraucht, als er verdient, und mit ſeinem Ueberfluß Andern hilft, die vielleicht nichts verdienen können; oder Andern damit Freude macht, deren er ſelbſt entbehren kann. Wer ſich auf ſolche Art Ueberfluß zu verſchaffen weiß, iſt unter den Reichen reich, ſo gering auch ſeine Einnahme ſeyn mag. Sie ſeufzen vielleicht unter Schulden und Sorgen, weil ſie nicht genug haben; er geht frohen Muthes und theilt noch Hilfe mit. Sie haben ein glänzendes Elend; er hat ein ſcheinloſes, aber wahres Glück. Sie müſſen, um den Aufwand zu beſtreiten, weil ihn ihre Thorheit und Verwöhnung nun einmal fordert, ihre Freiheit und Unabhängigkeit veräuſſern; um Gnade der Großen buhlen, oder vor ihren Gläubigern kriechen, oder einer Erbſchaft wegen den ſüßeſten Lebensgenuß fahren laſſen, wohl gar in manche ſchimpfliche, das Gemüth beſleckende Bedingung willigen. Wer genügſam mit Wenigerm iſt, als ihm durch ſeinen Fleiß und Gottes Segen zu Theil wird, ſteht unabhängig; hat auf keine fremden Winke zu horchen; darf ſich nicht ſcheuen, dem Einen zu begegnen, der von ihm Geliehenes zu fordern hat, oder die Unbilligkeit des Andern zu verwerfen, der ihm geben könnte. Er bedarf nur ſeines Fleißes, ſeiner

Tugend, und der Gnade Gottes; keiner menſchlichen Gnade.

Sei beſcheiden! Dies iſt das dritte unfehlbare Mittel zur Unabhängigkeit des Chriſten im bürgerlichen Leben. Viele Menſchen ſind nur darum Sklaven von oft noch unwürdigern Leuten, als ſie ſelber ſind, weil ſie herrſchen wollen; ſie entehren ſich erſt durch Niederträchtigkeiten, um dadurch zu Ehren vor der Welt zu gelangen. Daher geſchieht es, daß Mancher die allgemeinſte Verachtung trägt, ohne es zu wiſſen, der mit der allgemeinſten äuſſerlichen Ehrerbietung umringt wird. Sei beſcheiden! fordre in der bürgerlichen Geſellſchaft keine Auszeichnung, als welche dir durch deine Geſchicklichkeit und Rechtſchaffenheit zu Theil wird. Lerne nur klar erkennen, wie nichtswürdig die Gunſt der Großen oder die Ehrenbezeugung des Volkes iſt, und wie da im Grunde Einer den Andern zu täuſchen pflegt, und du wirſt keinen Augenblick anſtehn, dieſe Herrlichkeit, der ſo manche Tugend geopfert wird, zu verachten. — Du weißt es, du fühlſt es, du ſieheſt es an Andern, daß keineswegs der Vornehme, der im hohen Rang, in Ehrenſtellen Lebende die aufrichtige Hochachtung der Menſchen genießt, ſondern ſowohl bei Hohen, als Niedern nur derjenige, welcher durch unbeſcholtene Tugend, durch vorzüglich edelmüthige Handlungsweiſe bekannt iſt. Dahin lenke ſich dein Ehrgeiz. Biſt du aber von ſolchen Anſichten der Welt geleitet, iſt chriſtlicher Edelſinn

dein Stolz, wahrlich, dann wirſt du am wenigſten nach menſchlichem Beifall und Lob ſchmachten; dann biſt du unabhängig vom Urtheil der Menge, denn du kennſt ein Urtheil, einen Beifall, an dem dir mehr gelegen iſt — Gottes Urtheil, Gottes Beifall.

Wie könnte ich, mein Schöpfer, mein Vater, Dir abhängen, wenn ich von den Vorurtheilen oder Bosheiten der Welt anhängig bin! Und doch bin ich elend genug, daß mich meine Leidenſchaften von Dir und meinem ewigen Glück entfernen, und mit knechtiſchen Ketten an den Dienſt der Welt feſſeln. Vater, mein Vater, ich bin nicht würdig Dein Kind zu heißen! Noch war ich zu ſelten durch Gewiſſenhaftigkeit erhaben, durch Genügſamkeit reich, durch Beſcheidenheit ruhmvoll. Der Geiſt Deines göttlichen Sohnes war nicht in mir. O Geiſt Gottes meines Vaters, Geiſt Jeſu Chriſti, heiliger Geiſt, heilige auch mich, daß ich entſchloſſen und muthvoll die entehrenden Banden breche, die mich an das Nichtswürdigſte des Lebens und an mein Unglück feſtketten. Amen.

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Fünfunddreiſſigſter Sonntag, den 27. Aug. 1815.

So wie ein Tropfen in dem Bach,
Folgt in dem Strom der Zeit
Ein Augenblick dem andern nach
Ins Meer der Ewigkeit.

Der jetzt noch gegenwärtig war,
Nun iſt er es nicht mehr!
Entflieht für mich auf immerdar
Ohn' alle Wiederkehr.

Drum muß mir jeder Augenblick
Unſchätzbar wichtig ſeyn.
Leg' ich ihn ungenützt zurück,
So bring' ich ihn nie ein.

Sei froh des Tags, den Gottes Hand
Dir reicht vom Lebensbaum.
Was morgen kommt iſt unbekannt;
Was geſtern war, ein Traum.

In der Gegenwart leben.

Matth. 6, 34.

Iſt es nicht ſeltſam, daß von ſo vielen Lebenden nur wenige verſtehen wirklich zu leben? Sie

glauben zu leben, weil ſie wachen, ſchlafen, eſſen, trinken, reden, denken. Aber, genau betrachtet, leben ſie den geringſten Theil der Zeit, in der ſie da ſind, ſondern ſie haben gelebt, oder wollen noch leben.

Wir leben freilich, auch wenn wir ſchlafen. Aber wir ſind uns im Schlafe deſſelben unbewußt. Wir ſind da gewiſſermaßen, als wären wir nicht. Man kann von demjenigen erſt ſagen, er lebe ganz, der, was da iſt, mit vollem Bewußtſeyn erkennt und genießt.

Wir leben nicht eigentlich mit dem Leibe, ſondern mit dem Geiſte, der den Körper beſeelt. So ſind wir im ſtrengen Sinn des Wortes auch nicht eigentlich an derjenigen Stelle, wo ſich der Leib befindet, ſondern da, wo unſer Geiſt iſt. Daher können wir dem Leibe nach in großer Geſellſchaft und dennoch abweſend ſeyn, nämlich mit dem Geiſte. Und wir ſagen mit Recht zu einem geliebten, von uns getrennten Freunde: ich bin faſt beſtändig nur bei dir, und nie bei meinen Geſchäften.

Wer den größten Theil ſeines Tages mit den Gedanken in der Zukunft lebt, ſich immer voraus mit dem beſchäftigt, was er in den nächſten Stunden thun will, oder was in den folgenden Tagen

geſchehen wird, vergißt darüber wirklich den Augenblick der da iſt, und lebt zwar mit dem Leibe in ihm, aber nicht mit dem Geiſte. Für ihn iſt die Gegenwart wie verloren, wie gar nicht vorhanden geweſen. So kann man, indem man darüber mit voller Aufmerkſamkeit nachdenkt, Ort und Umgebung vergeſſen, wo man ſich befindet. Man ſieht, man hört nichts um ſich her; die äuſſern Sinne ſind gleichſam verſchloſſen, wie vom Schlaf.

Es iſt nun freilich wohl als eine Erweiterung des Lebens anzuſehn, wenn man vermittelſt der Erinnerung oder Vorausſehung, ſowohl in der längſt verfloſſenen oder zukünftigen Zeit, wie in der Gegenwart leben kann. Dies iſt ein hoher Vorzug des Menſchen, und ein Beweis von der Erhabenheit der menſchlichen Natur Denn die Eiche, welche ein halbes Jahrtauſend lebt, weiß weder von der Vergangenheit, noch Zukunft, noch vom gegenwärtigen Augenblick. Sie lebt im Grunde gar nicht, wenn wir ihr Daſeyn mit dem bewußtſeynvollen des Menſchen vergleichen. Das Thier ſieht weder in die kommenden Tage hinaus, noch in die verſchwundenen zurück. Es genießt nur den kleinen, engen Augenblick des Gegenwärtigen, und mit dem Augenblick iſt, wie er verſchwindet, deſſen Daſeyn auf

immer für das Thier vernichtet, als wäre er nie geweſen. Es lebt daher, auch wenn es hundert Jahr alt würde, eigentlich nur einen Augenblick. Für Pflanzen iſt das Daſeyn eine ewige Nacht; für Thiere ein ſchwach erleuchteter geringer Punkt um daſſelbe, wo es ſich eben befindet; für den Menſchen ein ſonnenheller Tag, in welchem er überſieht, woher er auf ſeiner Straße kömmt und wohin er noch geht.

Unterdeſſen kann doch wie alles Gute, auch dieſer Vortheil der menſchlichen Natur gemißbraucht werden. Es kann geſchehen, daß wir mit dem Geiſte mehr im Vergangenen und Künftigen, als im Gegenwärtigen leben, daß wir darüber den beſten Theil des Lebens ſelbſt verlieren; ihn gar nicht haben. Denn das menſchliche Daſeyn beſteht aus einer langen Reihe gegenwärtiger Augenblicke. Soviel wir derſelben über das vergeſſen, was war, oder ſeyn wird, ſo viele haben wir nicht gehabt. Denn was wir nicht empfinden und genießen, das haben wir auch wirklich nicht.

Nun aber leben in der That die meiſten Menſchen ſelten in der Zeit, die da iſt, ſondern mit ihren Plänen, Wünſchen, Sorgen, Hoffnungen und Gedanken in dem, was noch iſt. Und ſind ſie

endlich zu dem Tag, zu der Stunde gekommen, der ſie ſchon ſo lange entgegen ſahen, haben ſie wieder neue Entwürfe und Beſorgniſſe für das Folgende, und vergeſſen darüber, was ſie ſo lange erwarteten. Die meiſten Leute ſind einem Spaziergänger ähnlich, der ſich vornimmt, zu ſeiner Erheiterung eine anmuthige Gegend zu durchwandern. Gleich anfangs denkt er, wie weit er gehen wolle, und beachtet bei ſeinen Ueberlegungen nicht, was beim Anfang des Weges ihn freundlich umringte. Er geht weiter, neugierig zu wiſſen, was hinter einem Hügel ſeyn wird, der ihm die Ausſicht verdeckt; er kommt dahin, achtet aber nicht auf die neuen Umgebungen, ſondern auf einen Bach in der Ferne, den er fürchtet nicht durchſchreiten zu können, weil er ohne Brücke iſt. Aber das Waſſer iſt nicht tief; darum macht ihm dies minder Sorge, als ein ſteiler Fußweg, der über eine Höhe ſchlüpfrig emporgeht. Sein Wunſch iſt, nur dort oben zu ſeyn. Nur dahin iſt ſein Auge gerichtet, nicht auf die liebliche Wildniß um ihn her. Er kömmt zur Höhe und muß in einen Wald treten, wo der Pfad nicht recht kennbar iſt. Sein einziger Gedanke wird: wäre ich nur erſt durch das Gebüſch, damit ich mich nicht darin verirre. Er durcheilt es mit ſchnellen

Schritten, und ermüdet ſucht er nun den kürzeſten Heimweg zu ſeiner Wohnung. Er freut ſich voraus, wie er dort der Ruhe pflegen will. Darum bekümmert er ſich wenig um das, was rechts und links bleibt. Er iſt im Geiſte ſchon zu Hauſe. Er kommt dahin, und findet Nachrichten, die ihn ſchon wieder um das bedacht machen, was er thun müſſe. So hat er einen Spaziergang vollendet, ohne denſelben zu genießen. Es bleibt ihm nur eine ganz dunkle Erinnerung von den dort bemerkten Gegenſtänden. Er war niemals da, wo er war.

Dies auſſer der Gegenwart leben, iſt eine wahre Geiſteskrankheit; es kann zur Gewohnheit, zur andern Natur werden. Als ein hoher Grad derſelben kann die Zerſtreutheit des Geiſtes angeſehen werden. Die meiſten Menſchen leiden an dieſer Krankheit, und verlieren über das Vorausſorgen für den Genuß des Lebens, den Lebensgenuß. Sie leiden beſtändigen Hunger, weil ſie das Eſſen vergeſſen über das, was ſie eſſen wollen. Dieſe Krankheit des Geiſtes raubt uns die reinſten Freuden, welche Gott uns darbietet, weil wir über ſie hinweg nach denen ſehen, die wir noch nicht haben. Sie vermindert auffallend die Summe unſers häuslichen Glückes, weil wir nie in vollem Maaße und mit ganzer Seele

bei den lieben Unſrigen ſind, und unbefangen ihre Freuden, und was eben die Stunde Schönes bringt, mit ihnen theilen. Darum kann man wohl ſagen: Wirklich zu leben iſt eine Kunſt.

Jeſus Chriſtus, dieſer göttliche Weiſe, dieſer Lehrer der wahrſten Lebensweisheit, ließ den großen Fehler vieler Sterblichen keineswegs unbeachtet. Er mahnte ſehr dazu, man ſolle in der Gegenwart leben lernen. Sorget, ſprach er: ſorget doch nicht für den andern Morgen; denn der morgende Tag wird für das Seine ſorgen! Math. 6, 34. Fürchtet doch nicht, welches Ungemach euch der künftige Tag bringen werde, und vermehrt damit nicht das Ungemach, welches ihr allenfalls ſchon habet. Es iſt genug, daß jeglicher Tag ſeine eigene Plage habe.

Gewiß, es iſt nicht unſre eigne Vortrefflichkeit, die uns den Genuß des Lebens verbittert, ſondern unſre Schwäche. Eben darum ſprach Jeſus wider die Sucht, das, was wir haben, wegzugeben für das, was wir nicht einmal wiſſen, ob wir es bekommen werden? Darum ſorget nicht für den andern Morgen; genieſſet den gegenwärtigen Augenblick, und vertauſchet nicht das Gewiſſe für das Ungewiſſe!

Nie ſchmecken wir das Daſeyn in vollerm Maaße,

und die Gegenwart in ihrer ganzen Kraft ſo ſehr, als in unſern Jugendtagen. Das Kind gehört ganz dem Eindruck und der Gabe der eben vorhandenen Stunde. Es bekümmert ſich um das Vergangene wenig, obwohl es auch daran denkt; betrübt ſich auch um eine verlorene Freude nicht ſtark, weil es vom anweſenden Augenblick Erſatz und Entſchädigung annimmt. „Glücklicher Leichtſinn!“ ſprechen die Bejahrten, wenn ſie ſehen, wie das junge Herz den Schmerz vergißt, ſobald er vorbei iſt. „Beneidenswürdiger Frohmuth!“ rufen ſie, wenn ſie ſehen, wie das Kind ſich mit einer Kleinigkeit erheitert, und wenig um das härmt, was noch nicht da iſt, und von dem die Bejahrten in ihrer Weisheit ſelbſt noch nicht wiſſen, ob und wann und wie es kommt? Erſcheint dem Kinde aber die böſe Stunde, ſo zollt es ihm ſeine Thräne, um von der nachfolgenden wieder den Troſt zu nehmen.

Mit dem Aufwachen der Leidenſchaften, verfliegt der Frohſinn der Jugend. Volle Heiterkeit des Gemüths iſt nur Geſellin der Unſchuld. Der Jüngling und die Jungfrau auf der Gränze zwiſchen Kindheit und Männlichkeit, empfinden noch vom Glück der erſten, aber auch von der Thorheit des andern. Sie wollen eigentlich für die Zukunft

leben, aber ſie leben ſchon in der Zukunft; bauen Pläne, und denken, hoffen, fürchten, ſorgen, wünſchen, können die Zeit nicht erwarten, der ſie entgegenſehen, und vergeſſen in vollen Zügen den Becher der Freude zu trinken, welchen ihnen der Morgen und Frühling ihrer Lebenszeit darbietet.

Man wird älter; das Sorgen iſt mit den Jahren zur Gewohnheit geworden. Man hat nun auch für Andere zu denken. Die Verhältniſſe ſind mannigfaltiger geworden. Nun ſind andere Leidenſchaften da, nun die Unruhe des Ehrgeizes, die Begierde der Habſucht, die Quaal des Neides, die Angſt vor Krankheit, der Kummer um das Alter. Man iſt mit den Gedanken ſchon immer da, wo man noch nicht iſt; und wo man iſt, findet man gar nicht das Angenehme, was die Einbildungskraft einſt davon vorgeſpiegelt hatte. Fliegt der Geiſt nicht in die Zukunft hinaus; ſieht er gern wehmüthig in die verlebten Tage zurück; preiſet die glücklichen Zeiten einer zu früh verſchwundenen Jugend und den Verluſt geliebter Geſpielen. Er lebt überall, nur nicht in dem, was iſt; und die Jahre des Greiſenthums ſind da, ehe man der Tage männlicher Kraft recht gewahr geworden.

Der Greis nun beklagt die Flüchtigkeit des Le-

bens, die Hinfälligkeit des Menſchen. Alles was er hatte, gleicht ihm einem dunkeln Traum; er weiß wenig davon. Aus ſiebenzig Jahren haben vielleicht kaum ſiebenzig Stunden einen lebhaften deutlichen Eindruck bei ihm hinterlaſſen, weil er in den übrigen wenig oder gar nicht ihnen ſelbſt, ſondern denen lebte, die noch nicht waren. Daher weiß er von ſeinen Tagen nichts anders zu ſagen, als ſie waren voller Sorgen, und die meiſten derſelben ganz vergeblich.

Das iſt die Lebensgeſchichte der meiſten Sterblichen. Sind wir nicht zu bedauern? Iſt das nicht die Summe der Weisheit, froher und glücklicher Zeit theilhaftig zu werden, wirklich zu leben, was in dem Lehrſpruch Jeſu liegt: Darum ſorget nicht für den andern Morgen, denn der morgende Tag wird für das Seine ſorgen!

Viele Menſchen wiſſen von ihrem Leben gar nichts zu erzählen, aus dem natürlichen Grunde, weil ſie es nicht gelebt haben. Höchſtens wiſſen ſie noch von einzelnen Vorfällen zu ſagen, die ihnen lebhafter als andere, im Gedächtniß blieben. Dieſe Vorfälle ſind nicht einmal immer die allerwichtigſten, ſondern oft an ſich ganz allein unbedeutend. Und doch denken ſie mit Vergnügen an dieſelben

zurück; ſie ſind ſich ſolcher aber beſonders darum ſo deutlich bewußt, weil ſie damals mit vollem Bewußtſeyn und ohne alle Rückſicht auf andres, dem damaligen Augenblick gänzlich angehörten. Auch aus dieſer Urſache erinnern wir uns von Kinderjahren her mehrerer Ereigniſſe und Sachen, als aus ſpätern Zeiten, weil wir in der Kindheit ausſchließlich der Gegenwart opferten. Von nachfolgenden Zeiträumen im Jünglings- und Mannsalter haben nur diejenigen Begebenheiten, oft ſehr geringfügige, die hellſte Vorſtellung hinterlaſſen, wo wir mit ganzem Gemüth zugegen waren, nicht blos mit dem Körper und getheilter Aufmerkſamkeit.

Weil nicht viele Leute die glücklich machende Kunſt kennen, das, was der Augenblick gibt, in allen Einzelheiten zu ſchmecken; die Kunſt, bei dem mit dem Geiſte gegenwärtig zu ſeyn, was gegenwärtig iſt: ſo geſchieht es, daß wenige Leute die nützliche Eigenſchaft der Geiſtesgegenwart bei unerwarteten Ereigniſſen beſitzen. Gelehrte, und überhaupt Perſonen die ſich mehr in der Einſamkeit und mit den Gedanken beſchäftigen, weniger mit dem, was der Augenblick rings um ſie herſtellt, gerathen daher in der wirklichen Welt am leichteſten in dieſe Verlegenheit; wiſſen ſich weder zu rathen,

noch zu helfen, und thun oft das Gegentheil von dem, was ſie hätten thun müſſen. Perſonen hingegen, deren volle Aufmerkſamkeit das Vorhandene anzieht, die immer für den Augenblick leben, in dem ſie ſind, zeigen oft von der Geiſtesgegenwart Wirkungen und Vortheile der bewundrungswürdigſten Art.

Es iſt wohl nicht leicht möglich, daß ein Menſch, der es verſteht in der Gegenwart zu leben und was ſie Gutes hat zu pflücken, von langer Weile gequält werde; nur dem wird die Zeit lang, der die Gegenwart verkennt, weil er weit mehr von der Zukunft hofft. Kinder haben ſelten lange Weile, weil eine geringfügige Sache ihnen groß genug iſt, ſie zu beſchäftigen. Eben ſo der Weiſe; nicht weil er ſich Berechnungen und Träumen überläßt, oder Hoffnungen und Beſorgniſſen, ſondern weil er in Allem was er vor ſich ſieht oder hört, noch etwas Vergnügendes und Belehrendes wahrnimmt. Der Weiſe ſchlürft den Becher des Lebens in langſamen Zügen tropfenweiſe aus, und wird davon ganz durchdrungen. Der gewöhnliche Menſch dürſtet immerfort, und ſtürzt dann den edeln Geiſtertrank zuweilen ſtromweiſe hinter; ſchmeckt ihn nicht, ſondern verſchlingt ihn zur Betäubung, nicht zur Sättigung.

Es hat uns Gott das Gedächtniß gegeben zur Erweiterung des Lebensgenuſſes, nicht zur Verbitterung deſſelben; zur Nahrung der Weisheit, nicht der Thorheit. Allein der Sterbliche ſucht nur allzu

gern das Gegentheil zu verſuchen. Man tödtet die heutige Wonne mit dem ſchwermüthigen Grämen um die verſchwundene, und verliert das neuaufblühende Glück in der Sehnſucht nach dem verlornen. Die gute alte Zeit wird gerühmt, und die gute gegenwärtige Zeit nicht genoſſen. So beſtiehlt ſich der thörichte Sterbliche ſelber, und nimmt ſich was er beſitzt, und gibt es an ſich ab, wo er nicht mehr iſt.

Lebe für die Vergangenheit, nicht in der Vergangenheit. Willſt du für ſie leben, ſo mußt du in der Gegenwart ſo gegenwärtig ſeyn, daß, wenn ſie vergangen iſt, du ihrer noch immer froh bleibſt. Nur wer die Gegenwart ganz zu genieſſen verſteht, dem vergeht ſie nicht gänzlich! Lebe in der Gegenwart und mache ſie zu einem Schatz für die Erinnerung. Kannſt du eine ſchöne That hineinlegen, ſo lebt der Augenblick, welchen du damit ſchmückteſt, ewig, wenn auch nicht jederzeit in deinen Gedanken, doch in ſeiner fruchtbringenden Wirkſamkeit auf deine und fremde Schickſale.

Lebe für die Zukunft, aber nicht in der Zukunft. Bereite in der Gegenwart durch Sorgfalt und Vorſicht dir Freuden für die noch zu erwartenden Tage. Pflanze und ſäe in der Gegenwart deine einſtige Aerndten. Du haſt die Freude des Pflanzens; ob du die Freude der Frucht haben wirſt, kann Niemand wiſſen. Für den Weiſen hat das Leben gar keinen Winter. Die gegenwärtige Stunde

iſt für ihn immer Frühling, in welchem er nützliche Saaten ausſtreut, und zugleich immer Herbſt, wo ihm frühere Saaten reif werden. Er nimmt die Sorge, ſie nimmt ihn nicht. Jede Stunde hat ihr Süſſes, ihr Bitteres; jeder Tag ſeine eigne Plage. Lerne denn, wie die Biene thut, die aus jeder Blume den Hönig zu ſchöpfen weiß, aber das Gift darin zurückläßt. Iſt der Tag vorbei, iſt auch ſeine Plage vorüber. Wie thöricht iſt es doch, ſie durch Furcht ſchon aus der Zukunft auf den heutigen Tag zu bringen, und ſie durch beſtändiges Seufzen zu verlängern, wenn ſie ſchon der Vergangenheit angehört! — Was aber der gegenwärtige Augenblick Böſes bringt, kann nie zu ſchwer ſeyn, weil der Augenblick nur ein Punkt in der Zeit iſt. Nur dann wird ein Augenblick zu ſchwer, wenn man in ihm mit unnützer Beſorgniß die von Gott auf das ganze Jahr vertheilte Noth zuſammenfaßt. Gott iſt freundlich und ſchonend; nur die menſchliche Thorheit iſt grauſam.

Weißt du im Gegenwärtigen für das Vergangene und Künftige zu leben, ſo lerne auch im Gegenwärtigen für die Gegenwart leben. Gehöre ihr mit unbefangener Gemüthlichkeit. Haſt du das Deine gethan wegen der Zukunft, und was zu ordnen iſt, geordnet: ſo hänge der Sorge nicht weiter nach. Vertraue Gott; er wird zu dem Guten was du thuſt, den Segen legen. Erfüllt er deine Erwartungen nicht ſo, wie du ſie hatteſt:

gut, auch das iſt ein Segen für dich! Er hat dir das Beſte gegeben; aber du kennſt nicht immer das Beſte. Lebe mit harmloſer, kindlicher Hingebung für die Stunde die da iſt; für die folgenden ſorget er weit beſſer als du. Ringe und ſtrebe doch nicht erſt nach Genuß, ſondern genieſſe. Seufze nicht erſt nach Glück, ſondern ſei glücklich. Das Glück, welches dir die Stunde gewährt, in der du lebſt, iſt in derſelben Stunde dir das angemeſſenſte und beſte. Wenn du es verſchmähſt, haſt du nichts und fühlſt dich unglücklich.

Lebe in der Gegenwart, und vergiß dabei, ſo viel du vermagſt, was war und was ſeyn wird. Fürchte nicht, es werde dich dies allzu geneigt zum Leichtſinn und zu ſchädlicher Sorgloſigkeit machen. Wahrlich, Vergangenheit und Zukunft drängen uns ſich von ſelber auf, weil wir unaufhörlich zwiſchen beiden ſtehen. Um uns ſelber aufrecht zu halten, daß wir nicht ganz in die eine oder andere hinſinken, haben wir genug zu thun, uns ihres Dranges zu erwehren.

Lebe in der Gegenwart; laß deinen fruchtloſen Gram um das Vergangene, deine vergebliche Furcht und Sorge um das Mögliche der kommenden Zeiten fahren. Dein Gram belebt das Todte nicht wieder; deine Sorge löſet das Räthſel der Zukunft nicht. Freue dich wie ein Kind, deſſen was du nun eben haſt; wäre es auch noch ſo wenig. Denn nicht die Sache, ob ſie koſtbar oder gering iſt,

bringt Freude; ſondern das Herz bringt die Freude zur Sache. Dem Unzufriedenen iſt die ganze Welt leer.

Lerne in der Gegenwart leben, und denke dabei nicht immer rückwärts und vorwärts, ſondern erheitre dich an dem, was um dich iſt. Das wird dich genügſam mit dem Wenigſten machen, und reich, wo die Ungenügſamſten arm ſind. Du wirſt mit Erſtaunen Freudenquellen finden, wo du ſie vorher in deinem Leben nie vermuthet hätteſt, und die Thoren verlachen, die nach Ehren und Gütern, Luſtgelagen und Veränderungen, nach Berühmtheit und Herrlichkeit rennen, und nirgends finden, was ſie eigentlich wollen. Denn weil ſie immer in der Zukunft leben und ſuchen, was doch nothwendig nur in der Gegenwart liegen kann, ſind ſie gegenwärtig niemals glücklich.

O mein göttlicher Lehrer, Du mein wahrer Seligmacher, wie oft habe ich das Leben verkannt! Nicht leicht hat mich eine Betrachtung Deines Wortes ſo tief erquickt, wie die Betrachtung des Spruchs Deiner Weisheit: ſorget nicht für den andern Morgen! Ja, oft will ich daran denken, und immer wieder daran denken, wenn mir eitle Bekümmerniſſe oder Wünſche das Glück und den Genuß der Gegenwart entziehen. Amen.

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Sechsunddreiſſigſter Sonntag, den 3. Sept. 1815.

Der Sonnen goldne Myriaden
In ihren unerforſchten Pfaden,
Sind Staub vor Dir, Dein Werk, und Dein!
Auch die fern von des Auges Grenzen
Unſichtbar uns im Ewigen glänzen,
Und jede Welt um ſie iſt Dein!
Du biſt der unumſchränkte Meiſter
Der Welt, die durch Dich worden iſt;
Allmächtig, gütig, Herr der Geiſter,
Und ewig bleibſt Du, der Du biſt!

Das Reich des Alls lenkt Deine Rechte.
Die Serafin ſind Deine Knechte.
Die Thronen ſind Dir unterthan.
In allem Seyn und allem Weben,
Gott! Schöpfer! Vater! webt Dein Leben,
Und Alles fleht Dich kindlich an.
Der Himmel Himmel ſingt Dir Lieder,
Viel tauſend Himmel zu erfreun,
Sie hören's, fühlen, fallen nieder,
Und ſenken ſich in Dich hinein.

Blicke zum Sternenhimmel.

Erſter Theil.

Pſalm 104, 24.

Wenn ich von den Leidenſchaften, Umtrieben, Entzweiungen, nichtigen Plänen und dem ewigen Einerlei des gemeinen Lebens ermüdet bin; oder wenn ich meine häuslichen Sorgen, meine Leiden, meine Hoffnungen, meine eignen Entwürfe allzuſehr verſchlinge, ſo daß ich nichts anders, als nur dies Irdiſche denken kann und mag, und doch mich wieder vom Staube zum Göttlichen zu erheben, und in mir ſelbſt ein edleres Leben zu leben wünſchte: dann werfe ich meinen Blick zum geſtirnten Himmel und betrachte das ewige, ſtille Leuchten und Wandeln ſeiner Welten. — Wenn ich in frohen Geſellſchaften und ſelbſt des Vergnügens voll bin, wenn ich mich vor meiner eigenen Freude fürchte, daß ich mich leicht in ihr vergeſſen könnte, und wenn ich auch dann mich Gott näheren und durch ihn meine Fröhlichkeit heiligen, meine Beſonnenheit zurückrufen möchte, — dann trete ich hinaus und erhebe mein Auge zu den Wundern des Himmels, und ahne meine Schickſale und Beſtimmungen. — Wenn mich ein Schmerz des Lebens allzu tief ergreift, wenn mich die Angſt zu Boden drückt, und ich beten möchte, und mich nicht zur Andacht ſammeln und

beten kann: dann ſehe ich hinaus in die Unermeßlichkeit des Himmels über mir.

Und je länger ich mich beim Anſchauen und Betrachten des Ewigen und Grenzenloſen, welches über mir ſchwebt, verweile, je ruhiger wird es in mir. Vor der Unendlichkeit des Weltalls wird auch das Größte, was auf Erden iſt, klein; und nur mein Geiſt fühlt noch eine Erhabenheit, weil er ſich über den Staub der Erde in die Unendlichkeit aufſchwingen kann. Der Sturm der wilden Freude legt ſich in meiner Bruſt, und ich fühle ein Streben, meiner ſelbſt würdiger zu bleiben. Der Menſchen Thun und Laſſen erſcheint mir ſo nichtig, ſo verächtlich; ſie gleichen geſchäftigen kleinen Würmern, die von der Erde leben, um ihre Erhaltung Alles thun und nicht ahnen, wo ſie ſind und wer über ihnen wacht. — Jeder Kummer, jede ſchwere Lebensſorge, die mich beugen will, wird leicht und unbedeutend; denn die Allmacht Gottes und die Weisheit und Gnade des Weltregierers ſtellt ſich mir lebhafter dar, und ich denke: was härmſt du dich doch ſo vergeblich? Kurz iſt das Leben; ewig der Geiſt. Warum willſt du in deinen Beſorgniſſen verzagen, biſt du denn allein? Iſt nicht Gott im Weltall; kann ein Stern ohne ſeinen Willen aus den angewieſenen Bahnen weichen, in denen er ſich mit tauſenden und tauſenden von Jahren fortbewegen

muß; kann ein Sperling ohne ſeinen Willen vom Dache fallen, und ſind nicht alle Haare auf deinem Haupte gezählet?

Wahrlich, es iſt zu begreifen, daß der Menſch endlich ganz irdiſch geſinnt wird, wenn er ſeinen Blick immerdar zur Erde kehrt, wie alle andern Thiere, und vergißt, daß er gebaut iſt, um aufrecht zu gehen und das Angeſicht zum Himmel zu wenden; der Sterbliche iſt nicht blos da für die Erde, warum beſchäftigt er ſich denn faſt nur allein mit der Kenntniß deſſen, was die Erde gibt? Er iſt ein Bürger des Weltalls, ein Antheilhaber der Ewigkeit, ein Bruder der Geiſter, ein Kind der Gottheit!

In den Urzeiten, da die Völker der Erde noch ihrem Urſprunge nahe waren, klebten ſie noch nicht ſo ſehr an der geringen Erdſcholle, auf der ſie wandelten, wie heutiges Tages. Sie wußten mehr von göttlichen Dingen, als irdiſchen Vortheilen. Sie waren der ganzen Natur inniger verwandt, und mit den Wundern des Himmels vertraut, wie mit den Wundern des Erdballs. Sie konnten noch keine Seidenzeuge weben, keine Palläſte bauen, keine zierlichen Geräthſchaften erfinden, und den Hunger mit mannichfaltiger Nahrung zu ſtillen, war noch keine eigene Kunſt: aber ſie wußten von Gottes Allmacht mehr, als wir zu ſagen, und verloren ſich mit Entzücken in Betrachtungen ſeiner Weisheit und Gnade.

Sie hatten ſchon den Lauf des Mondes um die Erde berechnet; und die Stellungen der Sonne in den Sternbildern des himmliſchen Thierkreiſes, ehe ſie nur den geringſten Theil aller Bequemlichkeiten kannten, mit welchen die Sterblichen in ſpätern Jahrhunderten ihren Leib verweichlichten, und den größten Zeitraum ihrer Tage vertändelten. — Leben wir denn nur für unſern Gaumen, für unſre Kleider, für unſre Spiele, für unſer Geld, oder für das Ewige? Leben wir denn nur für unſre Bedeutung in Geſellſchaften, für unſer Anſehen, für unſern Rang unter den Menſchen hier, oder für unſern Rang unter den zum unendlichen Seyn erwählten Geiſtern? Wie wenige Chriſten ſind, welche der Gottheit wirklich näher verwandt wären, als ihren thieriſchen Bedürfniſſen? Wie wenige ſind, die in ganzer Fülle erkenntnißvollen Entzückens das Wort des Pſalms ſprechen können: Herr, wie ſind deine Werke ſo groß und viel? Du haſt ſie alle weislich geordnet und die Erde iſt voll deiner Güte! Pſalm 104, 24.

Es wäre zu wünſchen, daß noch heutiges Tages, wie in den Zeiten des Alterthums Propheten, Patriarchen und Lehrer, oder wie Jeſus Chriſtus, wenn er unter ſeinen Schülern ſtand, die öffentlichen Volkslehrer, die Gottesgelehrten und Prediger ihre Zuhörer oft auf die Herrlichkeit des Schöpfers durch

Schilderungen der Natur hindeuteten! Die Schrift iſt von Gott eingegeben, aber iſt die Natur nicht auch das Buch Gottes in welchem wir leſen ſollen? Was hilft es, zu ſagen von den Eigenſchaften Gottes, wenn wir durch beſſere Kenntniß ſeiner Werke keine lebhaftere und anſchaulichere Vorſtellung von ſeiner Majeſtät gewinnen? Wenn der Sterbliche unter dem Sternenhimmel hinirrt, was weiß er ſich mehr dabei zu denken, als daß dieſe zahlloſen Lichter da oben ſeinem Auge gefallen? Ja, wie wenig ſtellt er ſich bei Wahrnehmung jenes großen Tagesgeſtirnes vor, welches durch den Einfluß alles mit Licht und Wärme durchdringender Strahlen zum Leben weckt? Höchſtens gefällt ihm die angenehme Empfindung der Wärme; oder er berechnet, ob es einen ſchönen oder trüben Tag geben könne? oder ob ſeine Aerndten in den Feldern wohlgerathen werden? Ihm iſt die Sonne nur ein Beiſtand zur Gewinnung kleiner Vortheile, eine Tagesleuchte und mehr nicht; etwas Gemütherhebendes findet er nicht darin, denn er kennt ſie nicht näher.

Wenn wir ihm aber ſagen, jene glänzende Scheibe, in die du nicht mit Gefahrloſigkeit deiner Augen hineinſehen kannſt, iſt in ihrem Durchſchnitt über hundertmal größer, als der Erdball, den du bewohnſt, und den du oft die ganze Welt nennſt; wenn wir ihm ſagen, dieſer hundertmal größere

Weltkörper, welcher dir ſo klein erſcheint, und doch ſo nahe leuchtet und erwärmt, iſt bei zwanzig Millionen Meilen weit von dir entfernt; wenn wir ihm ſagen, dieſe große und ferne Welt, welche dir alle Morgen aufgeht um den Tag zu bringen, und des Abends untergeht, bewegt ſich keineswegs, wie dir es ſcheint, am Himmelsgewölbe um deine viel kleinere Welt, auf der du wandelſt, ſondern dieſe Erde ſchwingt ſich, in der ungeheuern Leere eines unendlichen Himmels leichter als eine Feder ſchwebend, von Gottes Allmacht gehalten, um die Sonne herum, ſo wie ſich der Mond um die Erde bewegt, und folglich auch mit ihr zugleich um das große Sonnengeſtirn; wenn wir ihm ſagen, die Erde, während ſie ſich in einer länglich runden Bahn um die Sonne ſchwingt, fliegt in jeder Minute mit allem was ſie trägt und unablösbar an ſich feſthält, zweihundert und vierzig Meilen weit fort durch den Himmelsraum; wenn wir ihm ſagen, jene Sonne, die dir eine ewig brennende Feuerkugel zu ſeyn ſcheint, und deren Strahlen dir wegen ihrer Hitze oft beinahe unerträglich fallen, hat nur nahe an der Erde eine ſo große Wärme, aber je höher man ſich in die Luft erhebt, je weiter hinauf man auf Berge ſteigt, je kühler wird die Luft, jemehr nimmt alle Sonnenhitze ab, alſo, daß die Gipfel der höchſten Berge zuletzt mit Schnee und Eis ſeit Jahrtauſenden bedeckt ſind; wird er dann nicht in Erſtaunen ver-

ſinken und erſchrecken vor der nie geahneten Wunderbarkeit der Welt, ihrer Größe und der Majeſtät des Schöpfers, zu den er oft betete, ohne ihn ſo erkannt zu haben? Wird er dann nicht mit ganz anderem Sinn als ehemals beten: Herr, wie ſind deine Werke ſo groß und viel; du haſt ſie alle weislich geordnet!

Nun erſt wird die Aufmerkſamkeit in ihm erwachen, nun erſt die Wißbegier nach den göttlichen Dingen rege werden, und hundert Fragen werden geſchehen: Wie iſt es möglich, daß die Erde dahin ſchwebe im leeren Weltraum? oder daß wir nichts von ihrer ungeheuren Schnelligkeit im Fortfluge verſpüren? oder daß die Sonne, je näher wir ihr kommen, ſtatt mehr zu brennen und zu wärmen, kälter wird, und nicht wie anders Feuer thut?

Allein hier bleibt in den meiſten Dingen unſre Wisbegier unbefriedigt. Wir nehmen viele Wunder Gottes wahr, aber die Erklärung davon iſt uns unmöglich; alles, was wir darüber ſagen würden, wäre bloße Vermuthung. Wer könnte in die Geheimniſſe des Schöpfers dringen?

Sehr wahrſcheinlich alſo iſt die Sonne kein irdiſches Feuer, wie wir es haben, denn das Feuer verzehrt, was es ergreift, und wäre die Sonne eine brennende Welt, würde man nicht vermuthen

müſſen, daß ſie ſich endlich ſelbſt verzehren müſſe? Was iſt ſie alſo, und wie beſchaffen?

Es iſt der menſchlichen Kunſt gelungen, ſolche Fernröhre zu erfinden, vermittelſt welcher wir weit entfernte Gegenſtände tauſendmal größer und deutlicher erblicken, als mit bloßen Augen. So können wir das weit von uns Entlegene gleichſam näher an unſer Auge heranziehen, und wie groß muß unſer Erſtaunen werden, wenn auf dieſe Weiſe unſer Blick auf fremden Welten umherwandelt, da er bisher nur gewohnt war, die Landſchaften und Gewäſſer auf Erden zu ſehen! Wenn er dort eine ganz andre Ordnung und Haushaltung Gottes wahrnimmt, wie hier auf Erden!

Schon längſt bemerkte man durch jene Hilfsmittel, daß die Sonne keineswegs wie ſie den bloßen Augen vorkömmt, ein einziges Flammenmeer ſei, ſondern es zeigten ſich dunkle Stellen darin, wie Inſeln in einem Ozean von Licht. Manche derſelben bewegten ſich, immer in gleichweitem Abſtand von einander, von einer Seite der Scheibe zur andern, und kamen wieder regelmäßig, nach immer gleicher Zeit, auf der erſten Seite wiederum genau den gleichen Gang zu nehmen. Erſt daraus erkannte man nun offenbar, daß auch die Sonne nicht ſtille ſtehe, ſondern daß ſie ſich um ſich ſelbſt herumdrehe, ſo wie ſich auch die Erde, nicht nur um die Sonne

in Jahresfriſt, ſondern auch um ſich ſelbſt binnen vierundzwanzig Stunden herumdreht. Aber was bei unſrer kleinen Welt, auf der wir eine kurze Zeit leben, in zweimal zwölf Stunden vollbracht iſt, dauert bei der großen Sonnenkugel fünfhundertund= zweiundfünfzig Stunden; oder was bei uns einen Tag und eine Nacht ausmacht, währt dort über ſiebenundzwanzig unſrer Tage.

Die dunkeln Stellen in der Sonne, welche man aber auch zu ungleichen Zeiten oft unter dem allge= meinen Glanz wieder verſchwinden ſieht, zeigen, je länger ſie beobachtet werden, mancherlei Verſchieden= heiten. Es gibt deren, die ganz ſchwarz und von blaſſem Rande umgeben ſind; andre, die keine finſtre Mitte haben, ſondern überall gleich grau ſind. Eben ſo zeigen ſich wieder in dem weiten Lichtmeer einzelne Punkte, die weit heller ſtrahlen als alles Uebrige. Das Lichtmeer trennt ſich zuweilen; an andern Orten wallt es wieder zuſammen. Wo es auseinander geht, ſehen wir die finſtern Stellen des Sternenkörpers, und bemerken, daß er nicht bren= nend iſt, ſondern für ſich ſelbſt dunkel und ſo ſtrah= lenlos wie unſer Erdball.

Bei noch ſo ſorgfältigerm Unterſuchen nimmt man deutlich wahr, daß wenn die finſtern Sonnen= ſtellen ſich beim Umdrehen dieſes Weltkörpers, dem Rande der Scheibe nähern, noch ehe ſie den äuſſer= ſten Saum erreichen, ſchon verſchwinden unter der ſeitwärts ſtehenden Lichtmenge. Folglich ſteht die Lichthelle wohl weit höher, als der dunkle Boden der Sonne. Ja, was noch merkwürdiger iſt, zwiſchen

dem Lichtmeer, welches die Sonne umſtrahlt, und zwiſchen dem ſtrahlenloſen Grund derſelben, und ſelbſt noch über dieſem weit erhaben, zeigt ſich ein andres, von beiden verſchiedenes Weſen, gleichſam ein zweites der Sonne, beweglich, abwechſelnd, ungleich von grauer Farbe. Wenn wir auf einem andern Sterne wohnten, und von dem aus unſere Erde betrachten könnten, würden die Wolken, welche den Erdball umziehen, ebenfalls einen ähnlichen grauen Schleier um ihn her bilden, der dann und wann zerriſſe, und zu andern Zeiten wieder zuſammenflöſſe.

So wäre die Sonnenwelt, mit unſerer Erdenwelt verglichen, alſo ein ſtrahlenloſer Weltball, wie unſre iſt, und ebenfalls wie dieſe mit einem Wolkenhimmel umzogen, aber weit über denſelben wölkten ſich rings um Lichtwolken. Man hat den Abſtand des Sonnengrunds von den dunkeln Wolkenſchichten, und den Abſtand dieſer von dem höhern Lichtmeer mit vieler Beſtimmtheit wahrgenommen. Aus mancherlei Beobachtungen und Berechnungen hat ſich ergeben, daß die Lichtwolken vier- bis ſechshundert Meilen weit von dem darunter liegenden Sonnenboden entfernt ſind, folglich vier- bis ſechshundertmal höher über der Sonne, als die Gipfel der allerhöchſten Berge über dem Erdboden ſtehen.

Riſſe in den Strahlenwolken, wenn man das herrliche Lichtmeer ſo nennen darf, welches jenen Weltkörper umſchwebt, entblößen uns faſt immer den darunter ſchwebenden grauen Wolkenhimmel, und dieſer iſt, wie es ſcheint, ſo allgemein und aus-

gedehnt, daß die Lichthülle ſelten oder nie unmittelbar über dem Sonnenboden ſteht. Denn ſo groß auch die Oeffnung der Glanzmenge wird, bemerkt man dennoch weit unter derſelben vorgehend die grauen Wolken, und erſt wenn ſich dieſe in ihrer Mitte öffnen, erblickt man den Sonnenboden ſelbſt als einen ſchwarzen Fleck, der wie mit einem mattleuchtenden, grauen Rand umgeben iſt.

Die ſchwarzen Stellen des Sonnengrundes ſind oft von beträchtlicher Größe. Man ſieht ſie zuweilen in einer Ausdehnung von zehn- und zwanzigtauſend Meilen Weite, ja man ſah ſie ſchon ſo groß, daß ſie einen Raum von zweihundert Millionen Meilen ins Gevierte einnahmen, das heißt, mehr denn zwanzigmal größer waren, als die ganze Oberfläche des von uns bewohnten Erdbodens. Man ſah die Lichtſchaale deutlich wie ein glänzendes Gewölbe über einer finſtern Tiefe hängen, noch tiefer, als die graue Wolkendecke ſteht, vereinzelte Gewölke zwiſchen dieſer und dem feſten Boden der Sonne ſchwimmen.

Von ſo ungeheurem Umfang aber auch die von ihren Gewändern zuweilen entblößten Stellen der Sonne ſind, iſt es bis dahin demungeachtet noch nicht möglich geweſen, etwas Näheres zu erkennen, von dem, was ſich auf der feſten Oberfläche des Körpers ſelber befinden mag. Es würde Täuſchung ſeyn, da von Geſtalt der Landſchaften, von den Thälern und Gebirgen reden zu wollen. Jener wunderbare, von unſerm Erdball ganz verſchieden geformte Ball, iſt viel zu weit von uns entfernt, oder vielmehr auch unſre vollkommenſten Sehröhre

ſind bis jetzt noch viel zu unvollkommen, um auf den von ſeinem grauen Wolkenſchleier beſchatteten Sonnengrunde Einzelheiten wahrzunehmen. Alles was darüber geſagt wird, iſt ſicherheitsloſe Muthmaaßung; ſo wie, wenn man aus öfters in gewiſſen Gegenden immer wieder erſcheinenden finſtern Stellen ſchließt, daß daſelbſt hohe Berge ſind, welche über die grauen Wolkenmeere öfter, als das tiefer liegende Land hervorragen und ſichtbar werden können.

Bis jetzt müſſen wir uns lediglich mit dem begnügen, was wir an der zweifachen Sonnenumgebung bemerkt haben, und ſelbſt auch dieſes iſt noch Weniges und Unbeſtimmtes. Ja, wir ſind noch nicht einmal im Stande, alle daran wahrgenommenen Erſcheinungen zu umfaſſen, oder gar zu erklären. Wir wiſſen ſogar nicht einmal uns Rechenſchaft zu geben, warum in manchen Jahren die Sonne beträchtlich größer und ein andersmals kleiner erſcheint. Nach Verſicherung der Sternſeher hat ſie, oder vielmehr die Lichthülle ihrer Scheibengröße um drei- bis ſechshundert Meilen abgenommen. Wäre dies der Fall, möchte man faſt für wahrſcheinlich halten, daß die ſtrahlende Glanzhülle zu gewiſſen Zeiten ſich vom Sonnenkörper entfernte und ausdehnte, und zu andern Zeiten wieder gegen ihn einſänke und zuſammenzöge. Doch ſcheint dieſes Größer- oder Kleinerwerden des Umfangs, welches im Verhältniß zur auſſerordentlichen Größe der Sonne gering iſt, keinen bedeutenden Einfluß auf Licht und Wärme hier auf Erden zu haben; eben ſo wenig,

wenn in der Sonne viele, oder groſse dunkle Stellen ſichtbar werden.

Wir wiſſen noch ſo wenig vom Weltenbau Gottes, und doch ſchon ſo Vieles, das unſer ganzes Erſtaunen rege machen muſs! Wenn wir noch dazu denken, daſs, mit Ausnahme einzelner Sterne, alle übrigen Geſtirne, welche wir Nachts am Himmel erblicken, eben ſo gut ſelbſtleuchtend ſind, wie die Sonne, und wahrſcheinlich von Licht umfloſſene Sonnen ſind, wie die unſrige, wenn wir dazu denken, daſs unſre ſchärfſten Sehröhre zu ſchwach ſind, dieſe Sterne auch nur um das Allergeringſte zu vergröſsern, weil ſie in allzu unermeſslichen Entfernungen von uns ſchweben; wenn wir denken, daſs, ſo wie unſre Sonne der Mittelpunkt iſt, um welchen ſich neunundzwanzig kleinere Welten, wie unſre Erde oder der Mond iſt, bewegen, um von allen Seiten Beleuchtung zu empfangen, und daſs um jene weit entfernten übrigen Sonnen ſich wahrſcheinlich eben ſolche, für ſich ſelbſt dunkle Weltkörper in ewig gleichen abgemeſſenen Kreiſen bewegen; wenn wir bedenken, daſs der Erdball, auf dem wir leben, nur einer der kleinſten Weltkörper von allen denen iſt, die wir mit bloſsen Augen in jeder heiteren Nacht ſehen, und daſs doch die Oberfläche dieſes verhältniſsmäſsig kleinen Erdballs über neun Millionen Meilen ins Gevierte hat; wenn wir erwägen, daſs auf dieſem Erdenrund Alles bevölkert iſt mit lebendigen Weſen, deren Arten und Gattungen wir noch nicht einmal alle kennen; wenn wir wiſſen, daſs hier jeder Waſſertropfen, jeder Grashalm gleichſam eine eigne

kleine Welt ausmacht, worin zahlloſe nur unter dem ſtärkſten Vergrößerungsglaſe erſt ſichtbar werdende Thierchen leben und weben; wenn wir uns erinnern, daß die Anzahl der Menſchen allein, die auf der Oberfläche des Erdbodens zerſtreut wohnen, über achthundert Millionen beträgt: wie könnten wir bei ſolchem ſchwindelerregenden Blick vom größeſten bis zum kleinſten, vom einzelnen zu der unendlichſten Menge gefühllos bleiben, und ohne von einem heiligen Schauer durchdrungen zu werden? Wie ſollten wir, die wir vom grenzenloſen Hauſe Gottes, dem Weltall, nur einen der unbedeutendſten Punkte, und ſelbſt dieſen bei weitem noch nicht ganz kennen, nicht von Ahnungen ergriffen werden, daß jene größern Welten vom Gott und Vater des Lebens wohl auch mit lebenden Weſen bevölkert ſeyn mögen, die ſeine Majeſtät anbeten? Und wenn von jenen tauſenden von Sternen über uns jemals ein einziger auf immer verſchwände, wer auf Erden würde das Daſeyn deſſelben vermiſſen? Wenn unſer ganzer Erdball, mit Allem was ihn bewohnt, plötzlich in nichts verginge, was verlöre das reiche All der Welt an dieſem Staubkorn, welches wir Lebenden jetzt noch unſre ganze Welt nennen?

Dennoch iſt der Vater dieſes überſchwenglichen Reichthums mein Vater, und der Gott aller jener Welten mein Gott! Dennoch willſt Du, ewige Allmacht, ewige Barmherzigkeit, mich nicht verloren gehen laſſen, mich nicht verſäumen; ſondern wunderbar einzig, wie Du für jede beſondere Welt und für jeden beſondern Wurm im Staube biſt, als wäre

jene Welt, dieſer Wurm allein Deiner Liebe und Sorge Gegenſtand: ſo biſt Du wunderbar einzig für mich, als wäre ich Dein einzig erſchaffenes Weſen, und Alles meinetwillen angerichtet! Herr, wie ſind Deine Werke ſo groß und viel; Du haſt ſie alle weislich geordnet und die Erde iſt voll Deiner Güte!

Ich fühle mich in dieſem Ozean des Lebens ſo klein, ſo nichtig, wenn ich mich in dem Gedanken der Unendlichkeit oder in dem Abgrund Deiner Schöpfung verliere, und fühle mich wieder ſo groß, daß ich, ein ewiger Geiſt, Gott, Dich denken, Dich anbeten kann! Ich fühle mich ſo arm und verächtlich, wenn ich mein geringes Wiſſen, mein weniges Haben hier im Staube wahrnehme, und fühle mich wieder ſo reich, wenn ich mich erinnere deſſen, dem mich Jeſus zuführte.

Wie iſt es auch möglich, daß ein Sterblicher unter den kleinlichen Bekümmerniſſen dieſes kleinen Erdenlebens verzagen, wenn er Dich kennt, auf den er vertrauen kann? Wie iſt es möglich, daß er auf ſein irdiſches Beſitzthum einen ſo großen Werth legt, wenn er das Göttliche einmal wahrgenommen hat? Wie iſt es möglich, daß der für das Ewige und Göttliche Geborne nicht ſeinen Fehlern und Leidenſchaften abſagen kann, um Dir ganz anzugehören? O Dein Wille geſchehe auf Erden auch von mir, wie in allen Himmeln! Amen.

Stunden der Andacht

zur Beförderung

wahren Chriſtenthums

und

häuslicher Gottesverehrung.

Siebenunddreiſſigſter Sonntag, den 10. Sept. 1815.

Die Himmel ruhen, jeder ehret
Die Größe Gottes, ſeine Pracht!
Die ausgeſpannte Feſte lehret
Die Werke, die ſein Arm gemacht.
Und aller Welten Harmonie
Verkündet und beſinget ſie.

Es ſtrömt von einem Tag zum andern,
Gleich Bächen, ihre Rede fort;
Und eine Nacht erzählt der andern
Leicht ihr gedankenvolles Wort.
Es ſind nicht Sprachen, die ſie ſpricht,
Doch wer weiß ihre Worte nicht?

Die Ordnung kunſterfüllter Kreiſe,
Verherrlicht Gottes Wunderhand,
Und macht, wie hold er iſt und weiſe,
Der allerfernſten Welt bekannt.
Der Sterne hoher ew'ger Gang
Iſt ſeiner Allmacht Hochgeſang.

Blicke zum Sternenhimmel.

Zweiter Theil.

Pſalm 19, 2 — 4.

Mit Recht kann geſagt werden, es iſt darum ſo wenig tiefe Gottesliebe und wahre Gottesverehrung in der Welt, weil die meiſten Menſchen Gott nur ſo weit erkennen, als ſie dazu fähig ſind. Denn wer auch nur eine ſchwache, doch immer würdige Vorſtellung von der Allmacht, Weisheit und Güte des höchſten Weſens hat, kann nicht anders als von einer Ehrfurcht und einer Andacht erfüllt werden, die alles übertrifft, was wir je ähnliches gegen Menſchen empfunden haben. Solche Ehrfurcht und Andacht iſt die heilige Weihe zur Frömmigkeit, die Jeſus von ſeinen Jüngern und Jüngerinnen gefordert hat.

Kann auch ein Kind ſeine Aeltern wirklich lieben und verehren, wenn es dieſelben nicht einmal kennt? Wie ſollen wir den Ewigen und Unſichtbaren lieben, und aus Liebe zu ihm ein heiliges Leben führen, wenn wir weniger von ihm wiſſen, als von unſern irdiſchen Aeltern? Viele Chriſten ſind bekannter mit den Handlungen oder Schickſalen frommer Leute, oder der Heiligen ihrer Kirche, als mit den Wundern und Thaten Gottes. Und doch deutete Chriſtus nicht auf Menſchen hin, ſondern immer auf Gott, und ſprach: nur er iſt heilig! — Vergebens prediget ihr Glauben, Buße,

Beſſerung und Gottesfurcht; nicht bloße Ermahnungen machen den Menſchen weiſer und beſſer, ſondern die Erkenntniß des Heiligſten und Höchſten. Die Gottesliebe, die Tugend kann in kein Gemüth hineingelegt werden: ſie muß von ſelbſt dem Gemüth erblühen.

Das iſt das große Uebel in vielen Ländern, daß diejenigen, welche ſich berufen fühlen ſie zu verkündigen, ihn ſelber oft zu ſelten in ſeiner Majeſtät erkannt haben, und in ihren Vorſtellungen von ihm zu dürftig ſind; daß ſie, ſtatt ihn in ſeinen Werken zu ſchauen, ſich ein dunkles Bild von ihm und ſeinen Vollkommenheiten, und eine Liebe zu ihm erkünſtelt haben, welche ſie dann Andern einzuflößen ſuchen. Aber ihre Art der Liebe kann nicht das Gefühl eines Jeden ſein, und ihr Bild von Gott iſt oft zu ſchwach und klein, um andre Gemüther zu erheben.

Nicht der Menſch, Gott ſelbſt verkündigt ſich den Sterblichen am herrlichſten, und lehret, wer er ſei! Fragſt du: wo ſoll ich es hören und erfahren? Schon das Alterthum antwortet dir: Rede mit der Erde, ſie wird es dir lehren und die Fiſche im Waſſer werdens dir erzählen. Wer weiß nicht, daß ſolches alles des Herrn Hand gemacht hat? Hiob 12, 8. 9. Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und das Firmament verkündigt ſeiner Hände Werk. Ein Tag ſagt es dem andern und eine Nacht

thut es der andern kund. Es iſt keine Sprache und Rede, da man nicht ihre Stimme höre. Pſ. 19, 2. 4.

Lange glaubten die Bewohner der Erde, daß ſie recht den Mittelpunkt des großen Weltalls bewohnten; und nun erſt, aus vielen Beobachtungen des Weltgebäudes, nehmen wir wahr, daß wir unendlich weit davon entfernt ſein mögen; daß gleich wie der Mond, als ein Trabant um die Erde fliegt, und der Erdball wieder als ein Trabant um die Sonne; auch die Sonne nur als ein geringerer Trabant um eine uns unbekannte, ſehr entfernte Sonne, in ewiger Kreisbahn mit allen ſie begleitenden Geſtirnen hinſchwebt. Lange glaubten die Menſchen, daß über unſerm Wolkenhimmel der blaue Sternenhimmel wie ein feſtes Zelt über den Erdball ausgeſpannt ſei, und der Aufenthalt ſeliger Geiſter ſei. Nun aber wiſſen wir, daß jener Sternenhimmel nichts Feſtes ſei, ſondern ein unendlicher Raum, welchen nichts durchſtrömt, als das Licht von Millionen Sonnen, deren Entfernungen von uns auszumitteln kein Werkzeug erfunden, und kein Maas erdacht werden kann.

Wir dürfen kaum zweifeln, daß ſich jene Sonnenwelten, die uns nur als kleine Sterne erkennbar ſind, nicht ebenfalls bewegen; aber wir ſind von ihnen allzuweit entfernt, um es beobachten zu können. So glauben wir auch von einem Menſchen, der auf einer Landſtraße weit von uns erblickt wird, er ſtehe ſtill, ob er gleich wandelt; und die

Menſchen, ob ſie gleich den Himmel ſeit Jahrtauſenden betrachtet haben, beobachten ihn noch viel zu kurze Zeit, (denn was ſind doch ſechstauſend Jahre gegen die Unendlichkeit der weiten himmliſchen Räume!) als daß ſie in den Stellungen der entfernten Sterne zu einander, eine wirkliche Veränderung hätten wahrnehmen können. Eben ſo ſehr iſt wahrſcheinlich, daß wie unſere Sonne neunundzwanzig verſchiedene Erdbälle um ſich hat, die ſie beleuchtet, auch jede der entferntern Sonnen von ähnlichen Weltkörpern begleitet ſei. Aber dieſe können wir nicht erblicken, theils weil ſie kleiner als ihre Sonnen, theils nicht ſelbſtleuchtend ſind, theils dieſen ihren Sonnen zu nahe und folglich von den Strahlen derſelben für uns gleichſam verhüllt ſtehen. Denn wenn wir auf demjenigen zu unſrer Sonne gehörenden dunkeln Weltkörper wohnten, der von ihr am allerfernſten ſchwebt, ſo würden wir von da aus unſern Erdball auch nur als einen ganz kleinen Stern erkennen, der aber ſo nahe um die Sonne herumzulaufen ſchiene, daß wir ihn kaum vor dem Glanz ihrer Strahlen deutlich erblicken könnten.

So ſcheinen alle Sterne am Himmel feſtzuſtehen; nur an zwanzigen und einigen bemerken wir, daß ſie ſich in ihrer Stellung gegen andre verändern; folglich bewegen. Aber eben dieſe ſind es, welche noch zu unſrer Sonne gehören, gleichſam Geſchwiſter des Erdballs ſind, und ſich wie er, um die gemeinſchaft-

liche Sonne drehen. Darum heißen ſie Wandelſterne oder Planeten. Die einen ſtehen der Sonne näher und vollenden ihren Kreislauf um ſie ſchneller, als andre entferntere. Unſer Erdball vollbringt ſeinen Lauf in einem Jahre; derjenige Erdball, welcher der Sonne am nächſten ſchwebt, vollbringt ihn aber ſchon in achtundzwanzig Tagen; hingegen der, welcher am weiteſten iſt, und mithin die größte Bahn zu machen hat, vollbringt den Lauf erſt in vierundzwanzig von unſern Jahren.

Dieſe ſämmtlichen Wandelſterne und Brüder unſrer Erdenwelt, ſchwingen ſich, eben ſo wie dieſe, um ſich ſelbſt rollend herum; alle, gleich wie der Erdball, beſchreiben in ihrem Lauf um die Sonne einen länglich runden Kreis; alle ſind in gewiſſem Verhältniß von einander abſtehend; ſo daß, je weiter einer um den andern von der Sonne entfernt iſt, er auch entfernter von den ihm benachbarteſten Wandelſternen ſchwebt; die der Sonne nächſten, ſind ſich unter einander näher; die der Sonne entlegenſten unter ſich ſelbſt entlegener; alle ihre Bahnen um die Sonne liegen mehr oder weniger in der gleichen Fläche, und eben ſo die Bahnen der Monde, die wieder um die Hauptwandelſterne oder Planeten kreiſen; alle ſind dunkle, nicht ſelbſt leuchtende Welten, ſo wie unſre Erdenwelt, und empfangen ihr Licht allein von der Sonne, wie wir. Einige ſind kleiner, andere aber wieder weit größer als der Stern, auf welchem wir Sterblichen wohnen, und

in allen, wenn man ſie mit Hilfe der beſten Fernröhre beobachtet, findet ſich die mannichfaltigſte Verſchiedenheit ihrer Einrichtung und Geſtalt. Wir ſind über vierunddreiſſig Millionen Meilen weit von der Sonne entfernt; der uns bekannte entfernteſte Wandelſtern aber bei vierhundert Millionen. Und noch wiſſen wir nicht, ob nicht jenſeits des letzten, den wir kennen, noch andre ähnliche Erden ſchweben, die wegen ihres ſchwachen Lichtes und ihrer Entfernung durch die beſten Fernröhre nicht geſehen werden können.

Still, ewig in ungeſtörten Ordnungen, in feſtbeſtimmten Zeiten, umſchweben alle dieſe Welten ihre gemeinſchaftliche Sonne, ſo wie vor Jahrtauſenden, noch ehe ein Weſen wußte, ob auch ich einſt ſein würde; ſo wird es nach Jahrtauſenden ſeyn, wenn ich auf Erden längſt vergeſſen bin. Ein jegliches Haus wird von Jemand bereitet; der aber Alles bereitet, der iſt Gott! Hebr. 3, 4.

Mit ernſtem Schweigen und Erſtaunen betrachte ich die Wunder der unermeßlichen Räume — und was mein Geiſt unermeßlich nennt, iſt nur der kleinſte Punkt des Alles, das Er mit einer mir unbegreiflichen Macht und mir unbegreiflichen Weisheit geordnet hat; und überall iſt Er Gott und Herrſcher allein. Der Blick meines Geiſtes verfinſtert ſich, indem ich zu ihm empor ſehe; die Flügel meiner Einbildungskraft erlahmen, indem ich dies Unendliche mit den Gedanken durchſchweben will.

Gott, dem ewigen Könige, dem Unvergänglichen, Unſichtbaren und Alleinweiſen, ſei Ehre und Preis von Ewigkeit! 1 Tim. 1, 17.

Derjenige, welcher von allen um die Sonne ſchwebenden Sternen ihr am nächſten iſt, wird von den Himmelsbeobachtern Merkur geheißen. So nahe iſt er dem blendenden Strahlengewande der Sonne, daß er des Nachts nie, ſondern nur neben der Sonne am Tage geſehen, und auch da nicht recht erkannt werden mag, weil er faſt immer von ihrem Glanz verdeckt wird. Dem ungeachtet iſt er noch mehr als acht Millionen Meilen weit von ihr entfernt, das heißt, ſechszehnmal weiter als der Mond von uns. Ob nicht noch andre Welten zwiſchen ihm und der Sonne ſchweben, wiſſen wir nicht; Raum genug zu ihren Bahnen wäre vorhanden; aber ſchwer, ſie aus dem Strahlenmeere herauszufinden. Man hat wohl dunkle, runde Körper ſchon vor der Sonne, ihr ſehr nahe, vorbei wandeln ſehen, ohne angeben zu können, welch eine Bewandniß ſie mit derſelben habe. Selbſt ihre Kleinheit verhinderte, ſie deutlicher zu erblicken. Auch der Weltkörper Merkur iſt einer der kleinern; ſein Durchmeſſer beträgt etwa nur zwei Fünftheile von dem Erddurchmeſſer, dem ungeachtet übertrifft er dennoch weit die Größe unſers Mondes.

Dies alles verurſacht, daß man von ſeiner Beſchaffenheit wenig hat entdecken können, obgleich

man wohl bemerkte, daß er ein ähnlich dunkler gerundeter Körper, wie die Erde ſei, und nach ſeinen verſchiedenen Stellungen zur Sonne, eben ſo ungleich mit zu- und abnehmendem Licht erſcheine, wie unſer Mond in den verſchiedenen ſogenannten Vierteln. Auch iſt aus verſchiedenen Umſtänden mehr als wahrſcheinlich, daß wir mehr ſeine ihn umgebende, von der Sonne beſtrahlte Wolkenumhüllung, als ſeinen feſten Körper ſelbſt erblicken, und jene Hülle wohl ſehr dicht ſeyn möge. Wenigſtens laſſen ſich oft dunkle Wolken wahrnehmen, die nicht bei gleichem Orte bleiben, nach verſchiedenen Richtungen ziehen, und ſich bald auflöſen, bald neu bilden.

Iſt dieſer Weltkörper von Weſen bewohnt, die mehr oder weniger mit uns Sterblichen Aehnlichkeit haben: welche ganz andre Naturordnung würden ſie dort ſehen, als wir. An ihrem Himmel würde unſer Mond kaum bemerkbar, unſere Erde aber, als ein ſchöner, glänzender Stern erſter Größe glänzen, und die Sonne dreimal größer ſeyn, als an unſerm Himmel. Da ihr Jahr nur achtundachtzig Tage lang iſt: wie ſchnell fliegen deſſen Winter, Frühlinge, Sommer, Herbſte vorüber! Aber wer kann auch nur dunkel ahnen, ob dort die Geſchöpfe Gottes im mindeſten denen auf unſerm Erdball gleichen; ob dort Pflanzen, Meer- und Luftbewohner ſind? Welche unendlich mannichfaltige Reihe von Weſen erkennen wir nicht ſchon auf Erden, die einander alle ungleich ſind; und ſelbſt unter Geſtalten gleicher

Art wie groſſe Abweichungen. Von den vielen Millionen Menſchen hienieden, wo würden ihrer zwei geſehen, die einander vollkommen gleich wären? Und ſo läßt ſich wohl glauben, daß dieſelbe Verſchiedenheit göttlicher Geſchöpfe ſtatt finde von einem Weltkörper zum andern, ſo wie dieſe ſelbſt einander durchaus nicht gleichen. Wie groſſe Abwechſelungen der Dinge müſſen nicht allein ſchon durch eine gröſſere oder entferntere Nachbarſchaft von der Sonne bewirkt werden; wiewohl man keineswegs glauben darf, daß in ſo groſſer Sonnennähe alles verbrennen muß. Denn wir wiſſen, daß die Sonnenhitze ſogar bei uns auf Erden abnimmt, je weiter wir an ſehr hohen Bergen aufwärts ſteigen, und folglich der Sonne um ſo viel näher kommen. Zu dem ſcheint jener Stern Merkur nicht vergeblich aus der Fürſorge des Weltenbaumeiſters jene dichte Wolkenhülle empfangen zu haben, die ihn wie ein Gewand umgibt.

Ein ähnliches Kleid trägt auch jener glänzende Weltkörper, welcher (nach dem Merkur) der Sonne am nächſten ſteht; daher er auch von uns nur bei Sonnenaufgang und Sonnenuntergang, nie aber des Nachts erblickt werden kann, und aus dieſer Urſache gewöhnlich der Morgen- oder Abendſtern genannt wird. Der Morgen- und der Abendſtern ſind ein und derſelbe Stern; die Beobachter des Himmels nennen ihn die Venus. Wer kennt ihn nicht, wenn er, der erſte der Sterne, des Abends den Reigen der Geſtirne anführt, funkelnder als

alle, oder der letzte am Morgen unter dem Glanz der forſchenden Sonne verſchwindet; ſchon das hohe Alterthum pries ihn in Geſängen, und die heilige Schrift gedenkt dieſes herrlichen Weltkörpers. Er iſt nicht viel kleiner als unſre Erde, wandelt in ſeiner Bahn zwiſchen uns und dem Merkur, in beinahe zweihundert vierundzwanzig Tagen um die Sonne herum, und iſt von derſelben ungefähr fünfzehn Millionen, von uns nur fünf Millionen weit abſtehend.

Den vorzüglichen Glanz, welchen er hat, ſcheint er dem Zurückprallen der Sonnenſtrahlen von ſeiner Wolkenumgebung zu danken zu haben. Dieſe aber iſt es, welche uns aber auch vorzüglich hindert, die auf ihm befindlichen größere Gegenſtände mit einiger Klarheit wahrzunehmen. Inzwiſchen läßt ſich aus allen angeſtellten Beobachtungen die Wahrſcheinlichkeit folgern, daß dort viel Aehnliches mit unſerm Erdball ſei; dort ſind Morgen- und Abenddämmerungen wie bei uns; dort iſt wechſelnder Tag und Nacht wie bei uns. Wir erblicken ihn vermittelſt der Fernröhre, gleich einer Mondsſcheibe, zuweilen halb verdunkelt, ſichelförmig, mit wachſenden Hörnern, gleich wie unſern Mond. Aber wir erkennen noch mehr. Dieſer Weltkörper hat hohe Gebirge. Denn man bemerkt nicht nur von Zeit zu Zeit glänzende kleine Hervorragungen von der Lichtſeite in die

Nachtſeite der Venus; alſo Erhebungen, an denen die Sonne ſtrahlt, während das Uebrige noch im Finſtern ruht; ſondern, obgleich ſelten, ſogar eine ſchimmernde Gegend am Auſſenende eines Horns, die durch dunkleres Schwarz von dem übrigen erhellten Theil ganz getrennt, folglich eine große Ungleichheit, eine Erhöhung iſt, die früher erleuchtet wird als die Tiefe. Noch viele andre Gründe bewähren, daß auf jenem Weltkörper große Gebirgsketten ſind; und Berge, drei, viermal, ja fünfmal höher, als die allerhöchſten auf unſerm Erdenſtern.

Wenn wir von Reiſenden die Beſchreibungen leſen oder anhören, welche ſie von der majeſtätiſchen Geſtalt der Hochgebirge geben, die weit über den Ländern der Menſchen ihr Haupt in den Wolken des Himmels tragen, mit Schnee und Eis auf ihren Gipfeln ſeit der Schöpfung bedeckt liegen, und Thiere, Gewürme, Pflanzen in ihren Höhen nähren, von denen nur wenige unten an ihrem Fuße, in den von Menſchen bewohnten Landſchaften gedeihen: welch ein Schauſpiel muß der Anblick oder die Erſteigung jener Gebirge gewähren, die ſich auf dem Abendſtern erheben! Welch eine neue andre Welt dort, als die unſrige! Und doch iſt dieſes nur die geringere Verſchiedenheit der Venus von unſerm Erdball. Gott hat dort noch anders gewaltet.

Ueber den Dunſtkreis oder Wolkenhimmel jener

Welt, der ſich allenfalls zehn Meilen weit ausdehnen mag, ſchwebt noch etwas anderes, uns ganz Unerklärbares. Es iſt wie ein Ring, der dünn und ſchmal den dunkeln Körper ſammt deſſen Wolkenhimmel umfängt. Er gleicht einem bleichen Nebelſtrich, doch iſt er ſo zart, daß ſchwerlich ergründet wird, weder was er ſei, noch zu welchen Zwecken er da ſei? Einen ähnlichen Ring hat man um den Merkur erblickt. Darin ſind ſich dieſe zwei Welten einander ähnlich. — Nicht minder wunderbar iſt eine andere Erſcheinung, daß nämlich die nicht von der Sonne erhellte Seite der Venus manchmal nur grau dämmernd, manchmal aber ganz röthlichleuchtend geſehen wird, ungeachtet man bisher keinen Mond bei der Venus entdeckt hat, der ihre in Nacht verhüllten Länder erhellt. Wer aber kennt die Mittel des Schöpfers, wer die Tiefe ſeines Reichthums? Iſt es nicht auch ſeine Hand, welche in den kalten Gegenden unſerer Erde, wo monatlange Nächte herrſchen, die hoch über unſerm Wolkenhimmel flammenden Nord- und Südlichter anzündet? Wo hat ſeine Kraft ein Ende, wo ſeine Weisheit Schranken? Ueberall iſt er Gott und Vater ſeiner Geſchöpfe, dort wie hier.

Iſt dort edlern Weſen vergönnt, unſern Erdenſtern zu betrachten, wie wir den ihrigen, wahrlich nicht minder unbegreiflich muß ihnen derſelbe in allem

von dort aus geſehen, erſcheinen; ſie mögen auf den gleichförmigen Schwung des Mondes um uns, oder durch den Schleier unſerer Wolken auf unſre Länder, Meere und Hochgebirge blicken, die ſie kaum unterſcheiden. Glänzende Punkte in grauen Dämmerungen würden ihnen unſre große Inſeln im weiten Ozean, ſtrahlender noch vom Wiederſchein die weiten Sandwüſten um die Mitte der Erde, oder die unermeßlichen, ewigen Schnee- und Eisflächen an den beiden entgegengeſetzten Enden des Erdballs ſeyn, um die er ſich durch die Himmel rollend, wie das Rad um die Achſe, wendet. Unſre Dörfer, die Palläſte der Fürſten, die größten Städte des Erdenrundes, die weitläufigſten Waldungen, alles iſt im einförmigen Grau verſchwunden, und ihr Daſeyn wird nicht geahndet, noch weniger ihre Geſtaltung, obgleich die Erde den Bewohnern der Venus weit näher ſteht, als ihnen die Weltkugel des Merkurs iſt.

Der Stern, welchen wir Sterblichen eine Zeitlang unſern Wohnplatz nennen, der zwanzig Millionen Meilen weit von der Sonne ſchwebt, ungeachtet er ihr, nach Merkur und Venus der nächſte von allen iſt; der zu ſeinem Kreislauf um ſie mehr als dreihundert fünfundſechszig Tage gebraucht; der einen Umfang von fünftauſend vierhundert Meilen hat — wie klein, wie unbedeutend erſcheint er in

ſolchen Fernen, unter tauſend andern, oft tauſendmal größern Welten, den etwanigen Weſen auf andern Geſtirnen! Und doch wie groß, wie wichtig erſcheint ſich der Sterbliche auf dieſem Staubpunkt! Wie rieſenhaft kommen ihm ſeine Arbeiten, ſeine Sorgen, ſeine Entwürfe vor! Wie wird er von ſeinen gemeinen, dem Staub entſtiegenen Begierden gefeſſelt, daß er nur ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf das Nichtige hinlenkt, das unter ihm liegt, und darüber das ganze Weltgebäude und den Gott des Weltalls und das Ewigſeyn im Weltall vergißt!

Was iſt im Verhältniß zur unendlichen Herrlichkeit, welche von der Sonne bis zum letzten der zu ihr geordneten Welten ausgebreitet iſt, der allermächtigſte Monarch auf dem kleinen Erdball? — Weniger, als eine kaum ſichtbare Milbe, am Laube einer tauſendjährigen Eiche klebend. Dennoch wie demüthigen ſich tauſend und tauſend andre Sterbliche vor dieſem Nichts; wie beben ſie vor dem Zorn deſſen, der Staub iſt, wie ſie; wie bewundern ſie ſeinen Reichthum; wie preiſen ſie ſeine Macht; wie eifrig fliegen ſie, ſeine Wünſche zu erfüllen und ſich ihm wohlgefällig zu machen! — — Aber der Einzige, Hohe, Unvergängliche — Gott! vor welchem aller Glanz des Weltgebäudes matt iſt; vor dem die ungeheueren Sonnen und alle um ſie fliegende Welten nur Staub ſind — der große Unſichtbare, Alleinheilig

wenn in der Sonne viele, oder groſe dunkle Stellen ſichtbar werden.

Wir wiſſen noch ſo wenig vom Weltenbau Gottes, und doch ſchon ſo Vieles, das unſer ganzes Erſtaunen rege machen muß! Wenn wir noch dazu denken, daß, mit Ausnahme einzelner Sterne, alle übrigen Geſtirne, welche wir Nachts am Himmel erblicken, eben ſo gut ſelbſtleuchtend ſind, wie die Sonne, und wahrſcheinlich von Licht umfloſſene Sonnen ſind, wie die unſrige, wenn wir dazu denken, daß unſre ſchärfſten Sehröhre zu ſchwach ſind, dieſe Sterne auch nur um das Allergeringſte zu vergrößern, weil ſie in allzu unermeßlichen Entfernungen von uns ſchweben; wenn wir denken, daß, ſo wie unſre Sonne der Mittelpunkt iſt, um welchen ſich neunundzwanzig kleinere Welten, wie unſre Erde oder der Mond iſt, bewegen, um von allen Seiten Beleuchtung zu empfangen, und daß um jene weit entfernten übrigen Sonnen ſich wahrſcheinlich eben ſolche, für ſich ſelbſt dunkle Weltkörper in ewig gleichen abgemeſſenen Kreiſen bewegen; wenn wir bedenken, daß der Erdball, auf dem wir leben, nur einer der kleinſten Weltkörper von allen denen iſt, die wir mit bloßen Augen in jeder heiteren Nacht ſehen, und daß doch die Oberfläche dieſes verhältnißmäßig kleinen Erdballs über neun Millionen Meilen ins Gevierte hat; wenn wir erwägen, daß auf dieſem Erdenrund Alles bevölkert iſt mit lebendigen Weſen, deren Arten und Gattungen wir noch nicht einmal alle kennen; wenn wir wiſſen, daß hier jeder Waſſertropfen, jeder Grashalm gleichſam eine eigne

kleine Welt ausmacht, worin zahlloſe nur unter dem ſtärkſten Vergrößerungsglaſe erſt ſichtbar werdende Thierchen leben und weben; wenn wir uns erinnern, daß die Anzahl der Menſchen allein, die auf der Oberfläche des Erdbodens zerſtreut wohnen, über achthundert Millionen beträgt: wie könnten wir bei ſolchem ſchwindelerregenden Blick vom größeſten bis zum kleinſten, vom einzelnen zu der unendlichſten Menge gefühllos bleiben, und ohne von einem heiligen Schauer durchdrungen zu werden? Wie ſollten wir, die wir vom grenzenloſen Hauſe Gottes, dem Weltall, nur einen der unbedeutendſten Punkte, und ſelbſt dieſen bei weitem noch nicht ganz kennen, nicht von Ahnungen ergriffen werden, daß jene größern Welten vom Gott und Vater des Lebens wohl auch mit lebenden Weſen bevölkert ſeyn mögen, die ſeine Majeſtät anbeten? Und wenn von jenen tauſenden von Sternen über uns jemals ein einziger auf immer verſchwände, wer auf Erden würde das Daſeyn deſſelben vermiſſen? Wenn unſer ganzer Erdball, mit Allem was ihn bewohnt, plötzlich in nichts verginge, was verlöre das reiche All der Welt an dieſem Staubkorn, welches wir Lebenden jetzt noch unſre ganze Welt nennen?

Dennoch iſt der Vater dieſes überſchwenglichen Reichthums mein Vater, und der Gott aller jener Welten mein Gott! Dennoch willſt Du, ewige Allmacht, ewige Barmherzigkeit, mich nicht verloren gehen laſſen, mich nicht verſäumen; ſondern wunderbar einzig, wie Du für jede beſondere Welt und für jeden beſondern Wurm im Staube biſt, als wäre

jene Welt, dieſer Wurm allein Deiner Liebe und Sorge Gegenſtand: ſo biſt Du wunderbar einzig für mich, als wäre ich Dein einzig erſchaffenes Weſen, und Alles meinetwillen angerichtet! Herr, wie ſind Deine Werke ſo groß und viel; Du haſt ſie alle weislich geordnet und die Erde iſt voll Deiner Güte!

Ich fühle mich in dieſem Ozean des Lebens ſo klein, ſo nichtig, wenn ich mich in dem Gedanken der Unendlichkeit oder in dem Abgrund Deiner Schöpfung verliere, und fühle mich wieder ſo groß, daß ich, ein ewiger Geiſt, Gott, Dich denken, Dich anbeten kann! Ich fühle mich ſo arm und verächtlich, wenn ich mein geringes Wiſſen, mein weniges Haben hier im Staube wahrnehme, und fühle mich wieder ſo reich, wenn ich mich erinnere deſſen, dem mich Jeſus zuführte.

Wie iſt es auch möglich, daß ein Sterblicher unter den kleinlichen Bekümmerniſſen dieſes kleinen Erdenlebens verzagen, wenn er Dich kennt, auf den er vertrauen kann? Wie iſt es möglich, daß er auf ſein irdiſches Beſitzthum einen ſo großen Werth legt, wenn er das Göttliche einmal wahrgenommen hat? Wie iſt es möglich, daß der für das Ewige und Göttliche Geborne nicht ſeinen Fehlern und Leidenſchaften abſagen kann, um Dir ganz anzugehören? O Dein Wille geſchehe auf Erden auch von mir, wie in allen Himmeln! Amen.

Stunden der Andacht

zur Beförderung

wahren Chriſtenthums

und

häuslicher Gottesverehrung.

Siebenunddreiſſigſter Sonntag, den 10. Sept. 1815.

Die Himmel ruhen, jeder ehret
Die Größe Gottes, ſeine Pracht!
Die ausgeſpannte Feſte lehret
Die Werke, die ſein Arm gemacht.
Und aller Welten Harmonie
Verkündet und beſinget ſie.

Es ſtrömt von einem Tag zum andern,
Gleich Bächen, ihre Rede fort;
Und eine Nacht erzählt der andern
Leicht ihr gedankenvolles Wort.
Es ſind nicht Sprachen, die ſie ſpricht,
Doch wer weiß ihre Worte nicht?

Die Ordnung kunſterfüllter Kreiſe,
Verherrlicht Gottes Wunderhand,
Und macht, wie hold er iſt und weiſe,
Der allerfernſten Welt bekannt.
Der Sterne hoher ew'ger Gang
Iſt ſeiner Allmacht Hochgeſang.

Blicke zum Sternenhimmel.

Zweiter Theil.

Pſalm 19, 2—4.

Mit Recht kann geſagt werden, es iſt darum ſo wenig tiefe Gottesliebe und wahre Gottesverehrung in der Welt, weil die meiſten Menſchen Gott nur ſo weit erkennen, als ſie dazu fähig ſind. Denn wer auch nur eine ſchwache, doch immer würdige Vorſtellung von der Allmacht, Weisheit und Güte des höchſten Weſens hat, kann nicht anders als von einer Ehrfurcht und einer Andacht erfüllt werden, die alles übertrifft, was wir je ähnliches gegen Menſchen empfunden haben. Solche Ehrfurcht und Andacht iſt die heilige Weihe zur Frömmigkeit, die Jeſus von ſeinen Jüngern und Jüngerinnen gefordert hat.

Kann auch ein Kind ſeine Aeltern wirklich lieben und verehren, wenn es dieſelben nicht einmal kennt? Wie ſollen wir den Ewigen und Unſichtbaren lieben, und aus Liebe zu ihm ein heiliges Leben führen, wenn wir weniger von ihm wiſſen, als von unſern irdiſchen Aeltern? Viele Chriſten ſind bekannter mit den Handlungen oder Schickſalen frommer Leute, oder der Heiligen ihrer Kirche, als mit den Wundern und Thaten Gottes. Und doch deutete Chriſtus nicht auf Menſchen hin, ſondern immer auf Gott, und ſprach: nur er iſt heilig! — Vergebens prediget ihr Glauben, Buße,

Beſſerung und Gottesfurcht; nicht bloße Ermahnungen machen den Menſchen weiſer und beſſer, ſondern die Erkenntniß des Heiligſten und Höchſten. Die Gottesliebe, die Tugend kann in kein Gemüth hineingelegt werden: ſie muß von ſelbſt dem Gemüth erblühen.

Das iſt das große Uebel in vielen Ländern, daß diejenigen, welche ſich berufen fühlen ſie zu verkündigen, ihn ſelber oft zu ſelten in ſeiner Majeſtät erkannt haben, und in ihren Vorſtellungen von ihm zu dürftig ſind; daß ſie, ſtatt ihn in ſeinen Werken zu ſchauen, ſich ein dunkles Bild von ihm und ſeinen Vollkommenheiten, und eine Liebe zu ihm erkünſtelt haben, welche ſie dann Andern einzuflößen ſuchen. Aber ihre Art der Liebe kann nicht das Gefühl eines Jeden ſein, und ihr Bild von Gott iſt oft zu ſchwach und klein, um andre Gemüther zu erheben.

Nicht der Menſch, Gott ſelbſt verkündigt ſich den Sterblichen am herrlichſten, und lehret, wer er ſei! Fragſt du: wo ſoll ich es hören und erfahren? Schon das Alterthum antwortet dir: Rede mit der Erde, ſie wird es dir lehren und die Fiſche im Waſſer werdens dir erzählen. Wer weiß nicht, daß ſolches alles des Herrn Hand gemacht hat? Hiob 12, 8. 9. Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und das Firmament verkündigt ſeiner Hände Werk. Ein Tag ſagt es dem andern und eine Nacht

thut es der andern kund. Es iſt keine Sprache und Rede, da man nicht ihre Stimme höre. Pſ. 19, 2. 4.

Lange glaubten die Bewohner der Erde, daß ſie recht den Mittelpunkt des groſsen Weltalls bewohnten; und nun erſt, aus vielen Beobachtungen des Weltgebäudes, nehmen wir wahr, daß wir unendlich weit davon entfernt ſein mögen; daß gleich wie der Mond, als ein Trabant um die Erde fliegt, und der Erdball wieder als ein Trabant um die Sonne; auch die Sonne nur als ein geringerer Trabant um eine uns unbekannte, ſehr entfernte Sonne, in ewiger Kreisbahn mit allen ſie begleitenden Geſtirnen hinſchwebt. Lange glaubten die Menſchen, daß über unſerm Wolkenhimmel der blaue Sternenhimmel wie ein feſtes Zelt über den Erdball ausgeſpannt ſei, und der Aufenthalt ſeliger Geiſter ſei. Nun aber wiſſen wir, daß jener Sternenhimmel nichts Feſtes ſei, ſondern ein unendlicher Raum, welchen nichts durchſtrömt, als das Licht von Millionen Sonnen, deren Entfernungen von uns auszumitteln kein Werkzeug erfunden, und kein Maas erdacht werden kann.

Wir dürfen kaum zweifeln, daß ſich jene Sonnenwelten, die uns nur als kleine Sterne erkennbar ſind, nicht ebenfalls bewegen; aber wir ſind von ihnen allzuweit entfernt, um es beobachten zu können. So glauben wir auch von einem Menſchen, der auf einer Landſtraße weit von uns erblickt wird, er ſtehe ſtill, ob er gleich wandelt; und die

Menſchen, ob ſie gleich den Himmel ſeit Jahrtauſenden betrachtet haben, beobachten ihn noch viel zu kurze Zeit, (denn was ſind doch ſechstauſend Jahre gegen die Unendlichkeit der weiten himmliſchen Räume!) als daß ſie in den Stellungen der entfernten Sterne zu einander, eine wirkliche Veränderung hätten wahrnehmen können. Eben ſo ſehr iſt wahrſcheinlich, daß wie unſere Sonne neunundzwanzig verſchiedene Erdbälle um ſich hat, die ſie beleuchtet, auch jede der entferntern Sonnen von ähnlichen Weltkörpern begleitet ſei. Aber dieſe können wir nicht erblicken, theils weil ſie kleiner als ihre Sonnen, theils nicht ſelbſtleuchtend ſind, theils dieſen ihren Sonnen zu nahe und folglich von den Strahlen derſelben für uns gleichſam verhüllt ſtehen. Denn wenn wir auf demjenigen zu unſrer Sonne gehörenden dunkeln Weltkörper wohnten, der von ihr am allerfernſten ſchwebt, ſo würden wir von da aus unſern Erdball auch nur als einen ganz kleinen Stern erkennen, der aber ſo nahe um die Sonne herumzulaufen ſchiene, daß wir ihn kaum vor dem Glanz ihrer Strahlen deutlich erblicken könnten.

So ſcheinen alle Sterne am Himmel feſtzuſtehen; nur an zwanzigen und einigen bemerken wir, daß ſie ſich in ihrer Stellung gegen andre verändern; folglich bewegen. Aber eben dieſe ſind es, welche noch zu unſrer Sonne gehören, gleichſam Geſchwiſter des Erdballs ſind, und ſich wie er, um die gemeinſchaft-

liche Sonne drehen. Darum heißen ſie Wandelſterne oder Planeten. Die einen ſtehen der Sonne näher und vollenden ihren Kreislauf um ſie ſchneller, als andre entferntere. Unſer Erdball vollbringt ſeinen Lauf in einem Jahre; derjenige Erdball, welcher der Sonne am nächſten ſchwebt, vollbringt ihn aber ſchon in achtundzwanzig Tagen; hingegen der, welcher am weiteſten iſt, und mithin die größte Bahn zu machen hat, vollbringt den Lauf erſt in vierundzwanzig von unſern Jahren.

Dieſe ſämmtlichen Wandelſterne und Brüder unſrer Erdenwelt, ſchwingen ſich, eben ſo wie dieſe, um ſich ſelbſt rollend herum; alle, gleich wie der Erdball, beſchreiben in ihrem Lauf um die Sonne einen länglich runden Kreis; alle ſind in gewiſſem Verhältniß von einander abſtehend; ſo daß, je weiter einer um den andern von der Sonne entfernt iſt, er auch entfernter von den ihm benachbarteſten Wandelſternen ſchwebt; die der Sonne nächſten, ſind ſich unter einander näher; die der Sonne entlegenſten unter ſich ſelbſt entlegener; alle ihre Bahnen um die Sonne liegen mehr oder weniger in der gleichen Fläche, und eben ſo die Bahnen der Monde, die wieder um die Hauptwandelſterne oder Planeten kreiſen; alle ſind dunkle, nicht ſelbſt leuchtende Welten, ſo wie unſre Erdenwelt, und empfangen ihr Licht allein von der Sonne, wie wir. Einige ſind kleiner, andere aber wieder weit größer als der Stern, auf welchem wir Sterblichen wohnen, und

in allen, wenn man ſie mit Hilfe der beſten Fernröhre beobachtet, findet ſich die mannichfaltigſte Verſchiedenheit ihrer Einrichtung und Geſtalt. Wir ſind über vierunddreiſſig Millionen Meilen weit von der Sonne entfernt; der uns bekannte entfernteſte Wandelſtern aber bei vierhundert Millionen. Und noch wiſſen wir nicht, ob nicht jenſeits des letzten, den wir kennen, noch andre ähnliche Erden ſchweben, die wegen ihres ſchwachen Lichtes und ihrer Entfernung durch die beſten Fernröhre nicht geſehen werden können.

Still, ewig in ungeſtörten Ordnungen, in feſtbeſtimmten Zeiten, umſchweben alle dieſe Welten ihre gemeinſchaftliche Sonne, ſo wie vor Jahrtauſenden, noch ehe ein Weſen wußte, ob auch ich einſt ſein würde; ſo wird es nach Jahrtauſenden ſeyn, wenn ich auf Erden längſt vergeſſen bin. Ein jegliches Haus wird von Jemand bereitet; der aber Alles bereitet, der iſt Gott! Hebr. 3, 4.

Mit ernſtem Schweigen und Erſtaunen betrachte ich die Wunder der unermeßlichen Räume — und was mein Geiſt unermeßlich nennt, iſt nur der kleinſte Punkt des Alles, das Er mit einer mir unbegreiflichen Macht und mir unbegreiflichen Weisheit geordnet hat; und überall iſt Er Gott und Herrſcher allein. Der Blick meines Geiſtes verfinſtert ſich, indem ich zu ihm empor ſehe; die Flügel meiner Einbildungskraft erlahmen, indem ich dies Unendliche mit den Gedanken durchſchweben will.

Gott, dem ewigen Könige, dem Unvergänglichen, Unſichtbaren und Alleinweiſen, ſei Ehre und Preis von Ewigkeit! 1 Tim. 1, 17.

Derjenige, welcher von allen um die Sonne ſchwebenden Sternen ihr am nächſten iſt, wird von den Himmelsbeobachtern Merkur geheißen. So nahe iſt er dem blendenden Strahlengewande der Sonne, daß er des Nachts nie, ſondern nur neben der Sonne am Tage geſehen, und auch da nicht recht erkannt werden mag, weil er faſt immer von ihrem Glanz verdeckt wird. Dem ungeachtet iſt er noch mehr als acht Millionen Meilen weit von ihr entfernt, das heißt, ſechszehnmal weiter als der Mond von uns. Ob nicht noch andre Welten zwiſchen ihm und der Sonne ſchweben, wiſſen wir nicht; Raum genug zu ihren Bahnen wäre vorhanden; aber ſchwer, ſie aus dem Strahlenmeere herauszufinden. Man hat wohl dunkle, runde Körper ſchon vor der Sonne, ihr ſehr nahe, vorbei wandeln ſehen, ohne angeben zu können, welch eine Bewandniß ſie mit derſelben habe. Selbſt ihre Kleinheit verhinderte, ſie deutlicher zu erblicken. Auch der Weltkörper Merkur iſt einer der kleinern; ſein Durchmeſſer beträgt etwa nur zwei Fünftheile von dem Erddurchmeſſer, dem ungeachtet übertrifft er dennoch weit die Größe unſers Mondes.

Dies alles verurſacht, daß man von ſeiner Beſchaffenheit wenig hat entdecken können, obgleich

man wohl bemerkte, daß er ein ähnlich dunkler gerundeter Körper, wie die Erde ſei, und nach ſeinen verſchiedenen Stellungen zur Sonne, eben ſo ungleich mit zu- und abnehmendem Licht erſcheine, wie unſer Mond in den verſchiedenen ſogenannten Vierteln. Auch iſt aus verſchiedenen Umſtänden mehr als wahrſcheinlich, daß wir mehr ſeine ihn umgebende, von der Sonne beſtrahlte Wolkenumhüllung, als ſeinen feſten Körper ſelbſt erblicken, und jene Hülle wohl ſehr dicht ſeyn möge. Wenigſtens laſſen ſich oft dunkle Wolken wahrnehmen, die nicht bei gleichem Orte bleiben, nach verſchiedenen Richtungen ziehen, und ſich bald auflöſen, bald neu bilden.

Iſt dieſer Weltkörper von Weſen bewohnt, die mehr oder weniger mit uns Sterblichen Aehnlichkeit haben: welche ganz andre Naturordnung würden ſie dort ſehen, als wir. An ihrem Himmel würde unſer Mond kaum bemerkbar, unſere Erde aber, als ein ſchöner, glänzender Stern erſter Größe glänzen, und die Sonne dreimal größer ſeyn, als an unſerm Himmel. Da ihr Jahr nur achtundachtzig Tage lang iſt: wie ſchnell fliegen deſſen Winter, Frühlinge, Sommer, Herbſte vorüber! Aber wer kann auch nur dunkel ahnen, ob dort die Geſchöpfe Gottes im mindeſten denen auf unſerm Erdball gleichen; ob dort Pflanzen, Meer- und Luftbewohner ſind? Welche unendlich mannichfaltige Reihe von Weſen erkennen wir nicht ſchon auf Erden, die einander alle ungleich ſind; und ſelbſt unter Geſtalten gleicher

Art wie groſse Abweichungen. Von den vielen Millionen Menſchen hienieden, wo würden ihrer zwei geſehen, die einander vollkommen gleich wären? Und ſo läßt ſich wohl glauben, daß dieſelbe Verſchiedenheit göttlicher Geſchöpfe ſtatt finde von einem Weltkörper zum andern, ſo wie dieſe ſelbſt einander durchaus nicht gleichen. Wie groſse Abwechſelungen der Dinge müſſen nicht allein ſchon durch eine gröſsere oder entferntere Nachbarſchaft von der Sonne bewirkt werden; wiewohl man keineswegs glauben darf, daß in ſo groſser Sonnennähe alles verbrennen muß. Denn wir wiſſen, daß die Sonnenhitze ſogar bei uns auf Erden abnimmt, je weiter wir an ſehr hohen Bergen aufwärts ſteigen, und folglich der Sonne um ſo viel näher kommen. Zu dem ſcheint jener Stern Merkur nicht vergeblich aus der Fürſorge des Weltenbaumeiſters jene dichte Wolkenhülle empfangen zu haben, die ihn wie ein Gewand umgibt.

Ein ähnliches Kleid trägt auch jener glänzende Weltkörper, welcher (nach dem Merkur) der Sonne am nächſten ſteht; daher er auch von uns nur bei Sonnenaufgang und Sonnenuntergang, nie aber des Nachts erblickt werden kann, und aus dieſer Urſache gewöhnlich der Morgen- oder Abendſtern genannt wird. Der Morgen- und der Abendſtern ſind ein und derſelbe Stern; die Beobachter des Himmels nennen ihn die Venus. Wer kennt ihn nicht, wenn er, der erſte der Sterne, des Abends den Reigen der Geſtirne anführt, funkelnder als

alle, oder der letzte am Morgen unter dem Glanz der forſchenden Sonne verſchwindet; ſchon das hohe Alterthum pries ihn in Geſängen, und die heilige Schrift gedenkt dieſes herrlichen Weltkörpers. Er iſt nicht viel kleiner als unſre Erde, wandelt in ſeiner Bahn zwiſchen uns und dem Merkur, in beinahe zweihundert vierundzwanzig Tagen um die Sonne herum, und iſt von derſelben ungefähr fünfzehn Millionen, von uns nur fünf Millionen weit abſtehend.

Den vorzüglichen Glanz, welchen er hat, ſcheint er dem Zurückprallen der Sonnenſtrahlen von ſeiner Wolkenumgebung zu danken zu haben. Dieſe aber iſt es, welche uns aber auch vorzüglich hindert, die auf ihm befindlichen größere Gegenſtände mit einiger Klarheit wahrzunehmen. Inzwiſchen läßt ſich aus allen angeſtellten Beobachtungen die Wahrſcheinlichkeit folgern, daß dort viel Aehnliches mit unſerm Erdball ſei; dort ſind Morgen- und Abenddämmerungen wie bei uns; dort iſt wechſelnder Tag und Nacht wie bei uns. Wir erblicken ihn vermittelſt der Fernröhre, gleich einer Mondsſcheibe, zuweilen halb verdunkelt, ſichelförmig, mit wachſenden Hörnern, gleich wie unſern Mond. Aber wir erkennen noch mehr. Dieſer Weltkörper hat hohe Gebirge. Denn man bemerkt nicht nur von Zeit zu Zeit glänzende kleine Hervorragungen von der Lichtſeite in die

ſinken und erſchrecken vor der nie geahneten Wunderbarkeit der Welt, ihrer Größe und der Majeſtät des Schöpfers, zu den er oft betete, ohne ihn ſo erkannt zu haben? Wird er dann nicht mit ganz anderem Sinn als ehemals beten: Herr, wie ſind deine Werke ſo groß und viel; du haſt ſie alle weislich geordnet!

Nun erſt wird die Aufmerkſamkeit in ihm erwachen, nun erſt die Wißbegier nach den göttlichen Dingen rege werden, und hundert Fragen werden geſchehen: Wie iſt es möglich, daß die Erde dahin ſchwebe im leeren Weltraum? oder daß wir nichts von ihrer ungeheuren Schnelligkeit im Fortfluge verſpüren? oder daß die Sonne, je näher wir ihr kommen, ſtatt mehr zu brennen und zu wärmen, kälter wird, und nicht wie anders Feuer thut?

Allein hier bleibt in den meiſten Dingen unſre Wisbegier unbefriedigt. Wir nehmen viele Wunder Gottes wahr, aber die Erklärung davon iſt uns unmöglich; alles, was wir darüber ſagen würden, wäre bloße Vermuthung. Wer könnte in die Geheimniſſe des Schöpfers dringen?

Sehr wahrſcheinlich alſo iſt die Sonne kein irdiſches Feuer, wie wir es haben, denn das Feuer verzehrt, was es ergreift, und wäre die Sonne eine brennende Welt, würde man nicht vermuthen

müſſen, daß ſie ſich endlich ſelbſt verzehren müſſe? Was iſt ſie alſo, und wie beſchaffen?

Es iſt der menſchlichen Kunſt gelungen, ſolche Fernröhre zu erfinden, vermittelſt welcher wir weit entfernte Gegenſtände tauſendmal größer und deutlicher erblicken, als mit bloßen Augen. So können wir das weit von uns Entlegene gleichſam näher an unſer Auge heranziehen, und wie groß muß unſer Erſtaunen werden, wenn auf dieſe Weiſe unſer Blick auf fremden Welten umherwandelt, da er bisher nur gewohnt war, die Landſchaften und Gewäſſer auf Erden zu ſehen! Wenn er dort eine ganz andre Ordnung und Haushaltung Gottes wahrnimmt, wie hier auf Erden!

Schon längſt bemerkte man durch jene Hilfsmittel, daß die Sonne keineswegs wie ſie den bloßen Augen vorkömmt, ein einziges Flammenmeer ſei, ſondern es zeigten ſich dunkle Stellen darin, wie Inſeln in einem Ozean von Licht. Manche derſelben bewegten ſich, immer in gleichweitem Abſtand von einander, von einer Seite der Scheibe zur andern, und kamen wieder regelmäßig, nach immer gleicher Zeit, auf der erſten Seite wiederum genau den gleichen Gang zu nehmen. Erſt daraus erkannte man nun offenbar, daß auch die Sonne nicht ſtille ſtehe, ſondern daß ſie ſich um ſich ſelbſt herumdrehe, ſo wie ſich auch die Erde, nicht nur um die Sonne

in Jahresfriſt, ſondern auch um ſich ſelbſt binnen vierundzwanzig Stunden herumdreht. Aber was bei unſrer kleinen Welt, auf der wir eine kurze Zeit leben, in zweimal zwölf Stunden vollbracht iſt, dauert bei der großen Sonnenkugel fünfhundertund- zweiundfünfzig Stunden; oder was bei uns einen Tag und eine Nacht ausmacht, währt dort über ſiebenundzwanzig unſrer Tage.

Die dunkeln Stellen in der Sonne, welche man aber auch zu ungleichen Zeiten oft unter dem allge- meinen Glanz wieder verſchwinden ſieht, zeigen, je länger ſie beobachtet werden, mancherlei Verſchieden- heiten. Es gibt deren, die ganz ſchwarz und von blaſſem Rande umgeben ſind; andre, die keine finſtre Mitte haben, ſondern überall gleich grau ſind. Eben ſo zeigen ſich wieder in dem weiten Lichtmeer einzelne Punkte, die weit heller ſtrahlen als alles Uebrige. Das Lichtmeer trennt ſich zuweilen; an andern Orten wallt es wieder ſammen. Wo es auseinander geht, ſehen wir die finſtern Stellen des Sternenkörpers, und bemerken, daß er nicht bren- nend iſt, ſondern für ſich ſelbſt dunkel und ſo ſtrah- lenlos wie unſer Erdball.

Bei noch ſo ſorgfältigerm Unterſuchen nimmt man deutlich wahr, daß wenn die finſtern Sonnen- ſtellen ſich beim Umdrehen dieſes Weltkörpers, dem Rande der Scheibe nähern, noch ehe ſie den äuſſer- ſten Saum erreichen, ſchon verſchwinden unter der ſeitwärts ſtehenden Lichtmenge. Folglich ſteht die Lichthelle wohl weit höher, als der dunkle Boden der Sonne. Ja, was noch merkwürdiger iſt, zwiſchen

dem Lichtmeer, welches die Sonne umſtrahlt, und zwiſchen dem ſtrahlenloſen Grund derſelben, und ſelbſt noch über dieſem weit erhaben, zeigt ſich ein andres, von beiden verſchiedenes Weſen, gleichſam ein zweites der Sonne, beweglich, abwechſelnd, ungleich von grauer Farbe. Wenn wir auf einem andern Sterne wohnten, und von dem aus unſere Erde betrachten könnten, würden die Wolken, welche den Erdball umziehen, ebenfalls einen ähnlichen grauen Schleier um ihn her bilden, der dann und wann zerriſſe, und zu andern Zeiten wieder zuſammenflöſſe.

So wäre die Sonnenwelt, mit unſerer Erdenwelt verglichen, alſo ein ſtrahlenloſer Weltball, wie unſre iſt, und ebenfalls wie dieſe mit einem Wolkenhimmel umzogen, aber weit über denſelben wölkten ſich rings um Lichtwolken. Man hat den Abſtand des Sonnengrunds von den dunkeln Wolkenſchichten, und den Abſtand dieſer von dem höhern Lichtmeer mit vieler Beſtimmtheit wahrgenommen. Aus mancherlei Beobachtungen und Berechnungen hat ſich ergeben, daß die Lichtwolken vier- bis ſechshundert Meilen weit von dem darunter liegenden Sonnenboden entfernt ſind, folglich vier- bis ſechshundertmal höher über der Sonne, als die Gipfel der allerhöchſten Berge über dem Erdboden ſtehen.

Riſſe in den Strahlenwolken, wenn man das herrliche Lichtmeer ſo nennen darf, welches jenen Weltkörper umſchwebt, entblößen uns faſt immer den darunter ſchwebenden grauen Wolkenhimmel, und dieſer iſt, wie es ſcheint, ſo allgemein und aus-

gedehnt, daß die Lichthülle ſelten oder nie unmittelbar über dem Sonnenboden ſteht. Denn ſo groß auch die Oeffnung der Glanzmenge wird, bemerkt man dennoch weit unter derſelben vorgehend die grauen Wolken, und erſt wenn ſich dieſe in ihrer Mitte öffnen, erblickt man den Sonnenboden ſelbſt als einen ſchwarzen Fleck, der wie mit einem mattleuchtenden, grauen Rand umgeben iſt.

Die ſchwarzen Stellen des Sonnengrundes ſind oft von beträchtlicher Größe. Man ſieht ſie zuweilen in einer Ausdehnung von zehn- und zwanzigtauſend Meilen Weite, ja man ſah ſie ſchon ſo groß, daß ſie einen Raum von zweihundert Millionen Meilen ins Gevierte einnahmen, das heißt, mehr denn zwanzigmal größer waren, als die ganze Oberfläche des von uns bewohnten Erdbodens. Man ſah die Lichtſchaale deutlich wie ein glänzendes Gewölbe über einer finſtern Tiefe hängen, noch tiefer, als die graue Wolkendecke ſteht, vereinzelte Gewölke zwiſchen dieſer und dem feſten Boden der Sonne ſchwimmen.

Von ſo ungeheurem Umfang aber auch die von ihren Gewändern zuweilen entblößten Stellen der Sonne ſind, iſt es bis dahin demungeachtet noch nicht möglich geweſen, etwas Näheres zu erkennen, von dem, was ſich auf der feſten Oberfläche des Körpers ſelber befinden mag. Es würde Täuſchung ſeyn, da von Geſtalt der Landſchaften, von den Thälern und Gebirgen reden zu wollen. Jener wunderbare, von unſerm Erdball ganz verſchieden geformte Ball, iſt viel zu weit von uns entfernt, oder vielmehr auch unſre vollkommenſten Sehröhre

ſind bis jetzt noch viel zu unvollkommen, um auf den von ſeinem grauen Wolkenſchleier beſchatteten Sonnengrunde Einzelheiten wahrzunehmen. Alles was darüber geſagt wird, iſt ſicherheitsloſe Muthmaaßung; ſo wie, wenn man aus öfters in gewiſſen Gegenden immer wieder erſcheinenden finſtern Stellen ſchließt, daß daſelbſt hohe Berge ſind, welche über die grauen Wolkenmeere öfter, als das tiefer liegende Land hervorragen und ſichtbar werden können.

Bis jetzt müſſen wir uns lediglich mit dem begnügen, was wir an der zweifachen Sonnenumgebung bemerkt haben, und ſelbſt auch dieſes iſt noch Weniges und Unbeſtimmtes. Ja, wir ſind noch nicht einmal im Stande, alle daran wahrgenommenen Erſcheinungen zu umfaſſen, oder gar zu erklären. Wir wiſſen ſogar nicht einmal uns Rechenſchaft zu geben, warum in manchen Jahren die Sonne beträchtlich größer und ein andersmals kleiner erſcheint. Nach Verſicherung der Sternſeher hat ſie, oder vielmehr die Lichthülle ihrer Scheibengröße um drei- bis ſechshundert Meilen abgenommen. Wäre dies der Fall, möchte man faſt für wahrſcheinlich halten, daß die ſtrahlende Glanzhülle zu gewiſſen Zeiten ſich vom Sonnenkörper entfernte und ausdehnte, und zu andern Zeiten wieder gegen ihn einſänke und zuſammenzöge. Doch ſcheint dieſes Größer- oder Kleinerwerden des Umfangs, welches im Verhältniß zur auſſerordentlichen Größe der Sonne gering iſt, keinen bedeutenden Einfluß auf Licht und Wärme hier auf Erden zu haben; eben ſo wenig,

wenn in der Sonne viele, oder große dunkle Stellen ſichtbar werden.

Wir wiſſen noch ſo wenig vom Weltenbau Gottes, und doch ſchon ſo Vieles, das unſer ganzes Erſtaunen rege machen muß! Wenn wir noch dazu denken, daß, mit Ausnahme einzelner Sterne, alle übrigen Geſtirne, welche wir Nachts am Himmel erblicken, eben ſo gut ſelbſtleuchtend ſind, wie die Sonne, und wahrſcheinlich von Licht umfloſſene Sonnen ſind, wie die unſrige, wenn wir dazu denken, daß unſre ſchärfſten Sehröhre zu ſchwach ſind, dieſe Sterne auch nur um das Allergeringſte zu vergrößern, weil ſie in allzu unermeßlichen Entfernungen von uns ſchweben; wenn wir denken, daß, ſo wie unſre Sonne der Mittelpunkt iſt, um welchen ſich neunundzwanzig kleinere Welten, wie unſre Erde oder der Mond iſt, bewegen, um von allen Seiten Beleuchtung zu empfangen, und daß um jene weit entfernten übrigen Sonnen ſich wahrſcheinlich eben ſolche, für ſich ſelbſt dunkle Weltkörper in ewig gleichen abgemeſſenen Kreiſen bewegen; wenn wir bedenken, daß der Erdball, auf dem wir leben, nur einer der kleinſten Weltkörper von allen denen iſt, die wir mit bloßen Augen in jeder heiteren Nacht ſehen, und daß doch die Oberfläche dieſes verhältnißmäßig kleinen Erdballs über neun Millionen Meilen ins Gevierte hat; wenn wir erwägen, daß auf dieſem Erdenrund Alles bevölkert iſt mit lebendigen Weſen, deren Arten und Gattungen wir noch nicht einmal alle kennen; wenn wir wiſſen, daß hier jeder Waſſertropfen, jeder Grashalm gleichſam eine eigne

kleine Welt ausmacht, worin zahlloſe nur unter dem ſtärkſten Vergrößerungsglaſe erſt ſichtbar werdende Thierchen leben und weben; wenn wir uns erinnern, daß die Anzahl der Menſchen allein, die auf der Oberfläche des Erdbodens zerſtreut wohnen, über achthundert Millionen beträgt: wie könnten wir bei ſolchem ſchwindelerregenden Blick vom größeſten bis zum kleinſten, vom einzelnen zu der unendlichſten Menge gefühllos bleiben, und ohne von einem heiligen Schauer durchdrungen zu werden? Wie ſollten wir, die wir vom grenzenloſen Hauſe Gottes, dem Weltall, nur einen der unbedeutendſten Punkte, und ſelbſt dieſen bei weitem noch nicht ganz kennen, nicht von Ahnungen ergriffen werden, daß jene größern Welten vom Gott und Vater des Lebens wohl auch mit lebenden Weſen bevölkert ſeyn mögen, die ſeine Majeſtät anbeten? Und wenn von jenen tauſenden von Sternen über uns jemals ein einziger auf immer verſchwände, wer auf Erden würde das Daſeyn deſſelben vermiſſen? Wenn unſer ganzer Erdball, mit Allem was ihn bewohnt, plötzlich in nichts verginge, was verlöre das reiche All der Welt an dieſem Staubkorn, welches wir Lebenden jetzt noch unſre ganze Welt nennen?

Dennoch iſt der Vater dieſes überſchwenglichen Reichthums mein Vater, und der Gott aller jener Welten mein Gott! Dennoch willſt Du, ewige Allmacht, ewige Barmherzigkeit, mich nicht verloren gehen laſſen, mich nicht verſäumen; ſondern wunderbar einzig, wie Du für jede beſondere Welt und für jeden beſondern Wurm im Staube biſt, als wäre

jene Welt, dieſer Wurm allein Deiner Liebe und Sorge Gegenſtand: ſo biſt Du wunderbar einzig für mich, als wäre ich Dein einzig erſchaffenes Weſen, und Alles meinetwillen angerichtet! Herr, wie ſind Deine Werke ſo groß und viel; Du haſt ſie alle weislich geordnet und die Erde iſt voll Deiner Güte!

Ich fühle mich in dieſem Ozean des Lebens ſo klein, ſo nichtig, wenn ich mich in dem Gedanken der Unendlichkeit oder in dem Abgrund Deiner Schöpfung verliere, und fühle mich wieder ſo groß, daß ich, ein ewiger Geiſt, Gott, Dich denken, Dich anbeten kann! Ich fühle mich ſo arm und verächtlich, wenn ich mein geringes Wiſſen, mein weniges Haben hier im Staube wahrnehme, und fühle mich wieder ſo reich, wenn ich mich erinnere deſſen, dem mich Jeſus zuführte.

Wie iſt es auch möglich, daß ein Sterblicher unter den kleinlichen Bekümmerniſſen dieſes kleinen Erdenlebens verzagen, wenn er Dich kennt, auf den er vertrauen kann? Wie iſt es möglich, daß er auf ſein irdiſches Beſitzthum einen ſo großen Werth legt, wenn er das Göttliche einmal wahrgenommen hat? Wie iſt es möglich, daß der für das Ewige und Göttliche Geborne nicht ſeinen Fehlern und Leidenſchaften abſagen kann, um Dir ganz anzugehören? O Dein Wille geſchehe auf Erden auch von mir, wie in allen Himmeln! Amen.

Stunden der Andacht

zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Siebenunddreiſſigſter Sonntag, den 10. Sept. 1815.

Die Himmel ruhen, jeder ehret
Die Größe Gottes, ſeine Pracht!
Die ausgeſpannte Feſte lehret
Die Werke, die ſein Arm gemacht.
Und aller Welten Harmonie
Verkündet und beſinget ſie.

Es ſtrömt von einem Tag zum andern,
Gleich Bächen, ihre Rede fort;
Und eine Nacht erzählt der andern
Leicht ihr gedankenvolles Wort.
Es ſind nicht Sprachen, die ſie ſpricht,
Doch wer weiß ihre Worte nicht?

Die Ordnung kunſterfüllter Kreiſe,
Verherrlicht Gottes Wunderhand,
Und macht, wie hold er iſt und weiſe,
Der allerfernſten Welt bekannt.
Der Sterne hoher ew'ger Gang
Iſt ſeiner Allmacht Hochgeſang.

Blicke zum Sternenhimmel.

Zweiter Theil.

Pſalm 19, 2—4.

Mit Recht kann geſagt werden, es iſt darum ſo wenig tiefe Gottesliebe und wahre Gottesverehrung in der Welt, weil die meiſten Menſchen Gott nur ſo weit erkennen, als ſie dazu fähig ſind. Denn wer auch nur eine ſchwache, doch immer würdige Vorſtellung von der Allmacht, Weisheit und Güte des höchſten Weſens hat, kann nicht anders als von einer Ehrfurcht und einer Andacht erfüllt werden, die alles übertrifft, was wir je ähnliches gegen Menſchen empfunden haben. Solche Ehrfurcht und Andacht iſt die heilige Weihe zur Frömmigkeit, die Jeſus von ſeinen Jüngern und Jüngerinnen gefordert hat.

Kann auch ein Kind ſeine Aeltern wirklich lieben und verehren, wenn es dieſelben nicht einmal kennt? Wie ſollen wir den Ewigen und Unſichtbaren lieben, und aus Liebe zu ihm ein heiliges Leben führen, wenn wir weniger von ihm wiſſen, als von unſern irdiſchen Aeltern? Viele Chriſten ſind bekannter mit den Handlungen oder Schickſalen frommer Leute, oder der Heiligen ihrer Kirche, als mit den Wundern und Thaten Gottes. Und doch deutete Chriſtus nicht auf Menſchen hin, ſondern immer auf Gott, und ſprach: nur er iſt heilig! — Vergebens prediget ihr Glauben, Buße,

Beſſerung und Gottesfurcht; nicht bloße Ermahnungen machen den Menſchen weiſer und beſſer, ſondern die Erkenntniß des Heiligſten und Höchſten. Die Gottesliebe, die Tugend kann in kein Gemüth hineingelegt werden: ſie muß von ſelbſt dem Gemüth erblühen.

Das iſt das große Uebel in vielen Ländern, daß diejenigen, welche ſich berufen fühlen ſie zu verkündigen, ihn ſelber oft zu ſelten in ſeiner Majeſtät erkannt haben, und in ihren Vorſtellungen von ihm zu dürftig ſind; daß ſie, ſtatt ihn in ſeinen Werken zu ſchauen, ſich ein dunkles Bild von ihm und ſeinen Vollkommenheiten, und eine Liebe zu ihm erkünſtelt haben, welche ſie dann Andern einzuſtößen ſuchen. Aber ihre Art der Liebe kann nicht das Gefühl eines Jeden ſein, und ihr Bild von Gott iſt oft zu ſchwach und klein, um andre Gemüther zu erheben.

Nicht der Menſch, Gott ſelbſt verkündigt ſich den Sterblichen am herrlichſten, und lehret, wer er ſei! Fragſt du: wo ſoll ich es hören und erfahren? Schon das Alterthum antwortet dir: Rede mit der Erde, ſie wird es dir lehren und die Fiſche im Waſſer werdens dir erzählen. Wer weiß nicht, daß ſolches alles des Herrn Hand gemacht hat? Hiob 12, 8. 9. Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und das Firmament verkündigt ſeiner Hände Werk. Ein Tag ſagt es dem andern und eine Nacht

thut es der andern kund. Es iſt keine Sprache und Rede, da man nicht ihre Stimme höre. Pſ. 19, 2. 4.

Lange glaubten die Bewohner der Erde, daß ſie recht den Mittelpunkt des großen Weltalls bewohnten; und nun erſt, aus vielen Beobachtungen des Weltgebäudes, nehmen wir wahr, daß wir unendlich weit davon entfernt ſein mögen; daß gleich wie der Mond, als ein Trabant um die Erde fliegt, und der Erdb[illegible] wieder als ein Trabant um die Sonne; auch die Sonne nur als ein geringerer Trabant um eine uns unbekannte, ſehr entfernte Sonne, in ewiger Kreisbahn mit allen ſie begleitenden Geſtirnen hinſchwebt. Lange glaubten die Menſchen, daß über unſerm Wolkenhimmel der blaue Sternenhimmel wie ein feſtes Zelt über den Erdball ausgeſpannt ſei, und der Aufenthalt ſeliger Geiſter ſei. Nun aber wiſſen wir, daß jener Sternenhimmel nichts Feſtes ſei, ſondern ein unendlicher Raum, welchen nichts durchſtrömt, als das Licht von Millionen Sonnen, deren Entfernungen von uns auszumitteln kein Werkzeug erfunden, und kein Maas erdacht werden kann.

Wir dürfen kaum zweifeln, daß ſich jene Sonnenwelten, die uns nur als kleine Sterne erkennbar ſind, nicht ebenfalls bewegen; aber wir ſind von ihnen allzuweit entfernt, um es beobachten zu können. So glauben wir auch von einem Menſchen, der auf einer Landſtraße weit von uns erblickt wird, er ſtehe ſtill, ob er gleich wandelt; und die

Menſchen, ob ſie gleich den Himmel ſeit Jahrtauſenden betrachtet haben, beobachten ihn noch viel zu kurze Zeit, (denn was ſind doch ſechstauſend Jahre gegen die Unendlichkeit der weiten himmliſchen Räume!) als daß ſie in den Stellungen der entfernten Sterne zu einander, eine wirkliche Veränderung hätten wahrnehmen können. Eben ſo ſehr iſt wahrſcheinlich, daß wie unſere Sonne neunundzwanzig verſchiedene Erdbälle um ſich hat, die ſie beleuchtet, auch jede der entferntern Sonnen von ähnlichen Weltkörpern begleitet ſei. Aber dieſe können wir nicht erblicken, theils weil ſie kleiner als ihre Sonnen, theils nicht ſelbſtleuchtend ſind, theils dieſen ihren Sonnen zu nahe und folglich von den Strahlen derſelben für uns gleichſam verhüllt ſtehen. Denn wenn wir auf demjenigen zu unſrer Sonne gehörenden dunkeln Weltkörper wohnten, der von ihr am allerfernſten ſchwebt, ſo würden wir von da aus unſern Erdball auch nur als einen ganz kleinen Stern erkennen, der aber ſo nahe um die Sonne herumzulaufen ſchiene, daß wir ihn kaum vor dem Glanz ihrer Strahlen deutlich erblicken könnten.

So ſcheinen alle Sterne am Himmel feſtzuſtehen; nur an zwanzigen und einigen bemerken wir, daß ſie ſich in ihrer Stellung gegen andre verändern; folglich bewegen. Aber eben dieſe ſind es, welche noch zu unſrer Sonne gehören, gleichſam Geſchwiſter des Erdballs ſind, und ſich wie er, um die gemeinſchaft-

liche Sonne drehen. Darum heiſſen ſie Wandelſterne oder Planeten. Die einen ſtehen der Sonne näher und vollenden ihren Kreislauf um ſie ſchneller, als andre entferntere. Unſer Erdball vollbringt ſeinen Lauf in einem Jahre; derjenige Erdball, welcher der Sonne am nächſten ſchwebt, vollbringt ihn aber ſchon in achtundzwanzig Tagen; hingegen der, welcher am weiteſten iſt, und mithin die gröſte Bahn zu machen hat, vollbringt den Lauf erſt in vierundzwanzig von unſern Jahren.

Dieſe ſämmtlichen Wandelſterne und Brüder unſrer Erdenwelt, ſchwingen ſich, eben ſo wie dieſe, um ſich ſelbſt rollend herum; alle, gleich wie der Erdball, beſchreiben in ihrem Lauf um die Sonne einen länglich runden Kreis; alle ſind in gewiſſem Verhältniß von einander abſtehend; ſo daß, je weiter einer um den andern von der Sonne entfernt iſt, er auch entfernter von den ihm benachbarteſten Wandelſternen ſchwebt; die der Sonne nächſten, ſind ſich unter einander näher; die der Sonne entlegenſten unter ſich ſelbſt entlegener; alle ihre Bahnen um die Sonne liegen mehr oder weniger in der gleichen Fläche, und eben ſo die Bahnen der Monde, die wieder um die Hauptwandelſterne oder Planeten kreiſen; alle ſind dunkle, nicht ſelbſt leuchtende Welten, ſo wie unſre Erdenwelt, und empfangen ihr Licht allein von der Sonne, wie wir. Einige ſind kleiner, andere aber wieder weit gröſer als der Stern, auf welchem wir Sterblichen wohnen, und

in allen, wenn man ſie mit Hilfe der beſten Fernröhre beobachtet, findet ſich die mannichfaltigſte Verſchiedenheit ihrer Einrichtung und Geſtalt. Wir ſind über vierunddreiſſig Millionen Meilen weit von der Sonne entfernt; der uns bekannte entfernteſte Wandelſtern aber bei vierhundert Millionen. Und noch wiſſen wir nicht, ob nicht jenſeits des letzten, den wir kennen, noch andre ähnliche Erden ſchweben, die wegen ihres ſchwachen Lichtes und ihrer Entfernung durch die beſten Fernröhre nicht geſehen werden können.

Still, ewig in ungeſtörten Ordnungen, in feſtbeſtimmten Zeiten, umſchweben alle dieſe Welten ihre gemeinſchaftliche Sonne, ſo wie vor Jahrtauſenden, noch ehe ein Weſen wußte, ob auch ich einſt ſein würde; ſo wird es nach Jahrtauſenden ſeyn, wenn ich auf Erden längſt vergeſſen bin. Ein jegliches Haus wird von Jemand bereitet; der aber Alles bereitet, der iſt Gott! Hebr. 3, 4.

Mit ernſtem Schweigen und Erſtaunen betrachte ich die Wunder der unermeßlichen Räume — und was mein Geiſt unermeßlich nennt, iſt nur der kleinſte Punkt des Alles, das Er mit einer mir unbegreiflichen Macht und mir unbegreiflichen Weisheit geordnet hat; und überall iſt Er Gott und Herrſcher allein. Der Blick meines Geiſtes verfinſtert ſich, indem ich zu ihm empor ſehe; die Flügel meiner Einbildungskraft erlahmen, indem ich dies Unendliche mit den Gedanken durchſchweben will.

Gott, dem ewigen Könige, dem Unvergänglichen, Unſichtbaren und Alleinweiſen, ſei Ehre und Preis von Ewigkeit! 1 Tim. 1, 17.

Derjenige, welcher von allen um die Sonne ſchwebenden Sternen ihr am nächſten iſt, wird von den Himmelsbeobachtern Merkur geheißen. So nahe iſt er dem blendenden Strahlengewande der Sonne, daß er des Nachts nie, ſondern nur neben der Sonne am Tage geſehen, und auch da nicht recht erkannt werden mag, weil er faſt immer von ihrem Glanz verdeckt wird. Dem ungeachtet iſt er noch mehr als acht Millionen Meilen weit von ihr entfernt, das heißt, sechszehnmal weiter als der Mond von uns. Ob nicht noch andre Welten zwiſchen ihm und der Sonne ſchweben, wiſſen wir nicht; Raum genug zu ihren Bahnen wäre vorhanden; aber ſchwer, ſie aus dem Strahlenmeere herauszufinden. Man hat wohl dunkle, runde Körper ſchon vor der Sonne, ihr ſehr nahe, vorbei wandeln ſehen, ohne angeben zu können, welch eine Bewandniß ſie mit derſelben habe. Selbſt ihre Kleinheit verhinderte, ſie deutlicher zu erblicken. Auch der Weltkörper Merkur iſt einer der kleinern; ſein Durchmeſſer beträgt etwa nur zwei Fünftheile von dem Erddurchmeſſer, dem ungeachtet übertrifft er dennoch weit die Größe unſers Mondes.

Dies alles verurſacht, daß man von ſeiner Beſchaffenheit wenig hat entdecken können, obgleich

man wohl bemerkte, daß er ein ähnlich dunkler gerundeter Körper, wie die Erde ſei, und nach ſeinen verſchiedenen Stellungen zur Sonne, eben ſo ungleich mit zu- und abnehmendem Licht erſcheine, wie unſer Mond in den verſchiedenen ſogenannten Vierteln. Auch iſt aus verſchiedenen Umſtänden mehr als wahrſcheinlich, daß wir mehr ſeine ihn umgebende, von der Sonne beſtrahlte Wolkenumhüllung, als ſeinen feſten Körper ſelbſt erblicken, und jene Hülle wohl ſehr dicht ſeyn möge. Wenigſtens laſſen ſich oft dunkle Wolken wahrnehmen, die nicht bei gleichem Orte bleiben, nach verſchiedenen Richtungen ziehen, und ſich bald auflöſen, bald neu bilden.

Iſt dieſer Weltkörper von Weſen bewohnt, die mehr oder weniger mit uns Sterblichen Aehnlichkeit haben: welche ganz andre Naturordnung würden ſie dort ſehen, als wir. An ihrem Himmel würde unſer Mond kaum bemerkbar, unſere Erde aber, als ein ſchöner, glänzender Stern erſter Größe glänzen, und die Sonne dreimal größer ſeyn, als an unſerm Himmel. Da ihr Jahr nur achtundachtzig Tage lang iſt: wie ſchnell fliegen deſſen Winter, Frühlinge, Sommer, Herbſte vorüber! Aber wer kann auch nur dunkel ahnen, ob dort die Geſchöpfe Gottes im mindeſten denen auf unſerm Erdball gleichen; ob dort Pflanzen, Meer- und Luftbewohner ſind? Welche unendlich mannichfaltige Reihe von Weſen erkennen wir nicht ſchon auf Erden, die einander alle ungleich ſind; und ſelbſt unter Geſtalten gleicher

Art wie groſse Abweichungen. Von den vielen Millionen Menſchen hienieden, wo würden ihrer zwei geſehen, die einander vollkommen gleich wären? Und ſo läßt ſich wohl glauben, daß dieſelbe Verſchiedenheit göttlicher Geſchöpfe ſtatt finde von einem Weltkörper zum andern, ſo wie dieſe ſelbſt einander durchaus nicht gleichen. Wie groſse Abwechſelungen der Dinge müſſen nicht allein ſchon durch eine größere oder entferntere Nachbarſchaft von der Sonne bewirkt werden; wiewohl man keinesweges glauben darf, daß in ſo groſser Sonnennähe alles verbrennen muß. Denn wir wiſſen, daß die Sonnenhitze ſogar bei uns auf Erden abnimmt, je weiter wir an ſehr hohen Bergen aufwärts ſteigen, und folglich der Sonne um ſo viel näher kommen. Zu dem ſcheint jener Stern Merkur nicht vergeblich aus der Fürſorge des Weltenbaumeiſters jene dichte Wolkenhülle empfangen zu haben, die ihn wie ein Gewand umgibt.

Ein ähnliches Kleid trägt auch jener glänzende Weltkörper, welcher (nach dem Merkur) der Sonne am nächſten ſteht; daher er auch von uns nur bei Sonnenaufgang und Sonnenuntergang, nie aber des Nachts erblickt werden kann, und aus dieſer Urſache gewöhnlich der Morgen- oder Abendſtern genannt wird. Der Morgen- und der Abendſtern ſind ein und derſelbe Stern; die Beobachter des Himmels nennen ihn die Venus. Wer kennt ihn nicht, wenn er, der erſte der Sterne, des Abends den Reigen der Geſtirne anführt, funkelnder als

alle, oder der letzte am Morgen unter dem Glanz der forſchenden Sonne verſchwindet; ſchon das hohe Alterthum pries ihn in Geſängen, und die heilige Schrift gedenkt dieſes herrlichen Weltkörpers. Er iſt nicht viel kleiner als unſre Erde, wandelt in ſeiner Bahn zwiſchen uns und dem Merkur, in beinahe zweihundert vierundzwanzig Tagen um die Sonne herum, und iſt von derſelben ungefähr fünfzehn Millionen, von uns nur fünf Millionen weit abſtehend.

Den vorzüglichen Glanz, welchen er hat, ſcheint er dem Zurückprallen der Sonnenſtrahlen von ſeiner Wolkenumgebung zu danken zu haben. Dieſe aber iſt es, welche uns aber auch vorzüglich hindert, die auf ihm befindlichen größere Gegenſtände mit einiger Klarheit wahrzunehmen. Inzwiſchen läßt ſich aus allen angeſtellten Beobachtungen die Wahrſcheinlichkeit folgern, daß dort viel Aehnliches mit unſerm Erdball ſei; dort ſind Morgen- und Abenddämmerungen wie bei uns; dort iſt wechſelnder Tag und Nacht wie bei uns. Wir erblicken ihn vermittelſt der Fernröhre, gleich einer Mondsſcheibe, zuweilen halb verdunkelt, ſichelförmig, mit wachſenden Hörnern, gleich wie unſern Mond. Aber wir erkennen noch mehr. Dieſer Weltkörper hat hohe Gebirge. Denn man bemerkt nicht nur von Zeit zu Zeit glänzende kleine Hervorragungen von der Lichtſeite in die

Nachtſeite der Venus; alſo Erhebungen, an denen die Sonne ſtrahlt, während das Uebrige noch im Finſtern ruht; ſondern, obgleich ſelten, ſogar eine ſchimmernde Gegend am Auſſenende eines Horns, die durch dunkleres Schwarz von dem übrigen erhellten Theil ganz getrennt, folglich eine große Ungleichheit, eine Erhöhung iſt, die früher erleuchtet wird als die Tiefe. Noch viele andre Gründe bewähren, daß auf jenem Weltkörper große Gebirgsketten ſind; und Berge, drei, viermal, ja fünfmal höher, als die allerhöchſten auf unſerm Erdenſtern.

Wenn wir von Reiſenden die Beſchreibungen leſen oder anhören, welche ſie von der majeſtätiſchen Geſtalt der Hochgebirge geben, die weit über den Ländern der Menſchen ihr Haupt in den Wolken des Himmels tragen, mit Schnee und Eis auf ihren Gipfeln ſeit der Schöpfung bedeckt liegen, und Thiere, Gewürme, Pflanzen in ihren Höhen nähren, von denen nur wenige unten an ihrem Fuße, in den von Menſchen bewohnten Landſchaften gedeihen: welch ein Schauſpiel muß der Anblick oder die Erſteigung jener Gebirge gewähren, die ſich auf dem Abendſtern erheben! Welch eine neue andre Welt dort, als die unſrige! Und doch iſt dieſes nur die geringere Verſchiedenheit der Venus von unſerm Erdball. Gott hat dort noch anders gewaltet.

Ueber den Dunſtkreis oder Wolkenhimmel jener

Welt, der ſich allenfalls zehn Meilen weit ausdehnen mag, ſchwebt noch etwas anderes, uns ganz Unerklärbares. Es iſt wie ein Ring, der dünn und ſchmal den dunkeln Körper ſammt deſſen Wolkenhimmel umfängt. Er gleicht einem bleichen Nebelſtrich, doch iſt er ſo zart, daß ſchwerlich ergründet wird, weder was er ſei, noch zu welchen Zwecken er da ſei? Einen ähnlichen Ring hat man um den Merkur erblickt. Darin ſind ſich dieſe zwei Welten einander ähnlich. — Nicht minder wunderbar iſt eine andere Erſcheinung, daß nämlich die nicht von der Sonne erhellte Seite der Venus manchmal nur grau dämmernd, manchmal aber ganz röthlichleuchtend geſehen wird, ungeachtet man bisher keinen Mond bei der Venus entdeckt hat, der ihre in Nacht verhüllten Länder erhellt. Wer aber kennt die Mittel des Schöpfers, wer die Tiefe ſeines Reichthums? Iſt es nicht auch ſeine Hand, welche in den kalten Gegenden unſerer Erde, wo monatlange Nächte herrſchen, die hoch über unſerm Wolkenhimmel flammenden Nord- und Südlichter anzündet? Wo hat ſeine Kraft ein Ende, wo ſeine Weisheit Schranken? Ueberall iſt er Gott und Vater ſeiner Geſchöpfe, dort wie hier.

Iſt dort edlern Weſen vergönnt, unſern Erdenſtern zu betrachten, wie wir den ihrigen, wahrlich nicht minder unbegreiflich muß ihnen derſelbe in allem

von dort aus geſehen, erſcheinen; ſie mögen auf den gleichförmigen Schwung des Mondes um uns, oder durch den Schleier unſerer Wolken auf unſre Länder, Meere und Hochgebirge blicken, die ſie kaum unterſcheiden. Glänzende Punkte in grauen Dämmerungen würden ihnen unſre große Inſeln im weiten Ozean, ſtrahlender noch vom Wiederſchein die weiten Sandwüſten um die Mitte der Erde, oder die unermeßlichen, ewigen Schnee- und Eisflächen an den beiden entgegengeſetzten Enden des Erdballs ſeyn, um die er ſich durch die Himmel rollend, wie das Rad um die Achſe, wendet. Unſre Dörfer, die Palläſte der Fürſten, die größten Städte des Erdenrundes, die weitläufigſten Waldungen, alles iſt im einförmigen Grau verſchwunden, und ihr Daſeyn wird nicht geahndet, noch weniger ihre Geſtaltung, obgleich die Erde den Bewohnern der Venus weit näher ſteht, als ihnen die Weltkugel des Merkurs iſt.

Der Stern, welchen wir Sterblichen eine Zeitlang unſern Wohnplatz nennen, der zwanzig Millionen Meilen weit von der Sonne ſchwebt, ungeachtet er ihr, nach Merkur und Venus der nächſte von allen iſt; der zu ſeinem Kreislauf um ſie mehr als dreihundert fünfundſechszig Tage gebraucht; der einen Umfang von fünftauſend vierhundert Meilen hat — wie klein, wie unbedeutend erſcheint er in

ſolchen Fernen, unter tauſend andern, oft tauſend-mal größern Welten, den etwanigen Weſen auf andern Geſtirnen! Und doch wie groß, wie wichtig erſcheint ſich der Sterbliche auf dieſem Staubpunkt! Wie rie-ſenhaft kommen ihm ſeine Arbeiten, ſeine Sorgen, ſeine Entwürfe vor! Wie wird er von ſeinen gemei-nen, dem Staub entſtiegenen Begierden gefeſſelt, daß er nur ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf das Nich-tige hinlenkt, das unter ihm liegt, und darüber das ganze Weltgebäude und den Gott des Weltalls und das Ewigſeyn im Weltall vergißt!

Was iſt im Verhältniß zur unendlichen Herrlich-keit, welche von der Sonne bis zum letzten der zu ihr geordneten Welten ausgebreitet iſt, der allermäch-tigſte Monarch auf dem kleinen Erdball? — Weni-ger, als eine kaum ſichtbare Milbe, am Laube einer tauſendjährigen Eiche klebend. Dennoch wie demüthi-gen ſich tauſend und tauſend andre Sterbliche vor die-ſem Nichts; wie beben ſie vor dem Zorn deſſen, der Staub iſt, wie ſie; wie bewundern ſie ſeinen Reich-thum; wie preiſen ſie ſeine Macht; wie eifrig fliegen ſie, ſeine Wünſche zu erfüllen und ſich ihm wohlge-fällig zu machen! — — Aber der Einzige, Hohe, Unvergängliche — Gott! vor welchem aller Glanz des Weltgebäudes matt iſt; vor dem die ungeheue-ren Sonnen und alle um ſie fliegende Welten nur Staub ſind — der große Unſichtbare, Alleinheilige,

er iſt von den Sterblichen vergeſſen, während ſie ſich vor der Milbe beugen; ſeine Weisheit und Macht iſt von ihnen kaum gekannt, während ſie vor kleinlichen Spielen Ihresgleichen erſtaunen und es Kunſt heißen; ihn zu verehren, anzubeten in ſeiner Herrlichkeit, iſt ihnen nur Nebenſache, oft läſtiges Herkommen, deſſen ſie gern los ſeyn möchten, während ſie vor denen in tiefſter Ehrfurcht ſich beugen, die nicht wiſſen, ob ſie morgen noch athmen. Wer ihnen ein wenig Vergängliches hinbietet, Staub und Aſche, was ſie Reichthum nennen, oder ein Traumweſen, das ſie Ehre und Rang heißen, dem ſtammeln ſie in hoher Rührung Dankbarkeit; aber gleichgiltig blicken ſie auf den Herrn des Weltalls, der ihrem Geiſt Ewigkeit zur Heimath das Weltgebäude, und zum letzten Ziele namenloſe Seligkeit gab. Ach, ſie bezweifeln zuweilen wohl gar ſein Daſeyn, während er Myriaden Welten durch das Endloſe des Univerſums ſendet, ihn zu verkünden.

Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Veſte verkündigt ſeiner Allmacht Werk. Ein Tag ſagt es dem andern, und eine Nacht thut es kund der andern. Es iſt keine Sprache noch Rede, da man nicht ihre Stimme höre! Heilig, heilig, heilig iſt der Herr Zebaoth! alle Welten ſind ſeiner Ehre voll! Amen.

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Achtunddreiſſigſter Sonntag, den 17. Sept. 1815.

Um ſeinen Thron her ſtrömt ein Licht,
Das ihn vor uns verhüllet.
Ihn feſſeln alle Himmel nicht
Die ſeine Größe füllet.
Er bleibet ewig, der er war.
Verborgen Er, und offenbar
In ſeiner Liebe Wundern.

Was ſchirmt den Weltbau ohne Dich,
O Gott, vor ſeinem Falle?
Allgegenwärtig breitet ſich
Dein Flügel über alle.
Du biſt die Freundlichkeit, die Huld,
Die Gnade biſt Du, die Geduld,
Der Vater, der Erbarmer!

Dir nur gebühren Preis und Dank,
Dir nur iſt Macht und Ehre!
Ihr Welten werdet zum Geſang,
Singt ihm, ihr Sonnenheere!
Der Herr iſt Gott! und Keiner mehr!
Was gleicht ihm? Keiner iſt wie er,
Der Unſichtbare, Ewige!

Blicke zum Sternenhimmel.

Dritter Theil.

Jeſaias 40, 26.

Ein Blick in die Tiefe des Weltgebäudes und auf jene glänzenden 'Ordnungen, iſt genug, um dem Weiſen die Majeſtät Gottes ſo lebendig zu vergegenwärtigen, daß ihm alles, was im Irdiſchen groß heißt, verächtlich wird, und ſein eigener Geiſt ſich, vor der Nähe des Herrn, wie vernichtet fühlt. — Das iſt ein anderer Gott, welchen nur die Unendlichkeit der Himmel verkündet, als der, welchen mir die Schulweiſen beſchränkt von kleinlichen Begriffen und vorgefaßten Schulmeinungen nennen; oder als der, welchen ich in den dürftigen Bildern des Katechismus und ſeiner Erklärer fand, die wohl oft Schriftgelehrte, ſelten aber Gottesgelehrte ſind.

Hebet eure Augen in die Höhe und ſehet! Wer hat ſolche Dinge geſchaffen und führet ihr Heer bei der Zahl heraus? Der ſie alle mit Namen rufet. Jeſ. 40, 26. So mahnet der ehrwürdige Prophet des Alterthums das gottesvergeſſene Menſchengeſchlecht ſeiner Tage; ſo mahnet uns ſeine Stimme heute noch. Hebet eure Augen in die Höhe und ſehet!

Noch ſind die Werkzeuge, welche der Menſch zur Schärfung ſeiner Blicke erfand, allzu unvollkommen,

um die entfernten Welten und ihre natürliche Einrichtung deutlicher zu erkennen. Selbſt der Mond, wiewohl unter allen Sternen uns der nächſte, da er nur ungefähr einundfünfzig tauſend Meilen weit von uns ſchwebt, bleibt uns in ſeiner Bildung räthſelhaft. Und doch iſt man ſchon im Stande, Gegenſtände daſelbſt ziemlich zu unterſcheiden, wenn ſie einen Durchmeſſer von vier- bis fünftauſend Fuß haben.

Nicht unſere Erde allein, ſondern auch andere ähnliche, von der Sonne weit entfernte Wandelſterne, haben zur Beleuchtung ihrer Nächte einen Mond; ja meiſtens mehrere Monde. Alle dieſe Monde ſind darin dem unſrigen ähnlich; daß ſie ſich, wie der Mond um unſere Erde, beſtändig um ihre Erde drehen; daß ſie ihrer Erde immer die gleiche Fläche zuwenden, ſo daß ihre andere Seite nie von den Erdbewohnern erblickt wird, und daß ſie kleiner ſind als der Planet, um welchen ſie ſchweben. Während unſre Erdkörper eine Fläche von ſiebenzehnhundert und zwanzig Meilen hat, iſt die des Mondes nur von vierhundert achtundſechszig Meilen.

Der Mond, mit bewaffneten Augen betrachtet, ſtellt eine große, helle, von der Sonne beleuchtete Scheibe dar, die einer geſchmolzenen und wieder hartgewordenen Schlacke mit vielen kleinen Löchern

und Anhöhen und ungleich hellern Stellen nicht unähnlich ſieht. Große zuſammenhängende, dunkle Gegenden, die ohne Zweifel tiefer liegen, oder von einer Art ſind, daß ſie nicht viel Licht zurück werfen können, bedecken wohl den dritten Theil des Mondes. Aus dieſen dunklern Ebenen erheben ſich Bergſpitzen einzeln am Sonnenglanz, oder es ziehen in meiſtens geraden Linien, nach mannichfaltigen Richtungen, einzelne Hügel und Gebirgsreihen, wie lichte Streifen; oder beträchtliche Landflächen ſteigen aus den grauen Verſchattungen, in zweifelhaftem Licht, wie überſchwemmte Inſeln hervor. Bei weitem aber der größere Theil der Mondhälfte iſt erhabener, heller, voll rundlicher Löcher, aus deren Finſterniß gewöhnlich, wie ein heller Punkt in der Mitte einer ſchwarzen Scheibe, eine Bergſpitze glänzend hervorragt. Faſt alle jene Löcher haben einen erhabenen hellſchimmernden Rand oder Kreis um ſich. So erſcheint beim erſten Anblick der Mond. *)

Aber dieſe ſtark beleuchteten Kreiſe oder Einfaſſungen der kleinen Löcher, werfen, je nachdem die Sonne ſteht, Seitenſchatten, aus denen ihre Höhe ermeſſen werden kann. Es ſind hohe Gebirge, welche im Ring eine ungeheure Vertiefung umkrän-

*) Schon im dritten Jahrgang dieſer Blätter iſt eine Betrachtung des Mondes enthalten und mit dieſer zu vergleichen.

zen. Jene kleinen Löcher werden, je nachdem die Sonne höher ſteigt, bis in ihrer unterſten Tiefe erhellt; es ſind ungeheure Abgründe, viele Meilen weite Thäler. Sie ſenken ſich zehn und mehrere tauſend Fuß tief; ſind von ſehr ſteilen Wänden des Ringgebirges umſchloſſen, die ſich erſt unterhalb gegen den Thalkeſſel allmählig verebenen, aus welchem dann wieder ein mehrere tauſend Fuß hoher einzelner Berg hervorſteigt. Solch ein Berg aus dem weiten Abgrund, iſt ſelten ſo ſchroff als die das Thal umgebende Bergwand, und auch ſelten oder nie ſo hoch, als die Gipfel des Ringgebirges um ihn her ſind. Auf den Ringgebirgen, die an der äuſſern Seite nicht ſo ſteil nieder gehen, wie an der innern des Abgrundes, ſondern oft ſehr flach ablaufen, erblickt man ungleiche Klüfte und Gipfel. Manche dieſer Felszacken, die dort plötzlich aus der Ebene der Berghöhen aufſteigen, ſind mit nichts Aehnlichem auf Erden zu vergleichen. Sie müſſen, nach unſrer Vorſtellungsart zu reden, aus den härteſten Maſſen geſchaffen ſeyn. Man denke ſich einen Felſen, der einzeln daſteht, deſſen Fuß noch keine Meile im Durchmeſſer hat, und der ſich ſteil, wie eine Mauer bei neuntauſend Fuß hoch kegelförmig empor ſpitzt.

Alles, Alles iſt in jener Mondenwelt, anders als auf der unſrigen. Wo erblicken wir auf Erden Abgründe,

ſo weit, ſo tief wie dort? Unſere Meere, unſre Seen, würden ihnen ähnlich ſeyn, wenn ſie waſſerleer da ſtänden, und die gegenwärtigen Inſeln bis auf den Fuß entblößt, gleich ſteilen ungeheuren Felſen aus ihnen herausragten. Wo finden wir auf Erden Gebirge von ſo auſſerordentlicher Höhe, wie dort? Der Gipfel des höchſten Gebirges auf Erden ſteht neunzehntauſend ſechshundert Fuß über der Meerebene; im Monde haben mehrere eine Höhe von mehr denn vierundzwanzig tauſend über der Ebene. Und ſo wie die langen Bergſtreifen im Monde, ziehen auch ähnliche ſchmale, lange Thalſtreifen, wie waſſerloſe Flußbetten, oder leere Kanäle, dreiſſig, fünfzig, ſiebenzig Meilen weit durch die Ebenen von einem Gebirge zum andern, ja, wie es ſcheint, ununterbrochen zuweilen durch den Berg, über oder durch den ungeheuern Abgrund hinweg und wieder in die Ebene hinaus.

Das Schauſpiel dieſer göttlichen Einrichtung auf der Oberfläche des Mondes, läßt ſich nicht erklären. Wir ſehen bei uns nichts Aehnliches. Schon daß der Mondball nicht ſo, wie unſer Erdball mit einem dichten Dunſtkreis oder einem Wolkenhimmel umgeben iſt, bedeutet uns, daß wir dort eine ganz andre Natur vermuthen müſſen, als wir in den Sommern und Wintern der Erde bewundern. Ohne dieſen Wolkenhimmel kein Regen, kein Schnee, kein Gewit-

ter, kein Hagel. Sollten jene Abgründe mit ihren erhöhten Rändern vielleicht ausgebrannte feuerſpeiende Berge geweſen ſeyn? Sie gleichen denen auf unſerer Erde einigermaaßen; aber die größten Oeffnungen der unſrigen ſind nur wenige tauſend Fuß weit, dort ſind es Thäler, in denen unſre Fürſtenthümer mit Städten und Dörfern Raum fänden.

Doch ſcheint, wenn auch vielleicht nicht das Element unſers Waſſers, das Element des Feuers daſelbſt zu wirken. Denn man hat nicht nur in den von der Erde verſchatteten Gegenden des Mondes einmal einen röthlichen Lichtflecken erblickt, der lange auf derſelben Stätte ſichtbar blieb, ſondern nachher auch als die gleiche Gegend von der Sonne beleuchtet ward, zeigte ſich ſtatt des Lichtfleckens ein anderthalb Meilen weiter Abgrund von Ringbergen umſchloſſen, welcher zuvor nie geſehen ward. Eben ſo hat man noch andre neugewordene Abgründe geſehn, die von Jahr zu Jahr an Umfang zugenommen haben, und beweiſen, daß dort noch immer die Hand des Allmächtigen wunderbar zur Geſtaltung der Mondesfläche wirkt.

Von der andern Seite ſollte man beinahe vermuthen, nicht ſelten auch Spuren von der Thätigkeit ſolcher Weſen zu erblicken, die jenen Weltkörper bewohnen und anbauen, gleich wie wir den unſrigen; man bemerkt deutlich auf den Flächen mancher Ebenen und minder hohen Gebirgen Veränderungen in der

Farbe, oder im Umriß derſelben, kleine Stellen, Erſcheinungen und Geſtalten, die nach ihrem Schatten berechnet, kaum hundert Fuß hoch ſind, deren Entſtehen ſich wohl dem Bemühen von Geſchöpfen zuſchreiben lieſſen, die dort leben; denn vom Monde aus nach unſerer Erde geſehen, würden Landſchaften, die von ihren weiten Wäldern befreit und angebaut werden, ähnliche Verwandlung ihrer bisherigen Farbe zeigen; oder unſere Städte, unſere Dörfer mit ihren hundert und mehrern hundert Schuh hohen Thürmen, als ähnliche, unerklärliche Pünktchen erſcheinen. Freilich von dort ausſehend, würden wir Vieles am Erdball, der uns als ein Mond von viermal größern Durchmeſſer erſcheint, ein ewiges Räthſel bleiben. Wir würden nicht die über ihn hin ſchwimmende Nebelflecken erklären können, von denen wir wiſſen, daß es Wolken ſind, die ſich oft in hundert Meilen weiter Ausdehnung hinwälzen. Wir würden nicht erklären können, warum in einer Hälfte des Jahrs ein großer Theil der einen Seite des Erdballs blendend hell und weiß erſcheint, dann von ſeinem Glanze abnähme, während der entgegengeſetzte Theil des Erdenrundes an Weiße und Helligkeit in der andern Jahreshälfte zunimmt. Wir aber kennen den Glanz des Eiſes und des Schnees, der abwechſelnd bald die nördlichen, bald die ſüdlichen Gegenden der Erdkugel in den] alle Jahre wiederkehrenden Winter

bedeckt, je nachdem die Erde ihre Stellungen gegen die Sonne ändert.

Dergleichen wird nicht am Monde geſehen; dergleichen iſt auch nicht an den Weltkörpern des Merkur und der Venus erkannt worden. Wohl aber finden wir dieſe, uns auf Erden nicht unbekannte Erſcheinung, auffallend wieder an demjenigen Wandelſtern, der uns zunächſt, doch zwölf Millionen Meilen weiter als der Erdball, von der Sonne ſchwebt. Er wird von den Menſchen der **Mars** geheißen. Sein Jahr dauert über ſechshundert ſiebenundachtzig unſrer Tage, während ein Tag und eine Nacht bei ihm nicht viel länger iſt, als bei uns.

Keiner von allen Weltkörpern, die ſich, wie der von uns bewohnte, um unſere Sonne ſchwingen, hat ſo viel Verwandtſchaft mit dem Erdball, als der Mars. Er iſt demſelben an Größe zwar nachſtehend, obgleich nicht gar viel kleiner, aber er iſt von einem Dunſtkreis und einem Wolkenhimmel umgeben, der ſich, wie bei uns, bald dichter zuſammenzieht, bald aufklärt, bald ganz verſchwindet. Dieſe Gewölke, welche die Scheibe wie blaſſe Wolken umſchweben, haben keineswegs einen beſtändig gleichen Zug. Wie bei uns Strömungen der Luft und Sturmwinde die Gewölke bald nach dieſer, bald nach einer andern Weltgegend fortreiſſen: ſo finden wir daſſelbe bei den Wolken der Marswelt. Herr-

ſchen dort auch wie auf unſrer Erde ſanfte Lüfte und Orkane? Verkünden dort auch, wie hienieden, Flammen aus dem Schooß regenſchwerer Gewölke und des hallenden Donners Stimme den zitternden Kreaturen die Majeſtät des Allgegenwärtigen, der überall mit gleicher Gnade waltet.

Wie im Winter bei uns die gegen Norden liegenden Länder mit einer weißblendenden Schneedecke verhüllt ſind, die, je höher die Frühlingsſonne ſteigt, wieder abſchmilzt, während die von der Sonne verlaſſenen Südgegenden des Erdbodens ihren Winter haben: ſo erblickt man ganz das Gleiche an jener uns benachbarten Weltkugel. Vom reinſten Wiederglanze ſtrahlten die Nordgegenden derſelben zu ihrer Winterzeit weiß wie Schnee. Je höher aber die wiederkehrende Sonne rückt, je ſenkrechter ihre Strahlen darauf niederfallen, je mehr verkleinert ſich die ſchimmernde Bedeckung, und es bleibt davon nur noch ein mäßiger Punkt an der äuſſerſten Nordſeite übrig, ſo wie auch bei uns am Nordpol das ganze Jahr hindurch ewiges Eis und unzerſchmelzlicher Schnee bleibt. Unterdeſſen iſt die Südſeite (eben ſo wie bei uns) winterlich weißglänzend geworden, bis in der folgenden Jahreshälfte die Sonne kräftiger auf ſie ſcheint.

Alſo ſind auch in jener Welt, die unſern bloßen Augen als ein röthlich glänzender Stern aus einer zwölf

Millionen Meilen weiten Ferne freundlich herſchimmert, auch dort alſo Frühlinge, Sommer, Herbſte und Winter, Morgen- und Abendröthen, Regenſchauer und Schneegeſtöber, heitre und trübe Tage. Und wenn dort kein Waſſer, wie das unſrige, kein Schnee wie der unſrige wäre: ſo ſind doch die Erſcheinungen und ihr regelmäßiger Wechſel wunderbar dem ähnlich, was wir auf Erden haben. Und für wen dieſe Frühlinge, dieſe Herbſte dort; für wen dieſer Wechſel der Jahreszeiten dort? — Welche Ahnungen erwachen in mir bei dieſem Gedanken? O Gott, o Gott des Lebens, wie groß biſt du, wie unergründlich iſt deine Güte und deine Macht! In meines Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen! Joh. 14, 2, ſprach Jeſus Chriſtus. Mit frommen Schauern hebe ich meine Augen in die Höhe und ſtammle mit dem Propheten: Wer hat ſolche Dinge geſchaffen? Er, der ſie alle mit Namen rufet.

Aber jene blühende Welt iſt nicht die letzte. Hinter derſelben, in noch größern Fernen, ſchweben noch andere. Doch ſcheint plötzlich die wunderbare Ordnung in den Abſtänden von einem Planeten zum andern unterbrochen. Es entſteht eine weite Leere. Lange wurde in derſelben ein den übrigen ähnlicher Wandelſtern geſucht. Mit bloßen Augen ließ ſich nichts wahrnehmen, bis — erſt in unſern Zeiten iſt es geſchehen — glimmende Sternpünktchen da den ſchärfſten Sehröhren bemerkbar wurden, wo man ſeit Alters einen großen Weltkörper in der Art des unſrigen

vermuthete. Dieſe Sternpünktchen ſind ſo klein, daß ſich an ihnen wenig, als ihre unbedeutende Größe erkennen läßt. Zwei dergleichen ſchwebten dort in gleichen Abſtänden von der Sonne, aber weit von einander getrennt um dieſelbe. Es ſchienen nicht mehr Sterne, ſondern nur Trümmer eines Sterns zu ſeyn! Man hoffte derſelben noch mehrere zu finden; verfolgte die Nachforſchungen in den unermeßlichen Weiten, und entdeckte in der That noch ein drittes und viertes Stück. Ceres ward das erſte, Veſta das zweite, Juno das dritte, Pallas das vierte genannt. Noch werden die Forſchungen fortgeſetzt, in der Hoffnung mehrere dieſer Sterntrümmer zu erblicken. Keiner derſelben, welche bis heute wahrgenommen worden ſind, hat über achtzig Meilen Durchmeſſer oder Dicke. Sie ſtellen ſich dem Sehrohr dar, nicht wie kleine runde Mondſcheiben, gleich den andern Planeten, ſondern unförmlich, mit ſehr abwechſelndem Licht. Das erſte und zuletzt genannte dieſer Trümmerſtücke, iſt fortdauernd mit einem weiten, durch die Sonne erhellten Dunſt umflort, durch welchen man gleich- wie bei Kometen, nur mühſam den feſten Kern unter- ſcheidet. Alle ſind ungefähr achtundfünfzig Millionen Meilen von der Sonne entfernt, alle vollenden ihre Bahn um dieſelbe in vier Jahren und hundert ſechs und dreiſſig bis zweihundert zweiundzwanzig Tagen; nur die Veſta allein iſt um ungefähr zehn Millionen Meilen der Sonne näher, als die andern Trümmer,

und bringt auch ihren Lauf um dieſe ſchon in drei Jahren und zweihundert achtundachtzig Tagen zu Ende.

Nicht ohne Entſetzen kann ich den Gedanken faſſen, Trümmer einer todten Welt, durch des Schöpfers Wink zermalmt, fliegen dort ſeit Jahrtauſenden immer noch, mehr oder weniger ihrer alten Bahn treu durch die Räume des Himmels, und geben den erſtaunten Beobachtern in der Ferne das Schauſpiel eines Weltuntergangs. Da fliegen ſie, wie in Staub aufgelöſt, durch die Unermeßlichkeit als ein erſchüttertes Denkmal der Allgewalt deſſen, der aus dem Nichts Welten, wie Blumen aufblühen und zu ihrer Zeit wieder welken läßt. Dieſer Erdball mit ſeinen Gebirgen, Ebenen und Meeren, auf welchem wir heu tenoch lächelnd und weinend einherwandeln, er mit ſeinen Fürſtenthümern und Königreichen, iſt er nicht ebenfalls in der Gewalt deſſen, der Sonnen und Monde wie Seifenblaſen auslöſcht, die lang in bunter Pracht ſchimmern mochten.

Und wenn der Allmächtige wirkt über das Schickſal unſers Sterns; wenn die Abgründe verfallen und ſpalten, und die höchſten Gebirge mit ihren beſchneiten Felsgipfeln wie Sandhügel zuſammenrollen, wenn die Weltmeere aufſtäuben wie Dunſt, und das Innerſte der Erde zwiſchen tiefgebrochenen Felſen ſeine nie geſehenen Eingeweide dem Sonnenlicht entblößt; wenn die entzügelte Macht der Elemente wieder den ſchreckenvollen Kampf beginnt, der da

war, ehe die Allmacht winkte: es werde Licht! Wenn die unterirdiſchen Flammen um die Häupter der Berge ſpielen, die heute über des Himmels Wolken ragen, und die Weltmeere um die zerſpaltenen Tiefen des Weltballs rauſchen, der ſich theilt und in das Unendliche hinaus zerſplittert zu einzelnen, formloſen, grauſenhaften Stücken. — Letzter Tag dieſer Erdenwelt, du, den das Alterthum prophetiſch nannte, wenn du in deiner entſetzlichen Majeſtät erſcheinſt, wie wird denen ſeyn, die dich erblicken! Eine Welt voll Sünder wird dich erblicken und verzweifeln. Ihre Träume von unvergänglichem Nachruhm ſind verflogen; ihre Künſte der Wolluſt vernichtet; ihre Palläſte, ihre Hütten fliegende Aſche; ihre Thronen ein Nichts. — Was bleibet? alles iſt verloren; das Irdiſche todt, zerbrochen und geſtaltlos. Doch vernichtet iſt auch, was einmal des Irdiſchen vorhanden war, nicht. Es rollen die öden Trümmer des Erdballs, treu den ewigen Geſetzen des Herrn, die alte Erdbahn um die Sonne hin, und vielleicht in andern Sternen ſuchen mit Erſtaunen beſſere Weſen die Bruchſtücke des Erdſternes, der ihnen vormals als ein Ganzes freundlich aus der Ferne an ihrem Himmel ſtrahlte. Und unvernichtet, wie auch das zerſtörte Irdiſche im Raum des endloſen Weltgebäudes fortdauert, dauern die Geiſter fort, die einſt den zermalmten Stern ihren Aufenthalt nannten! Ewig iſt Gott, der Herr; Ewigkeit gehört den Urſtoffen des Irdiſchen,

Ewigkeit den Geiſtern an, die er zum Seyn berufen hat; wehe, wenn ſie es zum ſündigen Seyn erniedrigten, mehr dem Staube, als dem Göttlichen hingaben!

Aber meine Seele ſchaudert vor den Bildern der ungeheuern Zerſtörung, die ich ſelbſt im Gebäude des Alls erblicke. Ob Gottes Wink jemals unſern Erdball im Lauf der Jahrtauſende verſtieben wird — es iſt in ſeiner Gewalt, in ſeinem Rath. Warum jener große Weltkörper zerſchlagen ward, durch welche Kraft er ſich in Trümmer auflöſete, die von uns achtunddreiſſig Millionen Meilen weit ſchweben — wer kann es enträthſeln, wer den Sinn des Allerhöchſten erforſchen! — Ich aber hebe meine Augen in die Höhe und ſehe. Und der ſolche Dinge geſchaffen hat, und ihre Heere herausführt bei der Zahl; er der ſie alle mit Namen rufet — mein Gott, mein Herr, mein Erbarmer iſt er; er nimmt ſich auch meiner Seele an!

Herr, Gott und Erbarmer! ſo nennen Dich in allen Himmeln die Welten, und Deine Gnade, deine Huld preiſen, wie Deine Weisheit, alle Sterne. Wie die Erden ſchweben um ihre Sonnen, angezogen von ihnen, und wie die Sonnen ſchweben in unerforſchten Aetherbahnen um andre, unerforſchte Sonnen: ſo umgeben Dich ſelig, ſtumm anbetend die Myriaden von Geiſtern; o Du ihr Schöpfer, Vater, allbeſeligender Urgeiſt! Je näher Dir, je höher über das Irdiſche, je ſeligkeitsvoller jauchzen

war, ehe die Allmacht winkte: es werde Licht! Wenn die unterirdiſchen Flammen um die Häupter der Berge ſpielen, die heute über des Himmels Wolken ragen, und die Weltmeere um die zerſpaltenen Tiefen des Weltballs rauſchen, der ſich theilt und in das Unendliche hinaus zerſplittert zu einzelnen, formloſen, grauſenhaften Stücken. — Letzter Tag dieſer Erdenwelt, du, den das Alterthum prophetiſch nannte, wenn du in deiner entſetzlichen Majeſtät erſcheinſt, wie wird denen ſeyn, die dich erblicken! Eine Welt voll Sünder wird dich erblicken und verzweifeln. Ihre Träume von unvergänglichem Nachruhm ſind verflogen; ihre Künſte der Wolluſt vernichtet; ihre Palläſte, ihre Hütten fliegende Aſche; ihre Thronen ein Nichts. — Was bleibet? alles iſt verloren; das Irdiſche todt, zerbrochen und geſtaltlos. Doch vernichtet iſt auch, was einmal des Irdiſchen vorhanden war, nicht. Es rollen die öden Trümmer des Erdballs, treu den ewigen Geſetzen des Herrn, die alte Erdbahn um die Sonne hin, und vielleicht in andern Sternen ſuchen mit Erſtaunen beſſere Weſen die Bruchſtücke des Erdſternes, der ihnen vormals als ein Ganzes freundlich aus der Ferne an ihrem Himmel ſtrahlte. Und unvernichtet, wie auch das zerſtörte Irdiſche im Raum des endloſen Weltgebäudes fortdauert, dauern die Geiſter fort, die einſt den zermalmten Stern ihren Aufenthalt nannten! Ewig iſt Gott, der Herr; Ewigkeit gehört den Urſtoffen des Irdiſchen,

Ewigkeit den Geiſtern an, die er zum Seyn berufen hat; wehe, wenn ſie es zum ſündigen Seyn erniedrigten, mehr dem Staube, als dem Göttlichen hingaben!

Aber meine Seele ſchaudert vor den Bildern der ungeheuern Zerſtörung, die ich ſelbſt im Gebäude des Alls erblicke. Ob Gottes Wink jemals unſern Erdball im Lauf der Jahrtauſende verſtieben wird — es iſt in ſeiner Gewalt, in ſeinem Rath. Warum jener große Weltkörper zerſchlagen ward, durch welche Kraft er ſich in Trümmer auflöſete, die von uns achtunddreiſſig Millionen Meilen weit ſchweben — wer kann es enträthſeln, wer den Sinn des Allerhöchſten erforſchen! — Ich aber hebe meine Augen in die Höhe und ſehe. Und der ſolche Dinge geſchaffen hat, und ihre Heere herausführt bei der Zahl; er der ſie alle mit Namen rufet — mein Gott, mein Herr, mein Erbarmer iſt er; er nimmt ſich auch meiner Seele an!

Herr, Gott und Erbarmer! ſo nennen Dich in allen Himmeln die Welten, und Deine Gnade, deine Huld preiſen, wie Deine Weisheit, alle Sterne. Wie die Erden ſchweben um ihre Sonnen, angezogen von ihnen, und wie die Sonnen ſchweben in unerforſchten Aetherbahnen um andre, unerforſchte Sonnen: ſo umgeben Dich ſelig, ſtumm anbetend die Myriaden von Geiſtern; o Du ihr Schöpfer, Vater, allbeſeligender Urgeiſt! Je näher Dir, je höher über das Irdiſche, je ſeligkeitsvoller jauchzen

ſie Dir. — Ach, auch ich jauchze, auch ich! aber mit Thränen jauchze ich; denn tief, wie meine Liebe, iſt das Gefühl meines Unwerths. Darf ich Dein Kind heißen, der ich Deinen Willen auf dieſem Erdenſterne ſo oft vergeſſen, und mehr oft für den Staub, als für Dich lebte? — O Erbarmer! blicke gnadenvoll auf mich herab. Endlich wird es durch Deine heiligende Macht mir gelingen, mich von Irrthum, Sünde und Finſterniß hinaufzuringen zur Weisheit, Tugend und zum Licht! zu Dir, mein Erbarmer, mein Gott, zu Dir! Amen.

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Neununddreiſigſter Sonntag, den 24. Sept. 1815.

Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre,
Die Sterne ſingen ſeinen Ruhm;
Ihn preiſ't der Erdkreis, ihm rauſchen die Meere;
Das Weltall iſt ſein Heiligthum.

Auf, jauchz' o Menſch in den heiligen Chören,
Du Geiſt vom Geiſt, du Licht vom Licht!
Dich hob er über die Sterne der Sphären,
Du biſt es, du, zu dem er ſpricht:

Mein iſt die Kraft, mein Himmel und Erde;
An meinen Werken kennſt du mich;
Ich bin's und werde ſeyn der ich ſeyn werde!
Dein Gott, dein Vater ewiglich.

Ich bin die Allmacht, die Weisheit und Güte.
Auch dich erkohr ich ew'gem Heil;
Dem reinen Sinn, dem heiligen Gemüthe
Wird Geiſterſeligkeit zu Theil.

Blicke zum Sternenhimmel.

Vierter Theil.
Pſalm 8, 4. 5.

Jenſeits jener Welttrümmern, welche um die Sonne in faſt gleichen Entfernungen von derſelben ihren Lauf haben, ſchwebt noch ein anderer Wandelſtern,

größer als alle, die zwiſchen ihm und unſern glänzenden Tagesgeſtirn hinrollen. Es iſt eine Welt von ganz neuen Eigenthümlichkeiten, und nur darin unſerm Erdball ähnlich, daß, wie bei uns, auch dort Mondenlicht die Nächte erheitert. Wir nennen auf Erden jenen Stern, der auch noch unſern bloßen Augen ſichtbar iſt, den Jupiter.

Er iſt der größte aller uns bekannten Weltkörper, die gleich unſerer Erde zur großen Sternenfamilie der Sonne gehören; ſein Durchmeſſer iſt mehr als eilf mal größer denn der Durchmeſſer unſers Erdballs. Dennoch funkelt er, obgleich hellen Lichtes, nur als mäßiger Stern am Nachthimmel. Denn er ſchwebt über achtundachtzig Millionen Meilen weit von uns; über hundert und acht Millionen weit von der Sonne! Welche ungeheuere Fernen! Sie können nur noch in Zahlen gedacht werden, aber die Einbildungskraft verliert jeden Maaßſtab dafür. Denn wie nichts daneben verſchwindet der Umfang unſers Erdballs, der uns ſo groß erſcheint, und doch kaum ſechstauſend Meilen beträgt. Aber für die göttliche Allmacht gibt es keine Entfernungen; allgegenwärtig wirkt ſie, wie bei uns, auf jener weit entlegenen Welt.

Obgleich dieſelbe ſo groß iſt, daß aus ihr mehrere Erdbälle, wie der unſrige, geformt werden könnten, wird es uns doch, wegen jener auſſerordentlichen Ferne, ſehr ſchwer von ihrer Beſchaffenheit einige beſtimmte Kenntniſſe zu erhalten. Wie

ganz anders muß es dort ſeyn, wo, was bei uns den Zeitraum eines Jahres einnimmt, beinahe zwölf Jahre dauert, wo die Sonne viel kleiner am Himmel ſteht, als bei uns, und unſre Erde nur als einer von den Sternen geringer Größe unter den tauſend übrigen leuchtenden Welten erkennt werden mag!

Doch nimmt man deutlich mit bewaffneten Augen am Jupiter wahr, daß ſeine Scheibe von ſechs, acht und mehrern ſchmälern oder breitern, dunklern oder hellern Banden, wie von Gürteln umwunden iſt, die alle neben einander liegen. Aber wer kann dieſe Erſcheinung deuten, die an keinem andern Wandelſtern oder Planeten geſehen wird, und nichts Aehnliches auf unſrer Erde zeigt? Sind es theilweiſe ſtärkere und ſchwächere Verdichtungen des Dunſtkreiſes, in welchen der Schöpfer jenen Weltkörper eingehüllt hat? Iſt es der ungleiche Wiederſchein der Sonne an der Auſſenſeite der Wolken? Allerdings ſollte man es faſt glauben, da ſich dieſe Streifen in ihrer Breite nicht gleich bleiben, bald fünfhundert, bald tauſend, bald mehr Meilen breit ſind, bald wieder abnehmen. Auch hat man ſchon klar geſehen, wie eine der dunkeln Banden anfangs aus einem geringen Fleck entſprang, der ſich allmählig immer weiter dehnte, gleichwie bei uns aus einem Wölkchen plötzlich ein ganz bedeckter Himmel werden kann.

Allein jene grauen und weißglänzenden Banden verändern ſich in ihrem Umfang nicht ſo ſchnell,

wie bei uns, etwa in wenigen Tagen oder Wochen, ſondern ſie bleiben oft Jahre lang dieſelben. Was erzeugt ſie, daß ſie ſo lange und beharrlich fortwähren können? Und ſind es die hellen oder die dunkeln Streifen des Dunſtkreiſes durch welche wir den Körper der Jupiterwelt vielleicht ſelbſt erblicken? — Was iſt es, das dort vorgeht? Sind das alles wirklich nur mannichfaltige Wolkenreihen, oder iſt der Jupiter noch eine unvollendete Welt, wo die Elemente vermiſcht durch einander kämpfen, wie damals, als auf Erden noch nicht das Feſte und Flüſſige geſchieden war, und der Geiſt Gottes über den Gewäſſern ſchwebte? Zuweilen werden dort einzelne dunkele Flecken erblickt, welche ſich nach verſchiedener Richtung bewegen, aber mit ſo großer Schnelligkeit, wie keine Wolke bei uns im allerwildeſten Sturm. Hundertmal geſchwinder als der reiſſendſte Orkan auf Erden, fliegen jene finſtern Maſſen, oft von tauſend und mehr Meilen Umfanges. Wer will hier Erklärer der göttlichen Werke ſein?

Ueberhaupt werden wir ohne Zweifel uns eben ſo oft betrügen, als wir es wagen, das was wir in entlegenen Welten erblicken, mit Dingen zu vergleichen, die wir auf Erden vielleicht ihnen ähnlich zu finden glauben; noch mehr, wenn wir, was dort vorgeht, aus Geſetzen unſerer irdiſchen Natur zu erläutern wagen. Gott iſt Gott überall, ſeine ſchöpferiſche Weisheit und Güte ſich überall gleich; aber überall verherrlicht ſie ſich in neuen Verhält-

niſſen, Geſetzen und Geſtalten, von welchen uns keine Vermuthung möglich iſt.

Doch, was er auch geſchaffen habe, er iſt der Gott der Gnade und des Lebens. Auch dort bereitet er Glückſeligkeit. Nicht vergebens gießt er in die Nächte jener fernen und großen Welt, wie bei uns, Mondenlicht. Aber, ein neues Wunder! nicht ein Mond, ſondern vier Monde ſchweben um dieſelbe, welche alle gleich unſerm Monde, ihr immer die gleiche Seite zukehren. Vier Monde am Himmel ſtrahlend, doch alle von ungleicher Größe. Nur derjenige, welcher jenem majeſtätiſchen Weltball am nächſten ſteht, mag den Bewohnern deſſelben ſo groß erſcheinen, wie der unſrige unſern Augen; um die Hälfte kleiner ſind ihnen die Scheiben des zweiten und dritten ihrer Monde, und den vierten ſehen ſie nur etwa den vierten Theil ſo groß, als den erſten. Dies läßt ſich theils durch die verſchiedene Größe, als auch durch die verſchiedenen Abſtände der Monde unter ſich ſelbſt und vom Jupiter ſehr gut abnehmen.

Wie er in ſeiner ungeheuern Bahn um die Sonne von vier Monden umtanzt wird, ſo gibt es noch einen andern, noch weit hinter ihm durch die Räume des Weltgebäudes fliegenden Wandelſtern, der von ſieben Monden begleitet wird. Man nennt ihn den Saturn. Er iſt im Durchmeſſer wohl zehnmal größer als unſre Erdenwelt, über hundert neunundſiebenzig Millionen Meilen weit von uns, über hundert neunundneunzig Meilen weit von der Sonne, um die er

ſeinen Lauf, den unſre Erde in einem Jahre voll⸗ bringt, erſt in neunundzwanzig Jahren und hundert ſiebenundſechszig Tagen vollendet. Ein einziges Saturnen⸗Jahr füllt beinahe die ganze Lebenszeit eines auf Erden wohnenden Menſchen aus.

Dieſer Weltkörper gleicht darin den ihm benachbar⸗ ten des Jupiters, daß auch er von grauen oder hell⸗ weißen Banden umzingelt iſt, die in ihrer Breite wie in ihrer Farbe ſich zwar immer, doch ſehr lang⸗ ſam ändern. Ob ſie nun Wirkungen der verſchie⸗ denen Dichtigkeit oder Stoffe eines Dunſtkreiſes, oder der eigenthümlichen Natur ſeines Bodens ſind, wird nie leicht von einem Sterblichen ausgemittelt werden. Es iſt auch geſehen worden, daß jene Gegenden auf dem Saturn, in welchen, vermittelſt ihrer Stellung die Jahreszeit herrſchen ſollte, die bei uns der Winter iſt, weißlicher geworden ſind, während ſie nach ihres Frühlings Erſcheinen wieder dunkler und grauer wurden, wie wenn der Schnee zurückzöge. Doch auch hieraus Schlüſſe zu folgern, wäre voreilig. Denn wo iſt der Menſch, welcher den Saturn ſchon während mehrerer ſeiner Jahre beobachtet hätte, oder beobachten könnte? Erſt aus den geſammelten Erfahrungen mehrerer Menſchen⸗ alter werden dereinſt unſre Enkel darüber einige Kenntniß empfangen können.

Eben ſo wenig iſt von den ſieben Monden dieſer fernen Welt zu ſagen. Unter den ſtärkſten Vergröße⸗ rungen bis jetzt erfundener Sehröhre, erſcheinen ſie

nur äuſſerſt klein, und der dem Weltkörper am nächſten ſteht, iſt nur als ein feiner Punkt erkennbar; daher kann von ihrer Größe nichts genau beſtimmt werden; doch iſt es wahrſcheinlich, daß die meiſten kaum ſo groß ſeyn mögen, als unſer Mond, mit Ausnahme des ſechsten Mondes, vom Saturn weg gegen uns gezählt), der wohl zweimal größer als der unſrige ſeyn kann.

Welch ein prachtvolles Schauſpiel, der Anblick von ſieben ſchimmernden Monden am geſtirnten Himmelsgewölbe! Und doch iſt dies noch nicht alles, womit der Reichthum der Allmacht jene große Welt ausgeſtattet hat. Rings um die Mitte deſſelben mäßig weit vom Grunde und Boden deſſelben entfernt, breitet ſich wie ein ungeheurer Ring etwas Schwebendes aus, das ſehr dünn und fein, doch beträchtlich breit iſt, und von der Sonne erleuchtet wird. Dieſer vom Weltkörper abgeſonderte, flache, dünne Ring, der ſeinen ſchmalen innern Rand dem Saturn, den äuſſern den Monden deſſelben zuwendet, iſt vielleicht nicht ein einziger, ſondern aus mehrern in einander liegenden beſtehend, welches ſich aus einem ſchwarzen, ringsum gehenden Streif in ihm erkennen läßt, der ihn für unſer Auge in zwei Ringe trennt. Er iſt nicht ein ſelbſtleuchtendes Weſen, ſondern er kann verſchattet und verdunkelt werden. Er iſt ein feſter Körper, denn er wirft, je nachdem er gegen die Sonne ſteht, einen Schatten auf den Weltball, welchen er (wahrſcheinlich ſich

mit ihm drehend) umſchwebt. Er hat hin und wieder auf der Oberfläche ſeiner Breite einzelne, beſonders ſtark am Sonnlicht glänzende Punkte.

Was ſollen wir von der Natur dieſer Erſcheinung ſagen, oder von den geheimnißvollen Abſichten des Schöpfers muthmaßen? Dreimal höher als unſer ganzer Erdball dick iſt, ſchwebt dieſes Weſen fünftauſend ſiebenhundert und zwanzig Meilen weit von der Oberfläche der Saturnwelt entfernt, ſie rings umgebend; ſie hat eine Dicke von ungefähr nur hundert Meilen, dagegen eine Flächenbreite von beinahe ſechstauſend Meilen, wenn man den in ihr rings herum gehenden ſchwarzen Strich dazu rechnet, welcher ſechshundert Meilen Breite hat.

Wir haben keine Vorſtellung weder von der Beſchaffenheit, noch von dem Anblick dieſes über dem Weltkörper und Mondenlicht glänzenden, ganze Sternbilder vom Aufgang zum Niedergang bedeckenden Kreiſes. Unſer Witz erſtirbt, unſre Einbildung fühlt ihre Ohnmacht. Wir kennen Gottes Thaten, und nichts bleibt uns, als Erſtaunen und Anbetung. Dieſer Kreis und die Weltkugel ſelbſt, und alle ihre ſieben leuchtenden Monde empfangen ein helles Licht von der Sonne, und doch iſt dieſe Sonne in ſo ungeheurer Ferne, daß ſie mit menſchlichen Augen von dort aus geſehen, nur etwa im Durchmeſſer den zehnten Theil ſo groß erſcheinen würde, als bei uns. So wie wir auf Erden denjenigen der Planeten kaum erkennen, welcher der Sonne am nächſten

ſteht, ſo wird von menſchlichen Augen, vom Saturn aus die Erde betrachtet, dieſe faſt gar nicht mehr unter den Sternen deutlich erkannt, und der Sonne allzunahe gefunden werden.

Und dennoch ſteht jener wundervolle Weltball noch lange nicht am äuſſern Saum des zu unſrer Sonne gehörenden Theiles vom unendlichen Raum der Dinge. Noch jenſeits deſſelben fliegt eine andre Welt, mit andern Monden und andern Naturen um die Sonne in einer wohl ſiebenzigmal ausgedehntern Bahn, als die Erde. Beinahe vierhundert Millionen Meilen weit von der Sonne, dreihundert ſechsundſiebenzig Millionen Meilen weit von uns, vielmal gröſſer als der Erdkreis, ſchwingt ſich jene Welt erſt ein einzigesmal um die Sonne herum, während die Erde ihren Lauf dreiundachtzigmal macht. Das längſte Menſchenalter wäre dort erſt ein einziges Jahr, und hätten höhere, vernünftigere Weſen dort eine Lebenslänge von ſo viel ihrer Jahre, wie der Menſch hienieden nach der Anzahl irdiſcher Jahre, wie müßten ſie mitleidig auf die Kürze unſers Daſeins blicken. Dieſes gleicht beinahe dem flüchtigen Leben einer Eintagsfliege, die am erſten Strahl der Morgenröthe lebendig wird, Abends ſchon ihr höchſtes Greiſenalter erreicht hat, und ſchon geſtorben iſt, ehe der letzte Sonnenſtrahl erblaßt. Dort ſind andre Jahreszeiten, als die unſrigen, denn anders iſt die Stellung jenes Weltkörpers zur Sonne, als die Stellung aller übrigen Planeten. Dort herrſcht

auf der einen Hälfte ein beinahe vierzigjähriger Winter und beinahe vierzigjährige Nacht, während auf der andern Hälfte ein eben ſo langer Sommertag blüht. Wir nennen jene Welt den Uranus; ſie iſt ſo fern, daß wir ſie unter den Geſtirnen des Himmels nicht mehr mit bloſſen Augen, ſondern nur vermöge der ſtärkſten Fernröhre erblicken.

Daher wird es begreiflich, daß wir von der Beſchaffenheit ihrer Oberfläche gar nichts erforſchen können. Von dort aus betrachtet, würde ſogar die Sonne nur als der gröſte unter den funkelnden Sternen erſcheinen. Und doch ſo gewaltig und wunderbar iſt die Macht des Schöpfers, ſtrahlt der Glanz der Sonne dort ſo hell, daß wir nicht nur den Uranus ſelbſt zurückglänzen ſehen, ſondern ſelbſt ſeine ihn umſchwebenden Monde. Bis jetzt hat man von dieſen an der Zahl ſechs entdeckt. Allein ſie ſcheinen uns nur als kleine Punkte, und ſelbſt die zwei gröſten ſind ſo matt an Licht, daß ſie ſich verdunkeln, wenn ſie in ihrer Bahn dem Glanz des Planeten zu nahe kommen, den ſie umſchweben. Nur ſo viel wiſſen wir ungefähr von ihnen, daß der nächſte am Uranus denſelben alle ſechs Tage einmal umkreiſet, und der entfernteſte dazu über eines unſrer Vierteljahre gebraucht. Der nächſte iſt beinahe von ihm ſo weit, als unſer Mond von uns; der entfernteſte iſt ſechszigmal weiter.

Ob nicht noch mehrere Monde den Uranus durch ſeine ungeheure Bahn hinbegleiten? ob ihn nicht

Ringe umſchweben von jener wunderſamen Geſtaltung, wie es die in der ihm benachbarten Welt ſind? Wer kann es ergründen? —

Ja, wer weiß es denn, ob er der allerletzte der zur Sonne gehörigen Weltkörper ſei, oder ob nicht noch in unermeßlichen Tiefen des Himmelraumes weit jenſeits ſeiner Bahnen ein andrer ſchwebt, welchem mehrere unſrer irdiſchen Jahrhunderte erſt für ein Jahr gelten? — Frage nicht, woher will er Licht und Wärme nehmen? Kannſt du den Abgrund göttlichen Reichthums durchſchauen? Oder glaube nicht etwa, daß auf dem Uranus die übrigen uns ſichtbaren Sterne des Himmels, dieſe unendlich fernen Sonnen, vielleicht ſchon mit menſchlichen Augen geſehen, etwas größer erſcheinen könnten. Stünden wir auch auf dem Uranus, wir würden den Sternen noch um nichts näher gekommen ſeyn. Die drei bis vierhundert Millionen Meilen, die wir ihnen näher ſtänden, ſind im Verhältniß zum nächſten Stern, das heißt, zur nächſten wie der unſrigen ſelbſtleuchtenden Sonne, als wie drei bis vier Schritte, die wir auf Erden thun, um einen Gegenſtand zu erreichen, der tauſend Meilen von unſerm Wohnhaus iſt.

So ungeheuern Raum die Sonne mit allen ſie umſchwimmenden Welten einnimmt, es iſt ein geringer Punkt im Weltgebäude. Denn ſind alle die zahlloſen Sterne des Himmels Sonnen, wie die

unſrige, wer kann unwahrſcheinlich finden, daß nicht alle auch unſern Augen aber ewig verborgen bleibende Erden haben, welchen ſie Licht und Lebensreiz geben? — Geſetzt, daß der größte jener ſelbſtleuchtenden Sterne des Himmels, welchen wir den Sirius oder Hundſtern zu nennen pflegen, ſo groß wäre, als nur unſre Sonne, ſo würde er bei fünfhunderttauſend Millionen Meilen noch vom Uranus entfernt ſeyn, das heißt, zweihundert tauſendmal weiter von ihm, als von der Sonne.

Herr! Gott! Schöpfer! und dieſe Himmel ſind deiner Finger Werk, der Mond und die Sterne die du bereiteſt! Was iſt der Menſch, daß du ſeiner gedenkeſt, und des Menſchen Kind, daß du dich ſeiner annimmſt? Pſalm 8, 4. 5.

Schnell iſt der Strahl des Lichtes. Er durchfliegt in einer Sekunde weit über vierundvierzigtauſend Meilen; und doch kann manche der entfernten Sonnen daſtehen, und noch nicht ihr Licht bis zu uns herabkommen laſſen. Wir erblicken am heitern Nachthimmel immerdar helle Flecken, in immerdar gleicher Entfernung von gleichen Sternen. Dieſe ſind Schimmer und Abglanz von ſo entlegenen Sonnen, daß wir ſie ſelbſt mit bloßen Augen noch nicht ſehen. Nur bei einigen hat man durch gute Ferngläſer erkannt, daß ſie aus vielen kleinen Sternen beſtehen. So ſcheint auch der helle, weiße Strei-

ſen, welcher bei heitern Nächten um den ganzen Himmel zu gehen ſcheint, nichts als der Glanz endlos entfernter und zahlloſer Sonnen zu ſeyn, welche uns zwar ſchon ihre erſten Strahlen zuſenden, ſelber aber noch nicht ſichtbar geworden ſind; auch durch die beſten Sehröhre der Himmelsbeobachter nicht. Es gibt Sterne, welche vor Jahrhunderten geſehen worden, und jetzt für uns verſchwunden ſind. Noch heute können wir wohl von andern ihr Licht und ihr Strahlenbild ſehen, das noch immer durch die unausſprechlichen Fernen und noch lange auf uns fällt, ehe es endet, inzwiſchen die Urheber dieſes Lichtes ſich längſt ſchon tiefer von uns hinweg in die Ewigkeiten verloren haben.

Daß die Millionen und Milliarden aller jenen fernen Sonnen ihre eigene Bewegung haben; viele derſelben vielleicht wieder mit allen von ihnen beleuchteten Welten um eine Hauptſonne, die Hauptſonnen wieder um Urſonnenkreiſe, alleſammt in ewig gleichen Bahnen, Verhältniſſen und Geſetzen, iſt kaum zu bezweifeln. Doch kein Sterblicher erſpäht dieſe. Iſt uns doch ſelbſt der Lauf und das Geſetz noch fremd, nach welchem ſich gewiſſe andre Weltkörper bewegen, welche der Erde oft ſehr nahe kommen, und von uns Schweifſterne oder Kometen geheißen werden. Vielleicht ſchwingen ſie ſich unabhängig von einer Sonne in unermeßlichen Kreiſen

um andere; durchfliegen mehrere Weltfamilien, und kehren erſt nach Jahrhunderten oder Jahrtauſenden in die alten Gegenden zurück. Denn feſt geordnet iſt vom Schöpfer auch ihre Bahn, und ohne Gefahr, noch Störung der andern. Verſchiedene Bahnen der Kometen, bei hundert derſelben kennt man, ſind beobachtet; aus dem kleinen Bruchſtücke derſelben, welches dem menſchlichen Augen erſcheint, iſt der ganze Lauf berechnet worden, und wirklich war eine dieſer Berechnungen ſchon ſo genau, daß die Vorausſagung der Wiederkunft des gleichen Schweifſternes auf das Jahr und auf den Tag eintraf. Auch ſie ſind dichte, von einem ungeheuren ſchimmernden Dunſtkreis, umhüllte Weltkörper. Sie ziehn dieſen Dunſtkreis, der uns bald als Schweif, bald als Bart, bald als Ruthe erſcheint, viele Millionen Meilen weit durch die Himmelsräume nach ſich.

Mit immer wachſenden Erſtaunen ſehe ich in die Tiefen der göttlichen Haushaltungen hinein. Ich verliere mich in ihnen. Wunder drängen ſich an Wunder. Ich begreife auch das allerkleinſte und das allernächſte derſelben nicht, und ſelbſt die verwegenſten meiner Muthmaßungen verſtummen. O Gott, Unſichtbarer, Du, bei dem allein Macht, Größe, Weisheit und Heiligkeit iſt, was iſt der Menſch, daß Du ſeiner gedenkeſt? und des Menſchen Kind, daß Du Dich ſeiner annimmſt? — O

wie ſchattenhaft, wie ganz nichts erſcheinen mir alle Güter dieſer Erde; wie unbedeutend iſt der Menſch ſelbſt in dieſem Abgrund der Unendlichkeiten. Eine ſchauervolle Bangigkeit, ein verzweifelnder Kleinmuth will mich ergreifen, wenn ich meine Nichtigkeit in dem Unermeßlichen Deines Weltalls erwäge. Es iſt mir, als wäre ich Deiner Sorge nicht werth.

Und doch, Vater der Ewigkeiten, läßt mich Deine Gnade nicht ſinken, und das Licht Jeſu erleuchtet meine Finſterniſſe. Bin ich denn Staub wie jene zahlloſen Welten? und iſt die Größe der Geiſter nicht eine andre, als die Größe der Körper? So ungeheuer jene Sonnen, jene Erden, ihre Wirkungen, ihre Bahnen ſind: der nach Deinem Bilde geſchaffene Geiſt überſchaut ſie, berechnet ſie, und erkennt Dich in ihnen. Du, erhabener und herrlicher als Alles, was Du aus dem Nichts hervorgerufen, geſtaltet, geregelt haſt, Du wirſt von menſchlichen Geiſtern erkannt, gedacht, angebetet. Ich bin erhabener als die Schöpfung, welche mich umſtrahlt, denn ich durchforſche ſie mit einer Göttlichkeit von Kraft, wie Du, Herr der Welten; Du aber, das All des uferloſen Raumes, in dem Sonnen und Erden ſich regen, ich vom unendlichen Ozean nur ein Tropfen! Und doch ſpiegelt auch dieſer Tropfen mir die Hoheit und Gottähnlichkeit meines unvergänglichen Geiſtes!

Wie erhebend, wie tröſtend wird mir dieſer

Blick auf meine Stellung im Weltall, und — Gott aller Erden und Sonnen! mein Verhältniß zu Dir. Ich bin Dein Kind. Du haſt mich geliebt und hervorgezogen. Myriaden Deiner erſchaffenen Weſen ahnen, kennen Dich nicht; Myriaden wiſſen ihr eigenes Daſeyn nicht. Aber ich, im Hochgefühl meines Seyns, ich habe Dich in anbetenden Gedanken, Dich in meiner Erkenntniß und Liebe. Sollte ich wohl jemals verzagen, wenn es mir an kleinlichen Bedürfniſſen auf Erden fehlt? Sollte ich nun jemals verzweifeln, wenn ſich meine Schickſale verfinſtern? Wenn irdiſches Elend, wenn Schmach und Tod dräun? Was iſt auch Elend, was Tod? — Ich hebe meine Augen in die Höhe; Du ſprichſt: Ich bin der Herr, dein Gott! Wandle vor mir und ſei fromm!

Wer rein, ſein Irdiſches überwindend, im heiligen Geiſte vor Dir wandelt, wie Jeſus, der kann auch zu einem Weltuntergang lächeln. Er lebt, und ginge auch der Erdball in Trümmer, derſelbe iſt nur ein Staubpunkt. Er lebt und weiß: in Deinem unendlichen Hauſe, o Vater, ſind viele Wohnungen! — Ach, Du haſt die meinigen ſchon erſehen. Schweigend, mit frommen Entzücken, folge ich Deinem heiligen Willen. Amen.

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Vierzigſter Sonntag, den 1. Oktober 1815.

Nicht rauh, nicht hart, nicht menſchenfeindlich
Soll unſer Tugendeifer, nein,
Holdſelig, anmuthsvoll und freundlich
Soll jeder Jeſusjünger ſein.
Ach, wären wir's! ach, glichen wir,
O Vorbild aller Liebe dir.

In allen Worten und Geberden,
In That und Wandel laß o Herr,
Uns aller Menſchen Freude werden,
Dir, Heiland, immer ähnlicher;
So werden, über allen Schein,
Erhaben wir, Dein würdig ſeyn.

Innere Güte, äuſſere Anmuth.

Gal. 5, 22.

Wie ſich auch immerhin ein im Lebensumgang gewandter Mann verſtellen könne: er kann ſich nicht gegen Alle verſtellen, die ihn umgeben. Er kann ſich nicht anhaltend in ſeiner erborgten Geſtalt zeigen, und es kommen Augenblicke, da er ſich unwillkührlech ſelbſt vergißt.

Unſer Inneres, es ſei gut oder ſchlecht, wird ſich allezeit in unſerm Aeuſſern offenbaren. Nicht nur ſpricht eine augenblickliche Gemüthsſtimmung aus dem Erröthen und Erblaſſen unſerer Wangen unſre vorübergehende Laune in dem Spiel der Geſichtszüge; der flüchtige Gedanke ſogar aus der eigenthümlichen Art des Blickes unſrer Augen: ſondern, ſo ſehr wir uns ſelbſt und alle unſre Geberden auch in der Gewalt haben mögen, unſre ganze Gemüthsbeſchaffenheit offenbart ſich in der Art und Weiſe unſerer Umgebung.

Willſt du die Denkart, die Güte und Schlechtigkeit, die Neigungen und Eigenheiten eines Menſchen kennen lernen, der dir ſehr verſchloſſen ſcheint: beobachte nur die Lebensart, welche er führt; die Einrichtung ſeines Hausweſens; die Behandlung ſeiner Untergebenen; ſeinen Ton gegen Höhere; die Wahl ſeines Hausgeräthes; die Wahl ſeines vertrautern Umgangs; die Wahl ſeiner Vergnügungen; die Aeuſſerungen ſeiner Wünſche.

Man kann ſich wohl zu einer oder der andern Abſicht verſtellen, aber nicht zu allem, was man erreichen will. Man kann ſich wohl aus einer oder der andern Urſache anders zeigen, als man iſt, aber man hat nicht Urſache Alles zu verhehlen, was man denkt und will. Folglich bleibt immerdar zwiſchen unſerm Innern und Aeuſſern ein ins Auge

fallender Zuſammenhang ſichtbar. Denn jeder Menſch will die Welt drauſſen ſo um ſich her bauen und einrichten, wie ſie ſeinem Innern am meiſten zuſagt.

Sehr merkwürdig iſt bei dem Allem, daß gar oftmals der Fall eintritt, wo der Fehlerhafte ſeine Schlechtigkeit mit aller möglichen äuſſern Liebenswürdigkeit zu paaren, und dem Laſter gleichſam eine gewiſſe Gefälligkeit für das Auge zu geben ſucht; während der rechtliche Menſch mit einem ſonderbarem Eigenſinn durchaus alles verſäumt, oder gar vermeidet, wodurch er ſeine Herzensgüte und Gerechtigkeit im Umgang annehmlich machen könnte. Der Falſche verſteht ſich auf die Kunſt, durch feine Schmeicheleien und Aufmerkſamkeiten das Herz derer zu gewinnen, die mit ihm in Berührung kommen; inzwiſchen mancher Rechtſchaffene, der in der That nichts als das Gute will, dabei rauh, polternd, zurückſtoſſend iſt, und mit der Gerechtigkeit ſeiner Sache trotzt. Es iſt deswegen auch nichts Ungewöhnliches, daß man oft ſehr verächtliche Leute zu den achtungswürdigſten Verhältniſſen und Stellen emporſteigen ſieht, dieweil der Verdienſtvolle in unbeobachteter Dunkelheit hintan geſetzt bleibt, — oder daß man ſich um einen durch ſein Aeuſſeres liebenswürdigen, obgleich durch zweideutige oder nicht zu billigende Denkart bekannten Menſchen drängt, unterdeſſen man einer wackern Perſon, die

aber im Aeuſſern etwas hart, ungefällig und ver nachläſſigt iſt, ausweicht.

Wie? gehört denn das Schöne und Reizende zu den Eigenthümlichkeiten der Sünde, und das Mürriſche, Finſtere, Zurückſtoſſende zu den Wirkungen der Tugend? — Unmöglich. So lehrte mich Jeſus nicht die Tugend kennen. Welche Verwirrung der Dinge, wenn ſich der Verbrecher mit dem Liebreiz der Seelengüte ſchmückt, und der Fromme das Gehäſſige und Unerträgliche verdorbener Gemüthsarten annimmt! — Ich muß fürchten, daß eine zurückſtoßende Tugend keine wahre Tugend ſei. Denn die heilige Schrift lehrt mich das Erſcheinen der ächten Frömmigkeit ganz anders kennen. Das geſchmückteſte der Laſter iſt immer nur ein übertünchtes Grab; und der fleiſchlich geſinnte, thieriſch genieſſende, thieriſch ſtrebende Menſch nur ein Wolf in Schafskleidern. Aber die Frucht des Geiſtes, ſagt Paulus: iſt Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmuth, Keuſchheit. Gal. 5, 22.

Nein, wahres Chriſtenthum iſt nicht rauh, beleidigend, menſchenfeindlich, verſchloſſen. Wie möchte ſich dies mit der Liebe paaren laſſen, welche die innerſte, reinſte Quelle alles chriſtlichen Sinnes iſt? Floh denn Jeſus in Einöden? Haßte er den Umgang mit Sündern? Baute er ſich Zellen in

Wüſteneien, wo ihn ſelten ein Sterblicher erblicken konnte? Munterte er dazu auf? Lehrte er alle Annehmlichkeiten des Lebens verſchmähen? Nein, er wohnte gern unter den Sterblichen, ertrug mit Geduld ihre Schwachheiten, ſogar mit Seelengröße alle ihre Verfolgungen und Kränkungen. Er war bei ihren Vergnügungen, fehlte in ihren frohen, geſelligen Kreiſen nicht; genoß die Süſſigkeiten der Freundſchaft; wie oft lag Johannes an ſeinem zärtlichen Herzen! Selbſt was das Leben ſinnlich veranmuthiget, verſagte er weder Andern, noch ſich. Er ſchuf den erfreuenden Wein in den leeren Krügen der Hochzeit zu Kanaa, und wenn ihm, nach morgenländiſcher Sitte, das Haupthaar mit köſtlich düftenden Oehlen geſalbt ward, lehnte er es nicht ab.

Nein, wahrer Chriſtusſinn und das Bewußſeyn gerechter Sache macht unmöglich hart und ungefällig gegen Andre; flößt keinen Zorn, keine Verachtung gegen Andre ein, die nicht ſo denken wie ich; gibt mir das Schwert nicht in die Fauſt, Mitmenſchen zu verfolgen, die da Meinungen haben, welche mit den meinigen nicht übereinſtimmen. Das iſt nicht Chriſtusſinn, das iſt unduldſamer Stolz, das iſt gallſüchtiger, raſender, von Gott ſich entfernender Eifer! Das iſt eine mörderiſche Menſchenfreundlichkeit, eine die Werke Gottes verheerende Liebe zu Gott. Das iſt nicht Hochachtung und

Gefühl der gerechten Sache, die man ergriffen hat, ſondern unmäßige Hochſchätzung und Vergötterung ſeiner eigenen Einſichten, ſeiner eigenen Abſichten. Die Frucht des Geiſtes iſt ja nicht Haß, Verfolgung und Aerger: ſondern Liebe, Sanftmuth, Freundlichkeit. Wer die Welt mit Feuer und Schwert bekehren, wer den Irrenden mit Kerker und öffentlicher Schmach eines beſſern belehren, wer die Menſchen durch Noth und Jammer beglücken will, iſt ein Wahnſinniger, welcher bei den beſten Abſichten die ruchloſeſten Mittel wählt, und ſeinen Bruder erwürgt, um ihn von einem Fehler zu befreien, der keinem Wurm ſchadete.

Nein, das iſt keine wahre Gottſeligkeit, kein reiner Biederſinn, wo das Bewußtſeyn recht zu handeln, zugleich Ungefälligkeit und ein kränkendes Weſen gegen Andre einflößt. Du kannſt ein redlicher, offener, gerader Menſch ſeyn, aber deine Tugend berechtigt dich keineswegs Andern mit grober Härte zu begegnen, ihnen Derbheiten zu ſagen, wodurch ſie gekränkt werden. Du haſt vielleicht die gerechte Sache, aber dein Stolz darauf iſt das Ungerechte an dir und deiner Sache. Weißt du nicht, daß es oft weit weniger darauf ankommt, was man thut, als wie man es thut, und daß das Tugendliche einer Handlung oft weniger in demjenigen beſteht, was ſie gewährt, als in der Art

und Weiſe, wie ſie es leiſtet? Deine Hilfe, welche du dem, der in Verlegenheit iſt, bringſt, verliert allen Werth, oft alle Frucht, wenn du ſie mit unfreundlichen Worten und Vorwürfen bringſt. Ein geringes Almoſen freut und tröſtet den Leidenden mehr, wenn es ihm auf eine ſchonende Weiſe mit gütigem Weſen zukömmt, als eine anſehnliche Geldſumme, die ihm mit beleidigender Trockenheit auf eine für ihn demüthigende Art hingeworfen wird. Du kannſt es gut meinen, aber deine innere Rechtlichkeit entſchuldigt niemals deine äuſſere Unfreundlichkeit und Härte. Du fehlſt im Augenblick, da du dich ſchmeichelſt löblich zu ſeyn und recht zu thun.

Innere Güte ſteht keineswegs in Zwietracht mit äuſſerer Anmuth; ſondern die Liebe, Sanftmuth, Freundlichkeit und Geduld ſind die Früchte des Geiſtes. Wenn du deinem Bruder ein liebliches Obſt in goldnen Schaalen bringen kannſt, warum willſt du es ihm mit wunderlichem Eigenſinn in ſchmuzigen Gefäßen reichen? Unſer innerer Werth gibt uns kein Befugniß, den äuſſern zu verachten. Deine Einſichten, deine Wiſſenſchaften mögen ſchätzbar ſeyn, aber dein trotziger Hochmuth iſt es nicht, mit dem du den äuſſerlichen Anſtand muthwillig vernachläſſigſt, und die Menſchen zwingen willſt, dich zu nehmen, wie es dir eben gefällt, zu ſeyn. Vergiß es nicht, daß man mit aller Nutzbarkeit ein ſehr unnützer

Menſch ſeyn kann, ſobald man neben der Einſicht doch nicht Klugheit genug beſitzt, dieſelbe auf die rechte Weiſe geltend und anwendbar zu machen. Was taugt vor Gott und Menſchen eine Frömmigkeit, die ſich menſchenſcheu in Einſiedeleien verbannt, und nie zur Thätigkeit kommt? Was taugen alle deine vortrefflichen Anlagen und Fähigkeiten, wenn du dich durch ein mürriſches, wunderliches Betragen, durch einen ſtolzen Eigenſinn unfähig machſt, deine Talente in Wirkſamkeit zu ſetzen. Warum nimmſt du die Widerlichkeit eines fehlerhaften Gemüthes in deinem Aeuſſerlichen an, ſtatt deine Tugend, mit der ihr eigenen Liebenswürdigkeit hervortreten zu laſſen? Gott ſieht freilich dein Inneres, aber nicht der Menſch. So wie du Andere, ſo beurtheilt der Andere dich nach dem, was du ihm zu ſeyn ſcheinſt. Wirſt du nun bei allen deinen innern Vortrefflichkeiten verkannt: ſo klage nicht darum, denn du haſt es ja nicht anders gewollt. Warum überläſſeſt du es dem Zufall, daß man ſich von deiner Brauchbarkeit und innern Güte überzeuge? Stellt man auch das Licht unter einen Scheffel? Wer vermuthet die edle Perle jederzeit in der ſchmuzigen Muſchel verſchloſſen?

Innere Güte und äuſſere Anmuth ſind das himmliſche und irdiſche Geſchwiſter, die ungeachtet ihrer verſchiedenen Natur, ſtets aneinander hängen, nie

getrennt werden ſollen. Wenn ſelbſt der heimliche Sünder den äuſſern Liebreiz der Tugend borgt, wie kömmt es, daß der Gerechte ihn vergißt, oder wohl gar den Schein annimmt, ſchlechter zu ſeyn, als er iſt? — Daß dies fehlerhaft, folglich unerlaubt ſei, daran zweifelt wohl Niemand. Aber woher mag dieſe, nicht ganz ſeltene Wunderlichkeit, dies tadelhafte Betragen oft ſehr ehrenwerther Menſchen kommen?

Zuweilen iſt es nur die Wirkung einer frühern übeln Erziehung. Man war im Nothwendigen und allem Nützlichen deines künftigen Lebensberufes unterwieſen, aber nicht in dem, was ſich bei ſolchem Berufe geziemt, gehörig gewöhnt. Man war zu dem, was fromm, recht und edel iſt, angeführt, oder eigener, innerer Trieb lockte dazu; aber man verſäumte zugleich dem, was ſchicklich in der geſitteten Welt ſeyn mag, die nöthige Aufmerkſamkeit zu gönnen. Oft auch, wenn man Menſchen mit ödem Kopf und ödem Herzen ſah, wie ſie ihre ganze Kunſt und Geſchicklichkeit in die elende Wichtigkeit der ſogenannten feinen Lebensart ſetzten, Höflichkeiten und Schmeicheleien machen, ſich zierlich kleiden, zierlich tändeln, zierlich nichts thun konnten, und ſo nichts, als von innen dürftige, von auſſen gezierte Geſtalten waren: mochte dem edlern Gemüth, dem größern Geiſt ein Ekel anwandeln vor dem, was

man äuſſerliche Wohlanſtändigkeit nannte. Man ging in ſeiner Verachtung des Aeuſſern zu weit und machte ſie zur Gewohnheit, oder zu einem Grundſatz, ohne zu bedenken, daß Vieles ſo ſchätzbar in der Hand des Weiſen werden könne, was in der Hand des Thoren thöricht iſt.

Nicht minder mag zuweilen die Härte, Verſchloſſenheit und das finſtere Weſen ſehr redlicher und frommer Menſchen, aus unglücklichen Erfahrungen entſtanden ſeyn. Denn nur zu häufig iſt der Fall, daß diejenigen, welche den Umgang und die Vertraulichkeit der Menſchen fliehen, die ſie überall von ſich zurückſtoſſen, ihnen Gutes thun, aber ihnen nicht gut ſeyn wollen, ehemals ihre innigſten Freunde geweſen ſind. Es iſt lebhaft und tiefempfindenden Perſonen eigen, daß ſie in Allem mit maaßloſer Hingebung handeln. Es kann kaum einer das ſchmerzliche Gefühl der Menſchenfeindlichkeit haben, der die Menſchen nicht vorher mit herzlicher Inbrunſt und Selbſtaufopferung geliebt hätte. Aber getäuſcht in ſeinen vielleicht überſpannten Vorſtellungen von Menſchenwerth; verkannt bei allem ſeinen guten Willen; mit ſchnödem Undank bezahlt für alles, was er aus treuer Liebe gethan; zurückgeſtoſſen bei aller ſeiner Gutherzigkeit, zog er ſich zuletzt ſchüchtern in ſich ſelbſt zurück, und an die Stelle der Liebe trat Furcht, Verachtung und Haß der Menſchen. Er hört darum nicht auf fromm, wohlthuend und edelmüthig zu ſeyn, aber

er thut das Gute nur aus Pflichtgefühl, und wie gegen Weſen, die von Edelſinn und innerer Güte weder eine Vorſtellung haben, noch der ſchonenden Behandlung würdig ſind, welche die Tugend fordert. — Aber ein Unglücklicher dieſer Art bedenkt nicht, daß ſo wie er vormals in ſeiner ſchwärmeriſchen Liebe die Menſchheit verkannt hat, er ſie nun nicht weniger in ſeiner übeln und menſchenfeindlichen Stimmung verkennt. Er bedenkt nicht, daß, ſo wie er vormals durch ſeine gutmüthige, ſchwermüthige Heftigkeit oft Anlaß gab, von Andern verkannt zu werden, er nun wieder durch ſein verſchloſſenes, mürriſches, wirkliches oder ſcheinbar untheilnehmendes Weſen Urſache iſt, daß man ihn abermals verkennt. Die Menſchen ſind nicht ſo vortrefflich, als wir ſie in jüngern Jahren gewöhnlich zu halten geneigt ſind, noch ſo verdorben, als uns einzelne, traurige Erfahrungen nachher zuweilen geneigt machen, es zu glauben. Aber das iſt gewiß, jeder Menſch, auch der ſcheinbar böſeſte, hat in der Tiefe ſeines Herzens einen Hang zum Guten, eine unüberwindliche Liebe der Tugend; und jeder Menſch, auch der Weiſeſte, beurtheilt Andere nur einſeitig aus ſeinem eigenthümlichen Standpunkt in der Welt und nach ſeinen einzelnen Erfahrungen. So hat auch der Böſewicht noch ſeine gute, achtbare Eigenſchaft; und der Weiſe ſeinen Irrthum.

Die Ungeſelligkeit, ja oft Härte und Grauſamkeit, in welcher zuweilen der Tugendeifer der Men-

ſchen erſcheint, iſt oftmals die Wirkung verkehrter Begriffe von dem, was gut und recht iſt; oft Wirkung einer überhaupt leidenſchaftlichen und mit der Tugend ſelbſt unverträglichen Gemüthsart. Wir erſtaunen heute über die gräßlichen Verirrungen der Vorwelt, da man diejenigen, welche andre religiöſe Vorſtellungen hatten, in die Kerker warf, oder in die Flammen des Scheiterhaufens. Da man aus Liebe zu Gott, ſich gegenſeitig mit Feuer und Schwert verfolgte, und um dem Himmel zu gefallen, die Erde verwüſten zu müſſen glaubte. — Aber leben nicht heute noch der barbariſchen, geiſtesbeſchränkten, einſeitig gebildeten Völker genug, die, obgleich Chriſten genannt, aller ſolcher Abſcheulichkeiten im Namen Jeſu Chriſti fähig wären? Leben nicht heute noch unter den vermeintlich hellſinnigern Nationen genug der Leute, die aus heftigem Eifer für das, was ſie für recht halten, das ſchreiendſte Unrecht begehen können; die aus Eifer für Denkfreiheit die aller unduldſamſten Menſchen ſind; oder die aus Liebe zum Vaterlande, das ganze Vaterland zu Grunde richten könnten, wenn ihre Mitbürger einige andere Anſichten von dem hätten, was dem Vaterland erſprießlich wäre? — Nein, nimmermehr iſt da die wahre Tugend, wo ſie mit den Geberden des Zorns und Grimmes hervortritt; da iſt nicht die Liebe, wo der Haß wüthet. Innere Güte iſt jederzeit mit äuſſerer Anmuth verknüpft, und ſelbſt wo die Tugend heldenmüthig im Kampf für ihr Recht tritt, ehrt ſie das Menſchliche,

und erſcheint ſie zwar unerſchrocken, alles Irdiſche aufopfernd, aber edelſinnig, großmüthig, immer zum Frieden einleitend, und Bahn und Weg dazu öffnend.

Weit gewöhnlicher aber iſt das rauhe, mürriſche, polternde Weſen übrigens redlicher Perſonen; ihr eigenſinniges, wunderliches Weſen ihre gefliſſentliche Vernachläſſigung äuſſerlicher Anmuth und Gefälligkeit aus einer ſehr kleinlichen Eitelkeit entſprungen! Stolz auf ihr gerechtes Weſen, verſchmähen ſie alles, was ſie Schein nennen. Im Gefühl ihres Selbſtwerthes glauben ſie ſich zu erniedrigen, und ihrer Würde etwas zu vergeben, wenn ſie die kleinen, im menſchlichen Leben gebräuchlichen Mittel anwenden, ihren innern Werth Andern erſt werthvoll zu machen. Sie thun wohl, aus trotzigem Stolz, das Gegentheil, und es kitzelt ihre Eitelkeit, bei aller Verſäumung äuſſerlichen Anſtandes, und der mit der Tugend verwandten Liebenswürdigkeit, dennoch unentbehrlich oder geſchätzt zu ſeyn. Sie ſind wie ein Reicher, dem es thörichter Weiſe wohlgefällt, in Lumpen gekleidet zu gehn, und dennoch von Schmeichlern umkrochen zu werden. Iſt der Stolz in Lumpen weniger Stolz, als der in Purpur und Seiden? Wahrlich nicht, aber er iſt, wo möglich, noch lächerlicher. — Und ſo iſt auch die auf ſich ſelbſt ſtolze, trotzende Tugend, welche das, wodurch ſie ſich in Andrer Augen gefällig macht, meidet, ein thörichtes Zwitterkind des guten

und verdorbenen Herzens, des Rechtgefühls und der ſonderlingshaftigen Eitelkeit.

Hinweg mit dieſen Verzerrungen! Die Tugend erſcheine nur, wie ſie iſt, als Güte, Liebe und Geduld; und ſie wird gefallen. Wer mit Abſicht durch ſein äuſſeres Betragen zu verſtehen geben will, das Verdienſt oder die Rechtlichkeit bedürfe keiner äuſſern Zierde, verfällt eben aus Eitelkeit erſt in wahre, aber widerliche Ziererei. — So war nicht Jeſus Chriſtus, das göttliche Urbild! Er war in allem Aeuſſerlichen für die Welt, was er ihr ſeyn ſollte, um von ihr begriffen zu werden; ohne künſtliche Ziererei, einfach, wahr und klar; ſich nicht böſer, nicht beſſer ſtellend; überall die Güte, die Liebe, und die äuſſern Verhältniſſe bürgerlicher Gewohnheiten, Ordnungen und Sitten ehrend und beobachtend.

Darum laſſet uns ſeyn, wie er war. So ziehet nun an, als die Auserwählten Gottes, Heiligen und Geliebten, herzliches Erbarmen, Freundlichkeit, Demuth, Sanftmuth, Geduld! Kol. 3, 12. Wie unſer Inneres iſt, ſo ſtrahle es in unſere Umgebungen aus. Haſt du die wahre Liebe und Demuth: ſo entfalte ſie in allen geſelligen Verhältniſſen. Deine innere Güte offenbare ſich auch in äuſſerer Anmuth. Mag auch ſich ein ordnung- und reinheitliebendes Gemüth in der Unſauberkeit und Verwirrung des Hausweſens gefallen; oder ein wahrhaft tugendvolles, gottgefälliges Streben Luſt finden, in Beleidigung und

Verachtung deſſen, was andre Menſchen als Pflichten des Umgangs fordern?

Nein, wo neben Herzensgüte äuſſere Rohheit, neben Menſchenliebe Verhöhnung deſſen ſtatt findet, was den Menſchen im Umgang mit ihnen lieb iſt, wo ſich Rechtlichkeit des Sinnes mit leidenſchaftlicher Hitze, Zorn und Rechthaberei paart; wo Geradheit in ſtolze Grobheit entartet; wo du Unbekümmertheit um die äuſſerliche Anmuth und Würde, eine ſtolze Demuth, eine Sucht nach Auszeichnung iſt: da iſt nicht wahre Herzensgüte, nicht ächte Menſchenliebe, nicht reine Rechtlichkeit, nicht unbefangene Geradheit. Da iſt ein Herz, in welchem viel Unkraut die aufgekeimte Saat des Guten umwuchert, oft erſtickt, und in den klaren Strom der Tugend, die Leidenſchaft ihren trüben Schlamm ergießt.

Herr, mein Richter! Du weißt es, auch mein Herz iſt wohl von dieſem Unkraut nicht ganz frei; und Trotz oder Eitelkeit, allzu großer, oft in Ungerechtigkeit ſich verirrender Eifer, oder Vergeſſung deſſen, was ſich im Umgang mit Nebenmenſchen geziemt, verderbten das Gute, was in mir aufſtieg.

Mein Gewiſſen ſagt es mir, daß ich eben dann oft fehlte, wenn ich gedachte, recht gut zu handeln. Daher kam es denn, daß ich, bei all meinem guten Willen nicht ſo viel Gutes bewirken konnten, als ich wohl gewünſcht hätte. Denn ich achtete manchmal mein Betragen im Aeuſſern zu wenig, und glaubte zuweilen um ſo minder auf daſſelbe Fleiß verwenden zu müſſen, je mehr ich im Uebrigen das

Recht auf meiner Seite hatte. Dadurch raubte ich unbeſonnen genug meinen ſonſt vielleicht werthvollen Handlungen, den beſten Theil ihres Werthes; dadurch ſtieß ich die Zuneigung und Zuverſicht der Menſchen von mir, inzwiſchen ich es doch gewiß mit ihnen gut meinte; dadurch ſetzte ich mich ſelbſt in die Unmöglichkeit, alles das Gute in meinem Wirkungskreiſe zu veranlaſſen, was auſſerdem wohl hätte geſchehen können.

Das habe ich gethan! Stolz auf mein Herz und meine Geſinnungen, oder mein geringes Verdienſt, verlor ich alles Verdienſt vor meinen Mitmenſchen, wie vor Dir, allgerechter Gott. Ich ſündigte in dem Augenblick, da ich etwas Gutes zu thun vorhatte.

Mit Reue erkenne ich meine Thorheiten, meine Fehler; mit Dankbarkeit erkenne ich durch Dein heiliges Wort, welches der wahre Weg der Nachfolge Deines Sohnes Jeſu Chriſti, meines Vorbildes iſt.

Ach, wie lange habe ich zu ringen, ehe ich mich der Vollkommenheit nähere, nach der ich ſeufze! Wie ſchwanke ich doch immerdar zwiſchen Recht und Unrecht, Wahrheit und Irrthum, Tugend und Sünde! Mein Vater im Himmel, habe Erbarmen mit meiner Schwäche! Mein Wille iſt heilig, aber meine That iſt falſch. Habe Erbarmen mit Deinem Kinde, welches nach Beſſerung ſtrebt. Führe Du mich an Deiner Hand zur Gerechtigkeit und Seligkeit empor, nach der meine Seele ſchmachtet. Mein Gott, mein Vater ſtärke mich durch Deine Kraft! Amen!

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Einundvierzigſter Sonntag, den 8. Oktober 1815.

Nach einigen bald verblühten Stunden,
Wenn Du mich ausgebildet haſt,
Bin meiner Banden ich entbunden,
Und von mir fällt des Ird'ſchen Laſt.
Die letzte Zähr' iſt bald geweint,
Dem Staube bald mein Staub vereint.

Werd' ich vor Freuden einſt mich kennen,
Wenn nun der dunkle Schleier ſinkt;
Wenn Engel Brudergeiſt mich nennen,
Mein Blick ins dreimal Heil'ge dringt;
Und was auf Erden dunkel heißt,
Licht wird für den entbundnen Geiſt!

Hier, eh' Du kommſt mich zu entkleiden,
Iſt all mein Wiſſen doch nur Traum;
Von Millionen künft'ger Freuden,
Ahn' ich die allerkleinſte kaum.
Doch hoff' ich die mit Zuverſicht,
Die Deine Treue mir verſpricht.

Erbarmen Gottes ohne Schranken!
Der Himmel ſelbſt hat Sprachen nicht,
Nicht Worte, würdig Dir zu danken.
Für einen Strahl von Deinem Licht —
Ein Strahl von Dir erhellt mir mehr,
Als Sonn' und Mond und Sternenheer!

Zuſammenhang des Lebens und der Ewigkeit.

Offenb. Joh. 14, 13.

Der ganze Zeitraum eines Jahres iſt eine ſchnelle Folge unendlich kleiner Augenblicke. Wer empfindet das Wenige, was im engen Zeitraum des flüchtigen Augenblicks iſt, der ſchon verſchwunden, indem ich an ihn denke? Am Ende des Jahres kömmt mir das Jahr ſelber nur wie ein Augenblick vor. Ich hatte ihn, und habe ihn nicht mehr, und werde ihn nie wieder haben.

Der Tag verfliegt. Einer um den andern verfliegt. Es iſt Augenblick, da ich das Auge öffne und wieder ſchlieſſe. Die Woche, der Monat, die Jahreszeit, was ſind ſie? Augenblicke, die ich zuſammenzählte.

Es iſt noch nicht lange, daß dieſe Felder grün wurden, daß dieſe Bäume aus dürren Zweigen junge Blätter und Blüthen trieben. Wo iſt der Frühling? Wo der Sommer? Ich ſehe ſchon den Herbſt. Die Blumen ſind verblüht; das Laub der Wälder will ſich entfärben; die Blätter fliegen ab; die Felder ſind leer. Bald nenn ich morgen geſtern, und die Schneeflocken ſpielen um mich im Winde.

Ich finde in Allem einen beſtändigen Wechſel der Dinge; und doch bleibt im Grunde Alles daſſelbe. Vor tauſend und tauſend Jahren war Alles, wie es heute iſt. Das Wandelbare lag immerdar im Unwandelbaren. — Ich unterſcheide Augenblicke, Wochen, Monden. Aber nur der Verſtand trennt und unterſcheidet, und gibt allerlei Namen. In

der That iſt Alles doch nur eine und dieſelbe Zeit. Was ich verſchieden nenne, iſt nur das wechſelnde Verhältniß vom Stande des von mir bewohnten Erdballs gegen die Sonne. Die Zeit iſt unveränderlich.

Und ſo mannichfaltig auch Alles zu ſeyn ſcheint, iſt Alles doch nur Folge vom Andern; Alles mit dem Andern auf das Innigſte verknüpft und eins mit ihm.

Es muß Alles nur eines ſeyn durch den allerſtrengſten Zuſammenhang, weil nur ein Weltall iſt. Es gibt nicht zwei Weltalle, die in ihren Ordnungen verſchieden oder einander entgegengeſetzt wären. Es iſt nur ein Gott, aus deſſen einziger Weisheit und Geſetzgebung das ganze All des Lebens entſprang zu einem Einzigen, zu einem in ſich ungetrennten Ganzen.

Iſt nun Alles nur ein Ganzes, ſo wahr nur ein Schöpfer des Ganzen iſt, und greifet alles darin unzerſtörbar in einander: was ſpricht man mir denn von Zeit und Ewigkeit, gleichſam, als wäre die Rede von zwei verſchiedenen Weltallen?

Wie thöricht iſt es, zu glauben, daß von einem Tag zum andern, die beiden vom Schatten einer Nacht getrennt werden, zwei verſchiedene Leben ſtatt finden? Wer bildet ſich wohl ein, wenn nun im Herbſt alle Pflanzen abwelken und Staub und Erde werden, daß mit künftigem Frühling, wenn neue Pflanzen aufkeimen, damit gewiſſermaßen eine neue Welt beginnt? — Es iſt nichts Verſchiedenes vom Vorigen; Alles wieder das Alte, das Ewige.

Wenn die Pflanze verdorrt, nnd als Staub im

Winde verweht, glaubſt du, die Beſtandtheile des ehemaligen Gewächſes ſeien aus dem Weltall verweht und vollkommen nichts geworden? Nein, ob in einem Kraut verbunden, oder als Staub im Sonnenſtrahl ſchwimmend: ſie ſind vorhanden und unvergänglich, aus dem göttlichen All der Dinge unverlierbar. Die verborgene Lebenskraft, welche den Staub zu großen, grünenden, blühenden Stauden verband, lebt auch ohne den Staub fort, und wirkt wie im Sommer, ſo im Winter fort, im Saamenkorn, im Weltall. Bringt die Frühlingsſonne die vom Schöpfer feſtgeſetzten Bedingungen zurück, unter welchen die Lebenskraft auf den Staub um ſich her wirkt: ſo wirkt ſie, und eine neue Staude keimt, grünt und blüht. So iſt alles ewig das Alte und daſſelbe, ſo neu es auch ewig dem Auge der Menſchen erſcheinen mag.

Da wird nichts Neues; da vernichtet ſich kein Altes. Was wir neu und alt nennen, ſind Unterſcheidungen unſers Verſtandes, Nothbehelfe unſrer ſchwachen Faſſungskraft. In That und Wahrheit iſt in der Natur nichts Neues, nichts Altes, denn Gottes Schöpferwerk iſt ewig. Im Ewigen iſt nichts neu, nichts alternd, denn es iſt ewig immer daſſelbe. Nur die Verbindungen der Dinge ändern ſich, und das iſt es, was wir zeitlich nennen. Ob nun eine Blume abwelkt, und ſich auflöſet in Staub und Dunſt, oder ob im unendlichen All der Dinge ein von Millionen Weſen bewohnter Weltkörper, wie unſer Erdball ſich auflöſet und vergeht: es iſt daſ-

ſelbe. Weder die Beſtandtheile der Blume, noch des Weltkörpers, können aus dem Weltall Gottes entweichen. Nur die Verbindungen derſelben haben ſich geändert. Wir machen den Unterſchied zwiſchen Blume und Weltkörper, weil uns das eine klein, das andere ungeheuer in Verhältniß zu unſerm Leib vorkömmt. Für den unendlichen, allgegenwärtigen Gott iſt nichts groß, nichts klein. Daher der geringſte Wurm und der gewaltigſte Sterbliche auf Erden von ihm gleich wichtig ſind; beide umfaßt, als ſeine Geſchöpfe, ohne Unterſchied ſeine Vorſehung und Liebe.

Wir müſſen keineswegs uns einbilden, daß das, was wir in unſerm kleinen Lebensraum, mit unſerm kleinen Maaßſtab, mit unſerm beſchränkten Vorſtellungsvermögen, in der Spanne Raumes, den wir mit kurzſichtigem Blick überſehen können, alles ſo ſei, wie wir es nennen, weil wir uns doch einander mit Worten verſtändigen müſſen. Wir machen Unterſchiede, wo in der Natur keine an ſich ſelbſt ſind. Für uns iſt das Unſichtbare, und was wir auf Erden auf keine Weiſe wahrnehmen können, ſo gut als nicht vorhanden. Es iſt durchaus nichts auf Erden vorhanden, deſſen erſten Beſtandtheile nicht in der Luft als für uns unempfindbare Theilchen wären. Die ganze Welt, welche wir als Sterbliche bewohnen, iſt aus Beſtandtheilen der Luft hervorgegangen. Aus der Luft ſchlägt ſich Waſſer nieder; von der Luft empfangen die Pflanzen ihre Beſtandtheile; von der Luft und den Pflanzen die Thiere; von allen wir Menſchen ſelbſt. Gebirge, Wälder, Meere,

Pflanzen u. ſ. w., alle ſind gleichſam Kinder der Luft, und können wieder unſichtbar in Luft verſchweben. Alles iſt Eins!

Alles iſt Eins. Darum iſt alles im dichteſten, kaum unterſcheidbaren Zuſammenhang. Im Ewigen iſt kein Geſtern noch Heute, ſondern nur für Menſchen, die auf dem kleinen Stern wohnen, welcher Erde heißt, und der durch ſein Umſchweben der Sonne einen flüchtigen Wechſel von Licht und Schatten, Kälte und Wärme verurſacht, welchen wir Tageszeit und Jahreszeit nennen. Im Ewigen iſt keines Dinges Ende, ſondern alles nur ein Spiel der Verbindung; und dies Spiel heißt das Leben; ewig aber, wie die Dinge ſelbſt ſind, als Gotteswerke, iſt auch das Spiel ihrer wechſelnden Verhältniſſe zu einander. Folglich iſt ein ununterbrochenes Lebensgewebe. Die Art der Verbindung gewiſſer Theile kann wohl aufhören; aber was da iſt, hört ſelbſt nie auf; eben ſo wenig das Wechſeln der Verbindungen, oder das Leben. Folglich was da iſt, das bleibt. Das, was uns wie ein Anfangen und Aufhören vorkommt, was wir Aufblühen und Welken, was wir Morgen und Abend, was wir Geborenwerden und Sterben, was wir Alt und Neu nennen, iſt nur ein Spiel von Verbindungen der Dinge im Weltall, oder Leben der Schöpfung. Was wir Tod heißen, iſt alſo ſelbſt eine Beſtätigungsurkunde des Lebens, und Handlung des Lebens, und Leben ſelbſt!

Zeit und Ewigkeit ſind für Gott das Gleiche.

Aber ſie ſind es auch für mich. Wozu dieſe Unterſcheidungen? Es iſt nur ein Ewiges. Ich komme nicht erſt nach dem Tode in die Ewigkeit, nein, ich befinde mich jetzt ſchon in der Ewigkeit. Ich komme nicht erſt nach dem Tode zu Gott; nein, ich bin jetzt ſchon bei Gott, mit Gott, durch Gott, in Gott!

Nur mit der großen Lebensthätigkeit, die ich Tod nenne, tritt ein lebhaftes Spiel von Trennung und Verbindung und Wechſel meiner Beſtandtheile ein. Es ſcheidet ſich, wie im Herbſt, die Lebenskraft von der welkenden Pflanze, mein Geiſtiges von dem Ungeiſtigen an mir, was ich Irdiſches nenne. Mein Gott denkendes Ich tritt im großen, immer regen Lebensgedränge des Weltalls mit andern Stoffen und Dingen in Verbindung. Mein abgefallener, Staub gewordener Leib, aber dauert im Weltall Gottes in andern Verbindungsarten fort; er gehört mir ſo viel und ſo wenig an, als das ganze göttliche Weltall. Und Ich, das gottdenkende Ich, der das Weltall erkennende, anſchauende Geiſt, Ich daure ebenfalls wie der Staub ewig fort im Ewigen.

Bin ich denn ein anderes Weſen, wenn ich mich heute anders bekleide, als ich geſtern that? Nein, ob ich geſtern ſchlechte, heute beſſere Kleider trug: ich bin derſelbe in beiden. So wenig das Kleid, welches ich anlege, zu mir gehört, eben ſo wenig gehört der Leib zu mir, den ich im Tode wie ein Kleid des Geiſtes ablege. Der ich im menſchlichen

Leibe geweſen bin, werde ich wieder ſeyn in andern Verbindungen. Denn ich bin Ich, und bleibe derſelbe Geiſt, wie mein Leib derſelbe Staub bleibt, der er war.

So trage ich alſo aus dem Augenblick, welchen ich irdiſches Leben nenne, mich ſelbſt und meinen Werth oder Unwerth in andre höhere oder niedere, herrlichere oder traurige Verbindungen hinüber. So wird wahr, was die heilige Schrift ſagt: meine Werke folgen mir nach.

Und darum ſelig ſind die Todten die in dem Herrn ſterben von nun an. Ja, der Geiſt ſpricht, daß ſie ruhen von ihrer Arbeit. Denn ihre Werke folgen ihnen nach. Offenb. Joh. 14, 13.

Unſre Werke folgen uns nach! Denn zwiſchen Zeit und Ewigkeit iſt ein unzertrennbarer, inniger Zuſammenhang: inniger als zwiſchen dem im Meer verſchwindenden Waſſertropfen mit dem Meer ſelbſt. — Das All iſt nur Eins.

Dieſer Zuſammenhang iſt, denn es iſt nur ein Weltall, und ich lebe ſchon in demſelben; und kann künftig nie anders leben, als in ihm in meines Vaters Hauſe.

Er iſt! denn es iſt nur eine Zeit, nur eine Ewigkeit, die immer war und immer ſeyn wird. Und ich werde nicht erſt in die Ewigkeit eintreten, ſondern ich lebe ſchon in der Ewigkeit. Wie könnte alſo in dem Ein und All je der Zuſammenhang aufhören.

Er iſt! denn unvergänglich, wie das kleinſte

Sonnenſtäubchen, iſt auch mein Geiſt, der ſich ſeiner bewußt iſt, und der ſich nach Vollendung ſehnt. Die Dinge wechſeln, aber ſie bleiben. Meine Umgebungen wechſeln, aber ich bleibe im großen und unendlichen Spiel des Weltlebens. Bleibe ich nun ſelbſt, wie mag der Zuſammenhang zwiſchen heute und morgen, zwiſchen hier und dort leben, zwiſchen Zeit und Ewigkeit unterbrochen werden?

Er iſt! denn es iſt nur ein Gott, der alles geordnet, alles umfaßt hält, der alles in Vollkommenheit ſchuf, nicht als Trümmerwerk und Bruchſtück, ſondern als ein einziges, in einander geflochtenes, ſich in allen Verbindungen, in allen Urſachen und Wirkungen wahrhaft und genugthuend entſprechendes Ganzes. Und dieſen meinen Gott habe ich jetzt ſchon, und werde ich haben, wenn mich einſt meine heutigen Umgebungen nicht mehr umgeben, ſondern andre Verbindungen und Verhältniſſe an ihre Stelle getreten ſeyn werden.

Darum ſelig ſind die Todten, die in dem Herrn ſterben, denn ihre Werke folgen ihnen nach. — Sie folgen, denn in dem großen Zuſammenhang der Dinge iſt keine Lücke, keine Unterbrechung. Eins quillt aus dem andern; wie im Kleinſten, ſo im Größten; wie im Irdiſchen, ſo im Sittlichen, im Geiſtigen. Wo hinauf du geſtiegen, da hinauf biſt du geſtiegen; wie tief du geſunken biſt, ſo tief biſt du geſunken. Nichts Geſchehenes kann ungeſchehen gemacht werden. Deine Werke folgen dir.

Es gibt geſunkene, größtentheils verthierte Men-

ſchen, welche keine in ihnen wohnende Geiſteskraft zur Vollendung entwickeln mögen. Sie möchten auf Erden nur gern Thiere ſeyn; ihre thieriſchen Gelüſte ſtillen, eine thieriſche Größe erreichen. Was man ihnen von Tugend ſagt (dem ewigen Gottesgeſetze), ſcheint ihnen albern; ſie möchten es gern für albern halten. In prächtigen Kleidern gehn, auf weichen Lagern ruhen, in zierlichen Häuſern wohnen, köſtliche Speiſen und Getränke haben, über Vieles gebieten und ſchalten, Alles neben ſich niederdrücken können, allein hoch ſtehen, Vieles wiſſen, klug ſeyn, liſtig berechnen, unwiderſtehbar handeln können — das iſt ihnen, als einer Art vollkommener Thiere, das Allerhöchſte. Von höhern Dingen haben ſie keine Vorſtellungen; ſo ganz verthiert ſind ſie. Spricht man ihnen von Tugend, von Religion, dünkt es ſie lächerlich. Spricht man ihnen davon, daß ſie für den wahren Adel ihres Geiſtes alles Irdiſche aufopfern müſſen: ſo glauben ſie, es ſei Wahnſinn.

Perſonen dieſer Art (ſie ſind gewöhnlich die in ſich ſelbſt unglücklichſten) haben eine große Neigung, wenn ſie auch nicht den Schöpfer aus der Schöpfung hinwegläugnen könuen, doch das ewige, alles durchherrſchende Geſetz der Tugend hinwegzuläugnen. Sie möchten ſich ſelbſt gern einbilden, daß Gott auf unſre Handlungen nicht achte; daß überhaupt Frömmigkeit und Tugend Erfindungen der Schule, Vorurtheile aus Kinderjahren, Zaum und Zügel unterthäniger Völker in den Händen der Herrſcher

ſind. Was nützlich iſt, das halten ſie für klug, das Kluge für wahr, für gut. Was Vortheil bringt, halten ſie für Recht; was ihnen ſchadet für Unrecht. Jedes Mittel halten ſie erlaubt, ihren Zweck zu erreichen, nur nicht jedes für klug.

Bei dem allen erſchrecken ſie, wenn ſie wahrnehmen, daß in der Welt zwar allerlei Religionen ſind bei den verſchiedenen Völkern, aber bei allen Völkern doch nur einerlei Tugend! Es iſt alſo etwas Bleibendes für den menſchlichen Geiſt, was ſeine Beſtimmung betrifft, ſeine Handlungs- und Denkart angeht, und Mancher ſich ſelbſt richtet und von Andern gerichtet wird. Die Tugend oder (der Gotteswille) iſt alſo nichts Veränderliches, nichts Zufälliges. Der fromme, rechtſchaffene Menſch wird in der ganzen Welt, von aufgeklärten, wie von wilden Völkern geehrt, und ihm weit mehr, als den Schlauen und Klugen, vertraut ſich das Herz des Andern. Hingegen der Böſewicht, ohne Treu und Glauben, der Selbſtſüchtige, der ſich alles erlaubt, iſt überall gehaßt. So iſt es jetzt; ſo vor vielen Jahrtauſenden geweſen. Staatsverfaſſungen, Kirchengebräuche, Sprachen, Sitten, Wiſſenſchaften, Begriffe vom Nützlichen und Schädlichen haben geändert: aber die Geſetze Gottes im Geiſterreich, die Geſetze und Begriffe von Frömmigkeit und Tugend ſind ſo alt, als das Menſchengeſchlecht ſelbſt. Unentbehrlich iſt die Tugend dem unſterblichen Geiſte, wie die Nahrung dem ſterblichen Leibe. Entziehe

dem Leibe die Nahrung und er verdirbt; entziehe dem Geiſte die Tugend und er verdirbt.

Warum, wenn Rechtſchaffenheit etwas Zufälliges wäre, wenn ſie nicht unmittelbar zur Natur des Geiſtes gehörte, warum ſind denn die ärgſten Tugendverächter noch oft genug ſcheu vor Verbrechen, ſelbſt wenn ſie keinen irdiſchen Richter über ſich zu befürchten haben? Warum wagen ſie es nicht, ſich alles zu erlauben? Oder wenn ſie ſich das Schändliche erlauben, warum möchten ſie es vor ſich ſelbſt verbergen.

Tugend iſt nichts anders, als Vollkommenheit des Geiſtes, Reife und Vollendung des Geiſtes zu ſeinen Beſtimmungen im Weltall. Der ſterbende Sünder iſt eine unreife, faulgewordene Frucht am großen Lebensbaum. Vollendung des Geiſtes aber iſt nichts anders, als Selbſtbefreiung deſſelben vom Einfluß der irdiſchen Natur; Freiheit von der Thierheit, Beherrſchung ſeines Selbſtes nach den eigenen, innern, ewigen Geſetzen des Rechts und der Gottgefälligkeit; Emporſteigen aus der Thiernatur zur Engelhaftigkeit. Tugend iſt Selbſtverklärung.

Nicht alſo Geſchicklichkeit in Handwerk und Kunſt; nicht Klugheit in Berechnung und Behandlung der Umſtände; nicht Gelehrſamkeit und große Kenntniß begründet die wahre Geiſtesgröße: ſondern Frömmigkeit, Tugend! Was für die Welt nützt, in der wir jetzt leben, das bleibt einſt in dieſer zurück. Es kam von hier, war für das hier, und bleibt in dem hier. Aber die Gut und Leben

nach Gottes Willen aufopfernde Tugend, die weltverläugnende Tugend iſt nicht für die Welt hier, ſondern oft mit ihr im offenen Widerſpruch; ſie iſt nicht für das Irdiſche, denn ſie beſtreitet daſſelbe und vernichtet deſſen Gewalt. Sie iſt folglich allein für den **Geiſt**. Aus ihr quellen jene heiligen Werke, welche dem Gerechten nachfolgen.

Die weltverläugnende Tugend iſt nicht für das **hier**; ſie iſt alſo für das **einſt**. Sie kömmt nicht von hier, ſie ſtammt aus Gott. Ihre Wirkungen bleiben alſo nicht hier, ſondern breiten ſich im Ewigen aus. Alles kann auf Erden belohnt werden; aber Tugend an ſich, iſt ganz unbelohnbar. Und was um Lohn geſchieht, iſt keine Tugend, ſondern eine irdiſchnützliche Handlung. Der Gerechte lebt nicht und handelt nicht blos des Vortheils willen, der ihm hier entſpringen kann: ſein Blick iſt auf das Ewige hingewandt. Er will Selbſtvollendung; ein Leben in Gott, mit Gott. So athmet er, ſo entſchläft er im Herrn, ohne Rückſicht auf Schmerz und Luſt, Lob und Läſterung von dieſer Welt. Selig ſind die Todten, die in dem Herrn ſterben, denn ihre Werke folgen ihnen nach.

Die Hand des ewigen Gottes knüpfte den Zuſammenhang des Lebens und der Ewigkeit: welche Gewalt könnte dieſen ſichtbaren, unwiderſprechlichen Zuſammenhang wegläugnen oder vernichten?

Ein angenehmer Schauer durchdringt mich, indem ich den beſeligenden Gedanken denke, ihn, den der heilige Gottoffenbarer, mein Jeſus, ſo laut ausgeſprochen hat! Zeit und Ewigkeit ſind eins, mein Jetztſeyn und mein Künftigſeyn iſt ein ununterbroche-

nes Ganzes, ſo wahr nur ein Weltall iſt, und nur ein Gott! und meine Werke folgen mir nach.

Selig, o ſelig bin ich, der ich im Herrn entſchlafen will und werde! Denn wer kann mich ſcheiden von der Liebe Gottes?

Selig, o ſelig ſind ſie, die im Herrn entſchlieſen; ihre Werke folgen ihnen nach! — O ihr meine Geliebten, die ihr früh vollendet habt, und mich zurück lieſſet, euer iſt nun das beſſere Loos, nachdem ich noch ringe; nie lebhafter fühlte ich den Zuſammenhang des Lebens mit der Ewigkeit, als damals, da ich weinend vor euerm erblaßten Leichnam ſtand, da ich mit heißen Lippen noch eure erkalteten Wangen küßte. Ihr ſtarbet im Herrn und ſelig. Ihr waret Gottes, darum nahm er euch zu ſich. Ach, was ich nicht wußte und ſah, das ſah und wußte er, wie er oft im Stillen mit euch ſelber gekämpft; wie euch die Reue um kleine Fehler oft gequält; wie ihr oft zu ihm glaubensvoll hinaufgeblickt; wie ihr einſam euch mit ihm in heiligen, inbrünſtigen Gebeten unterhalten. Nun habt ihr überwunden. Eure Frömmigkeit, eure Unſchuld, eure Güte, eure Liebe folget euch nach. Verzeihend blickte der große Erbarmer auf die Fehltritte, die ſeine Kinder nicht zu vermeiden wußten. Ihr ſeid nicht die Geringſten unter denen, die er liebevoll an ſein Vaterherz nahm, er, der auch die Sünder nicht will verloren gehn laſſen.

Warum trauert mein Geiſt über den Grabhügeln der Todten? O ihr Vollendeten, einſt werde ich, und vielleicht bald, meine irdiſche Hülle abwerfen, wie ihr ſie abgelegt habt, und eingekleidet werden herrlicher,

wie ihr eingekleidet ſeid. Wir werden uns wieder begegnen, wieder finden. Ach, die Liebe iſt für die Ewigkeit, wie die Tugend; und iſt unſer Gott nicht ſelbſt die Liebe? Wie der ununterbrochene Zuſammenhang des Lebens und der Ewigkeit iſt die Verknüpfung der liebenden Weſen. Nein, ich habe euch nicht ganz verloren, ihr Theuern, die Gott mir gegeben und genommen. Nein, er hat euch mir nur gegeben, nicht genommen. Ihr gehört mir noch heute, ich gehöre euch noch heute. Wir ſind ja noch im Hauſe Gottes beiſammen, nur in verſchiedenen Wohnungen. Ich bin in der Ewigkeit, ſo wie ihr; nur ihr in andern Verbindungen, die auch mich erwarten. Der Lebensaugenblick auf Erden iſt kurz, die Ewigkeit lang genug, uns wieder zu haben.

Selig, o ſelig ſind die, die in dem Herrn entſchlafen, denn ihre Werke folgen ihnen nach. — Auch mir werden die meinigen folgen!

O Gott des Lebens, o Richter der Todten, o Erbarmer der ſündigen Weſen, auch mir werden die meinigen folgen; auch die böſen werden mir folgen neben den guten! Mit Schrecken blicke ich auf meine vergangenen Tage. Wie oft ich gefehlt habe, ich kann es nicht wiſſen. — Herr, Herr, willſt Du meiner Schuld gedenken? Wenn Du mit mir ins Gericht gehen willſt, wie ſoll ich vor Dir beſtehn? Das Gute, was ich hatte, war ein ſchwaches Wollen: aber ach, Leichtſinn, Uebereilung, Leidenſchaften mancher Art überwältigten das Gute wieder in mir; und Eitelkeit entriß ſelbſt mancher guten That, die ich zu vollbringen Muth hatte, den geringen Werth. Wie oft man-

gelte mir die Liebe, wie oft die Standhaftigkeit, wie oft die Demuth der Tugend!

Errette mich Gott aus der bangen Muthloſigkeit, in die ich verſinke, wenn ich an meine Fehler und Schwachheiten denke, an Alles, was ich öffentlich und ins geheim gegen dich und meine Mitmenſchen geſündigt habe, denn ich verzweifle an meiner Kraft, jemals zu werden, der ich ſeyn ſoll nach Deinem Willen und meines Jeſu Lehre. Und könnte ich meine Hoffnung, mein Vertrauen nicht auf Deine Gnade ſetzen: was könnte mich tröſten, was mich über meine Zukunft nach der Verwandlungsſtunde des Todes beruhigen?

Du aber, mein Erbarmer, biſt mein Troſt, meine Zuverſicht! Ach, nimm meinen Willen doch für eine halbe That, mein Bemühen für ein halbes Erreichen, meinen Kampf für einen halben Sieg. Vergib mir meine Schuld! Wie oft ſtrebe ich empor, und ſinke ohnmächtig zurück!

Vielleicht aber iſt das ganze Leben nur e i n Kampf gegen das Böſe; und der hat ſchon Gnade vor Dir, der, wenn er auch nicht immer obſiegen konnte, doch nie mit Vorſatz, Willen und Luſt im Streite gegen die Sünde unterlag. Vielleicht hat der ſchon Gnade vor D i r, der Muth genug hatte, nicht den Kampf zu ſcheuen, ſondern ihn nach Kräften zu führen.

Und ermüden will ich in dieſem Kampfe nach Vollendung nie. Als Dein Kämpfer ſterben will ich, glaubensvoll, hoffnungsreich auf Dein Erbarmen, o Du, der immer mehr gewährt, als wir verdienen können. Amen.

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Zweiundvierzigſter Sonntag, den 15. Okt. 1815.

Dein Beifall iſt das Größte,
Wonach ich ſtreben kann;
Wenn ich mich deſſen tröſte,
Wie glücklich bin ich dann!
Ob mir gleich oft auf dieſer Welt
Der Menſchen Lob und Ehre
Bei guten Thaten fehlt.

Wenn einſt die ernſte Wage
Du Weltenrichter nimmſt,
Und am Vergeltungstage
Der Thaten Werth beſtimmſt:
Dann müſſe meinem ew'gen Geiſt
Des Himmels Krone werden,
Die mir Dein Wort verheißt.

Der Schmerz, verkannt zu ſeyn.
Matth. 5, 10—12.

Was habe ich nun von allen meinen Bemühungen und Arbeiten zum Beſten Andrer? Was habe ich davon, daß ich meine ganze Kraft, meine Zeit, mein Geld und ſo manche ſchöne Stunde, meines Lebens, die ich dem Vergnügen entzog, für Nutzen

und Wohlfahrt Anderer mit dem redlichſten Eifer hinopferte? — Undank habe ich dafür geärndtet, Spott und Achſelzucken. Ich muß mich wohl gar noch glücklich ſchätzen, daß man mich nur noch in der menſchlichen Geſellſchaft duldet, und nicht ausſtößt und verfolgt.

Gewiß mit herzlicher, uneigennütziger Liebe habe ich die Menſchen geliebt; ich hätte mich für ſie zu Grunde richten laſſen, wenn es gefordert worden wäre. Ich ſchonte meiner nirgends, wo es darauf ankam, ihnen beizuſtehen. Ueberall that ich mehr, als die gewöhnliche Pflicht und Schuldigkeit von mir forderte. Zum Helfen fand man mich immerdar bereit, aber mir dagegen mochte keiner helfen; ja vielmehr ſind diejenigen, für die ich lebte und arbeitete, die erſten, welche mich zu verläumden und zu erniedrigen ſuchten, meinen guten Namen beflecken, und nicht nur den Werth deſſen, was ich that, in Zweifel ziehen oder verkleinern, ſondern mir wohl gar, wenn ſie könnten, zum Vorwurf und Verbrechen machen möchten.

Ich verſuchte manches Gute. Warum ward es boshaft zerſtört und gehindert oder verachtet, weil es von mir kam? Ich war wohlthätig, wo ich es irgend ſeyn konnte, nachgibig und dienſtgefällig auf alle Art. Warum ſind eben die am meiſten wider mich, denen ich am meiſten diente? Warum wird einer geringen Urſache willen, ſogleich alles vergeſſen, was ich Gutes ſtiftete und Rechtſchaffenes lei-

ſtete, und dagegen alles hervorgeſucht, um mich vor Andern und vor mir ſelber zu erniedrigen?

Nicht daß ich für das, was ich zum Vortheil meiner Nebenmenſchen that, Lob und Ruhm begehrte; nicht daß ich für meine Aufopferungen eigentlich von den Menſchen eine Vergeltung verlangen möchte. Ich erwarte von den Leuten weder Ruhm, noch Lob, noch Dank und Vergeltung. Ich weiß, wie ſchwer es dem großen Haufen der Selbſtſüchtigen wird, ſich ſelber auf einen Augenblick zu verläugnen und menſchlichedel zu empfinden. Aber doch iſt es bitter, wenn man ſich am Ende gänzlich verkannt ſieht. Ich glaubte wenigſtens auf Achtung, auf Schonung Anſpruch machen zu dürfen, und keinen gehäſſigen Nachreden, keinen öffentlichen Verfolgungen ausgeſetzt ſeyn zu müſſen.

Welch eine traurige Vorſtellung geben mir meine ſchmerzlichen Erfahrungen von den Menſchen! — So wie ich, klagt auch mancher Edle im Stillen. Denn wo iſt wohl irgend ein treuer Freund, ein redlicher Diener des Vaterlands, ein eifriger Menſchenfreund, ein Wohlthäter der Seinigen, ein Beförderer gemeinnütziger Dinge, irgend einer, der mit Eifer einer guten Sache beiſtand, welcher nicht zuletzt über Undank, Hohn und Mißhandlung ſeiner Ehre, ſeines Namens, ſeiner Perſon zu klagen hätte. Sollte man nicht beinahe in Verſuchung kommen, allen fernern nützlichen Vorſätzen zu entſagen, ſich auf ſich ſelbſt zurückzuziehen und die breite Straße der

gemeinen Menſchenhaufens mit zu gehen; ſich um keinen, als um ſich ſelbſt zu bekümmern, und gleichgiltig bei anderer Leute Wohl und Wehe zu bleiben?

In der That iſt es ſchmerzhaft, mit ſeinem guten Willen ſo allein da zu ſtehen, und in ſeinen allerbeſten Abſichten verkannt zu werden; es iſt kränkend, alles was man thut, übel ausgelegt zu ſehen, und von der Bosheit elender Menſchen, von der Unwiſſenheit des großen Haufens, von dem Eigennutz und Stolz der Angeſehenen bei jedem Schritt gehindert zu werden, den man zu einem wohlthätigen Ziele machen will. Es iſt ſchmerzhaft, Augenzeuge zu ſeyn, wie der, welcher nicht anders thut, als für ſich ſelber ſorgen, oder wie der, welcher lachen würde, wenn man ihn aufforderte, zum Beſten Andrer ein beträchtliches Opfer zu bringen, gar ruhig und unangefochten lebt; gewöhnlich Lob und Beifall für nichts einärndtet, und Andern hoch anrechnet, was ihn nichts koſtete. Es iſt ſchmerzhaft zu ſehen, wie der Niederträchtige ſich empor ſchmeichelt; wie er mit Glück fremdes Verdienſt herabwürdigt, um ſeine Gemeinheit geltend zu machen; wie er ſich ohne Ehrgefühl, auf den verächtlichſten Wegen, mit den ſchimpflichſten Mitteln Partei, Anhang, Freunde, Gönnerſchaft erwirkt. — Iſt dies der Weg in der Welt etwas zu gelten und zu leiſten?

Warum aber kränkſt du dich deswegen? Möchteſt du wohl in den Reihen derjenigen ſtehen, die ſich durch Niederträchtigkeiten auszeichnen und erheben?

Laſs doch Andre ſchlecht ſeyn; aber du ſei gut. Dein Loos iſt das Loos der meiſten rechtſchaffenen Leute, die nicht mit der Welt, wie ſie nun einmal iſt, gemeine Sache machen, ſondern ihren eigenen Weg gehen wollen. Dir gibt dein Gewiſſen ein beſſeres Zeugniſs, als die Menſchen geben können. Selig, ſagt Jeſus, ſelig ſind, die um Gerechtigkeit willen verfogt werden, denn das Himmelreich iſt ihr; ſelig ſeid ihr, wenn euch die Menſchen um meinetwillen verfolgen, und reden allerlei Uebels wider euch, ſo ſie daran lügen. Seid fröhlich und getroſt, es wird euch im Himmel wohl belohnt werden. Matth. 5, 10 — 12.

Und, ich muſs mir es doch nicht verhehlen: war ich nicht vielleicht auch wohl ſelbſten hin und wieder Urſache, daſs man mich nicht ſo unbefangen und gerecht beurtheilte, wie ich es wünſchte? — Zeigte ſich vielleicht in meinen Worten und Handlungen zuweilen nicht etwas Zweideutiges, welches Anlaſs gab, daſs ich verkannt wurde? — Wandte ich auch überall da, wo ich Gutes beabſichtigte, die nöthige Klugheit und ſchonende Sorgfalt an, um Andre nicht zu kränken, oder zu erbittern? War ich, wenn mir, was ich wollte, endlich gelungen war, nachher auch immer beſcheiden genug und mit derjenigen Demuth auf mein Thun blickend, welche eigentlich jeder guten That

die Krone aufſetzt? Die Menſchen ſind im Grunde gern geneigt, Jemanden Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, wenn man ihnen nur bei ihren Unternehmungen ebenfalls Gerechtigkeit widerfahren läßt. Sie verzeihen es noch ziemlich gern, wenn man beſſer denkt und handelt, als ſie, nur muß man dabei doch ihre ſehr reizbare Eigenliebe in Acht nehmen. Sie anerkennen noch gern ein Verdienſt, welches man hat, ſobald man nur nicht dieſe Anerkennung von ihnen gewiſſermaßen ertrotzen will. Prüfen wir unſer Betragen, ehe wir über das unwürdige Betragen der Andern gegen uns Klage führen! — Sehen wir zu, ob nicht erſt Fehler, die wir begingen, Andre reizten, Fehler gegen uns zu begehen. Im Triumph und Eifer, den man ſo leicht hat, wenn man irgend einen guten Zweck zu erreichen im Begriff iſt, kann man ſich leicht vergeſſen. Man ſpricht von ſeiner Sache mit allzugroßer Wärme, wodurch man theils weniger billig gegen Andere wird, theils ſeinem Geſchäft einen übertriebenen Werth beilegt, den Andre nicht wahrnehmen.

Ueberhaupt iſt auch wohl im Urtheil der Leute über unſer Verdienſt weniger Bosheit, als Irrthum enthalten. Es iſt ſehr wohl möglich, daß bei einigen die Bosheit vorwaltet; daß ſie vom Neid, vom Stolz, vom beleidigten Ehrgeiz, vom bedrohten Eigennutz, von der hämiſchen Schadenfreude zur Verfolgung unſer Perſon aufgewigelt ſind. Doch wird dies gewiß nur der Fall bei einigen ſchlecht-

denkenden, leidenſchaftlichen Leuten ſeyn. Die übrigen plaudern nur nach; ſie ſprechen aus Leichtſinn mit, ſie verkennen uns, weil ſie uns nicht kennen. Entweder ſind ſie überhaupt nicht fähig unſre Unternehmungen und Abſichten zu verſtehen, oder wir hatten es vernachläſſigt, ſie von der Güte unſers Thuns zu belehren; oder ſie wiſſen überhaupt nicht, worin unſer Verdienſt beſtehet, und ſind daher ſehr gleichgiltig gegen uns, und ziehen jeden Andern vor, der ihnen bekannter iſt, oder dem ſie für irgend eine kleine Gefälligkeit verpflichteter ſind, als uns. Darum ſollen wir nicht einiger unedlen Menſchen willen, alle ſammt und ſonders verdammen; ſonſt ſind wir gegen Viele, eben ſo ungerecht, als ſie es gegen uns aus Irrthum ſind; und wir verdienen dann ſelber die Vorwürfe, welche wir ihnen jetzt machen.

Ueberhaupt müſſen wir uns doch hüten, zu glauben, daß alle Menſchen das Gute, was wir befördert oder geſtiftet haben, ſo hoch aufnehmen, wie wir ſelber; denn ſie können nicht wiſſen, wie groß oder gering unſer eigentlicher Antheil daran iſt; ſie können nie wiſſen, wieviel oder wenig es uns gekoſtet hat; ſie können nie wiſſen, ob wir es mehr oder weniger in reinen anſpruchsloſen Abſichten thaten? Wir ſelbſt würden ja dem Verdienſt Anderer weniger Werth beilegen, ſobald wir wüßten, daß Alles nur aus Ruhmſucht, Großthuerei, heimlichen Eigennutz, aus verſteckten Nebenabſichten geſchah, oder auch nur, weil damit durchaus nichts weiter,

als obliegende Schuldigkeit und Pflicht erfüllt ward. Man iſt darum von der Welt noch nicht verkannt, weil man von ihr nicht gekannt genug iſt. Und wir müſſen nicht deswegen, weil wir unſern Werth, unſre Unſchuld, unſer Recht am beſten kennen, keinesweges verlangen, Andre ſollen davon eben ſo gut unterrichtet ſeyn.

Es iſt übrigens das Loos von der Welt verkannt zu werden, das Schickſal der meiſten guten und trefflichen Menſchen, welche ſich durch ihren Eifer für das Löbliche ausgezeichnet haben. Wiſſen wir denn nicht, daß die meiſten edeln Menſchen der Vorwelt ihrer glänzendſten Tugenden willen, von den Zeitgenoſſen verfolgt wurden? Wiſſen wir nicht, daß die meiſten von den Wohlthätern der Menſchheit, die heute wegen ihren Verdienſten lange nach ihrem Tode hoch geprieſen ſind, während ihres Lebens verfolgt wurden, in Armuth ſeufzten, oft ſogar in Kerkern ſchmachteten oder mit Schande überhäuft ſtarben?

Wie Viele, die zur Zeit Jeſu Chriſti unſers Erlöſers lebten, haben ihn, ſeine göttliche Denkart, ſeine Mühen um das Wort des menſchlichen Geſchlechts, ſeine Opfer, die er dem Heil der Welt und Nachwelt brachte, gebührend anerkannt und geehrt? Sehr Wenige. Sein Herz war ſo unſchuldig, ſein Wandel ſo anſpruchslos und wunderbar, als all ſein Thun wohlthätig. Dennoch ward er allgemein verläumdet und verläſtert; er hatte oft nicht, wohin er ſein Haupt legen konnte; nur einzelne gute Menſchen

fühlten die ganze Größe ſeines Verdienſtes und ſchloſſen ſich treu und feſt an ihn an. Seine Widerſacher aber gewannen den großen, blindurtheilenden Volkshaufen für ſich. Ja, ſie ſiegten über ihn. Er ward gefänglich eingezogen, gemißhandelt wie der gröbſte Verbrecher, und zum Richtplatz von den Henkersknechten hinaus geführt. Er ſtarb den Tod des Sünders, der einzige Gerechte!

Wie gering iſt mein größtes Verdienſt, welches ich wirklich habe, oder noch erwerben kann, neben dem Verdienſt und den Tugenden Jeſu Chriſti! Und warum will ich den Schmerz, verkannt zu werden, minder gelaſſen ertragen, als er? Wer den Muth hat, von der gewöhnlichen Bahn des gemeinen Haufens abzuweichen, muß auch den Muth haben, ihm Trotz zu bieten. Wer die Tugend will, muß auch ihretwillen Leiden übernehmen können. Kann ich mich denn jemals ſchmeichelhafter belohnt fühlen, als wenn ich das Schickſal erfahre, welches die Edelſten der Menſchen erfuhren?

Kann ich eine ſchönere Stelle in der Welt einnehmen, als wenn ich in ihrer dornengekrönten Geſellſchaft ſtehe? Was kann mich mehr erheben, als der Gedanke, daß ich, ein Nachfolger meines göttlichen Freundes und Vorbildes, gleichwie er, einer gerechten Sache willen leide, und nicht nur in meinen Geſinnungen, ſondern auch in meinen Schickſalen einige Aehnlichkeiten mit ihm habe? — O wahrlich, in der Reihe ſolcher Edeln zu ſtehen,

iſt mehr, als die Welt mir mit allem ihrem Beifall geben kann. Ein ſolches Verkanntwerden, ein ſolches Verfolgtſeyn iſt der eigentliche Triumph der Tugend. Ich möchte ihn nicht gegen alle Ehrenbezeugungen der Leute vertauſchen.

Zudem iſt jedes Drangſal, welches man der guten Sache willen leiden muß, die man ergriffen hat, für große Seelen erſt der wahre Sporn, immer muthiger und feſter in der Tugend zu werden. Kampf gilt es gegen Kampf. Ich habe ein gutes Zeugniß in mir und vor Gott, was bedarf ich des Zeugniſſes von Menſchen, die von ihren Leidenſchaften hin und her getrieben, heute eben ſo gern das Kreuzige! Kreuzige! ſchrein, wie ſie geſtern das Hoſianna! riefen? — Ich weiß vielmehr, oder beſorge doch, daß, wenn man mich, wegen meiner geringen Verdienſte, mit Schmeicheleien umringte, mein Eifer leicht nachlaſſen könnte. Ich würde leicht glauben können, ſchon genug gethan zu haben. Ich würde Gefahr laufen, weniger uneigennützig und großſinnig zu denken und zu handeln, als gegenwärtig, da ich Verdruß und Undank ärndte. Der Weihrauch, welchen man unſrer Tugend ſtreut, iſt meiſtentheils für ſie verderblicher, als der giftigſte Schlangenbiß der Verläumder und Spötter. Als man die allererſten Bekenner Jeſu mit Noth und Tod verfolgte, wurden ſie erſt begeiſterter, ihn öffentlich zu bekennen. Je mehr Scheiterhaufen für ſie angezündet, jemehr Kerker für ſie gebaut wurden, je

zahlreicher ward aller Orten und Enden die Jüngerſchaft Jeſu.

Allein ſobald die Verfolgungen der chriſtlichen Religion abnahmen, ſobald die Kirche von den Königen mit Gold und Silber geſchmückt, und die Prieſterſchaft mit Reichthümern und Würden beſchenkt ward, verloſch der reine, heilige Eifer, und die göttliche Sache ward über die Spielerei des Ehrgeizes und der Habſucht vergeſſen. Ich will keineswegs glauben, daß ich beſſer ſei, als die meiſten Menſchen ſind, denen es leichter iſt, in Noth und Trübſal ſtandhaft zu bleiben, als im Glück und unter rauſchendem Beifall ihrer Handlungen. — Man tadle mich, man verläumde mich, man verfolge mich: das alles kann mich nur ehren und den Werth meines Thuns nur erhöhen. Je mehr Sturm von auſſen, je mehr Stille und Freude im Herzen.

Schon daß ich verkannt und verfolgt werde, während ich doch Niemanden beleidigt habe, iſt ehrenvoll für mich; ſchon daß man ſich Mühe gibt, auch den allergeringſten Fehler an mir aufzuſpüren, um einen Vorwand zu haben, meinen guten Namen zu beflecken, und mich in der Meinung Andrer zu erniedrigen: iſt mir ein ſehr beruhigender Beweis, daß ich ſo ganz ſchlecht und verdorben nicht ſeyn müſſe. Denn fänden ſie tadelnswerthere Dinge an mir: ſie würden gewiß nicht anſtehen, darüber lautes Geſchrei zu erheben. — Man arbeitet mir entgegen. Das Gute, was ich zu thun ſuchte, wird verachtet.

Man legt mir falſche Abſichten bei. Man zählt an meinem, aus redlichem Gemüthe begonnenen Unternehmen, welches doch nicht zu meinem, ſondern zu Anderer Beſten iſt, allerlei Mängel auf, wirkliche und eingebildete; man erſchöpft ſeinen Witz, bald zu beweiſen, mein Thun ſei verderblich und gefährlich; bald, es ſei übel berechnet; bald, es ſei leeres Geklingel. Man ſucht mich bei Unbefangenen und Wenigunterrichteten bald verhaßt, bald recht lächerlich zu machen. Meine Widerſacher hoffen mich zu erſchrecken, zu beugen und dem abtrünnig zu machen, was ich für wahr, recht, gut und nützlich halte. — Aber ſie irren. Sie bewirken von Allem, was ſie bezielen, das Gegentheil. Sie belehren mich von der Güte meiner Sache, und machen mich auf die kleinſten Mängel zu ihrer Verbeſſerung aufmerkſam. Ein kleiner Fehler fällt an dem, was gut iſt, mehr auf, als zehn Fehler an einer ſchlechten Sache. Je reiner und heller ein Gewand, je ſichtbarer wird darin der geringſte Flecken.

Iſt mein Thun gut und gerecht: fürwahr, ſo wird es durch boshafte Urtheile nicht böſe und ungerecht werden. Der verfolgeriſche Eifer der Widerſacher macht nur die Welt aufmerkſamer, und zieht mir auch unparteiiſche Richter herbei, die bald oder ſpät Gerechtigkeit mir widerfahren laſſen werden. Das iſt gewiß: das Tugendliche und Wahre und Wohlthätige einer Sache, die um ihrer innern Vortrefflichkeit willen unternommen und ausgeführt wird,

kann niemals untergehen, und wenn ſich die ganze Welt dagegen verſchwören wollte. Denn das Gute iſt ewig, und findet ſeinen Boden und ſeine Stunde; das Göttliche iſt Gottes Sache. Hingegen preiſet, was an ſich ſchlecht und verderblich iſt, ſo hoch als ihr wollet; helfet ihm mit aller Mühe empor; laſſet Könige und Fürſten dafür Gold und Blut ihrer Unterthanen verſtrömen: das Schlechte wird in ſich ſelber unhaltbar ſeyn, und Troz eures Rühmens und Prahlens unerrettbar untergehen und vergeſſen werden. Nichts bleibt, als das Gute, Wahre und Gerechte; denn es iſt etwas Göttliches. Das Schlechte darum und daran, iſt Menſchenwerk, Folge eines Irrthums oder einer Leidenſchaft, und verdient nicht zu leben.

Warum ſollte ich mich alſo grämen, daß ich und mein Thun von Menſchen verkannt werde? Es wird beſtehen, wenn es zu beſtehen verdient. Ich werde gerechtfertigt werden in meiner Unſchuld, wenn ich der Rechtfertigung werth bin. Sollte ich mich irre machen laſſen durch Pöbelgeſchrei? Sollte ich meiner guten Sache treulos werden, um den Anhängern der ſchlechten Sache zu gefallen? Nimmermehr, wie möchte ich ſo feige ſeyn, und mir ſelber Schmach anthun? Nein, ich will meine guten Zwecke nicht fallen laſſen, noch das Zeugniß meines Gewiſſens. Ich will zu meinen Widerſachern ſprechen, wie mein Heiland zu den ihn verfolgenden Juden ſprach, die ihn zu tödten ſuchten, weil er an einem Sabath

einen Kranken heilte. „Ich nehme nicht Ehre an von Menſchen!“ ſprach er: „aber ich kenne euch, daß ihr nicht Gottes Liebe in euch habt. Und die Ehre, die von Gott allein iſt, die ſuchet ihr nicht.“ Joh. 5, 40. 41. 44.

Muth denn, alle ihr Leidenden, ihr Verfolgten, ihr Verkannten, die ihr ſeufzet um einer heiligen und gerechten Sache willen! Muth denn, und unverzagt ans Werk; Gott iſt mit euch! Was kann euch aller Welt Widerſpruch ſchaden? „Gedenket“, ſagt die heilige Schrift: „gedenket an den, der ein ſolches Widerſprechen an uns armen Sündern wider ſich erduldet hat, daß ihr nicht in eurem Muth matt werdet und erblaſſet. Denn ihr habt noch nicht bis aufs Blut widerſtanden über dem Kämpfen wider die Sünde!“ Hebr. 12, 3. 4. Es iſt möglich, daß ihr auf Erden wenig Freude erleben werdet, und noch im Tode verkannt bleibet. Fordert ihr aber Ruhm von der Welt? So ihr dieſen begehrt: habt ihr falſche Wege erwählt, weil ihr Spott und Haß ärndtet. Begehret ihr keinen Ruhm von den Menſchen; gilt euch euer Bewußtſeyn und der Beifall Gottes mehr: warum ſchmerzt es euch, von der Welt verläumdet und verkannt zu ſeyn? — Eben euer Leiden um der gerechten Sache willen gibt euch jenes ſeelerhebende Gefühl, von welchem der große Haufe derer keine Ahnung hat, die euch verdammen. Eben euer bitteres Loos hienieden, neben aller eurer Unſchuld und Gerechtigkeit deutet auf eine höhere Anerkennung euers Werthes hin. Nicht auf

Erden vollenden Geiſter ihre Laufbahn; auch rief Gott ſie nicht nur dieſes flüchtigen Hierſeyns wegen in ſeine Welt. Edle Seelen! unſer Weg iſt lang, denn er geht durch die Ewigkeit; unſre Straße iſt herrlich, denn ſie führt über Trümmer des Vergänglichen zum Schauen Gottes.

Selig ſind, die um Gerechtigkeit willen verfolgt werden; denn das Himmelreich iſt ihr. Seid fröhlich und getroſt, es wird euch im Himmel wohl belohnt werden!

Wohl gibt es ſchwere Stunden, da meine Entſchloſſenheit wankt, wenn alles wider mich aufſteht; wohl kann ich meinen Thränen nicht wehren, meinen Unmuth nicht dämpfen, wenn ich mit Liebloſigkeit und Undank ſelbſt von denen behandelt werde, welchen ich ſo oft und am liebevollſten half. Oft könnte ich faſt an mir irre werden, und an meinem eignen gänzlichen Werth verzweifeln, wenn ich von allen Seiten Widerſpruch und Kränkung erfahre. Doch mein Muth ſoll nicht brechen. Ich will ſtandhaft beharren bis ans Ende, und meinen Lauf vollenden. Und verkenne mich die Welt, Du, o Gott, o Herzenskündiger, kennſt mich, und weißt es, ob ich falſch bin! Du biſt der Vertraute meiner Empfindungen, meiner Gelübde, meiner redlichen Abſichten; und wie ich, ohne nach eigenen Vortheilen zu jagen, doch hauptſächlich nur das Beſte meiner Mitmenſchen bewirken möchte.

Laß mich, mein Gott, ein treuer Streiter ſeyn in Deinem Reich, und nicht müde werden im Kampf

für die Gerechtigkeit und Wahrheit. Rüſte mich aus mit der Macht des heiligen Geiſtes, daß ich unerſchrocken dem Spott und Trotz der Welt widerſtehe, und nur, was göttlich iſt, bekenne und thue. Habe ich nur Deine Gnade, Dein Wohlgefallen, ſo iſt mir das Lob und der Verdammungsſpruch der Sterblichen verächtlich. Denn auch mein Reich ſoll ja nicht von dieſer Welt ſeyn, ſondern in Deinem unſichtbaren, ewigen Reiche will ich Bürger ſeyn. Dazu weihte mich Jeſus auf Golgatha mit ſeinem Blut. In ihm will ich verbleiben. Mein Gott, ich bin Dein Kind; Du biſt mein Vater. In Deiner Liebe bin ich wohl geborgen. Da iſt Erſatz genug für Verachtung, Undank und den Ausbruch aller feindſeligen Leidenſchaften ſchwacher Menſchen. Da habe ich Trotz und Schutz genug gegen die mir bereiteten Verfolgungen auf Erden.

Iſt denn auch, was ich thue, nicht mangellos; es iſt doch in Deinem Namen begonnen, in reiner Abſicht die Glückſeligkeit meiner Miterſchaffenen befördern zu helfen. Trifft mich, wenn ich von Menſchen mißverſtanden bin, der Menſchen Fluch; gib Du nur Deinen Segen, und heilige mich zu Deinem Werkzeug. Durch mich vermag ich nichts, wenn Dein gnadenreicher Beiſtand fehlt. Durch Dich überwinde ich alles. Darum will ich mich nur an Dich halten, feſt und treu, bis Du mich aus meiner Laufbahn abrufſt. Amen.

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Dreiundvierzigſter Sonntag, den 22. Okt. 1815.

Richte nicht mit ſtolzer Strenge
Wenn du Brüder handeln ſiehſt;
Groß iſt auch der Fehler Menge,
Die du fehlbar noch nicht fliehſt.
Sei bedachtſam! richte nicht!
Schonung iſt des Chriſten Pflicht.

Siehſt du ſtets die tiefſten Gründe
Von des Nächſten Thaten ein?
Iſt auch, was du tadelſt, Sünde,
Oder trüget dich der Schein?
Urtheilſt du gewiſſenhaft?
Oder reizt dich Leidenſchaft?

Nur der Richter aller Welten
Richtet mit Gerechtigkeit;
Jedem wird er einſt vergelten,
Wie er lebt in dieſer Zeit.
Ueberlaß ihm das Gericht;
Richte du den Nächſten nicht.

Die Gefahren, Andere zu verkennen.
Jak. 4, 11. 12.

Wie empfindlich der Schmerz ſei, von Andern verkannt zu werden und ſich bei den beſten Abſichten

hämiſch beurtheilt zu ſehen: davon hat wohl Jeder ſchon die Erfahrung gemacht. Wenn nun ziemlich allgemein bekannt iſt, wie wenig dazu gehört, bei aller Unſchuld dennoch von den Leuten übel angeſehen und ſchlechter Grundſätze oder unedler Rückſichten verdächtigt zu werden: ſo muß man um ſo mehr erſtaunen, daß ſich ſo wenige Menſchen hüten in den gleichen Fehler zu verfallen. Ja, mane rlebt ſogar, daß ſelbſt die, welche das Loos hatten eine Zeit lang verkannt zu werden, keinen Anſtand nehmen, ihrerſeits auch andre Perſonen vorſchnell und dreuſt zu beurtheilen und zu verdammen.

Freilich, Jeder der über einen Andern und deſſen That und Leben ſeine Meinung ſagt, bildet ſich ein, etwas Richtiges zu ſagen. Es muß ein grundboshaftes Gemüth ſein, welches recht mit Vorſatz eine tückiſche Lüge verbreiten wollte. Man glaubt, indem man über das Betragen und die Unternehmungen einer Perſon ein etwas ſcharfes oder mißbilligendes Urtheil fällt, ſeiner Sache gewiß zu ſeyn und vielleicht wohl gar Gutes zu ſtiften und zu warnen.

Aber wie leicht iſt da der Irrthum auf unſerer Seite! Wie ſchnell können wir in Gefahr kommen, den Nebenmenſchen zu verkennen! Es iſt der frechſte, abſprechendſte Eigendünkel, wenn man ſagen kann: ich irre mich hier gewiß nicht! — O wie leicht irrt man in Beurtheilung des menſchlichen Herzens!

Denn wenn wir Werth und Unwerth einer uns weniger bekannten Perſon ermeſſen wollen, welchen Maaßſtab nehmen wir dazu? — Zur Beurtheilung fremder Einſichten doch nur den Maaßſtab unſerer eigenen Einſichten; zur Beurtheilung fremder Denkart doch nur den Maaßſtab unſrer eigenen Denkart! Woher wollten wir einen Maaßſtab nehmen?

Nun aber iſt unſre Einſicht ganz gewiß in vielen Dingen beſchränkter, als die Einſicht Anderer. Und mögen wir noch ſo viel vortreffliche Geiſtesgaben oder Kenntniſſe beſitzen, wir ſind nicht im Beſitz aller. Schon unſre Herkunft, unſre frühere Erziehung, unſre ſpätern Erfahrungen haben uns eine gewiſſe Einſeitigkeit gegeben. Andre ſtehen auf andern Standpunkten; Andere haben in manchen Dingen höhere und genauere Anſichten der Welt. Wir ſind keineswegs die Alleinwiſſenden, die Allweiſen. Wenn Jemand ganz abweichend von der herrſchenden Meinung urtheilt, wenn Jemand zu irgend einem guten Zwecke ganz andre Wege einſchlägt, als die bisher gewöhnlichen, müſſen wir darum nicht glauben, er ſei ein Thor, ein Schwärmer, ein Geck, ein Böſewicht. Er kann vielleicht die Wahrheit erfaßt haben, während wir andern Alle mit unſrer vermeinten Einſicht im Irrthum ſind. Immer waren die, welche dem menſchlichen Geiſte eine neue Bahn eröffneten im Widerſpruch mit dem großen

Haufen. Es hat kaum einen einzigen berühmten Weiſen des Alterthums gegeben, der nicht von der größten Menge ſeiner Zeitgenoſſen als ein Thor oder Verbrecher behandelt worden wäre. Mußte nicht ſelbſt Jeſus Chriſtus, mußten nicht alle ſeine Jünger Verfolgungen dulden, weil ihre Lehre nicht die gemeine Lehre der Welt war?

Eben ſo gefährlich iſt es auch, wenn wir unſere eigene Denkart zur Denkart Anderer machen, und daraus auf die Beweggründe ihrer Handlungsweiſe ſchließen wollen. Glaube mir, mein Freund, es gibt in der Welt nur einen einzigen Menſchen, der in Allem ganz ſo iſt, wie du; und dieſer einzige biſt du. Alle Andere ſind anders. Bilde dir daher nicht ein, daß den Handlungen Anderer dieſelben Triebfedern vorausgehen, wie den Deinigen. Daher, wenn wir auch hundert Perſonen im Verdammen einer andern einig ſehen, ſtimmen ſie doch nicht in ihren geheimſten Meinungen über die Urſachen zuſammen. Wer das Geld liebt, wird ſagen, es iſt ihm um Geld zu thun. Wer gern herrſchen mag, wird ſagen: er will ſich oben an bringen! Wer eitel iſt, wird ſagen, er will nur Aufſehen machen! — Und ſo Jeder anders.

Wir alle wiſſen ſehr gut, daß es Andern ſchwer ſeyn müſſe, unſre eigene Perſon richtig zu beurtheilen, weil ſie ſelten die tiefſten Beweggründe unſers

öffentlichen Betragens zu errathen im Stande ſind. Warum maßen wir uns denn ein abſprechendes Urtheil über Andre an. Wir werden doch auch nur dieſe nach dem äuſſern Schein beurtheilen können, und wie leicht führt der bloße Anſchein zu Mißverſtändniſſen und ungegründeten Verdächtigungen. Wieviel Unglück iſt daraus ſchon für ganze Familien, oft für ganze Länder entſtanden.

Sogar die erſten nachtheiligen Wirkungen einer Unternehmung oder Handlungsart von andern Perſonen, gibt uns nicht immer das Recht, den Werth ihrer Sache oder ihrer Gemüthsart für ſchlecht zu erklären. Iſt uns denn nicht ſelbſt ſchon Vieles mißlungen, und hat nicht Manches, das von uns in beſter Abſicht gethan ward, auch wirklich oder ſcheinbar üble Folgen nach ſich gezogen? — Iſt denn darum die Religion Jeſu Chriſti, oder die Abſicht ihres göttlichen Urhebers verwerflich geweſen, weil die Religion ſo viel Streit, Krieg und Blutvergieſſen unter den Menſchen veranlaßte? Jeſus ſelbſt ſah dieſe Wirkungen vorher, und ſagte ſie voraus. Aber deswegen ſtand er nicht von ſeinem Werke ab.

Und geſtehen wir es uns doch nur ſelber, oft ſind unſere ungünſtigen Meinungen über das Thun und Laſſen Anderer, die Früchte höchſt kleinlicher Urſachen. Geſtehen wir es uns doch, daß gewöhnlich unſre Eigenliebe und Selbſtgefälligkeit dabei das

groſſe Wort mitſpricht, daß wir uns dabei gern als die Klügern, Verſtändigen, Bedächtigern und als die Edeldenkendern ſehen laſſen möchten! — Geſtehen wir es doch: daß zuweilen blos das Aeuſſerliche einer Perſon, welches uns nicht gefällt, oder die Art, wie ſie ſich vielleicht bei irgend einer Angelegenheit gegen uns zeigte, einen mächtigen Einfluß auf unſere unvortheilhafte Meinung von ihren Verrichtungen hat. Geſtehen wir es, daß wir zuweilen blos deswegen wider Jemanden geſtimmt ſind, weil ſein Thun und Laſſen unſerm eigenen Intereſſe zuwider ſeyn kann. Ja, oft ſind wir ſo ſchwach, daß wir Jemanden ohne anders mit verdammen helfen, blos weil wir unbeſonnen und treuherzig alles Schlechte nachſchwätzen, was wir vom Hörenſagen wiſſen. Wir würden vielleicht unſre Meinung auffallend verändern, wenn wir den Jemand genauer kennen lernten und die wahren Beweggründe ſeines Verfahrens.

Es gehört ein ungewöhnlicher Grad von Unbefangenheit, Selbſtverläugnung und Leidenſchaftsloſigkeit dazu, und mehr noch, es gehört eine unglaublich tiefe Menſchenkenntniß dazu, um eines Menſchen und ſeines Thuns und Treibens wahren Werth richtig beurtheilen zu können. Und alſo auch der unbefangenſte, auch der erfahrenſte Menſchenkenner kann ſich in hundert Fällen, neunundneunzigmal täuſchen,

und die Perſon, welche er, oder deren Handlungen er als tadelnswürdig verdammt, gänzlich verkennen.

„Darum ſeid vorſichtig! Afterredet nicht unter einander, liebe Brüder“, ſagt der lebensweiſe Jeſusjünger Jakobus; „Wer ſeinem Bruder afterredet und urtheilet ſeinen Bruder, der afterredet dem Geſetz und urtheilet das Geſetz. Urtheileſt du aber das Geſetz, ſo biſt du nicht ein Thäter des Geſetzes, ſondern ein Richter. Es iſt ein einiger Geſetzgeber, der kann ſelig machen und verdammen. Wer biſt du, der du einen Andern urtheileſt?“ Jak. 4, 11. 12.

Nicht nur müſſen wir als verſtändige Menſchen uns hüten, durch vorſchnellen oder nachgeplauderten Tadel uns ſelber in Irrthum zu ſtürzen: ſondern auch als billige, wohldenkende Menſchen, als Chriſten uns vor der leicht möglichen Gefahr in Acht nehmen, Andre zu verkennen, und dadurch in Verdruß und Verderben zu bringen. Denn es iſt wahrhaftes Verbrechen gegen Gottes- und Menſchenliebe, einen Unſchuldigen zu kränken; einen Rechtſchaffenen in Verdacht der Schlechtigkeit zu bringen; aus bloßem Vorurtheil gegen nützliche Unternehmungen zu arbeiten und ſie zu hintertreiben: durch eine falſche und voreilige Meinung ganzen Familien, vielleicht ganzen Gemeinden oder Völkern Schaden und Unheil zu bringen, und, ohne es

zu wollen, vielleicht aus bloßer Nachplauderei für boshafte, undankbare Menſchen, ein Werkzeug gegen ſonſt achtungswerthe und verdienſtvolle Perſonen zu werden.

So leicht es iſt, in die Gefahr zu kommen, Andre zu verkennen, eben ſo leicht iſt es, in die Gefahr zu gerathen, alles mögliche Uebel zu ſtiften und ſtiften zu helfen.

Wenn du einen wohlgeſinnten, rechtſchaffenen Mann verkennſt, und dich vom Schein bethört, verführen läſſeſt, ihn für ſchlecht zu halten: kannſt du glauben, wenn er dies erfährt, daß es ihn nicht tief und bitter kränken müſſe? Daß es ihn nicht ſchmerzen müſſe, wenn er auch nicht dergleichen thut? Welche Freude könnte es dir denn machen, wenn du einem Unſchuldigen durch deinen Verdacht, durch dein vorſchnelles Verdammungsurtheil eine ſchmerzliche Lebensſtunde bringſt? Biſt du nicht ein Mörder an ſeinem Glück? Die Thräne des Unmuths, welche er oder ſeine Familie weint, fällt ſie nicht dir zum Gericht? Und ſiehſt du die Folgen alle voraus, welche deine Ungerechtigkeit hervorbringen kann? Iſt es etwas Unerhörtes, daß eine Perſon, die das Unglück hatte, verkannt zu werden, dadurch das Opfer ihres geheimen Grams geworden? Daß dadurch ihre Geſundheit allmählig untergraben, und die natürliche Friſt ihres Lebens verkürzt wurde? Ach, wie man-

cher Unbeſonnene iſt durch ſeine Zunge, durch ſein Klüger- und Beſſerſeinwollen, durch ſein voreiliges, gehäſſiges Abſprechen ſchon Mörder an der Lebensruhe, an dem Lebensglücke nachher unſchuldig befundener Perſonen geworden! — Wenn das nicht deine Abſicht war, warum bedachteſt du dich nicht früher? Kann dein Bereuen hintennach das Geſchehene ungeſchehen machen, die gefloſſenen Thränen unvergeſſen machen? Leichtſinniger, wenn dich vielleicht der Arm weltlicher Obrigkeit wegen deines Vergehens nicht wohl züchtigen darf und kann, bildeſt du dir ein, daß für die gekränkte Unſchuld kein Richter mehr lebt, und für deine verderbliche Zunge keine Strafe?

Ja, es iſt gefährlich, Andre zu verkennen, ſie dadurch menſchenſcheu und menſchenfeindlich zu machen; ehemals gute, theilnehmende, liebevolle Menſchen argwöhniſch gegen ihr Geſchlecht zu machen; ihnen die Luſt zu rauben, ferner wohlzuthun und gemeinnützig zu ſeyn. Es iſt gefährlich, durch Unbedachtſamkeit ſeinen Mitmenſchen den Glauben an die Menſchheit zu rauben! — Und dies iſt eine ſehr ungewöhnliche Wirkung des Verkennens. Dadurch iſt ſchon manche zärtliche Freundſchaft gebrochen, manche Liebe zerriſſen; der Eifer manches Edeln für alles, was er gern Nützliches geſtiftet haben würde, erkältet worden. Dadurch hat man ſchon manchen wackern Menſchen in Unthätigkeit zurückgeſchreckt und

manchen vortrefflichen Bürger ſeinem Vaterlande geraubt, indem er verkannt und verdächtigt und unſchuldig zurück geſetzt ward. Denn wer möchte ſeine Liebe auch an Unwürdigen verſchwenden, die uns nur ſchlechte und niederträchtige Geſinnungen zutrauen? Wen freut es, unter Menſchen zu leben, die alles das nicht achten, was man um des Guten willen verrichtet, hingegen weil man in ihrem gemeinen Treiben nicht mittreibt, unerſchöpflich in gehäſſigen Vermuthungen und beſchimpfenden Verläumdungen ſind? Wen ermuthet es, einen größern oder geringern Theil ſeines Vermögens, ſeiner Kräfte, ſeines Lebens zum Wohl Anderer aufzuopfern, wenn man dafür nicht nur die undankbarſte Gleichgiltigkeit, ſondern Spott, Gelächter, üble Nachreden, Verfolgungen jeder Art ärndtet.

Wenn du alſo über Perſonen nachtheilige Urtheile fällſt, biſt du ſicher, daß du ſie nicht verkennſt? Biſt du ſicher, daß du nicht ganzen Familien, vielleicht dem Ruhm und Glück deines Vaterlandes den größeten Schaden ſtifteſt? Wer biſt du, der du einen Andern urtheileſt?

Das Loos, verkannt zu werden, wird am gewöhnlichſten ausgezeichneten Perſonen zu Theil, die entweder durch vorzügliche Talente, oder durch großes Vermögen, oder durch hohe Aemter die Augen der Menge auf ſich ziehen. Ueber ſie maßt ſich

nun jeder das Recht an zu urtheilen, als wenn Jeder ſie aufs vertrauteſte kenne: Weil man viel von ihnen ſpricht, oder reden hört, glaubt man ſie ſchon hinlänglich zu kennen. So lange jene Perſonen in dem Geleis der Gemeinheit bleiben; in dem, was ſie thun, vom Glücke begleitet ſind; oder ihre Schritte nicht gegen dies und jenes Intereſſe anſtoßen, läßt man ſie. Aber ſobald ſie vom Gemeinen abweichen, erhebt ſich die Krittelei, und Jeder läßt gegen ſie ſeine Weisheit blicken. Sind ihre Unternehmungen nicht ſogleich vom Glück gekrönt, jauchzt der ſchadenfrohe Pöbel ſeinen Spott. Pöbel heißt aber nicht die arme Volksklaſſe, ſondern der reiche und arme, hohe und niedere, geiſtesbeſchränkte Troß im Volk, der keines eigenen und und edeln Urtheils fähig iſt. Die Läſterzungen werden rege, und reger, wenn der Verkannte nicht ſogleich im Stande iſt, den Nutzen ſeiner Unternehmungen ſonnenklar für jedes Auge darzuſtellen. Und hätte er die allerlöblichſten Zwecke, der Pöbel wird ihm die niedrigſten Nebenabſichten zuſchreiben; wird ihn, ſobald es erlaubt iſt, verfolgen und kreuzigen, weil er nicht iſt und thut, wie der gemeine Haufe iſt und thut.

Kennſt du, mein Freund, keine Beiſpiele dazu aus den Erfahrungen deines eigenen Lebens? Haſt du dir nicht auch ſchon in deinem Urtheil über aus-

gezeichnete Perſonen, ohne gründliche Kenntniß der Sache und des Menſchen, abſprechende, verdächtigende Urtheile erlaubt, und dich auf die Seite des Pöbels geſtellt? Haſt du nicht auch ſchon deinen Witz angeſtrengt, den Verſtand und das Herz ausgezeichneter Perſonen lächerlich und verächtlich oder gehäſſig zu machen? Haſt du nicht auch ſchon ohne vorher gehörig geprüft zu haben, das Böſe und Feindliche nachgeplaudert, was von dergleichen Perſonen geſagt ward? Haſt du nicht auch ſchon geholfen das Gute zu unterdrücken, das Nützliche zu hintertreiben, blos weil es von Dieſem oder Jenem herrührte, gegen welchen du im Herzen eingenommen wareſt? — Siehe, ſo ſtandeſt auch du deiner unwürdig da, in der ekelhaften Schlechtigkeit des Pöbels, der allezeit fähig iſt, die Unſchuld zu verdammen, oder das Verdienſt zu läſtern, weil er ſelber nicht unſchuldig iſt, oder nicht groß genug, das Edlere zu begreifen und zu ehren. Schwacher Chriſt, der du dich deſſen ſchuldig weißt, auf welcher Seite würdeſt du geſtanden ſeyn, wenn du in den Tagen Jeſu Chriſti deines Erlöſers gelebt hätteſt? Würdeſt du mit den wenigen Jüngern Jeſu geweſen ſeyn, und ihre Gefahr mit ihnen getheilt haben, oder hätteſt du es mit dem Pöbel der Schriftgelehrten, Phariſäer und andern Feinden des Herrn gehalten?

Darum, (denn Gefahr und Schaden ſind groß,

Andre zu verkennen) ſei behutſam im Ausſprechen deines Urtheils über Andre! — Nicht nur im Ausſprechen, ſondern ſelbſt im bloßen Denken eines nachtheiligen Urtheils! — Entſcheide nicht gleich, und argwöhne nicht ſogleich das Schändlichſte, bevor du nicht Perſon und Sache auf das Vollkommenſte ergründet haſt. Selbſt der Schein der Umſtände gibt dir noch kein Recht, Böſes zu vermuthen; Erfahrungen ſollten dich ſchon belehrt haben, wie oft man vom Schein hintergangen werden kann! Entſcheide nicht, ſprich nicht ab, und nimm ſelbſt das allgemeine Geſchrei der Leute gegen die Handlungs- und Denkweiſe dieſer oder jener Perſon, nicht für einen Beweis der Wahrheit. Denn es gibt viele Dinge, welche die Faſſungskraft, Erfahrung und Einſicht des großen Haufens weit überſteigen; auch maßt ſich der rechthaberiſche Eigendünkel des gemeinen, voreilig richtenden Troſſes gern das Richteramt an. — Oder wenn haſt du jemals gehört, daß die gewöhnlichen Menſchen lieber das Gute anerkennen und nach Verdienſt mit eben dem Eifer preiſen, als ſie ſchnell fertig ſind, Böſes zu argwöhnen und nach zu reden und weiter zu bringen? Kannſt du dir einbilden, daß die Leute das Gute, was an dir iſt, ſchon eben ſo allgemein und ämſig gerühmt haben, als ſie geſchäftig geweſen ſind, deine Fehler oder Irrthümer, oder auch den bloßen Schein derſel-

ben zu muſtern und durchzuziehen, zu beſpötteln und wieder zu erzählen?

Wenn der große Haufe über ausgezeichnete Perſonen afterredet, ihnen bei dem, was ſie Löbliches bewirken wollen, niedrige Nebenabſichten zutraut; ſie für Heuchler oder Ehrgeizige, Schwärmer oder Neuerungsſüchtige, Herrſchluſtige, Geldgierige u. ſ. w. hält, ſo wird man zehnmal für einmal am ſicherſten gehen, wenn man von den Verläſterten ohne anders das Gegentheil glaubt.

Willſt du nicht Gefahr laufen, Jemanden leicht zu verkennen: ſo traue ihm bei ſeinen Unternehmungen immer lieber die ehrlichern Abſichten und beſſern Beweggründe, als die ſchlechtern zu. Denn im Durchſchnitt haben die Menſchen, bei dem, was ſie öffentlich thun, gewiß keine unedlen und böſen Gründe. Ob aber ihre Anſichten und gewählten Mittel richtig oder irrig ſeien, das kann nicht durch bloßes Vernünfteln und Vermuthen, ſondern am ſicherſten durch den Erfolg entſchieden werden. Schlechterdings und durchaus böſe iſt kein Menſch auf Erden: Warum ſoll ich ihm alſo keine gute Abſicht zutrauen? — Bin ich denn nicht ſelber edler Zwecke und Wünſche bei meinen Handlungen fähig; liegt darin nicht weit ſüßerer Genuß, als in der Wahl niedriger und unreiner Abſichten? Welch ein

Recht könnte ich alſo haben, von Andern nicht das zu glauben, deſſen ſie am natürlichſten fähig ſind?

Wo du löbliche Zwecke bei Unternehmungen wahrnimmſt, da eile, ſie mit der des Chriſten würdigen Liebe des Guten zu befördern, und laure nicht auf verſteckte, verächtliche Nebenabſichten deſſen, der das Unternehmen angehoben hat. In dieſen kannſt du irren; in jener Liebe des Guten und Löblichen niemals.

Verdamme auch dann nicht, wenn der Schein gegen die Güte einer Perſon oder ihres Thuns redet. Der Schein würde vielleicht plötzlich verſchwinden, wenn du beſſer unterrichtet wärſt; wenn du in den Verhältniſſen desjenigen ſtändeſt, der zu ſolchem Betragen genöthigt iſt. Halte dein Urtheil zurück, und ſtelle die Entſcheidung ruhig den kommenden Tagen anheim, ſo lange deine Verhältniſſe, deine Rechte übrigens ungekränkt bleiben. Es iſt nur ein einiger Geſetzgeber über die Herzen der Sterblichen, der kann ſelig machen und verdammen. Wer biſt du, der du einen Andern urtheilſt?

Es iſt gefährlich, ſeinen Mitmenſchen zu verkennen, und man ſtürzt leicht in die Gefahr. Habe ich nicht auch ſchon gute Menſchen verkannt, und edeln Seelen bei ihren reinſten Abſichten wehe gethan in meinen Gedanken von ihnen, oder wohl gar in meinen Worten? Half ich nicht vielleicht auch ſchon

einer Unſchuld Thränen erpreſſen? Und bin ich durch Leichtſinn oder noch ſchimpflichere geheime Urſachen einer von denen, die der Bruſt eines Verkannten Seufzer erpreſſen?

Du ſahſt jene Thränen, gerechter Gott, Du hörteſt dieſe Seufzer! Wehe mir, wenn ſie auch meine Ankläger wären vor Dir, Beſchirmer und Freund der Unſchuldigen! Was habe ich auf bloßes Gerücht hin von manchen meiner Mitmenſchen gedacht; was habe ich, ohne hinlänglich geprüpft zu haben, ohne gründlich genug belehrt zu ſeyn, von manchem geredet? Gott im Himmel! ganz rein bin ich von dieſer Schuld nicht. Und ſollte ich vielleicht unwiſſenderweiſe Böſes geſtiftet haben, ſollte ich vielleicht durch meine leichtfertigen Aeuſſerungen die Schadenfreude, Bosheit und Undankbarkeit der Menſchen gegen ſonſt verdienſtvolle Perſonen vermehrt haben — — wie kann mein Bereuen ſolches Fehlers den einmal angerichteten Schaden wieder gut machen?

Herzenskündiger! Allwiſſender, Dir allein gebührt das Gericht über des Menſchen innern Werth und Unwerth. Ich erſchrecke vor meiner Leichtfertigkeit und Anmaßung! Nie entſchlüpfe meiner Zunge wieder ein ſchnödes Urtheil über den Nächſten. Ich will nicht verdammen, den Du vielleicht liebſt. Ich will fortan ſchonend in meinem Urtheil ſeyn; lieber tauſendmal irren, weil ich von meinen Lebensgenoſſen zu gut denke, als das Unglück haben, einen einzigen zu verkennen, weil ich von allen gleich das Uebelſte denke. Erbarmer, ſei Du ſchonungsvoll gegen meine Schuld! Amen.

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Vierundvierzigſter Sonntag, den 29. Okt. 1815.

Herrſche, wirke, denke, wiſſe,
Und empfinde und genieße!
Dieſe Macht, o Menſch, gab dir,
Dir nur Gott, und nicht dem Thier.

Wie ein Engel niederſinket,
Luſt aus ird'ſchen Quellen trinket,
Sich mit Erdenblüthen ſchmückt;
Menſch, ſo ſei auch du beglückt!

Sei der Engel du im Staube;
Heilig mache dich dein Glaube,
Froh dich, was die Gottes Hand,
Hier auf Erden zugewandt.

Dich umringet Gottes Güte,
Mit der reinſten Freudenblüthe;
Dein iſt's, wenn du ſelbſt dich quälſt,
Dornen, ſtatt der Blüthen wählſt.

Die Gefahren geſellſchaftlicher Freuden.

Sprüche Sal. 4, 23.

Der Sommer hat ausgeblüht; der Herbſt ſeine Früchte in die Vorrathskammern der Menſchen geſchüttet. Ernſter kündigt ſich allgemach die Stille

und Strenge des Winters an. In Dörfern und Werkſtätten werden die Arbeiten und ihre Zeiten neu geordnet, wie es die Kürze der Tageszeit, die Länge der Abende fordert. Man iſt auf neue Unterhaltungen und Erholungen bedacht, ſich nach den Geſchäften zu erquicken. Die Anzahl der geſellſchaftlichen Vergnügungen mehrt ſich; man widerholt dieſelben öfter, weil rauhe Witterung nicht mehr die angenehmen Zerſtreuungen des Sommers im Freien geſtattet. Vielerlei wird unter Freunden und Bekannten für die bevorſtehenden Tage verabredet; geſellſchaftliche Zuſammenkünfte, gegenſeitige Beſuche, Tanz, Spiel, Muſik, fröhliche Gaſtmahle und andere Arten der Beluſtigung und Zerſtreuung.

Auch als Chriſt darf ich an allen dieſen Vergnügungen Theil nehmen. Warum ſollte ich es auch nicht? Auch mein Heiland und Lebenslehrer Jeſus Chriſtus hat ſich während ſeines Wandels unter den Menſchen von ihren geſelligen Erheiterungen keinesweges ausgeſchloſſen. Er ſchalt wohl die Scheinheiligen, die andächtelnden Vielbeter, welche ſich im Geheimen mancherlei Sünde verzeihen; aber er ſchalt nicht die Fröhlichen in der Fülle ihres Lebensgenuſſes; er ſelbſt ermunterte zur Heiterkeit und auch den Aermſten zur Harmloſigkeit durch Vertrauen auf Gott. Er ſchalt zwar die Praſſer, die Trunkenbolde, die üppigen Wüſtlinge, die Spieler, aber nicht die heitern Gäſte zu Kanaa, zu welchen er ſelbſt gehörte, und denen er die Krüge mit Wein

füllte. „Freuet euch in dem Herrn allewege, und abermal ſage ich, freuet euch!“ rief auch Paulus den Philippern (4, 4.) zu.

Und doch darf ich es mir nicht verbergen, auch das unſchuldigſte Vergnügen muß mit beſonderer Vorſicht genoſſen werden. Denn ich habe es leider aus meiner eigenen Erfahrung ſchon zu oft wahrgenommen, daß manche Luſtbarkeit für mich eine Quelle langen und peinlichen Verluſtes geworden iſt, der zuweilen größer war, als die kurze Freude, welche ihn veranlaßte. Ich genieße in der That manche Vergnügung mit einer heitern Schüchternheit und ſogar Aengſtlichkeit; denn ich habe es auch ſchon erfahren in meinem Leben, daß, je vergnügter ich einen Tag zugebracht hatte, ein um ſo ſchwärzerer Schatten dann dieſem Lichte wieder nachzufolgen pflegte.

Ich ſoll als Chriſt, und will als Chriſt über das Vergnügen nachdenken, welches ich mir erlaube. Die Frucht dieſes religiöſen Nachdenkens iſt vielleicht mein größter Nachtheil, daß ich nämlich nicht ſobald in den Fall komme, ein Vergnügen, oder die Art, wie ich daran Theil nehme, zu bereuen; daß ich lerne der Schlange ausweichen, die zuweilen unter den Roſen der Freude verborgen lauert.

Ich ſehe wohl ein, daß überhaupt jedes Vergnügen nachtheilig werden kann, wenn es mit Unmäßigkeit genoſſen wird. Ich weiß dies längſt; aber weit ſchwieriger iſt es zu wiſſen, wo die Grenz-

linie des Erlaubten im Vergnügen liegt? Oder was ich zu beobachten habe, um nicht in der Freude irgendwo zu weit zu gehen? — Eine ſolche Verirrung aber iſt nirgends leichter, als in geſellſchaftlichen Unterhaltungen und Luſtbarkeiten. Denn da ermuntert Einer den Andern durch ſchmeichelndes Zureden oder Beiſpiel; da werden auf unerwartete Weiſe verſchiedene Leidenſchaften in Thätigkeit geſetzt, und vorher ſchlafende Neigungen geweckt; da zieht bald eigenes Wohlgefallen an dem, was vorgeht, uns über die Grenzen des Gerechten, Schicklichen und Erlaubten hin; bald ein falſches Ehrgefühl, bald ein noch ſchlechterer Beweggrund. Man hört bald auf, ſeiner ſelbſt Meiſter zu ſeyn; oder ſcheuet ſich, der Andern wegen, es zu bleiben, auch wenn man es noch ſeyn könnte.

Und eben darin liegt die Gefahr aller geſellſchaftlichen Vergnügungen; das Bewußtſeyn des Beſſern wird betäubt; die Freude liegt nicht mehr im Herzen, ſondern in der Erfüllung einer heftigen, unſer ganzes Gemüth beherrſchenden Begierde. Aber aus dem Herzen geht das Leben hervor; die bloße Sättigung einer äuſſern, leidenſchaftlichen Begierde iſt immer mehr oder weniger von einer unangenehmen Empfindung im Herzen begleitet, iſt der wirkliche Tod der ächten Freude. Daher, wenn man ſich einmal vollkommen beſeligt fühlt, pflegt man auch zu ſagen: „Ich bin recht inniglich froh; froh im Grunde des

Herzens!" — Die bloſse Stillung einer Begierde nach äuſserlichen Dingen, iſt nicht innerliche Freude.

Darum gibt die heilige Schrift uns eine in allen Verhältniſſen, zumal im Genuſs der Freuden, goldene Lehre: „Behüte dein Herz mit allem Fleiſs; denn daraus gehet das Leben!" Spr. Sal. 4, 23. Dies ſchöne Denkwort will ich meinem Gedächtniſs einprägen. Es werden die Stunden gewiſs nicht ausbleiben, da ich nöthig habe, mir es wieder zuzurufen; da es mein Bewuſstſeyn der Pflichten ſtärkt, mich zum Herrn meiner ſelbſt machen, und mir Verdruſs, Sorge, Kummer, Reue und Thränen erſparen kann.

Behüte dein Herz mit aller Sorgfalt in der Theilnahme an geſelliger Freuden. So unſchuldig auch die dargebotenen Unterhaltungen zu ſeyn ſcheinen, oder wirklich ſind, muſs man ihnen doch mit gröſserer Vorſicht, als einer wirklich offenbaren Gefahr entgegen gehen. Ueber einen offenbaren Anlaſs zum Verdruſs oder Unglück täuſcht man ſich nicht leicht; deſto häufiger aber über das, was man als eine Ermunterung zur Freude anſieht. — Behüte dein Herz mit allem Fleiſs, denn das Vergnügen an ſich kann ganz unſchuldig ſeyn, aber durch das Herz wird es ſchuldig und tadelhaft. Aus dem Herzen erſt geht das Leben und der Werth der Auſſendinge hervor. Darum ſagt die heilige Schrift mit Recht: dem Reinen iſt Alles rein.

Offenbarer Anlaſs zu einem Miſsvergnügen oder

Schaden ſchreckt uns, macht uns vorſichtig; hingegen dem Vergnügen überläßt man ſich oft allzu arglos. Daher die größere Gefahr! Man gibt ſich nicht Genuß, ſondern man übergibt ſich demſelben. Die Freude an irgend einer Ergötzlichkeit gleicht dem Wohlgefallen an der Lieblichkeit des Weines, der anfangs unſern Gaumen lieblich reizt, dann die Stimmung aller Nerven erhöht, zur Heiterkeit und Vergeſſung aller Sorgen bringt, bald aber auch zur Vergeſſung des Anſtändigen und Schicklichen, zuletzt betäubend zur Vergeſſenheit der Ehre, der Unſchuld, und zur viehiſchen Bewußtloſigkeit, oft zu grauſamen Verbrechen führt. — So iſt die Freude! — Darum bei jeder Theilnahme an geſellſchaftlichen Vergnügungen behüte dein Herz mit allem Fleiß; denn aus dem Herzen gehet das Leben, und der Werth des Lebens und ſeiner Freuden hervor.

Es iſt ein großer Irrthum der Menſchen, und ein gefährlicher, wenn er glaubt, der Zweck ſeines Lebens, aller ſeiner Sorgen, Arbeiten und Geſchäffte ſei, ſich einmal einen recht frohen Tag machen zu können; oder, wenn er denjenigen für überglücklich hält, der reich genug iſt, ſich alle Vergnügungen zu verſchaffen, nach welchen das Herz nur gelüſten kann. Dieſe falſche Vorſtellung herrſcht nicht nur beim gemeinen Manne häufig — er plagt ſich und ſchaffet die ganze Woche im Schweiß ſeines Angeſichts, um vom erworbenen Gewinn eine Sonntagsluſt bezahlen zu können; — nein, ſie herrſcht

auch im Zirkel der Reichen und Vornehmen. Sie können nie genug zuſammenſcharren, quälen es oft den Dürftigern ab, um nur immer in abwechſelnden Ergötzungen umher zu ſchwärmen. Dieſe ſind ihnen der Zweck des Lebens. Sie bilden ſich ein, die Thoren, daß, wer viel genoſſen, auch viel gelebt habe.

Allerdings, Wohlſeyn iſt der irdiſche Lebenszweck; aber zu beklagen iſt jeder Menſch, der kein anderes Wohlſeyn kennt, als welches durch geſellſchaftliche Luſtbarkeiten erſt ins Herz übergetragen wird. Nein aus dem Herzen hervor muß das wahre Leben und Glück gehen! — Wer nicht in ſeine Wochengeſchäfte, in ſeine Berufsarbeiten Freude legt; wen das häusliche Leben, wen ein menſchenfreundliches Wirken nicht beglückt, der iſt beiweitem den größten Theil ſeines Lebens ein unglückſeliger Menſch. Wir ſollen nicht arbeiten, um Ergötzungen genießen zu können: ſondern wir ſollen Ergötzungen genießen, um uns zum Arbeiten zu ſtärken. Wer den geſellſchaftlichen Freuden einen ſo übermäßigen Werth beilegt, der iſt ſchon von den Gefahren derſelben ergriffen, und für den Genuß wahrer Freude und ächten Lebensglückes verloren.

Das Jagen nach äuſſerlichen Freuden macht arm an innerlichen Freuden. Der vorherrſchende Hang nach Zerſtreuungen hat zur Folge, daß man das Edlere vergißt; daß man die Berufsarbeiten, als eine Laſt, die pflichtmäßige Geſchäfte als Nebenge-

ſchäfte behandelt. Immer richtet ſich das Auge des Unglücklichen nach dem Tage der Luſt und Betäubung. Aber wie oft geſchieht es, daß endlich auch dieſer ſogar ſeinen Erwartungen nicht entſpricht!

Frage doch Niemand, woher es komme, daß in der Welt ſo viele Mißvergnügte und Unglückliche ſind? Daher kömmt es, daß die wenigſten von den Lebenden die Kunſt zu leben verſtehen; daß ſie die Freude erſt ins Herz hineintragen wollen, da doch Leben und Freude aus dem Herzen hervorgehen müſſen. Ihre Begierde nach geſelligen Vergnügungen iſt zur Leidenſchaft erwachſen, über deren Befriedigung ſie ſich ſelbſt und ihre höhern Pflichten vergeſſen.

Daraus entſpringt dann, daß dieſe Menſchen einen übermäßigen Werth auf diejenigen Eigenſchaften legen, die in Geſellſchaften gefallen, und hingegen die ſtillen, beſcheidenen Tugenden des Herzens, das wahre Verdienſt gering ſchätzen. Sie leben gar nicht ihrer ſelbſt willen, gar nicht in ſich, ſondern immer auſſer ſich und anderer Leute willen. Ein Spaß, ein witziger Einfall iſt ihnen mehr werth, als die gründlichſte Wahrheit, als die nützlichſte Kenntniß. Ein boshafter, feiner Spötter, der zu beluſtigen weiß, iſt ihnen weit achtbarer, als der redlichſte Mann, als der wackerſte Menſchenfreund, der die Kunſt zu unterhalten nicht verſteht. Ihre große Aufmerkſamkeit iſt auf äuſſerliche Anmuth, auf Zierlichkeit in Kleidern, auf Liebenswürdigkeit in Geberden und Reden gerichtet. Es fällt ihnen

kaum ein, daß Edelherzigkeit, oder ein hoher, religiöſer Sinn, Verdienſt um Mitbürger, Vaterland und Menſchheit rühmlicher ſeyn können, als die Gabe ein guter Geſellſchafter zu ſeyn, zu gefallen und zu ſcherzen. Menſchen dieſer Art verlieren zuletzt ganz das höhere Menſchliche, werden beluſtigende Geſtalten, Zierpuppen, gehaltloſe Weſen, die für ſich ſelbſt nichts ſind, und erſt wie ein muſikaliſches Werkzeug zur Unterhaltung dienen, wenn man ſie gebrauchen will. Sie ſind von verſtändigen Perſonen mitleidig geduldet, aber eigentlich hochgeachtet nie, als von Leuten ihres Schlages.

Die Sucht, in Geſellſchaften zu glänzen, iſt nur allzu oft auch das Verderben guter Menſchen geworden, deren Eitelkeit, berauſcht von einem vorübergehenden Beifall, alle beſſern Empfindungen fortan erſtickte. Man hat Hausväter geſehen, welche darüber ihren Beruf verwahrloſeten, den ſie ſonſt über Alles ehrten; welche Weib und Kinder verehrten, die ihnen einſt theuer waren; die ihre bürgerliche Ehre, ihre Vermögensumſtände zerrütteten, nur um eine Hauptperſon bei geſellſchaftlichen Unterhaltungen und Luſtbarkeiten zu ſpielen. Durch dieſe Sucht in Geſellſchaften zu gelten, ſah man ſchon vormals achtungswerthe Frauensperſonen manches Unheil über ihr ganzes Haus bringen. Luſt und Leben brachten ſie wohl in den Kreis der Freunde, aber nicht ſelten mürriſchen Sinn und Unzufriedenheit in ihre Familien. Ueber die Gabe

zu unterhalten verſäumten ſie die Kunſt ihr Hausweſen weiſe zu führen; ſie opferten dieſer unſeligen Begierde die Sorgfalt um unerzogene Kinder, die Pflichten häuslicher Sparſamkeit, ja ſelbſt oft die Pflichten ehelicher Treue auf. Dieſer unmäßige Hang zu geſellſchaftlichen Freuden ſtürzte wohlerzogene Jünglinge allmählig in den Schlamm der niedrigſten Ausſchweifungen hinab, und raubte liebenswürdigen Jungfrauen die Grundſätze der Ehre, Beſcheidenheit, Unſchuld und die Möglichkeit, künftig das Glück eines ſtillen, anſpruchsloſen häuslichen Lebens führen zu können.

Zu den Gefahren des geſellſchaftlichen Vergnügens gehört auch, daß man ihm nicht nur leicht einen übertriebenen Werth gibt, worüber das Beſſere und Wichtigere in Vergeſſenheit geräth, ſondern auch einen nachtheiligen Reiz bekömmt, viele Bekanntſchaften zu machen. Es wird bald zum leidenſchaftlichen Bedürfniſſe, ſich immer unter neuen Bekannten umher zu treiben. Der Wechſel an ſich vergnügt; auch iſt es der Eitelkeit ſchmeichelhaft, ſich ſtets Andern wichtig zu machen, und wegen deſſen, was man ſchon oft gemacht und geſagt hat, wiederholt bewundert zu werden. Dieſe unordentliche Begierde nach neuen Bekanntſchaften ſtumpft allen Sinn für den tiefen Genuß und wahren Gewinn ab, den das geſellſchaftliche Leben gewähren kann. Der Menſch wird flatterhaft in ſeinen Verbindungen, und unfähig dauerhafte Freundſchaften zu

ſchließen. Es iſt wie Einer, der ſich beſtändig auf Reiſen befindet. Viele Bekanntſchaften geben endlich ein gewandtes, abgeſchliffenes Weſen, aber rauben das Herzliche; ſie führen in einen bunten Umgang, aber zu keiner tiefern Kenntniß des Menſchen. Sie dienen zu flüchtiger Unterhaltung, aber machen eine ſchädliche Zerſplitterung der Zeit unausweichlich. — Das Leben iſt ſo kurz, daß, ſoll es uns ganz angehören, man nur Wenigem darin angehören muß. Wer alles kennen will, lernt nichts vollkommen kennen. Nicht der Umgang mit Vielen, ſondern der Umgang mit den Guten veredelt den Menſchen und ſeinen Lebensgenuß.

Ich weiß, es wird, und oft von wahrhaft frommen Leuten, vielmals gegen die Art und Weiſe geeifert, wie man ſich in Geſellſchaften zu unterhalten pflegt; und ſie finden die Gefahren des geſellſchaftlichen Vergnügens eben in der Auswahl der Vergnügungen. Sie ſcheuen ſich zum Beiſpiel ins öffentliche Schauſpiel zu gehen, auch wenn ſelbſt lehrreiche Meiſterſtücke großer Dichter von achtungswerthen Künſtlern dargeſtellt werden. Ihre Scheu rührt meiſtens von einem Vorurtheil her, welches gegen alle Schauſpiele in Zeiten und Orten entſtand, da müßiges, zuſammengelaufenes Volk von ſittenloſem Wandel ſeine Poſſenreiſſereien trieb. Sie ſcheuen ſich fröhlichen Gaſtmählern beizuwohnen, wo Wein und Geſang und Scherz die Seele in lebhaftere Stimmungen bringen. Ihre Scheu entſpringt

meiſtens aus übertriebener Aengſtlichkeit, daß die Luſtigkeit die zarte Scheidelinie des Sittlichen überſchreiten könne; oder aus übermäßiger Furcht, daß laute Fröhlichkeit für einen wahren Chriſten ungeziemend ſei. Sie ſcheuen ſich bei den heitern Tänzen der Jugend gegenwärtig zu ſeyn, wo die Kunſt mit der Natur, die äuſſere Anmuth mit der Freude ſpielend wetteifert. Ihre Scheu entſpringt gewöhnlich aus allzu ſtrengen Begriffen von Sittlichkeit, oder ihren gewiß ungerechten und traurigen Vorſtellungen von der Verderbtheit der Menſchen. — Sie ſcheuen ſich, ihre Hand zum Spiel mit Karten oder andern Dingen, auch um den geringſten Gewinn, zu geben; zum Spiel, wo bald der Wechſel des Glücks, bald ein gelungenes Wageſtück, bald Scharfſinn, bald richtige Berechnung des Wahrſcheinlichen den Geiſt erheitern und zerſtreuen nach dem Ernſt wichtigerer Dinge. Ihre Scheu geht aus der allzu gegründeten Erfahrung hervor, daß das Spiel leicht unedle Leidenſchaften erregt, oder wichtigere Dinge vergeſſen machen kann.

Doch gewiß thue ich Unrecht daran, Mittel der geſelligen Unterhaltung zu verdammen, die an ſich ſelbſt unſchuldig ſind, und zur flüchtigen Erholung vieler rechtſchaffenen, ſelbſt frommer Menſchen gedient haben. Den Wein zu trinken iſt keine Sünde, wohl aber ein Trunkenbold zu ſeyn; ein geſellſchaftliches Spiel zu führen iſt keine Sünde, wohl aber ein Spieler zu ſeyn. Der Gebrauch an ſich unſchul-

diger Dinge iſt nicht ſchädlich, wohl aber der Miß- brauch derſelben. Der Mißbrauch aber entſteht aus dem Herzen, welches ſich den an ſich gleichgiltigen und unſchädlichen Mitteln der Unterhaltung nähert. Darum behüte dein Herz mit allem Fleiß, denn daraus geht das Leben und das Verderben hervor.

Die geſellſchaftlichen Freuden haben ihre Gefah- ren. Sie ſind gefährlich, weil das Vergnügen allzu leicht die Wachſamkeit unſerer Vernunft einſchläfert, uns berauſcht und unordentliche Begierden erregt. Sie ſind gefährlich, weil ihre Süſſigkeit uns gar zu leicht verführt, ſie mit Unmäßigkeit zu lieben, und zum Hauptzweck unſers Lebens und Strebens zu machen. — Allein ſie ſind auch nur demjenigen gefährlich, welcher in ihrem Genuſſe nicht ſein Herz zu hüten weiß. Wer es einmal zu thun vergißt, hat zu ſpäte Reue, oft Schande, oft Zerſtörung ſeiner Ge- ſundheit, oft den Verfall ſeiner Vermögensumſtände, oft Verzweiflung zur Strafe.

Willſt du die geſellſchaftlichen Freuden genieſſen, ohne nie ihre Gefahren zu empfinden? Willſt du im großen Geiſte deines Jeſu leben, fröhlich ſeyn mit den Fröhlichen, und doch dabei Gott angehören? Willſt du auch nur aus bloßer gemeiner Klugheit die Blumen des Lebens brechen, ohne deine Hand an ihren Dornen zu verwunden? — Gehe hin, behüte dein eigenes Herz.

Geſellſchaftliche Vergnügungen müſſen einem wei- ſen und guten Menſchen, der dauerhaft glücklich ſeyn

will, nie zur Gewohnheit, nie zum Bedürfniß werden. Er muß ihrer ohne allen Abbruch ſeines Wohlſeyns, ganz entbehren können. Sein Haus, ſeine Familie, ſeine Berufsarbeit, ſein alltägliches Leben muß ihm Freude genug gewähren, ohne daß er fremder Hilfe vonnöthen hätte. Er muß ſich ſelber ſein ſtilles Daſeyn zu verſchönern wiſſen. Weiß er es aber nicht: ſo iſt er ſchon ein wahrhaft Unglücklicher. Iſt ihm irgend eine Art geſellſchaftlicher Vergnügung zum unüberwindlichen Bedürfniß geworden, ſo iſt er allen ihren Gefahren und Nachtheilen ſchon preisgegeben. Er rette ſich, wenn er noch kann. Er bekämpfe ſeine Leidenſchaft, wenn er noch Kraft hat, ehe ſie ihn unvermerkt ins Verderben hinunterzieht. Freude ſoll nur Arznei, nicht Speiſe ſeyn.

Meide von allen Arten geſellſchaftlichen Freuden diejenigen zuerſt, die dich am gewaltigſten und innigſten anziehen; diejenigen, von welchen du ahneſt, daß ſie dir zur Leidenſchaft werden können; diejenigen, von denen du ſchon die Erfahrung gemacht haſt, daß ſie dich zu Pflichtvergeſſenheiten haben verleiten können, daß ſie unedle oder unanſtändige Empfindungen in dir erregt haben. Sie ſind dir die gefährlichſten. Erhitzte dich das Spiel zum Zorn, oder zur Gewinnſucht, zur Schadenfreude, oder zum Neide — verbanne es! Da iſt die ſchwache Seite des Herzens! Sei deiner ſelbſt würdig, und immerdar Meiſter. — Haſt du dich beim Trunk, ſelbſt beim mäßigen Genuß des Weins

je einmal vergeſſen, ſei fortan noch mäßiger, und vergib deiner innern Würde, deiner Geſundheit und deiner Lebensruhe nichts für den flüchtigen Kitzel deiner Zunge oder deiner Nerven. — Erweckte der Tanz in dir jemals unziemliche Neigungen, welche du dich ſchämen würdeſt vor denen zu bekennen, die deiner ganzen Hochachtung werth ſind: meide den Tanz, am meiſten das Uebermaas deſſelben. Behüte dein Herz mit allem Fleiß, denn daraus geht das Leben, wie das Verderben hervor.

Verachte keineswegs die Ergötzungen des geſelligen Lebens; aber alſo mußt du deine häusliche Lebensart einrichten, und ſie mit tauſend kleinen, einfachen Freuden zu verſchönern wiſſen, das jede Luſtbarkeit auſſer dem Hauſe doch nie vermögend iſt, das ſtille Glück zu übertreffen, das du in deinen Berufsarbeiten, im Umgang mit deinen Freunden, in Erfüllung menſchenfreundlicher Pflichten gegen Bekannte und Unbekannte empfindeſt. Geſellſchaftliche Freuden müſſen dir nur dienen, den Vorzug deiner einſamen, häuslichen Freuden fühlbarer zu machen. Wer reich genug iſt an innerm Glück, der haſcht und jaget nicht nach Luſtbarkeiten, die bei der leichteſten Unvorſichtigkeit ihre Gefahren mit ſich bringen.

O mein gütiger Gott! du Vater der Seligkeiten, ich erkenne, daß das meinen Freuden am meiſten droht, was mir oft die meiſten Freuden zu verſprechen ſcheint. Nicht, daß du ſo viel Uebles in

die Welt gelegt hätteſt, daß ſelbſt die Luft verwundet würde; nein, unſer Herz ſelber legt das Uebel erſt in die Welt hinein.

Nur mein unſterblicher, reiner Geiſt iſt reiner, unſterblicher Freuden fähig. Nach dieſen ſoll mein höchſtes Trachten ſeyn. Ich gewinne ſie durch Mäſſigkeit, Gerechtigkeit, Zufriedenheit und Menſchenliebe. Aber ſinnliche Freuden — verſchmähen will ich ſie nicht — haben das Vergängliche alles Sinnlichen. Wer alles genießt, was irdiſche Luſt gewähren kann, bleibt zuletzt noch ungeſättiget. Uebermäßiger Lebensgenuß endet immer mit Lebensüberdruß, weil man hintennach findet, daß das alles nicht der Mühe des Lebens werth geweſen.

Darum, mein gütiger Vater im Himmel, will ich vor allen nach den reinen und ſtillen und dauerhaften Freuden ſtreben, die ein tugendhafter Wandel gewährt, der vor dir gilt; und mit weiſer Mäſſigung will ich die Freuden im Umgang der Menſchen genieſſen. Beherrſchen ſollen ſie mein dir geweihtes Herz nie. Amen.

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Fünfundvierzigſter Sonntag, den 5. Nov. 1815.

Wo ich reden ſoll, will ich
Niemals furchtſam ſchweigen,
Und wo Pflichten fordern, mich
Unerſchrocken zeigen.
Gott nur ſcheun und ſein Gericht,
Aber Menſchenbosheit nicht!

Drohet noch ſo fürchterlich,
Ich ſteh' meiner Sache!
Nur mein heil'ges Recht will ich,
Aber keine Rache.
Gott gab mir mein Recht und Gut,
Dafür kämpft mein feſter Muth.

Ich verzeih' euch, will es Gott,
Daß ich unterliege;
Fern von mir ſei Stolz und Spott
Wenn mit Gott ich ſiege.
Was ich wünſche ſoll allein
Meines Feindes Beſſ'rung ſein.

Wie der Chriſt ſein Recht vertheidigt?
Matth. 18, 15—17.

Das Gebot des Friedens iſt das heiligſte und höchſte Jeſu Chriſti. Liebe und Verſöhnung predigte er

Allen, die Theil haben wollten an ſeinem Reich. Und in der That, welch eine Seligkeit wäre dies Leben unterm Himmel, wenn in der Bruſt aller Sterblichen das Geſetz gegenſeitiger Liebe und Hochachtung das einzig herrſchende wäre! Nur Zwietracht, gegenſeitige Verachtung und Befeindung macht uns oft das Leben zu einer Vorhölle. Ich wundre mich nicht, wenn viele gute Menſchen ſich von allem Umgang mit Menſchen zurückziehen, ganz in der Stille für ſich leben, um nur nicht in Streit und Verdruß mit andern zu kommen.

Selig ſind die Friedfertigen, ſprach Jeſus, denn ſie werden Gottes Kinder heißen. Matth. 5, 9. — Aber iſt es denn möglich, zu allen Zeiten und mit jedem Menſchen in Frieden zu leben?

Iſt es möglich, ſagte Paulus den Römern: ſo haltet, ſo viel an euch iſt, mit allen Menſchen Frieden! — Allein, wenn nun auch bei der vollkommenſten Neigung zum Frieden, die in mir wohnt, Andre dieſen Frieden nicht mit mir begehren? Wenn hier Einer mit Habſucht einhertritt, und durch Betrug oder Gewaltthätigkeit mein Eigenthum auf die ungerechteſte Weiſe ſchmälern will, ſoll ich es geſchehen laſſen? ſoll ich ihn dafür noch mit Liebesbezeugungen überhäufen? — Wenn ein Anderer mit Schadenfreude oder Bosheit hingeht, mir die ſchimpflichſten Dinge nachredet, mit der frechſten Schamloſigkeit Wahres und Falſches durch einander miſcht, um meine bürgerliche Ehre zu verderben: ſoll ich ihn dafür ehren? Iſt mein guter Name nicht ein

Heiligthum, welches nicht blos mir, ſondern auch meiner Familie gehört, und welches ich meinetwillen und meiner Angehörigen wegen wider verwegene Angriffe zu beſchützen habe? — Wenn ein Dritter mit ſtolzem Uebermuth und Trotz mich und mein unbeſtrittenes Recht verkennen, zertreten, mich unter ſeinen Hochmuth beugen will: ſoll ich mich ganz duldſam und mit ſklaviſcher Feigheit unter ſeine Ungerechtigkeit niederbeugen laſſen? Was habe ich als Nachfolger Jeſu zu thun? — Verlangt es Gott, verlangt es mein Glaube, fordert es Jeſus, daß ſich jeder Rechtſchaffene ohne allen Widerſtand, ohne allen Nutzen zum Opfer des Ungerechten mache? Wenn ich friedfertig die Rechte des Andern hochachten ſoll: habe ich denn kein Recht und habe ich keine Pflichten, dieſes Recht zu beſchützen? Wahrlich, alſo iſt es nicht Jeſu Sinn geweſen, wenn er lehrte: Liebet eure Feinde, ſegnet die euch fluchen, thut wohl denen, die euch beleidigen. Nein, er verbot damit die gerechte Selbſtvertheidigung nicht. Denn wäre dieſe verboten, wahrlich, ſo würde in kurzer Zeit die Welt ein Raub frecher Frevler ſeyn, die alles göttlichen und menſchlichen Rechtes ſpotten, ſobald es darauf ankommt, ihren wilden, ungerechten Begierden ein Genüge zu thun.

Ja, ich kann auch ſegnen, die mir fluchen, aber dennoch ihren Läſterungen und Verläumdungen entgegen arbeiten, und meine Ehre retten. Ich kann die Perſon meiner Widerſacher und Feinde lieben, ſie freundſchaftlich behandeln, aber ihre unbilligen

Forderungen, ihre gegen mich unternommenen Feindſeligkeiten mit Nachdruck abwehren. Ich kann auch wohlthun denen, die mich beleidigen, aber zugleich mich entweder gegen ihre Beleidigungen auch in Sicherheit ſetzen, oder ſie zwingen, daß ſie aufhören, mich zu beleidigen und mir zu ſchaden.

Wie weit darf ich aber in Vertheidigung meiner Perſon und meiner Rechte gehen? — Was ich in der bürgerlichen Geſellſchaft und als Mitglied derſelben zu thun habe, das weiß ich. Es fehlt mir nicht an Kenntniß meines Rechts und meiner Vertheidigungsmittel — hingegen das iſt es, was ich wiſſen muß; das iſt es, was mir am ſchwerſten wird einzuſehen und zu beobachten: in wiefern ich als Chriſt, als wahrhafter Nachfolger Jeſu, von dieſem Vertheidigungsmittel Gebrauch machen ſoll? — Wie leicht könnte ich zuviel thun! Dies wäre aber ſo nachtheilig für meine Seele, als es nachtheilig für mein Recht wäre, wenn ich zu wenig thäte. Darüber will ich mit Ernſt nachdenken. Denn es iſt wie ein Widerſpruch in mir, wenn ich die mir von Jeſu aufgelegten Pflichten gegen meine Feinde, mit meinen eigenen Rechten vergleiche, die ich zu vertheidigen habe. Wie löſe ich dieſen Widerſpruch? Wie kann ich mit allem Nachdruck mich gegen Beleidigungen verwahren? Wie kann ich auch mit zwingender Gewalt diejenigen, die mir übel wollen, in die Grenzen ihrer Schuldigkeit zurücktreiben, ohne die chriſtliche Liebe gegen meine Mitmenſchen zu verletzen?

Jeſus gab ſeinen Jüngern und Freunden darüber einen genugthuenden Fingerzeig, der auch mir zur Richtſchnur gilt. Er ermahnte ſie zwar friedfertig zu ſeyn, aber nicht minder ermahnte er ſie, ſich gegen Friedensſtörer in angemeſſene Vertheidigung zu ſetzen. Er ermahnte ſie, nicht die ungerechte Perſon, ſondern nur derſelben ungerechte Sache zu haſſen. Er ermahnte ſie, immer zuerſt die gelindeſten Mittel zu verſuchen, und nach deren Vergeblichkeit zu den ſtrengern und härtern überzugehen. — „Sündiget aber dein Bruder an dir“, ſprach er, „ſo gehe hin und ſtrafe ihn zwiſchen dir und ihm allein. Höret er dich, ſo haſt du deinen Bruder gewonnen. Höret er dich nicht, ſo nimm noch einen oder zweien zu dir, auf daß alle Sache beſtehe, auf zweien oder dreien Zeugen Mund. Höret er die nicht: ſo ſage es der Gemeine. Höret er die Gemeine nicht, ſo halte ihn, als einen Heiden oder Zöllner.“ Matth. 18, 15 — 17.

Chriſtus empfiehlt alſo ſeinen Bekennern nicht, ihr Recht unvertheidigt zu laſſen, um ſich dem Muthwillen jedermanns Preis zu geben, der Luſt hat ſie zu beleidigen. Doch ermahnt er, zuerſt das glimpflichſte Mittel zu wählen, den gebrochenen Frieden wieder herzuſtellen. — Er wollte, daß ſeine Bekenner alle ſich unter einander wie Brüder und Schweſtern behandeln, gleichſam wie eine Familie Gottes betrachten ſollten. Erſt, wenn die milden Maaßregeln fruchtlos ſeyn würden, räth er an, die Beleidiger wie Heiden oder Zöllner zu behandeln, das

heißt, ſie vor den obrigkeitlichen Richterſtuhl zu ziehen, und ihrer Bosheit höhere Gewalt entgegen zu ſtellen. Die damaligen Zöllner im jüdiſchen Lande waren ſämmtlich Heiden, nämlich Römer und römiſche Beamte, welche für den römiſchen Kaiſer den Zoll in den eroberten, unterthänigen Ländern bezogen. Die Juden betrachteten ſie immer als ihre unrechtlichen Bezwinger und Unterdrücker. Mit ihnen war, nach jüdiſchem Geſetz, vertrauter Umgang verunreinigend; daher war Streit mit Heiden ſogleich dem Richterſtuhl vorgeſtellt.

Der erſte Schritt, welchen ich alſo gegen denjenigen zu unternehmen habe, der mich beleidigt, mich in meinen Rechten kränkt, iſt, daß ich mich mit ihm über die Urſachen ſeiner feindſeligen Handlungsart verſtändige, und zwar auf eine Art, die durchaus nicht kränkend und demüthigend für ihn iſt. „Sündiget dein Bruder an dir, ſo gehe hin und ſtrafe ihn (das heißt: halte ihm ſein Unrecht vor) zwiſchen dir und ihm allein.

Um hier mit Wirkſamkeit zu verfahren, und deinem Beleidiger die Größe ſeines Unrechts fühlen zu laſſen, um ihn gegen dich ganz zu unterwerfen: mußt du ſelbſt ohne Heftigkeit ſeyn, gelaſſen und ruhig. Nur mit nüchternem Sinn kannſt du nüchtern reden, und deine Würde behaupten und die Schwäche deines Gegners beobachten. — Handle alſo nie unmittelbar im erſten Zorn. Faſſe in der erſten Hitze keinen Entſchluß. Denn was du auch im Zorn thuſt (er iſt ein wahrhaft betäubender Rauſch) es

wird dich gereuen. Du ſelbſt ſiehſt dann die Sachen mit falſchen Augen an, und greifſt ſie falſch an. Erinnere dich, wie oft du ſchon im erſten Umgeſtüm höchſt übereilt gehandelt, die beſte Sache verdorben, und dir ſelber und deinem Recht geſchadet haſt. Wo Zorn iſt, da iſt keine Liebe oder Freundſchaft und Achtung gegen die Perſon, ſondern Haß. Nie aber ſollſt du die Perſon, ſondern nur die ungerechte Sache haſſen. Liebe deinen Feind, aber gegen ſeine Sache handle, in ſo fern ſie dir zum Nachtheil gereicht.

Aufwallungen des Verdruſſes nach erlittenen Beleidigungen, ſind unvermeidlich. Dieſe Aufwallungen können dir kaum zur Sünde gerechnet werden, weil ſie natürliche Folgen deiner Natur und Beſchaffenheit ſind. Allein ſie ſind in dem Augenblick ſündlich, da ſie dich beherrſchen, deinen Verſtand betäuben, dich zu raſchen, verderblichen, rachſüchtigen Entſchlüſſen, Worten und Thaten verleiten.

Laß den erſten Sturm des Mißmuths in dir verbrauſen; zerſtreue dich; warte ruhigere Stunden ab. Erſt dann, wenn du bei vollkommener Kaltblütigkeit biſt, überlege, was zu thun ſei, damit du in deinem angefochtenen Recht geehrt bleibeſt. — Um dies mit der möglichſten Unbefangenheit zu thun, nimm den allerdings billigen Grundſatz zu deinem Verfahren an: durchaus nicht mehr zu thun, und nicht weiter zu gehen, als zur Sache notbwendig iſt! — Und um dies aufs richtigſte zu entſcheiden, denke: „Soll ich mir dieſer Begebenheit willen durch

ein heftiges Einſchreiten vielleicht jahrelangen Streit und Verdruß anſtiften? Wie kurz iſt doch das Leben? Soll ich es mir eines gehäſſigen Menſchen willen, auf lange Zeit vergällen? Nimmermehr. Handeln will ich, muß ich; aber mehr will und werde ich nicht thun, als ich ſelbſt dann nicht zu bereuen habe, wenn mir auf dem Krankenbette die Augen brechen, und ich dieſer Sache gedenke. Es wird mir dann tief wohlthun, wenn ich mich erinnere, mit Weisheit, mit Würde, mit Mäßigung gehandelt zu haben — Chriſt geweſen zu ſeyn.“

In dieſer Stimmung der Friedfertigkeit nähere dich dem, über welchen du dich zu beklagen haſt. Stelle dir dabei weniger die Größe der dir zugefügten Beleidigung vor, als vielmehr die übrigen guten und löblichen Eigenſchaften, die dein Widerſacher beſitzt. Zeige ihm, daß du ſie kenneſt, daß du ihn deswegen hochachteſt, ſchätzeſt; daß du eben deswegen bedauerſt, mit ihm in irgend einem Unfrieden zu leben; daß du aus Achtung für ihn nichts eifriger wünſcheſt, als dich mit ihm gütlich zu vergleichen. Zeige ihm deine Unſchuld, dein Recht, geſteh es auch ohne Rückhalt freimüthig ein, wo du vielleicht gegen ihn etwas verſehen haben könnteſt, und mit dieſer Freimüthigkeit, die ihn bewegen, mit dieſer edeln Ruhe, mit dieſer Achtung für ihn, die ihn für dich perſönlich einnehmen muß, entfalte ihm ſein Unrecht, und die Größe deſſelben, ſo ſchonend jedoch wie möglich. — Die Art deines Betragens wird ihn entwaffnen, beſänftigen. Er vermuthet

vielleicht, du würdeſt ihn anfahren, ihn mit Vorwürfen überhäufen. Er hatte ſich ohne Zweifel darauf gefaßt gemacht, ſich vielleicht ſchon gerüſtet, dir Gleiches mit Gleichem zu erwidern. Er empfindet ſeinen Irrthum; er wird verlegen werden. Seine Verlegenheit iſt für dich ſchon ein halber Sieg. — Benutze dieſen Sieg mit noch größerer Schonung. Nun entſchuldige ihn ſelber gegen ihn; nun rechne dir ein allenfallſiges Verſehen gegen ihn zu größerer Schuld, und gib ihm eine Genugthuung, die er kaum erwartete.

Wahrlich, die meiſten Streitigkeiten, die längſten, koſtſpieligſten Prozeſſe, die verderblichſten Feindſchaften welche zuletzt in gegenſeitige hartnäckige Verfolgungen entarteten, hätten anfangs mit wenigen Worten, mit einer geringen Gabe Klugheit auf immer verhütet werden können, wenn im Herzen des Einen oder des Andern mehr Chriſtusliebe gelebt hätte. Aber dieſe Weisheit mangelte: darum ward der Funke, den ein Fingerzeig ausgedrückt haben würde, zur Feuersbrunſt, die das Haus verzehrte.

Gewöhnlich iſt die Veranlaſſung zu einer Beleidigung, Kälte und Entzweiung immer ein Mißverſtändniß. — Denn ſo ich beleidigt werde von Jemanden, wider welchen ich mich keines Verſehens bewußt bin, iſt das Mißverſtändniß nothwendig auf des Andern Seite; — oder, habe ich etwas wider Jemanden, der mich ſelbſt nie beleidigte, muß ich fürchten, daß wohl der Irrthum auf meiner Seite ſeyn könne. Wie dem auch ſei: ein perſönliches Zuſammentreffen, ein gegenſeitiges Erklären, ein unge-

heucheltes Verlangen nach Frieden und Einverſtändniß, ein beſcheidenes, kluges, ſanftes und herzliches Benehmen, iſt fähig, in einer einzigen Stunde Jahre voll Aerger und Verderben zu verhüten. Und höret dich dein Gegner (und er wird dich hören, wenn du nicht rechthaberiſch allein alle Schuld auf dich laden willſt) ſo haſt du deinen Bruder gewonnen.

Höret er dich nicht, oder vielmehr, ſind dein und ſein Recht in der That von ſo ſich widerſprechender Art, daß unter euch beiden an keine Ausgleichung zu denken iſt: ſo nimm noch einen oder zwei zu dir, auf daß aller Sache beſtehe auf zweien oder dreien Zeugen Mund. So ſpricht Chriſtus.

In der That kann oft der Fall eintreten, daß eine beſondere Gemüthsart oder Erbitterung des Einen und Andern keine perſönliche Erklärung unter vier Augen geſtattet und räthlich macht. Beſſer dann, man wende ſich an eine Perſon, gegen welche der Andre wirkliche Hochachtung fühlt, lege ihm die Sache vor, und erbitte ſeine Vermittelung. Sobald man nur die allfälligen Verdienſte ſeines Gegners nicht angreift, nur ſeinen guten Eigenſchaften ungeheuchelte Gerechtigkeit widerfahren läßt, wird auch der Gegner, indem er dies erfährt, ſich geneigt finden laſſen, das Gleiche gegen uns zu thun. Die Verſöhnung iſt zur Hälfte ſchon geſtiftet, und die Vermittelung wird leicht. — Willſt du hernach auch nicht deines verſöhnten Gegners vertrauter Freund werden: ſo iſt doch die Ruhe deiner Tage beſſer gegen ſeine Angriffe, und vielleicht gegen ſeine wirk-

liche Bösartigkeit geſichert, als wenn du Gewalt gebraucht, ſeine Beleidigungen mit Gegenkränkungen vergolten und eben damit die ganze Kraft und Luſt dir zu ſchaden, erſt recht wider dich aufgeſtiftet hätteſt. Bilde dir nicht in deinem Zorn oder ſtolzem Selbſtgefühl ein, dein Gegner ſei viel zu klein, du habeſt dich gar nicht vor ihm zu fürchten. — Freund, es iſt Niemand ſo ohnmächtig, daß er dir nicht früher oder ſpäter einen Schaden zufügen könne, wenn er boshaft genug dazu iſt.

Nimm, nach Jeſu Rath, noch Einen oder Zwei zu dir, daß der Friede durch ſie mit dem hergeſtellt werde, der dir nicht wohl will. Denn wie geſagt, oft kann der Fall, welcher den Zwiſt verurſacht, ſo verwickelt, oder das gegenſeitige Recht ſo widerſprechend und unentſchieden ſeyn, daß, da Keiner Nachgibigkeit beweiſen will, nur durch Unpartheiiſche und durch gütliche Uebereinkunft geſchlichtet werden kann. Zeige deinem Gegner, daß du ſeine Perſon ehreſt, wider ihn ſelbſt nichts habeſt, aber deinen Rechten nichts vergeben könneſt. Zeige ihm unverholen, du wolleſt durchaus mit ihm nicht in Hader leben, und daher dich dem Spruche unpartheiiſcher, rechtſchaffener Perſonen unterwerfen. Die Menſchen ſind nicht halb ſo gekränkt, wenn man nur die Vollgiltigkeit ihres Rechts in Zweifel zieht, als wenn ſie wahrnehmen, daß man ihnen ein ſchlechtes Herz, oder einen ſchwachen Verſtand zutraut. Sind ſie einmal über die ihnen gebührende Achtung beruhigt, werden ſie jederzeit williger die Hand zum Frieden

reichen, und ſich dem Worte ſchiedsrichterlicher Freunde unterziehn.

So thue, und du läufſt nicht Gefahr, einen Schritt weiter zu gehen, als deiner und der Deinigen Ruhe zuträglich iſt. Ziehe in zweifelhaften Fällen, und manchmal auch wohl in dir unzweifelhaft ſcheinenden Fällen einen geringen Verluſt langem Streit und Prozeß vor. Friede iſt immerdar Gewinn für deine Geſundheit, für deine Zeit, für dein Vermögen, für die Ruhe und Heiterkeit deines Gemüthes, für die Unſchuld und Tugendhaftigkeit deiner Denkart. Der glücklichſte Prozeß iſt noch immer ein Verluſt, welchen hintennach aller Gewinn nicht aufzuheben im Stande iſt. Er entwickelt verderbliche Leidenſchaften; er ſtört die Lebenszufriedenheit; er vererbt Groll und alle Giftfrüchte deſſelben auf die folgenden Tage und ſogar auf nachkommende Geſchlechter.

Und haſt du das Aeuſſerſte gethan, dich mit dem auszugleichen, der dir entgegen iſt, und kann kein Opfer von deiner Seite ihn zu friedfertigem Sinn bewegen: denn, du biſt es dir, du biſt es den Deinigen ſchuldig, verwahre und vertheidige dein Recht mit allen geſetzlich erlaubten Zwangmitteln gegen den unverſöhnlichen Widerſacher, oder, wie ſich Jeſus nach dem Sprachgebrauch ſeiner Zeiten und des jüdiſchen Volkes ausdrückte: halte ihn wie einen Heiden. — Zieh dich zurück von ihm, meide ſeinen Umgang; hüte dich auf alle Weiſe, mit ihm in eine Berührung zu kommen.

Es gibt Perſonen, mit welchen beinahe nicht zu leben iſt, ſei es, daß ſie wirklich ſehr niederträchtig denken, oder daß ſie, bei allen ihren übrigen guten Eigenſchaften doch gegen uns einen verderblichen Ton annehmen, der mit unſerer Art zu ſeyn, unverträglich iſt. Man muß ihnen ausweichen, ſo wenig als möglich mit ihnen zu ſchaffen haben. Es iſt beſſer, von ihnen vergeſſen, als verkanut zu ſeyn. Zeit und Umſtände müſſen ſie über unſern Werth, über unſere Unſchuld eines Beſſern belehren. — Weiche ihnen aus, aber haſſe ſie nicht. Weiche ihnen aus, aber nicht blos mit der Perſon, ſondern ſelbſt mit den Gedanken. Rede nie von ihnen, oder nie anders, als ſchonend und glimpflich. Deine unvorſichtigen Aeuſſerungen, bittere Bemerkungen über ſie, ſind Herausforderungen ihres Zorns. Du biſt dann der Schuldige, der Strafwürdige. Deine Unklugheit, deine Leidenſchaft verdienen Züchtigung. Du warſt kein Chriſt, und verdienſt, wenn du nachher unrecht leideſt von ihrer Rache, kaum Mitleiden. Es iſt dir erlaubt, die Fehler deiner Gegner zu haſſen, aber nicht, ihnen nachzuahmen. Du ſollſt verzeihen!

Einſt trat Petrus zu Jeſu und ſprach: wie oft muß ich denn meinem Bruder, der an mir ſündigt, vergeben? Iſts genug ſiebenmal? Jeſus ſprach zu ihm: ich ſage dir, nicht ſiebenmal, ſondern ſiebenzigmal ſiebenmal. Matth. 18, 21. 22. Immer unterſcheide die Sache von der Perſon; dieſer, auch wenn ſie dich beleidigte, ſollſt du eher wohl

als übel thun; du ſollſt ſie mit Großmuth behandeln, während du dich gegen ihre Beleidigungen beſchützeſt, und deine Rechte ſicherſt.

Perſönliche Rache iſt dir nach göttlichen und menſchlichen Ordnungen unterſagt. Duldeſt du an deiner Ehre, an deinem Vermögen, in deinem Gewerbe, in deinen Freiheiten durch irgend eines Menſchen Bosheit, und war zur Abwendung derſelben jeder freundliche Verſuch eitel: dann ruf den Schutz der bürgerlichen Geſetze an, unter denen du ſteheſt; fordre die Obrigkeit, fordre die Vorgeſetzten deines unverſöhnbaren Gegners auf, dir Sicherheit, Ruhe und Recht zu ſchaffen. Dafür hat Gott Obrigkeit angeordnet; dafür iſt derſelben Gewalt gegeben.

Vertheidige deine Rechte, mache dir deinen Feind unſchädlich, aber mit leidenſchaftloſer Beſonnenheit und mit ſchonender Menſchenliebe. — Mit leidenſchaftloſer Beſonnenheit! Es iſt nur zu häufig der Fall, daß ein Menſch, wenn er gerechte Sache zu haben vermeint, ſie mit leidenſchaftlichem Eifer verdirbt. Er glaubt, ihm könne nie genug Genugthuung geſchehen. Er ſetzt um Dinge, die an ſich noch nicht von der allergrößten Erheblichkeit ſind, im Eifer ſein Alles aufs Spiel; thut Schritte, die hintennach ihm mehr Schaden bringen, als ihm ſein Gegner jemals hätte ſtiften können. Heftigkeit und Zorn ſind allezeit ein Wahnſinn, der ſich ſelber zerfleiſcht.

Verfechte deine Rechte, unerſchrocken, entſchloſſen, beharrlich — aber mit ſchonender Men-

ſchenliebe! — Du darfſt begehren, in deiner Ehre, in deinem Vermögen, in deinen Befugniſſen, unbeeinträchtigt zu bleiben; du darfſt Erſatz um erlittenen Schaden begehren; du darfſt begehren, künftig gegen Beeinträchtigungen geſichert zu ſtehen — aber mehr nicht. Beuge deinen Gegner nicht tiefer, wenn du Sieger biſt, als zu deiner Ruhe nothwendig ſeyn mag. Laß den bezwungenen Feind erkennen, daß du nur gerecht, nicht aber rachſüchtig biſt. Immer laß eine Möglichkeit zur Verſöhnung offen; ja fordre nie die vollſte Genugthuung: ſondern rühre deinen Gegner durch Edelmuth.

Das heißt wenig, einen Feind demüthigen, wenn man die Gewalt und das Recht in Händen hat; aber einen Feind zwingen, daß er unſern Vorzug und unſere Güte von Herzen anerkennen; ihn zwingen, ſeinen Haß in Dankbarkeit und Bewunderung zu verwandeln; ihn zwingen, daß er ſelbſt künftig unſer Freund, Anhänger und Vertheidiger werde: das iſt mehr als gemeiner Sieg, das iſt chriſtlicher Triumph, das iſt die Macht der Seelenhoheit, die nur bei wahren Weiſen und Eingeweihten in des göttlichen Jeſu Sinn gefunden wird.

Bin ich nicht ein Kind Gottes? Bin ich nicht der Geweihte Jeſu? Und bin ich nicht dein Kind, o Gott der Barmherzigkeit, der ewigen Gnade und Liebe? Wo ſind nun die göttlichen Thaten meines Lebens, die Zeugen meiner erhabenen Abſtammung ſeyn könnten? Rache kennt auch das beleidigte Thier. Sollen mich die Gefühle der Rache nur in die Reihe

der Thiere niederreiſſen? Edelmuth gegen Feinde kennt nur der Nachahmer des Göttlichſten unter den Weiſen, der Geweihte Jeſu. Wie? war ich denn jemals ſchon dieſes rührenden Edelmuths fähig? bin ichs jetzt?

Ich kenne meine Pflicht und wie ich mich gegen Menſchen verhalten ſoll, die wider mich handeln. Du, o mein hoher Lehrer und Meiſter, gabſt mir das Licht. — Wer ſind meine Verfolger und Beleidiger? Wie betrug ich mich bis jetzt gegen ſie?

Allwiſſender Gott! ich habe den Muth tugendhaft zu ſein. Ich will handeln, wie dein hochgelobter Sohn in ſeines irdiſchen Lebens Tagen. Ich wandelte bisher auf falſchen Wegen. Ich pflanzte Unruhe in mein Leben. Allwiſſender Gott, ich will ein andrer Menſch werden, als ich bisher war. Ich danke dir mit Inbrunſt und Ehrfurcht für dieſen Augenblick der Erleuchtung.

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Sechsundvierzigſter Sonntag, den 12. Nov. 1815.

Ueberall vertrau' dem Herrn,
Nie iſt ſeine Gnade fern,
In der freudenreichen Zeit
Wie in Widerwärtigkeit.

Geh, erfülle deine Pflicht,
Kümmre dich um andres nicht.
Iſt dein Werk vollbracht, wohlan!
Gott hat ſeines auch gethan.

Im Berufe fromm und treu.
Frage nicht, was beſſer ſei?
Gieb du dem Berufe Werth,
Dann wirſt du durch ihn geehrt.

Geht es auch nicht, wie es ſoll,
Aermlich oft und ſorgenvoll:
Nun wohlan, ſo ſchlimm es ſei,
Gottes Leitung iſt dabei.

Blick' auf Gott und handle recht,
O fürwahr, ſo kömmts nicht ſchlecht.
Reines Herz und froher Muth,
Geht wohl über Gold und Gut.

Von einigen gemeinen Fehlern im Verbeſſern unſerer Vermögensumſtände.

Sirach 11, 20—23.

Es iſt mir ſchon mehrmals ſehr aufgefallen, wie eifrig und ohne Unterlaß Jedermann ſucht bemittelter an Glücksgütern zu werden; wie der Landmann, der Handwerker, der Kaufmann, ſelbſt der Gelehrte, der obrigkeitliche Beamte nach größern Einnahmen trachten, und wie dann andrerſeits wieder manche Geiſtliche und Lehrer gegen das Streben und Ringen nach Reichthum eifern, den Reichthum ſogar verachten, und die Armuth preiſen, gleichſam als wenn kein andrer ſelig werden könne, als der Nothleidende und Dürftige. Noch auffallender wird es, wenn man dergleichen Aeuſſerungen von Perſonen hört, die entweder ſelbſt ſehr wohlhabend ſind, wenigſtens von keiner Nahrungsſorge wiſſen, oder doch nach beſſern und einträglichern Stellen gern verlangen.

Es gehört gewiß zu den verkehrteſten Begriffen, wenn man glaubt, es ſei eines Chriſten unwürdig, ſich den zeitlichen Sorgen zu überlaſſen, um nach größerm Vermögen zu arbeiten; wenn man immerdar auf den irdiſchen Mammon ſchielt, als ſei Reichthum ein unüberwindliches Hinderniß zur Seligkeit. Wer dergleichen in vollem Ernſt behauptet, iſt ohne Kenntniß der Welt und des menſchlichen Herzens; falſch verſtandene Stellen der heiligen Schrift brachten ihn zu übertriebener Verachtung des Irdiſchen und zu ſchwärmeriſchen Grundſätzen. Wer aber den

Reichthum öffentlich verachtet, und doch ſelber ihn gern beſitzt, iſt Heuchler.

Die Armuth verleitet gewiß zu eben ſo vielen Sünden und Laſtern und Verbrechen, als der Reichthum; und Wohlſtand iſt in ſich ſo voller Reize zu tugendhaften gottgefälligen Entſchlüſſen und Thaten, als die Dürftigkeit.

Christus Jeſus verachtete den Reichthum und deſſen Früchte keinesweges, noch weniger hielt er alle reiche Leute für verlorne arme Seelen. Wie hätte er alle Fürſten, alle Vermögliche verdammen, oder von ihnen fordern ſollen, daß ſie ihr Haab und Gut weggeben? Würde das geſchehen ſein, ſo wären Bettler wieder an die Stelle der Fürſten und Reichen getreten. Auch unter Jeſu erſten unmittelbaren Schülern und Freunden waren angeſehene und ſehr begüterte Perſonen. Ein ſolcher iſt unter andern Joſeph von Arimathia geweſen, ein Rathsherr, der war nicht nur ein guter, frommer Mann, wie der Evangeliſt Lucas ihn nennt, ſondern ein reicher Mann, welcher auch ein Jünger Jeſu war, wie Matthäus 27, 57. ſchreibt.

Es hat der heilige Lehrer des menſchlichen Geſchlechts nur gegen die unmäßige Sorge und Bekümmerniß wegen zeitlicher Güter geſprochen. Er empfahl den Armen Zufriedenheit und Vertrauen auf Gott, den Bemittelten Genügſamkeit, und dem Reichen Barmherzigkeit gegen Nothleidende. Reichthum und deſſen Genuß galt ihm für keine Sünde;

er verbot nicht, durch Fleiß und Rechtſchaffenheit ſeine Vermögensumſtände zu verbeſſern, er ſchärfte nur die einzige große Wahrheit allen ſeinen Anhängern wiederholt ein: daß irdiſches Gut nicht das höchſte und beſte für uns auf Erden ſei; daß es noch etwas höheres und beſſeres für uns als unſterbliche Weſen gäbe, welches wir mit uns hinüber nehmen ins Ewige, und nicht wie anderes zeitliches Glücksgut, im Tode hinter uns zurücklaſſen.

Wenn ſich die Menſchen bemühen, ihr Eigenthum zu vermehren, es ſei dies nun groß oder klein, ſo erfüllen ſie nur eine natürliche Pflicht gegen ſich und die Ihrigen. Die Schöpferhand Gottes hat zu dieſer Pflicht den Reiz ſelbſt in unſere Natur gelegt, weil dabei weit höhere Abſichten obwalten, als bloßes Geld ſammeln. Gott gab dem Menſchen Bedürfniſſe, und zwang ihn damit zur Thätigkeit. Durch Froſt und Hitze, durch Durſt und Hunger wurden die erſten Sterblichen zur Arbeit angetrieben. Sie befriedigten ihre Bedürfniſſe anfangs unvollkommen, aber die Noth ward ihre Lehrmeiſterin das Beſſere zu verſuchen. Gewebte Kleider traten an die Stelle der Thierfelle, Häuſer an die Stelle der Höhlen. — Der Erfindungsgeiſt ward aufgeweckt, und indem jeder ſich mit dem Nothwendigen, auch mit dem Ueberfluß verſehen wollte, lernte man erſt die mannigfaltigen Erzeugniſſe der Erde und den großen Reichthum der Schöpfung genauer kennen, und zweckmäßiger benutzen. Sofort mußten nothwendig die Begriffe von mein und dein entſtehen; die Grenzen des Eigen-

thums wurden geordnet, und jeder bei dem Seini⸗ gen beſchützt, er mochte Viel oder Wenig beſitzen. So kamen die Vorſtellungen von dem, was gerecht und billig, erhaben und nützlich ſei, unter die Menſchen. Sie erfanden Geſetze und gemeinſame Anſtalten. Was der eine nicht hatte, tauſchte er vom andern ein; dadurch entſtand der erſte Handel und zur Erleichterung des Verkehrs ward das Geld erfunden, als ein Werthzeichen für alle Waaren. Wer mehr beſaß, konnte den Dienſt der Aermern nicht entbehren, und der Arme hatte die Hülfe des Vermöglichern nöthig. So wurden durch das Strei⸗ ten nach Eigenthum und Vermehrung deſſelben die ſonſt zerſtreuten Menſchen immer enger mit einander verbunden und ſich gegenſeitig unentbehrlicher. Die Fortſchritte des Gewerbfleißes und Handels verknüpf⸗ ten endlich ſogar die von einander entfernteſten Na⸗ tionen. Kein Weltmeer war zu groß, kein Gebirg zu hoch, keine Wüſte zu gefährlich, daß man nicht zu einander gereiſet wäre. Ehemals ſorgte nur jeder für ſich allein, oder höchſtens für ſeine ganze Familie; nun ſorgte man auch für ganze Gemeinden, für ganze Länder und Völker. Man lernte die Pflich⸗ ten der Gemeinnützigkeit kennen. Man faßte die geſammte Menſchheit und ihr Beſtes ins Auge. Hohe allgemeine Wahrheiten, allgemeine Rechte, allge⸗ meine Pflichten, wurden erkannt, von denen der Menſch vorher keine Ahnung haben konnte, ſo lange er ohne Eigenthum in der Einſamkeit lebt. Und in dieſem ganzen Spiel der Nothwendigkeiten und Ver⸗

beſſerungen, in dieſem großen Treiben aller Kräfte des Menſchen offenbarte ſich die Herrlichkeit und Weisheit der Abſichten des Gottes mit dem menſchlichen Geſchlechte. Hätte der Trieb nach Wohlſtand und Vermehrung des Eigenthums gefehlt, wir lebten gleich den wilden Thieren in Einöden und ihnen ähnlich.

Daß wir alſo ſuchen unſere Vermögensumſtände zu verbeſſern, iſt nicht nur kein verächtliches Bemühen, ſondern wahrhafte Pflicht. Nur müſſen wir uns hüten, daraus nicht die Hauptſache des ganzen Lebens zu machen; denn wir leben nicht blos für dieſe Welt, und für Geld und Gut, ſondern für etwas erhabeneres, als irdiſchen Staub. Der Wunſch in Wohlſtand zu leben, ein beträchtlicheres Eigenthum zu beſitzen, iſt keine Sünde: nur müſſen wir uns hüten, falſche Mittel anzuwenden, um Reichthum zu erwerben. Es iſt keineswegs unerlaubt, ernſtlich auf ein gutes Auskommen für uns und die unſerigen bedacht zu ſeyn; nur müſſen wir uns hüten, daß das Sorgen um Glücksgüter uns nicht den Genuß desjenigen Glückes raubt, welches wir wirklich ſchon beſitzen.

Ich habe ein herrliches, lehrenvolles Wort in der heiligen Schrift geleſen, das mich in dieſer Hinſicht immer erquickt, gehoben, und wenn ich irgend einmal wankte, immer wieder auf den richtigen Weg zurückgewieſen hat. Ich will es mir auch hier wiederholen, und auch heute daraus ächte Lebensweisheit lernen. Es lautet alſo: „Bleibe in Gottes

Wort und übe dich darinnen; und beharre in deinem Beruf; und laß dich nicht irren, wie die Gottloſen nach Gut trachten. — Vertraue du Gott und bleibe in deinem Beruf; denn es iſt dem Herrn gar leicht einen Armen reich zu machen. — Gott ſegnet den Frommen ihre Güter, und wenn die Zeit kömmt, gedeihen ſie bald.“ — Sirach 11, 20 — 23.

Bleibe in Gottes Wort und übe dich darinnen. Dies iſt das Hauptwerk unſers Lebens, treu den göttlichen Anweiſungen zu unſerer Glückſeligkeit zu ſein. Die Glückſeligkeit liegt aber nicht in größerm oder geringerm Gute, ſondern in unſerm Herzen. Wär ich blos ein Thier, wäre mit dieſem Leben unterm Monde alles aus: ſo mögte gut eſſen und trinken, und bequemes und behagliches Daſeyn wohl die Hauptſache in der Welt ſeyn. Aber in mir iſt etwas Unſterbliches, der helle Gottesfunke, mein ewiger Geiſt, dem nützen offenbar die Reichthümer der Erde nichts, denn ſie folgen ihm nicht in die Ewigkeit nach. Er läßt Leib und Gut zurück. Nur das Heilige und Göttliche, das er ſich erworben, behält er, je vollkommener hier, je vollkommener dort.

So bleibe denn in Gottes Wort und übe dich darinnen. Chriſtus Jeſus hat es dir gebracht. Denke weit mehr darauf, der tugendhafteſte und liebenswürdigſte unter deinen Bekannten, als der reichſte und wohlhabendſte unter ihnen zu ſeyn. Sinne weniger darauf, wie du großes Vermögen erwirbſt, als vielmehr, wie du das nützlich für dich und deine Mitmenſchen anwenden kannſt, was du ſchon beſitzeſt

Verlange und gebrauche für dich ſo wenig als möglich; andern leiſte deſto mehr. Wer für ſich wenig bedarf, hat noch Ueberfluß für andere. Der Reiche iſt arm, wenn er mehr für ſich gebraucht, als er hat. Froher Muth iſt nicht um Geld feil, du kannſt ihn nicht mit Tonnen Goldes kaufen. Aber dem Zufriedenen geht alles wohl von ſtatten; darum mehrt ſich ſein Wohlſtand ſichtbarlich. Lebe göttlich wie Jeſus der Menſchenfreund; in Gott; bete; arbeite.

Und beharre in deinem Beruf. Es iſt ein großes Uebel zu unſerer Zeit, daß ſo viele Menſchen mit ihrem Stand und Beruf unzufrieden ſind. Stolz und Eitelkeit, oder Geldſucht treibt ſie, immer höher hinaus zu wollen. Ohne ihr Vermögen, ohne ihre Kräfte zu berathen, nur gereizt von ihrem Eigendünkel, wählen ſie einen andern Stand und verderben darin. Daher kömmt es, daß in allerlei Berufsarten und Geſchäften ſo vielerlei Stümper und Pfuſcher gefunden werden.

Da ſieht man Landleute; haben ſie einiges Vermögen, ſo muß ihr Sohn zum Handelsſtand erzogen werden, oder ſtudieren. Ob der Sohn erforderliche, oder ausgezeichnete Neigung und Fähigkeit zu Geiſtesarbeiten beſitze, das wiſſen ſie nicht, können ſie nicht beurtheilen; darnach fragen ſie auch nicht; ſondern ihnen iſt ſchon genug zu glauben, der Sohn könne in anderm Beruf bequemere Tage leben. So wird manches mühſam erworbene Vermögen nachher verſplittert; oder der Jüngling ohne hinreichendes

Gut, eine Handlung zu gründen, oder ohne glänzende Anlagen und wichtige Verbindungen in höhere Stellen einzurücken, wird einer der gemeinen oder letzten in ſeiner Art, während er einer der erſten unter den Landleuten geworden ſein würde.

Da ſieht man Handwerker. Manche derſelben, welche nicht einmal Geſchicklichkeit genug haben, wahre Meiſter in ihrem Beruf zu ſein, folglich verachtet ſind, und wenig verdienen, wählen entweder ein anderes Gewerbe, welches ihnen ergiebiger ſcheint, und verderben auch endlich darin, oder ſie widmen doch ihre Kinder einem höhern Stand. Andre, denen es nicht an Verſtand fehlt, aber auch nicht an Hochmuth, ſchämen ſich ihres Berufs, in welchem ſie etwas vorzügliches leiſten könnten und werfen ſich in Fächer, worin ſie wegen mangelnden Kenntniſſen immer hintenan ſtehen; oder buhlen um allerlei Aemter und obrigkeitliche Plätze, treiben vielerlei, verſehen vielerlei, zerſplittern ihre Zeit und ihre Kräfte; leiſten daher in Keinem etwas vorzügliches und kommen in ihren Vermögensumſtänden immer weiter zurück, als vorwärts. — Woher rührt heutiges Tages an ſo vielen Orten die Verſunkenheit des vor Zeiten hochgeachteten goldenen Handwerksſtandes? Weil ihn thörichterweiſe der Handwerksmann, der gern mehr ſein möchte, zuerſt gering ſchätzt. Woher an ſo vielen Orten der Verfall des Handwerks und der Kunſt, die ſonſt blühend war? Gewiß nicht allein durch die Schlechtheit der Zeiten, oder durch das Entſtehen zahlreicher Fabriken: ſondern gewiß

auch daher, daß ſtolze Eltern ihre Söhne, wenn dieſelben gute Fähigkeiten zeigen, oder wenn ſie ihnen anſehnliches Vermögen hinterlaſſen können, dem Beruf des Handwerkers entziehen. Wenn nun den Handwerkern die beſſern Köpfe und wohlhabendern Lehrlinge entriſſen werden: wie ſoll es aufblühn? Es muß ſich nothwendig verſchlechtern und in Verfall gerathen durch die Armſeligkeit und Hülfloſigkeit derer, die es treiben, ſo wie durch die Mittelmäßigkeit oder den Mangel der erforderlichen Geiſtesanlagen.

Solche Thorheiten des Stolzes werden in allen Ständen begangen, und ziehen in allem daſſelbe nach ſich. Und ſo wie man mit den Söhnen und ihrer künftigen Beſtimmung Unfug treibt, eben ſo mit Erziehung der Töchter. Sie ſollen mehr werden, als die Mutter; in einen höhern Stand hinüberheurathen. Sind ſie nicht misgeſtaltet, haben ſie die gewöhnliche Anmuth, welche die Jugend gibt: ſo werden ſie mit unmäßigem Aufwand ausgeſchmückt, um die Augen der Höhern auf ſich zu locken. Man unterrichtet ſie in den Künſten des Gefallens und Vergnügens ſo eifrig, oft eifriger als in den Wiſſenſchaften und Tugenden einer beſcheidnen, frommen, thätigen, Ordnung liebenden Hausfrau. Wahrlich, wahrlich, eine große Zahl unſrer Jungfrauen, die den Vorwurf der Putzſucht, der Schönthuerei, Gefallſucht, Unſittſamkeit und Zeitverſchwendung mit Recht verdienen, ſind zu allen dieſen Untugenden erſt mit großer Mühe von ihren eigenen Eltern an-

geleitet worden. Weit entfernt, daß man die Tochter einem fleißigen, redlichen Jüngling zur Ehe gibt, der fähig iſt, ein Weib, zwar nicht im Aufwand, doch ehrlich und anſtändig zu ernähren, und deſſen und des Mädchens Herz vielleicht ſchon Liebe verband, wird die Unglückliche aufgeſpart, in Erwartung, daß ein Vornehmerer oder Reicherer um ſie werbe. Sie eine Stufe unter ihrem Stande hinzugeben, ſcheint dem Stolze eine Todſünde zu ſeyn, nicht aber, daß die beklagenswürdige vielleicht in ehrloſer Verlaſſenheit bleibt, oder einem Manne aufgeopfert wird, mit welchem ſie in unglücklicher Ehe untergeht, weil er zwar alles andere, nur nicht die Tugenden beſitzt, ein gutes Weib glücklich zu machen. Wie mancher Fluch ruht ſchwer auf der Aſche ſtolzer Eltern!

Beharre in deinem Beruf! Ehre ihn, und er wird dich wieder ehren. Iſt es nicht rühmlicher, Meiſter und vortrefflicher in deinem Gewerb und Stand zu ſein, als einer der letzten in jedem ſogenannten höhern? Du kennſt die Vortheile und Nachtheile des deinigen; bei weitem aber nicht das Schwierige in jedem andern. Glaubſt du, ein anderes Gewerbe oder ein anderer Stand werde dir reicheres Vermögen bringen? Nein, größerer Fleiß, größere Geſchicklichkeit, größere Sparſamkeit und größeres Glück bringen größeres Gut. Aber Bequemlichkeit, Trägheit, Ungeſchicklichkeit, Aufwand über Vermögen ſind überall vom Unſegen begleitet.

Laß dich nicht irren, wie die Gott-

loſen nach Gut trachten. Wer recht arbeitet in ſeinem Fach und geſchickt, dabei in ſeinen Bedürfniſſen und Ausgaben die gehörigen Einſchränkungen zu machen weiß: der hat zu leben, und von Menſchen Ehre, von Gott Segen zu erwarten. Aber Ungenügſamkeit mit den Früchten des Berufs führt in höhern und niedern Ständen immerdar zu Armuth und Verderben.

Derjenige iſt ſchon halb verloren, der, um ſich noch mehr Geld zu machen, auf Nebenſachen den Blick wirft, die mit ſeinem Beruf in keiner Verbindung ſtehen. Er vernachläſſigt dieſen ganz gewiß, weil er ihm einen wichtigen Theil der Aufmerkſamkeit und Zeit entzieht, die er erfordert. Sei lieber mit mäßigem Gewinn zufrieden, als ihn durch zeitverſplitternde Nebengewerbe, oder durch gefährliche Wagſtücke, oder wohl gar durch unanſtändige verbotene Hülfsmittel zu vermehren. Ein ſolcher geht früher oder ſpäter endlich doch zu Grunde.

Was dir deine redliche Hand erwirbt, iſt beſſer, als was man dir ſchenkt; und was du im Schweiß deines Angeſichts errungen haſt, dauert länger, als ein Schatz, den du von ohngefähr gefunden. Auf anderer Koſten leben und Schmarotzereien treiben, iſt ein unedles Gewerbe, iſt vornehmthuende Bettelei, und zieht Verfall des eigenen Hauſes nach ſich. Denn wer da ſchmarozt, muß andern mehr gehören, als ſich ſelber. Darum ſchalt auch der Jeſusjünger Paulus die Trägen, welche ſich gerne bei andern

wohl ſeyn ließen. Wir gebieten ihnen und ermahnen ſie, ſprach er: durch unſern Herrn Jeſum Chriſtum, daß ſie mit ſtillem Weſen arbeiten und ihr eignes Brod eſſen. 2 Theſſ. 3, 12.

Die verderbliche Sucht iſt ziemlich allgemein worden, durch Glücksſpiele und Lotterien ſeinen Wohlſtand zu vergrößen. Man mögte ohne Mühe im Schlaf reich werden, und denkt: ich kann ſo gut gewinnen, als ein andrer. Darüber wird das Erſparte und Erübrigte an fruchtloſe Hoffnungen verſchwendet; mit fruchtloſen Hoffnungen das Häusliche verſäumt, der Beruf nachläſſiger betrieben; je mehr verloren wird, je ungeſtümer und drängender wird das Bedürfniß zu gewinnen. Es iſt das durch die Lotterien erzeugte mannigfaltige Elend in zahlloſen Familien, die Ausſaugung und Verarmung von Land und Leuten, die damit zu Grunde gerichtete Sittlichkeit in vielen Haushaltungen ein gerechter und ſchwerer Vorwurf, der den Staatsverwaltungen zu machen iſt. Vielleicht mag ihnen der Druck der Zeiten zur Entſchuldigung dienen, daß man Mittel anwenden müſſe, vom Volke Geld zu ziehen. Allein unter allen Mitteln iſt doch dieſes wohl das unweiſeſte, weil es die Sitten vergiftet, den Wohlſtand untergräbt und die Menge der Verbrecher wie der Armen ſelbſt in den höhern Volksklaſſen mehrt. Lotterien ſind gefährliche Staatsauflagen auf die Thorheiten und Laſter der Landesbewohner; und man nährt Laſter und Thorheit, um deſto mehr Geld davon zu löſen.

Laß dich nicht irren, wie die Gottloſen nach Gut trachten. Sie haben immer ſchlechten Gewinn. Tauſendfältiges Zeugniß hat die Erfahrung gegeben, daß unrecht Gut nie gedeiht. Mögen es die einen mit Verfälſchung ihrer Waaren, mit Verfälſchung von Maas und Gewicht, mit Uebervortheilung und groben oder feinern Betrug erwerben; andere durch falſche Eide; andere durch verruchte Ränke und ſchändliche Prozeſſe; andere durch Kuppelei und Hurerei; andere durch Speichelleckerei bei den Großen und heimtückiſche Verdrängung der Rechtſchaffenen, andere durch ehrloſe Angebereien; andere durch Umgehung oder Uebertretung der Landesgeſetze, Einſchwärzung verbotener Waaren; andre auf andre unerlaubte Weiſe: — es iſt unrecht Gut. Und es hängt ein Fluch daran, der ſich nicht losreißt und alles wieder verdirbt. Nie bleibt dem Miſſethäter der Tag aus, da ſein Wohlſtand in Armuth, ſein Anſehen in Schmach untergeht — der Tag gefährlicher Entlarvungen und Offenbarungen.

Vertraue du Gott, und bleibe in deinem Beruf; denn es iſt dem Herrn gar leicht, einen Armen reich zu machen. Haſt du das Nothwendige, ſei zufrieden; warum begehrſt du denn das Ueberflüſſige? Du glaubſt es werde dich und die Deinigen beglücken. Nein, weißt du es beſſer, als Gott? Gibt er dir Mangel: ſo iſt dieſer gewiß der Weg zu deinem Glück. Gibt er

dir Reichthum, ſo iſt es gewiß in der Stunde, welche die allervortheilhafteſte iſt zu deinem Heil. In ſeiner Hand ruht das Weltall und jeder Faden am Gewebe des Schickſals. O glaub es doch, ihm iſt es leicht, dich arm oder reich zu machen; welches zu unſerm Segen ſei, weiß er am beſten. So viel aber weiß ich, daß denen, die ihn lieben, alle Dinge nothwendig zum Beſten dienen müſſen.

Gott ſegnet den Frommen ihre Güter, und wenn die Zeit kommt, gedeihen ſie bald. Wer iſt denn ſo fremd in der Welt, daß ihm unbekannt geblieben wäre, wie viele ehrliche, arbeitſame, gottesfürchtige Familien zu großem Wohlſtand kamen, und wie dieſer wieder verſchwand, ſobald die übermüthigen Beſitzer oder Erben dadurch zu Thorheiten verleitet wurden? Wem wären ſo viele Beiſpiele unbekannt geblieben, wie das Gut ehrlicher Familien unvermuthet herrlich gedieh? Immer iſt einmal die Zeit gekommen, und was den frommen Eltern nicht ward, gereichte noch ihren Kindern zur großen Segensfülle.

Ach, mein Gott, in ſtummer Ehrfurcht bet' ich dich an, und vertrauensvoll wendet ſich mein Auge zu dir empor. Ich bitte ja nicht um Reichthum, nur um Weisheit bitte ich, daß ich nie vergeſſe, wie Genügſamkeit, Berufstreue, ehrlicher Sinn, und unverdroſſene Arbeitſamkeit, verbunden mit heiliger Liebe zu Dir, die Quellen alles Glückes und alles dauerhaften, wahren Reichthums ſind,

der noch den Kindern zum Segen wird. Thu mit mir, wie dir gefällt; mache mich arm oder reich. Ich werde zufrieden ſeyn. Du biſt ja mein Gott, du kannſt mich nicht unglücklich machen. Sollte ich unglücklich werden, ſo bin ichs nicht durch dich, ſondern durch meine Fehler, und daß ich das Irdiſche jemals lieber hatte, als das Göttliche und Ewige. Ach, mein lieber Gott, ſtärke mich in dieſer Geſinnung. Amen.

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Siebenundvierzigſter Sonntag, den 19. Nov. 1815.

Hier in dieſe Wüſteneien
Sind wir ewig nicht gebannt.
Keine Zähre mag uns reuen,
Denn ſie fiel in Gottes Hand.
Was auf dieſe dürre Auen
Von der Unſchuld Thränen fällt,
Wird geſammelt, zu bethauen
Die Gefilde jener Welt.

Werth ſchwerer Schickſale.

Röm. 5, 3.

„Widerwärtigkeiten beugen meine Seele nieder, wie der Sturmwind das einſamſtehende Rohr. Es richtet ſich nie wieder auf.“

„Ich habe den Glauben an das Glück des Lebens verloren, und daß jemals nach dieſer Nacht wieder eine heitere Sonne ſcheine, und mich erquicken werde.“

„Schwer getroffen von der Hand des Schickſals, ſehe ich noch trübern Zeiten entgegen. Ich habe viel Schreckliches erfahren; ich fürchte noch ſchwerere Leiden erwarten mich!“ — —

O du, der ſo für ſich klagt und zagt, in der That biſt du beklagenswürdig; nicht deßwegen, weil dich groſſes Unglück betroffen, ſondern weil du gröſſeres fürchteſt. Denn Furcht vor den Uebeln iſt das gröſte aller Uebel, die dem Menſchen begegnen können.

Du ſprichſt, es gebe für dich keinen Troſt. — Hat ihn auch deine Religion nicht? O deine Religion muß eine arme, elende Religion ſeyn, wenn ſie nicht einmal fähig iſt, dir in der Tiefe des Jammers die vollſte Beruhigung zu bringen. Nein, den Chriſtusglauben haſt du nicht. Nein, die Liebe Gottes iſt nicht ausgegoſſen in deinem Herzen durch den heiligen Geiſt, welcher uns gegeben iſt. Ich rede eine Sprache, die dir fremd iſt. Wir, die wir Chriſtum haben, wir haben einen Troſt, den uns die Macht aller Verhängniſſe nicht entreiſſen kann. Wir haben eine Zuflucht, wohin uns die Pfeile des Schickſals nicht nachdringen können. Nicht allein aber das, ſondern gleich wie Paulus ſagen wir mit heiliger Freudigkeit: Wir rühmen uns auch der Trübſale! Röm. 5, 3. Unglücklicher, verſtehſt du die Rede?

Wie die Nacht mit dem Tage, der Schatten mit dem Lichte, wechſeln im Lebenslauf die böſen mit den guten Stunden, die Freudengeſänge mit den Thränen der Schmerzen. Weißt du aber, was dem Menſchen das Gefährlichſte ſei, und was er am ſchwerſten ertragen kann? O wahrlich, es iſt nicht das Unglück, ſondern das Glück!

Unter tauſend Sterblichen iſt oft kaum einer, der vermögend wäre in guten und glücklichen Zeiten aufrecht und ſeiner würdig zu bleiben. Aber wenn das Schickſal gegen ſie wüthet, ermannt ſich ihr Trotz und alle ſtehn muthig, groß und zuweilen wahrhaft bewundernswürdig da. Daher heißt es auch, die Noth iſt immer die Mutter der Helden, die Erzieherin der Weiſen. — Lehre mich hingegen den Helden kennen, der aus Wohlleben und Herrlichkeit hervorgieng? oder die Weiſen, welche in den Armen ſchwelgeriſchen Glücks der Bewunderung aller Welt würdig blieben? — Wahrlich, ich habe viele geſehen, die erſt im Leiden groß und achtbar daſtanden, und mit Rieſenmuth den härteſten Kampf beſtanden; aber weit mehrere, denen es zu ſchwer, oft unmöglich war, ihr Glück zu ertragen.

Es iſt gar nichts ſeltenes, arme und tugendhafte Familien zu ſehn, welche kaum von einem Tage zum andern ſich zu erhalten wiſſen. Mit frommer Ergebung in Gottes Willen tragen ſie ihr trauriges Loos. Und gebricht es oft an der nöthigen Bequemlichkeit, oft an Kleidern und Nahrung; ſie bleiben ſtandhaft und muthig. Ihre gegenſeitige Liebe tröſtet ſie über die Verachtung, welcher ſie preisgegeben ſind; Arbeit und Hunger würzet ihre dürftige und wohlfeile Mahlzeit; Kleinigkeiten können ihnen die größte Freude verſchaffen. Zärtliches Mitleid gegen andre Leidende erfüllt ihre Bruſt. Sie ſind in der größten Noth durch Tugend und Liebe glückliche

Menſchen. — Doch plötzlich verändert ſich das widrige Geſchick einer ſolchen Familie. Ein großer, unerwarteter Reichthum, vielleicht durch entfernte Erbſchaft, fällt ihr zu. Die elende Hütte wird mit dem ſchönen, gemächlichen Hauſe, die zerriſſene, abgetragene Kleidung mit beſſerm Gewand vertauſcht. Nun drängen ſich Freunde von allen Seiten herbei und Glückwünſche und Schmeicheleien. Die Familie, vormals mit dem Wenigſten vergnügt, macht jetzt größere Anſprüche. Man ſpricht von ſtandesmäßigen Verbindungen. Man ſpricht mit Verachtung von denen, deren Verachtung man ſonſt empfand. Man glaubt nicht wohl ſchicklich, die alte Vertraulichkeit mit den ehmaligen Freunden aus den Tagen der Dürftigkeit fortſetzen zu können. Der Stolz wird allmählig Herr; mit dem Stolz der Eigenſinn, die Laune, die Undankbarkeit. Die Familie, ſonſt durch Eintracht glücklich, ſcheidet ſich entzweit; einer iſt mit dem andern unzufrieden; jedes geht ſeinen eignen Weg. Ueppigkeit zerſtört die Geſundheit, welche ſonſt bei ſtrenger Arbeit und Mäßigkeit blühend war. Vormals unbekannte Sorgen verbittern den Genuß des Wohlſtandes. Jeder fühlt es tief: ich war einſt froher, da ich weit weniger hatte. Das Glück war unſer Unglück! — Die Bedauernswürdigen, ſie haben recht. Sie konnten das Unglück leichter, als das Glück ertragen.

Es ſchluchzet eine verwaiſete Tochter am Sarge der Mutter. Auf ihren Knieen hingeſunken, ſchwört

ſie dem verklärten Geiſte der Verſtorbenen die Gelübde der Tugend; und treu zu bleiben den heiligen Lehren, welche ſie einſt von jenen erblaßten Lippen vernahm. Und ſie hält die Gelübde. Verwaiſt und hülflos tritt die Unglückliche in den Dienſt fremder Leute, und lernt mit rührender Sanftmuth die Härte und Launen ihrer Herrſchaft tragen. Mit Thränen verdient ſie ihr Brod. Aber Gewohnheit macht ihr Loos erträglicher. Ihre Beſcheidenheit rührt, ihre Redlichkeit gefällt und erwirbt Vertrauen. Ihre Sittſamkeit erregt der Wüſtlinge Ehrfurcht. Sie iſt arm, aber tugendhaft, und dieſe Tugend ſtreut manche Freudenblume auf ihren einſamen und oft rauhen Weg. Sie iſt glücklich auch in der Verlaſſenheit. Sie iſt nicht verlaſſen, denn ſie hat Gott im Herzen, und der Geiſt der Mutter ſcheint ſie ſegnend zu umſchweben. — Plötzlich verwandelt ſich ihr widriges Geſchick. Die Unſchuld und Schönheit der Jungfrau gewinnen ihr das Herz eines Reichbegüterten. Als ſeine Gemahlin wird ſie nun die ehemalige Dienerin fremder Leute, Gebieterin über andere. Schmuck und Glanz regen ihre Eitelkeit auf. Im Strom glänzender Zerſtreuungen verſchwindet die ehemalige Einfalt und Demuth. Angebetet, vergöttert von Lüſtlingen, findet ſie die nüchternen Liebkoſungen ihres Gemahls keineswegs der Fülle ihrer Schönheit angemeſſen. Sie findet die verdorbenen Sitten der großen Welt bald minder anſtößig, bald ganz natürlich. Die Schamhaftigkeit erſtirbt

unter verführeriſchen Beiſpielen. Ihre Tugend entflieht. Zwietracht, Eiferſucht und Zank begleiten die gebrochene Ehe. Das Haus der Freude wird zur Hölle. Verſchwendung bringt Sorge; Unwahrheit bringt Verlegenheit; Betrug bringt Reue. Der Geiſt der Mutter lächelt nicht mehr ſegnend, er iſt ein ſchreckhaftes Geſpenſt. — Die Beklagenswürdige! ſie wußte ihr Unglück zu ertragen, aber nicht ihr Glück.

Ein rechtſchaffener Mann hatte Begier nach Ruhm und Ehre. Sie zu erlangen, ſtrengte er alle Kraft an, die Hinderniſſe zu bekämpfen. Durch dieſe Kraft, durch ſeine Redlichkeit war er der beſten Ehren werth, doch wurden ſie ihm nicht zu Theil. Das Unglück verfolgte ihn. Seine Vermögensumſtände wurden wankend. Mehr noch, es ſtarb ihm ſeine heißgeliebte Gattin, oder ein theures Kind; mit der geliebten Leiche wurden alle ſeine Anſprüche auf Lebensfreuden begraben. Der Gedanke des Todes, der ſchreckende Anblick von der Nichtigkeit alles Irdiſchen brachte ihn von allen ehrſüchtigen Wünſchen zurück. Er wollte nur gut ſein, nicht groß und angeſehen. Kalt gegen das, was ihn ſonſt entzückte, ſuchte er keinen äußern Werth, nur innern. Eben dieſer, und die damit verknüpfte Beſcheidenheit, Güte und Dienſtfertigkeit, machten ihn zur Liebe aller. Darum ſprachen alle Stimmen laut für ihn. Er wird aus der Dunkelheit emporgehoben, von Ehre zu Ehre geführt. Er ſieht plötzlich alle ſeine Verhältniſſe glänzend verwandelt. Er

ſteht unter den Großen, ſelber ein Großer ſeines Landes. Ihm ſchmeichelt ſein Glück. Der ehmalige Hang zu Ehrbegier findet ſich übermäßig genährt. Mit Stolz blickt er auf die Tiefe nieder, aus der er emporſtieg. Man ſchmeichelt ſeinen Verdienſten; er findet in den Stimmen der Schmeichler nur Wahrheit, und wer nicht zu ihnen gehören will, erſcheint ihm als Neider und Gegner, der ſeinem Werth keine Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Er wird herriſcher, gebieteriſcher, übermüthiger, gewaltthätiger. Es drückt ihn, ſeines Gleichen haben zu müſſen. Sein Hochmuth ſtößt zurück; ſeine Aufgeblaſenheit macht ihn zum Gegenſtand heimlichen Spottes und Gelächters. Seine Freunde erkalten. Er wird von verſtellten Feinden umringt. Unruhe iſt ſein Loos. Seine Fehlſchritte werden gezählt. Leidenſchaftlichkeit, die ihn quält, mehrt die Zahl derſelben. Das Maaß wird voll. Verachtet und gehaßt ſtürzt er von der Höhe in wohlverdiente Schmach. Er war nicht mehr ſtark genug, ſein Glück zu tragen. Im Unglück hatte er ſein rechtes Glück gefunden.

Wie viel Helden, wie viel Könige waren preiswürdig, ſo lange ſie im Kampf mit dem widrigen Geſchick ſtanden! Wie war ihre Seelengröße, ihre Todesverachtung rührend in der Gefahr, ihre Freudigkeit bewundernswürdig im Augenblick größter Noth, der das Schickſal ſelbſt zu beſiegen und das Glück zu zwingen ſchien, ihnen zu gehorchen. Ihre Großmuth gegen den Feind, ihre Menſchlichkeit gegen

den Ueberwundenen gewann ihnen das Herz ganzer Nationen. Und das Glück krönte ihre Anſtrengungen, und führte ſie von Sieg zu Sieg, von Triumph zu Triumph. Da verſchwand die alte Mäßigung. Das gewaltige Schwerdt ward ihr eiſerner Zepter, die beſcheidene Selbſtvertheidigung ward Eroberungsſucht, die Standhaftigkeit gegen Feinde ward Rache. Sie, die ſo vieles bezwungen, glaubten ſich unüberwindlich; die Welt preisgegeben. Sie wurden Weltverheerer, und wollten Göttern gleich ſtehen, da ſie, ſpielend mit Glück und Leben von Millionen Menſchen, ſich ſchämten Menſchen zu ſeyn. Aber der Fluch der Welt ſtieg zürnend gegen ſie auf, und vernichtete ſie. Der ewige Ruhm, nach dem ſie geizten, verkehrte ſich in ihre ewige Schmach. Im Unglück waren ſie groß geweſen, Helden und Weiſe; das Unglück war ihr Glück. Aber ihrem Glück waren dieſe Elenden und Schwächlinge nicht gewachſen; da wurden ſie zu Verbrechern und Thoren, da Unglückliche!

Mit Unrecht wird geſagt, daß Leiden und Widerwärtigkeiten den Werth des Menſchen am beſten bewähren. Nein, das Glück iſt der ächte Prüfſtein des Werthes oder Unwerthes der Menſchen. Darum ſollen wir die Tage der Noth und Trauer als wahrhafte Wohlthaten aus Gottes Hand empfangen. Wer in ihnen verzweifelt, iſt wahrlich beſſerer Zeiten nicht würdig. Wer nicht ſtark genug iſt, ein großes Uebel zu tragen, wie will er ſtark genug ſeyn zu großem Glück? —

So wollen wir in unſern Widerwärtigkeiten und bei den ſchmerzlichſten Verluſten dankbar die Liebe Gottes ehren, und mit Paulus ſagen: Wir rühmen uns auch der Trübſale!

Schwere Schickſale, die uns betreffen, ſetzen uns eigentlich erſt in das wahre Verhältniß, welches wir zu dieſer Welt haben ſollen; lehren uns eigentlich erſt die Dinge richtig ſchätzen, an denen wir das innigſte Wohlgefallen haben. — So lange wir in ungeſtörter Ruhe harmlos dahin lebten, war unſere Vorſtellung von dem Leben ein ſinnlich angenehmer, aber falſcher, betrügeriſcher Traum. Dieſer Traum mußte uns entriſſen werden. Denn wir ſind nicht blos ſinnliche thieriſche Geſchöpfe; wir haben eine höhere Beſtimmung. Das Thier weiß nichts vom Tode, aber wir ſehen den unſrigen voraus und wiſſen, daß wir für das Ewige erkoren ſind. Wir ſind nicht Leiber, ſondern haben Leiber. Wir ſollen daher, als Geiſter, uns ſelber leben, und nicht dem ſinnlichen Leibe, nicht dem Irdiſchen allein, das ihm wohlthut.

Das herbe Schickſal gab unſerm Geiſte große Lehren. Wehe uns, wenn wir ſie vergeſſen könnten! Wir bereiten uns in dieſem Leichtſinn noch herbere Schickſale vor. Wir ſollen endlich einmal vom tiefen Irrthum geneſen, von jener Seelenkrankheit, in welcher wir den bloßen Schein für das Weſentliche, das Vergängliche für das Bleibende,

ein bloſses Mittel für den Zweck, und behagliches irdiſches Seyn für die letzte Beſtimmung halten, derentwillen wir erſchaffen worden ſind.

Der du mit weinenden Augen ſprichſt: „Ach, wäre mir jener Traum geblieben, ich war ja ſelig in ihm. Hätte ich den ſchönen Irrthum immerdar behalten, er war mein Himmel, und mir erquik-kender, als der ſchreckliche Anblick der Wahrheit!“ Der du ſo ſprichſt, du warſt unter deiner Würde im Schlamme der Thierheit verſunken. Du kannteſt dich ſelber nicht mehr. Gott liebte dich. Es giebt weit höhere Genüſſe, als die du kannteſt; aber du biſt ohne Gefühl und Sinn für ſie geworden. Gott ruft dich zu beſſern Seligkeiten, du zur Unſterblich-keit auserwählter Geiſt! aber deine Sinnlichkeit blutet. Möge ſie bluten und verbluten. Du wirſt einſt dieſen Schmerz belächeln, wie der reifere Jüng-ling und Mann die ehmaligen Urſachen ſeiner kindi-ſchen Thränen belächelt. Du wirſt einſt, durch-drungen von der Gewalt der Wahrheit, ſie mit Paulus ausſprechen: Wir rühmen uns auch der Trübſale!

Das Unglück erſt ſtellt uns gegen die Welt in das rechte Verhältniſs und lehrt uns, was ſie werth iſt. Erſt wer den gröſsten Theil ſeines Vermögens durch Feuersbrunſt, Waſſersnoth oder Kriegsgefahr verlor, oder durch Fahrläſſigkeit und Betrug um das Seinige kam, weiſs es, wie wenig auf Reich-thum und Wohlſtand zu bauen iſt; weiſs es, wie

unrecht man thut, ſein Herz an den Beſitz irdiſcher Güter zu hängen, und von ihnen ſein ganzes Glück zu erwarten. Der Menſchengeiſt iſt Geiſt, er ſoll unabhängig ſeyn vom Irdiſchen, und ſein Glück unabhängig von allem machen, was ſo hinfällig und veränderlich iſt. Wer nicht, auch wenn ihm alles geraubt wird, was er mühſam und rechtſchaffen erworben, bei dieſen Verluſten frohen Muthes ſeyn kann; wer nicht, nachdem er Seidengewänder getragen, auch den groben Linnenkittel lächelnd anziehn kann; wer nicht mit Demuth in hohen Würden, mit edelm Stolz in der tiefſten Niedrigkeit leben kann; wer nicht mit Gelaſſenheit den Bettelſtab ergreifen, die höhnenden Urtheile des großen Haufens gleichgültig über ſich hingehen laſſen kann: in deſſen Herzen iſt nicht alles gut und rein. Er hat die Größe des wahren Chriſten nicht. Großes Unglück muß ihn läutern und groß machen. Er gehört noch zu den Verſunkenen. Chriſt möchte er wohl ſeyn, aber dabei in ſchlaffer Trägheit und Weichlichkeit hin leben. Ein Geiſt, der Ewigkeit gewidmet, möchte er wohl ſeyn, aber dabei auch Thier mit aller irdiſchen Behaglichkeit. Darum reißt ihn die eiſerne Hand des Schickſals vom Vergänglichen ab, hindeutend auf das Unvergängliche. Mag die Sinnlichkeit bluten; ſie muß verbluten, wenn der Geiſt triumphiren ſoll.

Erſt wer von Menſchen betrogen, von Verwandten verſtoßen, von Freunden hintergangen ward;

erſt der, dem Eide und Schwüre gebrochen, Verſprechungen geläugnet wurden, weiß es, was auf Menſchenwort zu bauen iſt, und wie man ſich auf Freundſchaften verlaſſen kann. Sein Schickſal warnte ihn. Selbſt Liebe und Freundſchaft beglücken auf Erden nicht dauerhaft. Ein tugendvolles, göttlichgeſinntes Gemüth allein gewährt, unabhängig von äuſſern Umſtänden, dauerhafte Ruhe und Seligkeit. Man ſoll nicht tugendhaft ſeyn, um Menſchengunſt zu gewinnen; man ſoll redlich, großmüthig, uneigennützig, wahrhaft, treu, dienſtfertig und gemeinnützig ſeyn, weil man reiner Geiſt ſeyn ſoll, würdig ſeines Daſeyns und der göttlichen Liebe.

Wenn du dich für deinen Fürſten, für dein Volk, für deine Gemeinde, für deine Familie, für deinen Freund aufgeopfert haſt, und ſie deine Verdienſte vergeſſen, und ſie dir mit ſchändlichem Undank vergelten: warum kränkt es dich und raubt es dir die Ruhe und allen Glauben an Tugend? — Freund, du ſelbſt warſt nicht tugendhaft, deine Aufopferung war nicht edelmüthig. Du hoffteſt auf Dank dafür, und daß man dir mehr leiſten könnte, als du vielleicht ſelbſt geleiſtet haſt. Du handelteſt aus Ehrgeiz. Du hatteſt den Gott nicht in deiner Bruſt; er lag für dich in eiteln Dingen. Das Schickſal lehrte dich weiſer ſeyn, und das Gute thun, ohne Rückſicht auf menſchliche Anerkennung deſſelben. Dein Selbſtbewußtſeyn und die Liebe deines Vaters im Himmel müſſen dir genügen; — nichts anders kann es.

Wehe dir, wenn dein Leichtſinn die Warnung vergißt: du wirſt noch ſchwerer geprüft werden.

Erſt wer über den Leichnam eines geliebten Vaters, einer zärtlichen Mutter geweint hat, erſt wer jammernd über dem Sarge eines Gatten, einer Gattin, eines treuen Freundes, einer treuen Freundin lag; erſt wer am Sterbebette eines Bruders, einer Schweſter jammerte; erſt wer ein heißgeliebtes Kind zu Grabe tragen ſah: — der weiß es, und mit blutendem Herzen hat er gelernt: auch die heiligſten der Freuden gehen unter. Hänge dein Herz an nichts zu feſt, was unterm Monde lebt! Es bleibt dir nicht. Dieſe Wange, die jetzt noch blüht, dies Auge, das dir noch lächelt, ſind erkoren, Staub zu ſeyn. Die theuern Lippen, die du heut noch küſſen darfſt, werden einſt erblaſſen und verſtummen. Aber dahinter das Geiſtige iſt dein, iſt dir ewiglich vermält und verwandt. Von ihm wirſt du nicht getrennt, auch in der Todesſtunde nicht.

Warum weineſt du über den Hügeln der Todten? Haſt du den Staub geliebt, den ſie mit Erde bedeckten? Schmerzlich weckte dich das Schickſal von dem Traume auf, der dich nur allzuſüß getäuſcht hat. Blicke empor in die Himmel, dein Geliebtes lebt noch, liebt dich noch, kann nicht ſterben, kann nicht aufhören, die erſte ſeiner Tugenden, die Liebe zu verlieren. Göttlichen Urſprungs kehrte es zurück zu Gott, und lebt und liebt unveränderlich wie Gott.

O beruhigender, ſeelentröſtlicher Gedanke; in ihm verklärt ſich das ganze Weltall! Schmerzlich mag die Lehre des Schickſals ſeyn, an nichts in dieſer Welt ſein ganzes Herz zu hängen — immer Gott, Ewigkeit und Tugend vor Augen zu haben. Aber doch erhebt dieſe Lehre den Geiſt. Wir ſtehen in ihr gleichſam der Gottheit näher. Auch wenn wir in der Fülle des Schmerzes Blut weinen mögten, empfinden wir Gottes Liebe zu uns, wie er uns Irdiſchverſunkene an ſich emporzieht, und — Wir rühmen uns auch der Trübſale!

Denn die ſchweren Schickſale, welche uns betreffen, geben uns erſt die rechte Spannkraft und Stärke, und das Gefühl unſrer urſprünglichen Hoheit. Im weichen Arm der Sinnlichkeit verliert ſich das. Wir kennen die Tugend wohl, aber ſind zu bequem, ſie zu üben. Was wir thun, geſchieht mehr oder minder mit kleinlichen Nebenabſichten auf allerlei Vortheil. Aber das Schickſal kömmt dann, und bricht die Sklavenkette, mit der wir an das Irdiſche gefeſſelt ſind, daß wir nur demſelben allein anhiengen und dienten. Das Schickſal macht uns frei, und führt uns in den rechten großen Gottesdienſt zurück. Wohl büßt der Leib ein, aber der Geiſt in uns wird trotzig und gewaltig gegen den Sturm des Lebens, und ſtolz gegen die ſchnöden, trüglichen Anmuthigkeiten der Welt und ihres Spieles. Er ſucht ſeinen Himmel nicht mehr im Staube, ſondern über den

Sternen; und findet ſeinen Werth nicht mehr in der Menge des Vergänglichen, das er hat, ſondern in dem Kräftigen, Unabhängigen, Gottähnlichen, was er iſt.

Das aber will Gott, auf daß wir, geſchreckt durch die Unzuverläßigkeit deſſen, was wir auf Erden Glück und Luſt nennen; uns ſtolz davon hinweg wenden, und zu ihm Zuflucht nehmen. Darum hat auch jeder Menſch ohne Ausnahme ſeine Leiden; und er muß ſolche haben, weil ihn ſein Gott lieb hat. Es kann nicht anders ſeyn. Darum weinen die Königinnen Thränen, wie die Bettlerinnen, und oft mehr als dieſe; und die Könige erſeufzen unter Widerwärtigkeiten und Aengſten, oft mehr, denn ihre geringſten Knechte. Denn Fürſt ſeyn, und Befehlshaber ſeyn, reich ſeyn, berühmt ſeyn, Schönheit oder Freunde haben — das alles iſt wenig. Es iſt ein Traum, ein Augenblick, ein Nichts. Aber ſich ſelber haben, und Frieden in Gott, das iſt Alles; das iſt Geiſteserwachen, das iſt Ewigkeit.

Wer trauert? Wer zagt? Weſſen Herz iſt um Troſt noch bange?

Nein, auch ich rühme mich meiner Trübſale! — Sie ſind die heiligen, warnenden Engel, die du, mein Gott, ausſendeſt, die Irrenden und Verlorenen zu dir zurück zu rufen. Sie kommen, mich vom Irdiſchen zu entſtricken, und worin mein Geiſt

verwickelt und gefangen liegt. — Und ich will das Wort dieſer deiner Boten, die du mir ſendeſt, verſtehen lernen. An der Größe meiner Schmerzen über irdiſchem Verluſte werde ich erkennen, wie tief ich in Sinnlichkeit hinabgeſunken, von meiner urſprünglichen Hoheit abgewichen, von dir, mein Gott entfernt bin. Und mögen doch meine Wunden brennen und bluten, und meine Augen in Thränen zerfließen, dennoch, dennoch, Herr, mein Gott, Erbarmer, ewiger Freund meiner Seele, dennoch will ich dich und deine Liebe preiſen und mich auch der Trübſale rühmen. Amen.

Stunden der Andacht
zur Beförderung wahren Chriſtenthums und häuslicher Gottesverehrung.

Achtundvierzigſter Sonntag, den 26. Nov. 1815.

Dein iſt der Tag, dein iſt die Nacht,
Dein ſind des Jahres Zeiten;
Du rufſt der Felder goldnen Pracht
Und den Unfruchtbarkeiten.

Du ſendeſt aus des Himmels Höh
Uns Sonnenſchein und Regen;
Und Thau und Nebel, Reif und Schnee
Wird uns durch dich zum Segen.

Du wandelſt groß und unſichtbar,
In Nähen und in Fernen;
Und wirkeſt ſtill und wunderbar,
Mit Stäubchen wie mit Sternen.

Dir, deſſen weiſe Vaterhand,
Des Wetters Wandel führet,
Dir bringe jedes Volk und Land
Den Preis, der dir gebühret.

Betrachtung der Witterungswechſel.
(Erſter Theil.)
Pſalm 111, 2.

Groß ſind die Werke des Herrn! Wer ihrer achtet, hat eitel Luſt daran. So

ſang vor Jahrtauſenden der fromme Dichter, begeiſtert von der Majeſtät ſeines Gottes, die ſich in den Schöpfungen offenbaret.

Auch ich werde nicht ſatt, die Herrlichkeit des Allerhöchſten in ſeinem Wunderreiche zu betrachten. Ach, warum geht doch der große Haufe der Menſchen ſo kalt und unempfindlich durch dies ewige Reich der Wunder umher, und bleibt lieber mit Entzücken vor dem elenden Machwerk menſchlicher Hand ſtehen? Warum ermahnen die Lehrer des Volks, die Prieſter des Herrn zur Anbetung des Allmächtigen, ohne nur einmal den Blick auf die erſtaunlichen Thaten Gottes zu richten?

Sie ſehen umher und ſuchen die Thaten Gottes und finden ſie nicht. Gewohnheit blendet ſie. Augen haben ſie, und ſehen nicht mehr; ſie haben Ohren und hören nicht.

Das Alltäglichſte iſt das Wunderbarſte, und was jede Stunde bringt iſt das Unbegreiflichſte.

Ihr tretet hinaus und betrachtet den Himmel, den Zug der Wolken, und forſchet, ob das Wetter ſchön oder ſchlimm werde? Noch einen Schritt weiter, und der Zauber der göttlichen Macht würde euch mit Schaudern der Ehrfurcht erfüllen.

Unſere Wälder und Felder wollen öde werden. Die Lüfte werden rauher. Der Thau des Morgens hört auf, und bald will ſich an Halmen und Zweigen ſtatt ſeiner der Silberreif hängen; bald der Schnee die erſtorbenen Fluren und die Straßen der

Städte bedecken. Schon jetzt iſt in Ländern, die weiter gegen Mitternacht liegen, furchtbare Winterkälte. Die Gewäſſer ſind dort ſchon feſt geworden, brauſende Waſſerfälle ſind in ihrem Sturz erſtarrt; Eisbrücken gehen über die Ströme; tiefer Schnee bedeckt Berge und Thäler, und der Speichel, welchen der Menſch aus dem Munde wirft, gefriert und fällt wie ein Hagelſtück auf den Erdboden. So im Norden. Aber in den Ländern, welche auf der andern Seite des Erdballs liegen, unter unſern Ferſen, blüht der Frühling in Millionen Blumen und glüht der Sommer mit verzehrender Hitze.

Wir wiſſen, dies iſt die Wirkung der Jahreszeit, oder der Stellung und Richtung des von uns bewohnten Weltkörpers gegen die Sonne, in ſeinem Lauf um dieſelbe. Aber wiſſen wir auch, warum eine ganze Reihe von Jahren feucht und regneriſch bei uns wird, oder auch trocken? Wiſſen wir auch, warum die Kälte des Winters früher eintritt oder ſpäter? Wiſſen wir auch, woher es kam, daß geſtern ein lieblicher Tag über uns leuchtete, und heut ſchon wieder Sturmwinde froſtig und regenſchwer daher brauſen? Oder warum noch vor wenigen Stunden die Luft rauh gieng, und nun plötzlich lau geworden?

Nur dieſe Frage zu beantworten, müſſen wir in das ganze Labyrinth der Schöpfung eindringen. Denn alles hängt in ihr innig mit dem andern zuſammen. Das Höchſte wirkt auf das Niedrigſte

herunter, und das Kleinſte beſtimmt den Gang des Größten. Daß wir heut Regen, morgen Sonnenſchein, heut milde Witterung, morgen durchdringenden Froſt erfahren, kann die Wirkung von Ereigniſſen ſeyn, die in Weltkörpern vorgegangen ſind, welche viele Millionen Meilen von uns entfernt in den himmliſchen Räumen ſchweben.

Daß z. B. der Mond aus ſeiner funfzigtauſend Meilen weiten Entfernung von uns großen Einfluß auf die Witterungsveränderungen habe, wer könnte wohl daran zweifeln? Obgleich am körperlichen Inhalt wohl fünfzig mal kleiner, als unſere Erde, zieht er doch, wo er ſenkrecht über den Weltmeeren ſteht, dieſelbe empor, ungeachtet ihrer Schwere; alſo, daß ſie, regelmäßig wie er wandelt, zur Flut anſchwellen, und hingegen nothwendig andrer Orten abnehmen an Waſſermenge. Kann nun der Mond vermöge ſeiner anziehenden Kraft die ungeheueren Laſten des Weltmeers heben, daß ſie wie angeſchwollene Waſſerberge werden, die mit ihm fortwandeln, um wie mehr muß er den leichten Dunſtkreis bewegen der die Erde umhüllt?

Wer zweifelt, daß die Sonne, welche beinahe anderthalb Millionen mal größer iſt, als die Erde, auf der wir leben, durch Wärme und Licht den wichtigſten Einfluß auf Luftveränderungen habe? Aber wer ergründet die Urſachen ihres mannigfaltigen Wechſels in Kraft. Die Sonne iſt ein dunkler Weltkörper, wie unſere Erde, aber von einer hoch

über ihr ſchwebenden blendenden Lichthülle umgeben. Dem Einfluß dieſer Lichthülle und ihrer Strahlen danken wir unſere Tage, die Beleuchtungen des Mondes, und die Fruchtentwickelungen des Erdbodens. Oft aber zerreiſſen die Glanzwolken der Sonne, und ihr dunkler Körper wird dazwiſchen ſichtbar. Man nennt ſolche dunkle Stellen in der Lichthülle gewöhnlich ſchwarze Sonnenflecken. So unbedeutend dieſelben unſern Augen oft zu ſeyn ſcheinen, ſind ſie doch zuweilen größer, als die geſammte Oberfläche des von uns bewohnten Erdballs. Solche lichtarme Stellen, ſie nehmen manchmal wohl den dritten Theil der Sonne ein, bleiben gewiß nicht ohne Wirkung auf uns, und die Veränderungen in der Luft. Sie dauern zwar nie lange, ſelten über einige Monate, aber mehr oder weniger Licht wirkt allemal mehr oder weniger herab. Woher nun jene veränderlichen Zuſtände der Lichtwolken der Sonne. Sind auch ſie nicht vielleicht wieder Einwirkungen noch entfernterer Sonnen im Weltgebäude? Einwirkungen von Sonnen, die in den endloſen Räumen des Himmels unſerm Auge gar nicht mehr erkennbar ſind, wegen ihres allzuentlegenen Standes? — Daß alſo, o Landmann, deine Felder und Aecker im Sommer oder Frühling zu wenigen Regen oder zu viel haben ſollen, daß deine Weinberge Ueberfluß oder Mangel an Wärme erhalten, wird in den Entfernungen des Weltgebäudes bereitet, deren Größe auszuſprechen der Menſch keine Zahlen mehr hat. So waltet der allmächtige

Gott in den Himmeln, und in den Halmen der Flur einer ländlichen Familie.

So gewiß das Licht den größten Einfluß auf den die Erde umhüllenden Luftkreis, und auf das Leben und Gedeihn von Pflanzen und Thieren hat; ſo gewiß ein Stern dem andern Licht zuſendet und ſchon dadurch mit ihm in Verbindung tritt; ſo gewiß nicht nur auf Erden, ſondern hoch über derſelben, ſo weit hinauf keine Wolke mehr ſteigt, jenes wunderbare Feuer waltet, was bald ſichtbar, bald unſichtbar wirkt, im Blitz und Nordlicht wie im Funken des mit Stahl geſchlagnen Steins und im Leuchten geriebener Thierfelle, und im erſchütternden Schlage mancher Fiſche erſcheint; ſo gewiß dieſe wunderbare Naturkraft, durch die Einwirkungen der Sonne gemehrt und geſchwächt wird: eben ſo gewiß ſtehen alle Sternenwelten durch dieſe geheimnißvolle Kraft, welche ſie gegenſeitig in ſich erregen oder mindern, in wunderbarer Verknüpfung. Und es iſt nicht ganz zu verwerfen, daß die ſich täglich ändernde Stellung und Verhältniß unſers Erdkörpers zu der Sonne, dem Monde und den übrigen Wandelſternen oder Planeten, eine der Haupturſachen von den Luftveränderungen bei uns, von der Wärme und Kälte des Tages, von der abwechſelnden Feuchtigkeit und Trockne der Luft und dem Unbeſtand der Witterung iſt. Das Weltall iſt eine grenzenloſe Wunderuhr, worin ein millionenfältiges Räderwerk ſpielt, alles vom Größten zum Geringſten ineinander greift,

und dennoch alles zu ſeiner Zeit und Stunde ſeinen vorher beſtimmten Ort einnehmen muß.

So wie Gott weit entfernte Sonnen und Monde nimmt, um Wohlſtand oder Verarmung, Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit in einzelnen Familien der Sterblichen, in einzelnen Dorfſchaften, Städten, Ländern zu beſtimmen: wirkt auf ſein Geheiß wieder die verborgene Kraft des Erdballs aus ſeinem Innerſten hervor gegen andere Welten, und folglich auch auf den naheliegenden Dunſtkreis ganz unmittelbar. So wie die Luft, mit allen ihren Beſtandtheilen, in das Waſſer und tief in die Erde eindringt: ſo dringt wieder das Waſſer in die uns umgebende Luft und ſchwebt verdünſtend in den Nebeln um uns her, in den Wolken hoch über unſern Scheiteln. Die Elemente haben ihren ewigen Verkehr. Man kann ſich leicht eine Vorſtellung vom Einfluß des auf Erden vorhandenen und verdunſtenden Waſſers auf die Luft machen, ſobald man an die Menge deſſelben denkt. Ungerechnet die zahlloſen Bäche, Flüſſe, Ströme, Seen, nehmen die Meere den größten Theil von der ganzen Oberfläche unſerer Weltkugel ein; ſie betragen mehr als zwei Drittel von derſelben; das feſte Land nimmt kaum ein Drittel des ganzen Raumes ein. So erſcheint die Welt, die wir jetzt bewohnen, von außen mehr wie ein Waſſerball, als wie ein Erdball.

Wenn nun die weiten Waſſerflächen verdünſten und die Waſſertheilchen in die Luft aufſteigen, wird

durch ihr Emporſteigen andres aus der Stelle verdrängt, und die zarte bewegliche Luft dadurch erſchüttert. Dieſe Erſchütterung heißt Wind. Schnelle und ſtarke Verdünſtungen erregen Sturm. Der Sonnenſtrahl, welcher dich vor deiner Hütte erquickt, verdünnt mit erregter Wärme die Luft, anderswo beſchleunigt er die Verdünſtung des Waſſers, bewirkt hier ein kühlendes Lüftchen, anderswo erregt er einen Sturm, der Schiffe zerſchmettert und die Tannen des Waldes entwurzelt. Das iſt, o Sterblicher! die Macht des Allmächtigen in ſeinem Sonnenſtrahl. Du wärmeſt dich an demſelben gedankenlos, oder ſinneſt wie das Thier auf deine Nahrung und Wolluſt, während groß und feierlich dieſer Strahl die Majeſtät des Ewigen verherrlicht.

Gleichwie der menſchliche Körper aus feſten und flüſſigen Theilen beſteht, und das Blut wunderſam durch verborgene Höhlen und Adern ſtrömt, und die Waſſertheile durch die Haut ausdünſtet, in ſeinem Innern aber von einer eigenthümlichen Wärme erfüllt iſt, welche er keinen äuſſern Umſtänden dankt: ſo iſt auch das Innere der Erde. Da liegen tief und ſtarr die Felſen und Metalle, als feſte Theile, wie des ungeheuern Körpers Knochenwerk und Gerippe; darum legen ſich Luft- und Erdtheile an, wie ſein Fleiſch; und Ströme, kalte und heiße, rauſchen

zwiſchen Klüften und Spalten unaufhörlich, wie das Blut in den Adern. Dabei hat der große Körper ſeine eigne natürliche Wärme, welche unter den Eis- und Schneehüllen fortdauert, dieſelben unterhalb abſchmilzt, und oft die erſchrecklichſten Feuerfluten erzeugt, die zuweilen bei Erdbeben aus dem Boden hervorfahren, oder aus den feuerſpeienden Bergen ſtrahlen. So mögte man faſt ſagen, der Erdball ſei ein lebendiges Weſen, welches ſich im Himmelsraum bewegt.

Dieſe natürliche Wärme, dieſe Bewegungen in den Eingeweiden der Erde, dieſe Ausdünſtungen des Weltkörpers und wieder ſein Verſchlucken der äuſſern Luft und des Waſſers haben auf die Verwandlungen des Dunſtkreiſes, folglich auf die Witterungen einen unvermeidlich großen Einfluß. Man weiß, daß zur Zeit großer Erdbeben, oder ſtarker Auswürfe von feuerſpeienden Bergen ein mondenlang dauernder, trockner Dunſt, Höhenrauch geheißen, zuweilen einen ganzen Welttheil bedeckt hat; daß davon die Geſundheit von Menſchen und Thieren und die Fruchtbarkeit des Erdbodens Veränderungen erlitten. So arbeitet alles in den Himmeln, wie in den tiefſten Tiefen der Erde ununterbrochen, ewig in einander zuſammen. Der Menſch weiß es nicht, ahndet es kaum, und es iſt ſein Schickſal, ſein Gedeihen, ſein

Lebensfaden, was dort in den Abgründen der Erde und des Himmels gearbeitet und geſponnen wird. O allmächtiger Gott! ich bebe, wenn ich an dein allmächtiges Herrſchen in Höhen und Tiefen gedenke. Der Gedanke an deine grenzenloſe Majeſtät, in der ich mich als ein unbedeutendes Nichts verliere, erhebt und vernichtet mich.

Von der Beſchaffenheit der Luft, von den Zuſtänden der Witterung hängt mein Wohlbefinden, meine ganze körperliche, daher oft auch meine gemüthliche Stimmung ab, ja meine Lebensdauer. Welche ungeheure, weit verbreitete Kräfte wirken deswegen unaufhörlich in Eins zuſammen! — Und zu ihnen miſcht ſich nun noch die örtliche Beſchaffenheit der Gegenden, die man bewohnt. Daher die Witterung nicht aller Orten auf Erden dieſelbe iſt; ja oft in einerlei Zeit und einerlei Lande verſchieden wird.

Denn die Pflanzen dünſten beſondere Arten Luft aus und ſaugen andre zu ihrer Nahrung ein, und bewirken ſchon damit ſehr verſchiedene Zuſtände der Luft. Große Wälder begünſtigen die Bildung von Nebeln und Wolken; ſtehende Waſſer und Moräſte erzeugen ungeſunde Dünſte; Bergketten ändern die Richtung der Luftſtröme oder Winde, und ſcheiden ſogar oft das Wetter in ſolchem Maaße, daß es

verſchieden wird an ihren entgegengeſetzten Seiten. Bewohnte und angebaute Länder, die Verdünſtung der Thiere, der Dampf und Rauch von Städten, Dörfern und zahlreichen Werkſtätten, alles hat ſeinen beſondern Einfluß.

Die Regeln der Wetterbeobachter können daher, auch wenn ſie nicht ganz ohne Grund ſind, von keiner bedeutenden Allgemeingültigkeit ſeyn. Ihr Werth beſchränkt ſich auf die Gegend, auf die Berghöhe, auf das Thal, auf die Ebene, wo ſie entſtehn. Und wenn auch in einer und derſelben Stunde über dem ganzen Welttheil die Spannkraft, Dichtheit oder Dünnheit vollkommen einerlei wäre: würde es darum nicht minder in derſelben Zeit in einer Gegend warm, in der andern kühl; in der einen trocken, in der andern feucht; in der einen windſtill, in der andern ſtürmiſch ſeyn. Es wird bei uns ſchneien, wenn es andrer Orten regnet, andrer Orten liebliches Wetter und Sonnenſchein und wieder anderswo Gewitter iſt.

So iſt auch der Gang der Witterung mit den verſchiedenen Landſtrichen, mit den Jahreszeiten, ja ſelbſt mit den wechſelnden Jahrhunderten im engſten Verband. Inſeln und Länder an großen Meeren haben immer einen gemäßigtern Zuſtand von Wärme oder Kälte, als Gegenden, die vom Meere weit entfernt ſind. Denn die großen Waſſerflächen

des Meeres werden im Sommer weder ſo erhitzt, noch im Winter ſo durchkältet, als der Erdboden. Daher mäßigen ſie auch die Wärme oder Kälte der ihnen benachbarten Luftſtriche. Beinah ähnliche Wirkung, wie die Meeresflächen, bringen waldreiche Gegenden hervor. Dieſe machen die Sommer kuhler, die Winter milder. In Ländern, welche ihre meiſten Gehölze, von denen ſie einſt bedeckt waren, verloren haben, wird die Sommerhitze, wie der Winterfroſt empfindlicher. Als unſer deutſches Vaterland beinah noch ein einziger, ungeheurer Wald war, voller Moräſte, war es ein kaltes, unwirthbares Land, der Sommer winterlich, aber der Winter doch ſanft. Da wohnten hier noch Auerochſen, Rennthiere und Elenthiere, die man jetzt nicht mehr bei uns ſieht, ſondern welche ſich in die kältern Mitternachtsländer zurückgezogen haben. So hat die Hand des Menſchen den ganzen Himmelsſtrich und die Witterung des Landes verwandelt, indem die Wälder ausgerottet, die Sümpfe ausgetrocknet, und die Felder angebaut wurden. Wie anmuthig iſt jetzt bei uns der Wechſel der Jahrszeiten; ſelbſt viele Pflanzen der wärmern Weltgegenden gedeihen bei uns.

In den gemäßigten Himmelsſtrichen, unter welchen wir zu wohnen das Glück haben, iſt jedoch die Witterung außerordentlich veränderlich. Die

gemäßigten Länderſtriche auf beiden Hälften des Erdballs breiten ſich nämlich zwiſchen dem heißen und dem kalten Himmelsſtrich aus; die Luft wird daher abwechſelnd beſtändig durch die Ausflüſſe davon erſchüttert.

In den kalten Nordlanden iſt die Witterung weit dauerhafter und gleichförmiger. Eben ſo in den heiſſen Ländern, zwiſchen den Wendekreiſen der Sonne, wo die Strahlen derſelben faſt ſenkrecht zur Erde niedergehn. Hier ſind ſich die Jahre ſo gleich, daß in jedem die Winde, die Gewitter, die Regen und die heitern Tage immer in derſelben ſchon bekannten und gewohnten Ordnung folgen. So kann man, ohne große Witterungsbeobachtungen anzuſtellen, das Wetter beinah auf die Stunde vorausſagen, wenn man es nur vom vergangeuen Jahre im Gedächtniß behalten hat. Es gehört zu den Seltenheiten, wenn ein gewöhnlicher Regen ausbleibt, oder ein unerwarteter Sturmwind eintritt. Wir haben in unſerer Weltgegend von ſolchem beſtimmten Gang der Witterung kaum eine Vorſtellung.

Dieſer ſtets gleiche Lauf derſelben bleibt aber nicht immerdar jenen Himmelsſtrichen eigen. Er gehörte ihnen wohl nicht von jeher. Es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß es eine Zeit gab, wo er

in unſerer Weltgegend ſtatt fand. Hier, wo jetzt der Winter die Ströme in Eis verwandelt und die Regenſchauer in Silberflocken, wandelten vor Jahrtauſenden einmal die Thiere, welche nur in den heiſſeſten Ländern auszudauern im Stande ſind. Ueber unſern Boden ſchritten einſt die Heerden der Elephanten, die Nashorne, und andre Ungeheuer, die jetzt nur noch in den glühenden Wüſten Afrika's und andern warmen Gegenden erblickt werden. Noch findet man das Elfenbein, noch die großen Gerippe und Gebeine jener Geſchöpfe zahlreich in unſerm Vaterlande, ja im kälteſten Norden Amerika's und Aſiens. —

Die Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts kennt die Zeiten nicht, da dieſer Zuſtand der Erde war. Er kann wiederkommen. Aber Jahrtauſende und und Jahrtauſende müſſen verfließen, ehe die Erde bei ihren Umkreiſungen der Sonne allmählig ihre eigne Richtung gegen dieſelbe ſo weit ändert, daß die Strahlen des großen Tagesgeſtirns ſenkrecht auf die Meere und Länder brennend nieder fahren, welche jetzt unter beſtändigem Schnee und tiefem Eis verſchüttet ſind. Und doch wird ſich aus der Ewigkeit auch dieſer Tag wieder nähern.

Und ich, was bin ich in dieſen Zeiten, in dieſen großen Wechſeln und Umgeſtaltungen! Wo bleib ich?

Wo mein Staub? Die Geſchlechter der Menſchen vergehen, und die Jahrhunderte und Jahrtauſende ſchreiten über die Aſche der Völker hin, deren Thaten und Namen verloren ſind. Es kommen andere Zeiten, es kommen andere Weſen. Niemand gedenkt einſt meiner; und ob ich war, weiß dann niemand zu ſagen. Die Natur geht ihren ſtillen, zermalmenden und befruchtenden Wundergang fort; es werden die hohen Gebirge in allmähliger Verwitterung ebnes Land, und die weittönenden Meere verſtummen und trocknen aus; und andres ſtellt ſich dar, wo es niemand erwartete. Und über den weiten Verwandlungen ziehen ſchweigend die Wolken, darüber lodern mit unvergänglichem Lichte die Geſtirne, die Erden, die Monde, die Sonnen im nie beuferten Weltraum. Und in allem Einer waltend, und Alles dem ewigen, ehernen Geſetz des Einzigen gehorſam, der da waltet. Das iſt Gott, der Herr, allein, einzig, allmachtsvoll, allenthalben! —

Ich ſchaudre, verſtumme. Meine Gedanken enden. Ich habe nichts als das Gefühl meiner Ohnmacht. O Gott, Herr, allein, einzig, allmachtsvoll, allenthalben! Darf ich von den Ahnungen deiner Herrlichkeit durchſchauert noch aufblicken? Darf ich Kind des Staubes zu dem Alleingroßen noch beten? —

Nein, ich bin kein Kind des Staubes, ich bin das Kind des Allbarmherzigen, des Alliebenden, des Urgütigen, des Höchſten und Ewigen. Drückt mich der Gedanke an die Allmacht meines Gottes nieder, wie in die Abgründe der Vernichtung, zieht mich der Gedanke an die Gnade des lebendigen Gottes empor in den höchſten der Himmel. Und ich kann beten, darf zu ihm beten, wie das Kind zum Vater betet. Der Anblick ſeiner Schöpfungen iſt der Blick auf eine Bürgſchaft für ſein Erbarmen, für ſeine ewige, und unermeßliche Huld gegen mich. Darum jauchze auch ich: Groß ſind die Werke des Herrn! Wer ihrer achtet, hat eitel Luſt daran.

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Neunundvierzigſter Sonntag, den 3. Dez. 1815.

Gott winkt. Und eine Wolke ſpeit
Ein Meer von Flammen nieder.
Gott winkt. Und voller Freundlichkeit
Lacht dir die Sonne wieder.
Er iſt der Herr. Wie er gebeut,
Gehorcht das All der Ewigkeit;
Der Wurm im Staub und Cherubinen
Sie müſſen ſeiner Gnade dienen.
Ein Hauch der Luft, ein Körnchen Sand,
Sind Wunder-Werkzeug ſeiner Hand.

So zittre nicht mehr, du Gerechter!
Gott iſt dir nah; Er iſt dein Schild.
Und triumphire nicht, du Gott-Verächter,
Er iſt dir nah! Mit ſeinen Schrecken füllt
Er jene Finſterniß, die dein Vergehn verhüllt!
Er iſt mir nahe. Mir zur Rechten,
Zur Linken hier iſt Gott
In meinen Tagen, meinen Nächten
Umfängt mich Gott;
Im Winterſturm, im Frühlingsregen,
In allem waltet Gott;
Und alles, alles wird ſein Segen,
Denn überall iſt Gott!

Betrachtung des Witterungswechſels.
(Zweiter Theil.)

Pſalm 148, 6.

Er hält die Himmel immer und ewiglich; er ordnet ſie, daß ſie nicht anders gehen müſſen! — Dieſer Gedanke Davids, ſo wahr, ſo erhaben, ergreift mich jedesmal, ſo oft ich die Wunder der Allmacht beobachte, oder auch nur dem täglichen Gang der wechſelnden Witterungen mit meiner Aufmerkſamkeit folge.

Bewundernswürdig mag die endloſe Mannigfaltigkeit der Erſcheinungen zwiſchen Himmel und Erde ſeyn. Wo wäre der Sterbliche, der nur ſchon den kleinſten Theil von dem Labyrinth der irrdiſchen Schöpfungen durchwandert hätte? Wo wäre der Sterbliche, der auch nur alle Arten Pflanzen, alle Arten der Fiſche, oder Steine, oder Inſekten, oder vierfüßigen Thiere mit ihren verſchiedenen Beſchaffenheiten, Einrichtungen und Kräften gekannt, oder auch nur ſchon alle geſehn hätte? Dieſen Reichthum des Wiſſenswürdigſten erſchöpft der größte Geiſt auf Erden in keinem hundertjährigen Lebenslauf. Bewundernswürdig mag die Mannigfaltigkeit von Seltenheiten ſeyn, die ſich alltäglich im Luftkreis erzeugen. Aber noch bewundernswürdiger ſcheint mir die Einfachheit der Mittel und Urſachen, aus denen das Mannigfaltige hervorgeht, und die Einfalt der

Naturgeſetze, in denen ſich alles bewegt. Nichts von allem, was vorhanden iſt, kann die ſeit Ewigkeit vorgezeichnete Bahn verlaſſen. Alles folgt auseinander und auf einander, nach ſtrenger Nothwendigkeit, und kann es nicht ändern. Er hält die Himmel immer und ewiglich. Er ordnet ſie, daß ſie nicht anders gehen müſſen. Pſalm 148, 6.

Freilich, die Ordnungen der Natur überall zu ergründen, iſt nicht immer möglich. Soll ich deswegen mich berechtigt glauben, überhaupt das Daſeyn einer ſolchen Ordnung zu bezweifeln? Es iſt wahr, von vielen Dingen in der Welt weis ich nicht, warum und wozu ſie vorhanden ſeyn mögen? Soll ich deswegen überhaupt die Zweckmäßigkeit aus der Natur und ihren Wirkungen hinwegläugnen? Wahrlich, ein Läugner und Zweifler ſolcher Art iſt wohl ein vorwitziges Kind, welches darum, weil es die Gründe und Abſichten bei den Handlungen ſeines Vaters nicht zu erkennen oder zu beurtheilen im Stande iſt, ſich einbildet, ſein Vater lebe und thue ohne allen Verſtand, mit gedankenloſem Leichtſinn. Was aber iſt die Einſicht des klügſten Sterblichen gegen die unermeßliche Weisheit, welche das Weltall hervorbrachte und den Hauch des Lebens hineinblies?

Es mag auch wohl nicht ſelten der Fall eintreten, daß der Menſch den Dingen in der Natur

Zwecke zuſchreibt, die ſie gar nicht haben. Vielleicht thun wir ſogar Unrecht, überall Zwecke zu erfinden und ſie der Natur anzudichten. Denn wer iſt denn ſo gewaltigen Blicks, daß er das ungeheure Räderwerk der Weltenuhr durchſpähen, und den Zuſammenhang und das Füreinanderſeyn und Ineinandergreifen aller Theile ſich deutlich vorſtellen könnte? Wahrhaftig es iſt Vermeſſenheit, wenn ein Menſch ſich aufwirft, die Abſichten Gottes zu errathen und zu offenbaren in allen ſeinen Werken.

Hingegen iſt es auch entſchiedener Wahnſinn, wenn man durchaus auf das Erkennen der Urſachen und Wirkungen ganz Verzicht thun, und ſelbſt da gegen das Zweckmäßige in den Einrichtungen Gottes blind ſein will, wo es hell am Tage liegt. Das würde heißen, das große, unermeßliche, überall belebte Ganze für ein todtes Zuſammenſpielen todter, ſich ihrer ſelbſt unbewußter Kräfte halten. Dann würde die bildende Macht der Natur der Gott ſeyn, der, ohne davon zu wiſſen, ohne allen Willen, ohne allen Zweck Wunder an Wunder mit unbegreiflicher Weisheit ins Daſeyn riefe. Dann wäre der Menſch ein ganz andres Weſen als die Natur, oder der Gott; denn er iſt ſich doch ſeiner ſelbſt bewußt. Ja er wäre weit erhabener, denn er iſt doch vermögend die Reihen der Dinge, die Arbeiten der Natur zu überſehen, von denen ſie ſelber nichts wüßte, und von denen kein Gott, kein Schöpfer wußte.

So eingeſchränkt der menſchliche Verſtand iſt, um überall die Abſichten des Allerhöchſten zu ergründen, kann er doch nicht anders, als gern nach ſolchen Abſichten fragen. Ueberall Zweckmäßigkeit hinzudenken, iſt ſelbſt ein Naturgeſetz des Geiſtes, iſt Eigenheit des menſchlichen Denkvermögens. Und die Erfahrung zeigt jedem geſunden Blick nicht nur die bewundernswürdigſte Anordnung im Bau jedes einzelnen Körpers, wo die kleinſten Mängel das Verderben des Ganzen nach ſich ziehen würden, ſondern lehrt auch, daß überhaupt im Naturreiche tauſende von Dingen zuſammenwirken müſſen, um das Daſeyn eines Einzigen zu erhalten. Eins fehle im Zuſammenhang, und es muß eine Weltveränderung folgen.

Beſonders auffallend iſt mir immer die Wechſelwirkung zwiſchen der Natur und dem menſchlichen Geſchlecht geweſen. Der größte Theil unſrer Schickſale iſt mit dem großen Gange des Naturganzen aufs engſte verflochten, und zwar durch die Witterung und deren Veränderlichkeit. Dieſe beſtimmt beinah den ganzen Lauf und die Richtung unſers Lebens. Sie iſt in der Hand Gottes gleichſam das ſichtbare Leitband zur Regierung unſerer Schickſale. Die Beſchaffenheit und Art der Witterungen auf der Erdoberfläche, bewegt, ändert, treibt das Menſchengeſchlecht, wohin es ſoll; giebt die Verſchiedenheit der Beſchäftigungen, Gewerbe, Sitten, Bedürf-

niſſe, Lebensarten, Sprachen und Denkarten an, und greift vernichtend oder begünſtigend in die Pläne und Begebenheiten einzelner Perſonen, einzelner Familien, wie in das Geſchick ganzer Nationen ein.

Schon im Allgemeinen betrachtet, welchen entſcheidenden, alles zwingenden Einfluß haben die rauhen Lüfte in den Nordländern auf deren Bewohner; auf die Art ihrer Bekleidung, Wohnung, Nahrung, Beſchäftigung, Lebensordnung und Vergnügen? Auf Bau und Stärke ihres Körpers, auf ihre Neigungen, auf ihre Geiſtesthätigkeit! — Eben ſo denke man nur an die Wirkung der heiſſen Tage, der erſchlaffenden Winde, der langen Regenzeiten in den warmen Ländern. Wie träg und weichlich wird da der Körper, wie lebendig die Einbildungskraft, wie reizbar und unbändig die Begierde! und wie mächtig beſtimmt dies die Eigenthümlichkeit dort wohnender Nationen in Einrichtung ihrer Wohnplätze, ihres Unterhalts, ihrer Landesverfaſſungen, ihrer Verhältniſſe zu andern Völkern!

Die verſchiedene Art der Witterung in den Ländern eines und deſſelben Welttheils iſt der weſentliche Grund von der Verſchiedenheit des Charakters der Nationen. Die Wärme Spaniens und Italiens muß ein andres Volk erzeugen, als die rauhe Luft Norwegens oder Rußlands, als die feuchte Witterung Englands, als die von vielen Dünſten geſchwängerte Luft Hollands. Die davon herrührenden ver-

ſchiedenen Gemüthseigenthümlichkeiten der Nationen wirken wieder kräftig auf ihr gegenſeitiges Betragen, auf ihre Kriege und Frieden ein.

Will ich auch auf dieſe allgemeine Einflüſſe der Witterung unter verſchiedenen Himmelsſtrichen nicht achten, ſo iſt für mich bemerkenswerthes genug im Einfluß der Witterung auf Leben, Wohlſtand und Schickſal der Familien und Gemeinden, zu denen ich ſelbſt gehöre. Ich muß mir oft ſagen: hier iſt Gottes Finger! Und wenn ich auch nicht immer die göttlichen Abſichten im tiefwirkenden Wechſel der Witterungen einſehe, kann ich mir doch nicht verhehlen, daß eben damit die Hand der Allmacht am meiſten, ich mögte ſagen am unmittelbarſten einwirkt.

Wenn die ſteigende Wärme der Frühlingsſonne den Froſt bricht, und den Luftkreis mit den ungeſunden Ausdünſtungen des Erdbodens füllt, und alle Säfte wie in Pflanzen, ſo in thieriſchen und menſchlichen Körpern in neue Gährung bringt, welche Veränderungen, Freuden oder Unruhen werden damit in tauſend und tauſend Familien hervorgerufen! Hier erliegen Schwächlinge dem gewaltſamen Eindruck der verwandelten Witterung; Geſundſcheinende erkranken, Kränkliche ſterben, dort jubeln andere freudig unter jungen Blumen. Das alles iſt die Frucht einer und derſelben Naturerſcheinung. Der Tod eines Hausvaters verändert das Schickſal einer

ganzen Familie. Die Krankheit einer Hausmutter giebt dem Gange der Wirthſchaft eine andere Richtung. Weder die Krankheit noch der Tod waren Menſchen Schuld, ſondern Einwirkungen der Jahreszeit auf den menſchlichen Körper. Meinſt du, ſie und ihre Folgen wären dem Allwiſſenden unbekannt geblieben? Meinſt du, der Schöpfer des Gewürms habe des Menſchen vergeſſen? Ihm dienen die Lüfte des Frühlings, wie die naßkalten Stürme des Herbſtes, oder das ſchneidende Wehen des Wintertages zur Vollführung ſeiner weiſen und immer grundgütigen Abſichten. Sie aber zu erforſchen, wage ich nicht: doch habe ich oft erſt ſpät hintennach eingeſehen, warum gut war, daß geſchah, was geſchehen war. Und die Witterung der Jahrszeit iſt ſein Werkzeug zu meinem dauerhaften Glück, vielleicht zu der Wendung geweſen, die von da an alle meine Begebenheiten genommen haben.

So ſorgfältig wir ůns auch gegen den nachtheiligen Einfluß der Witterung verwahren mögen: es iſt unmöglich, ihm ganz auszuweichen, weil wir ihn nicht immer kennen, oder vorausſehen. Was brauchts denn mehr, um die Lebensflamme eines Menſchen auszublaſen, als der Hauch einer kalten Luft gegen die erhitzte Oberfläche von einem Theil unſers Leibes. Oft iſt der Dunſtkreis mit giftigen Stoffen unſichtbar gemiſcht, die wir einathmen, ohne es früher gewahr zu werden, als die Krankheiten

davon allgemein hervortreten. Nun hören wir von Klagen und Jammer in den Häuſern; von Todten die zu den Gräbern getragen werden. Ein Sturm tritt ein, ein Gewitter erſchreckt die Welt — die Lüfte ſind gereinigt; die Erkrankten geneſen; die Thränen verwandeln ſich in Freude. Gott hat ſeine Abſichten erreicht. Ich aber empfinde, daß ich, bei aller meiner Vorſichtigkeit und Klugheit, und bei Ausübung aller Pflichten, die ich meiner Geſundheit ſchuldig bin, doch immer in der Gewalt des Herrn bleibe, und mich ihr ſo wenig entziehen kann, als der Luft, in der ich athme. Wie kömmt es doch, daß der Menſch die Nähe Gottes ſo ſelten bedenkt, da er ſie doch in allen Abänderungen des Wetters fühlen muß? Welche Wetter eintreten ſollen und müſſen, ſind die Verfügungen des Allmächtigen; dazu müſſen aus den namenloſeſten Fernen des Himmels uns unbekannte Weltkörper mitarbeiten. Und er, der die Himmel immer und ewiglich hält, und ſie ordnet daß ſie nicht anders gehen müſſen, ſollte er das Geringere nicht thun, und das Schickſal und Leben eines Menſchen ordnen? Bei ihm iſt Alles Zuſammenhang; nichts ein Bruchſtück. Auch ich gehöre zum Ganzen. Auch mich hat er gezählt. Wahrlich, es gehört zu den Beweiſen vom ungeheuren Leichtſinn der Menſchen, wenn ſie, die vom leiſeſten Hauch der Luft abhängig ſind, ihre Tage und Wochen oft ohne einen Gott verleben! Der Nebel,

der dich umſchwebt, der Thau, den die Nacht ausgießt, der Reif, der die Geſträuche umflimmert, die Wolke, welche den Himmel verdüſtert, der Schnee, welcher heut, der Regen welcher morgen aus den Höhen fällt, alles iſt Werkzeug Gottes auf deine und der Deinigen Geſundheit hingerichtet. Du biſt immerdar in Berührung mit Gott, ihm ſtets nahe. Aber wo iſt deine Verehrung ſeiner? Wie iſt dein Wandel vor ihm?

Das haben wir längſt als Kinder ſchon in den Schulen gelernt, daß die Vorſehung unſere Schickſale regiert. Daran haben wir weit weniger gedacht, welcher Mittel ſich die Vorſehung dazu bedient? Vielleicht am allerwenigſten fiel uns bei, daß der Wechſel der Witterung, dieſes ſo unbedeutend ſcheinende, weil wir es beſtändig ſehen, eines der gewöhnlichſten und größten Mittel Gottes ſei? — Du haſt einen Spaziergang, einen Beſuch, eine Reiſe vor. Ein wildes Regenwetter ſchreckt dich ab. Kannſt du berechnen, was nun die Folgen deines für jenen Augenblick unterlaſſenen Beſuchs, oder aufgeſchobenen Reiſeplans ſein müſſen? In der Stimmung, wie du heut gegangen wäreſt, wirſt du morgen nicht gehen. Was man dir heute geſagt hätte, wirſt du morgen nicht hören. Denen du heut begegnet ſein würdeſt, die können dir morgen nicht begegnen. Daher ſind in dir ganz andere Gedanken, Neigungen und Entſchlüſſe rege geworden, als wenn

dich der Regen nicht im erſten Vorſatz geſtört hätte. Die ganze Reihe deiner Vorſtellungen iſt damit eine andre geworden, folglich auch zugleich eine unüberſehbare Reihe von Handlungen, die ſie bei dir veranlaßt haben, oder die du nun bei andern veranlaßt haſt.

Glaube nicht: das wäre einerlei geweſen, und ſehr gleichgültig. Es giebt im Lauf der Ereigniſſe nichts Geringes; wenigſtens ſind wir kurzſichtige Sterbliche es nicht, welche es unterſcheiden können vom Wichtigern. Das merkwürdigſte, was in der Welt geſchieht, hat immer eine unbemerkte Kleinigkeit zur erſten Urſache.

Nichts ſo lebhaft, als der Gang der Witterung, erinnert uns an unſre Abhängigkeit von der Gnade Gottes. Mehr oder minder iſt unſer irdiſcher Wohlſtand eine Wirkung davon. Der Lauf des Wetters iſt gleichſam die ſichtbare Hand Gottes, welche uns Segen ſpendet. Die Gewölke, wie ſie am Himmel her und hinziehen, weben unſer Schickſal; die Lüfte, ob ſie etwas wärmer oder kälter wehn, ſtoßen gütig oder rauh an unſer Glücksgebäu. Wie viel iſt an einem Jahre gelegen! Welche Veränderungen bringt eine ganze Reihe fruchtbarer Jahre im Wohlſein eines Volkes hervor; und wie unbedeutend darf die Witterung nur von der Art abweichen, in der ſie wohlthätig wäre, um mit unfruchtbaren Zeiten uns zu ſchlagen. Ein lange verſchleierter Himmel, ein

Spatfroſt, eine Hagel gebährende Luftſchicht über unſern Häuptern, eine Nacht, eine Stunde kann uns in unſerm Wohlſtand zurückbringen. Wer leitet die Wolke, wer kältet die Luft aus, wer ruft die Kräfte zuſammen, welche nirgends anders, als eben über unſern Häuptern, den Hagel bilden muß? — Fühle dich Menſch, in Gottes Hand; du empfindeſt ſie, wie du hinausblickſt, und Sonnenſchein und Regen, oder Schnee und Froſt dir begegnen. Du ſtehſt unter den Geſetzen der Natur, und durch die Natur iſts, daß die Vorſehung dein Schickſal leitet.

Wir ringen und kämpfen, wir ſorgen und arbeiten — und doch vermögen wir nichts. Gott hat alles in ſeiner Macht. Die Natur predigt es dir an jedem wiederkehrenden Morgen, o Menſch voll Leichtſinns: Was du empfängſt, iſt Gottes Gabe, nicht die Frucht deiner Mühe, Kunſt und Klugheit! Und wie der Himmel hell oder trüb in das Fenſter deiner Hütte hereinſcheint, ſagt er dir: An Gottes Segen iſt alles gelegen! — Sei nicht ſo ſtolz auf deinen Wohlſtand. Es fällt nur ein Funke aus der Wetterwolke; dein Haupt iſt Aſche. Ein warmer Wind ſtreicht nur über die hundert Meilen entfernten, von dir nie geſehenen Gebirge. Da löſet ſich ihre Schneelaſt zu ſchnell. Es rauſcht eine Waſſerflut aus hundert Thälern. Die Ströme ſchwellen an. Feſte Brücken und gewaltige Dämme werden wie Halme gebrochen; weite Ebenen verwandeln ſich in

Seen. Es fallen feſte Mauern. Es ſchwimmen ertrinkende Heerden dahin. Dörfer zertrümmern und ungeſunder Dunſt des Schlammes ſäet Krankheiten in die Städte. Das iſt Werk einer höhern Macht! — Immer mahnt ſie unſern Stolz oder Leichtſinn, an ſie zu denken, an ſie zu glauben.

Wirklich lehrt uns die Erfahrung, daß die mit der Witterung verbundenen Erſcheinungen bei unwiſſenden Nationen immer zuerſt Lehrerinnen vom Daſein eines höhern Weſens geweſen ſind. Dieſe erfanden eben ſo vielerlei Gottheiten, als ſie wohlthätige oder ſchreckliche Naturereigniſſe wahrnahmen. Sie erfanden Götter dem Regen wie dem Blitz, der belebenden Sommerwärme, dem Regenbogen, dem Sturm und dem Lüftchen. Und, wer weiß es nicht aus eignen Begebenheiten oder den Schickſalen anderer, daß ähnliche Umſtände auf unſere ſittliche und religiöſe Denkart oft die entſcheidendſte Wirkung gehabt haben? Daß ſie uns erſt mit erſchütternder Macht an die Größe und Gegenwart Gottes mahnten und einen bleibenden Eindruck hinterlieſſen. — Der Sturmwind, welcher dem Frevler Schiffbruch droht und ihn beten lehrt; der Blitzſtrahl, welcher blendend und zerſchmetternd in der Nähe des Gottesläugners fällt; das Erdbeben, welches Ebenen und Berge bewegte — — ſie erſchienen nicht vergebens. Sie waren die Boten Gottes, die Prieſter der Allmacht und Barmherzigkeit.

Könige und Völker, ſo furchtbar ihre Stärke ſein mag: ſie ſind nicht die Gebieter des Verhängniſſes, ſondern von jeher und bis auf den heutigen Tag empfanden ſie, daß ſie ſich beugen müſſen mit ihrem Uebermuth unter der Hand eines Gewaltigern. Ein Umſchwung der Witterung entſchied den Ausgang der größten Unternehmungen und den Erfolg der verzweiflungsvollſten Anſtrengungen. — Unüberwindliche Flotten ſegelten zum Verderben vieler tauſend glücklicher Familien über die Meere dahin. Wer konnte ihnen widerſtehn? Aber Gott waltete. Es änderte ſich die Luft, der Himmel ward trüber, und zermalmende Windſtöße fuhren über die erkorene Bahn der Schiffsflotte. Sie ward zerſtreut, wie Spreu; der Abgrund der Wellen nahm ſie auf.

Iſt es unerhört, daß alle menſchliche Kunſt eitel ward, ein Land gegen den Anfall ſeiner Feinde zu ſchirmen? Da ſtanden Feſtungen, da breiteten ſich unſchiffbare Seen aus, da rauſchten brückenloſe Ströme. Wer mogte dieſe Hinderniſſe beſiegen? Es kam der Froſt einiger Nächte; die Ströme erſtarrten; die Seen wurden feſter Boden, und das Feindesheer mit Roß und Mann zog hinüber zum Siege. So wollte es Gott, der das Schickſal der Nationen in ſeiner Hand hält.

Wo blieb die Macht der Könige, wenn ſie an der Spitze unheurer Heerſchaaren das Verhängniß anderer Völker ſtolz vorher verkündigten, und eine

naßkalte Witterung Ruhr und Seuchen plötzlich in ihren Kriegslagern verbreitete? Menſchengewalt war zu ſchwach wider ſie. Aber ſie demüthigte eine feuchte Herbſtluft.

Wir ſind noch in unſern Tagen Zeuge geweſen, wie die Gottesmacht waltet. Der ganze Welttheil unterlag dem Schwerdt und Gebot eines Einzigen, und der Welttheil, welcher zu ſpät ſeine Zwietracht oder Selbſtſucht bereute, gab ſich hoffnungslos hin. Die feinſte Staatsklugheit aber kann nicht den Gang der Witterungen berechnen. Daß eine fürchterliche Winterſtrenge zu ungewöhnlich früher Zeit eintreten mußte; wer ſah dies zuvor? Ein paar Tage, zwei ſchreckliche Nächte, und das gewaltigſte, ſiegreichſte Heer war verſchwunden; der Völkerunterjocher entwaffnet, preisgegeben ſeinen Gegnern; der Welttheil athmete wieder frei. Zwei Nächte unerwarteten Froſtes änderten Millionen Pläne und den ganzen Lauf der Weltgeſchichte. — Sprich, Zweifler, es war Zufall. Aber der Zufall traf in der zur großen Wirkung am beſten berechneten Zeit ein, und in der dazu ganz allein geeigneten Gegend. Zweifler, dein Zufall iſt weiſer, als deine Weisheit. Erkenne Gott! Zweifler, dieſer allen menſchlichen Scharfſinn vereitelnde Zufall beglückte Millionen und Millionen; gab Unterdrückten Freiheit, gab Muthloſen Kraft, gab einem großen und edeln Theil der Menſchheit den Glauben an ſich ſelbſt wieder — dieſer Zufall

war voll Weisheit und Erbarmens, wie in keines Menſchen Bruſt wohnt!

Ich erkenne dich, Gott! Gott, Vater des Menſchengeſchlechts! Du biſt es, der in den Himmeln waltet, wie auf Erden. Dein Name ſei geheiligt. Dein Wille geſchehe! Du umfångſt mich, Du trågſt mich mit våterlicher Fůrſorge. Du biſt der mir alle Zeit Nahe! Du rauſcheſt um mich in den Regenwolken; Du wirfſt mein Loos aus den Nebeln; Du wandelſt um mich im Sturm und berůhrſt mich im leiſen Lůftchen, das meine Wangen im Sommer kůhlt. Du ſprichſt aus den ſchlagenden Donnern, und begrůſſeſt freundlich mein Herz in den goldnen Strahlen des Tages, und růhrſt es in den Schauern der ſternenreichen Nacht. Gelobet ſei deine Gůte und Barmherzigkeit von meiner Seele, gelobet und geprieſen in allen Ewigkeiten. Amen.

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Fünfzigſter Sonntag, den 10. Dez. 1815.

Ein Kämpfer ſtehſt du in der Welt;
Sei unter Gottes Fahnen Held,
Menſch, nicht des Böſen Sklave!
Beſtritten werde und verſchmäht
Des Laſters finſtre Majeſtät.
Dem Irrthum folgt die Strafe.
Was iſt der Sünden Lohn und Dank?
Es iſt der Völker Untergang.

Hilf uns in unſerm Kampf, o Gott!
Dann ſoll kein Leben, ſoll kein Tod
Von deiner Lieb' uns trennen.
Verdunkelt einſt ſich unſre Pflicht,
So ſtrahl' uns Gott, dein heilges Licht,
Wir werden ſie erkennen.
Getroſt! wir kämpfen nicht allein;
Du hilfſt! Wir ſollen Sieger ſeyn.

Der Streit des Guten und Böſen auf Erden.

1 Petri 3, 13. 14.

Erſter Abſchnitt.

Es ſind drei Dinge, die auf Erden laut von Gott und unſern Beſtimmungen zeugen: die heilige Schrift, die Natur, und die Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts.

Die Geſchichte der Welt, ſo wie die Schickſale einzelner Nationen ſind ſchon von vielen gelehrten und vortrefflichen Männern beſchrieben worden. Aber noch iſt die Geſchichte der Menſchheit kein Buch für die Menſchheit, kein Erbauungsbuch für das Volk, das heißt, für Hohe und Niedere, für Gelehrte und Ungelehrte geworden, um daraus die höchſten Anſichten des Lebens, die unwiderſprechlichſten Grundſätze der Weisheit für Fürſten und Völker und einzelne Perſonen zu ſchöpfen; noch nicht ein Quell klar und lauter, für jedermann zugänglich ſtrömend und von jedermann leicht aufzufaſſen, und für jeglichen gleich erquickend. In der Darſtellungsart der menſchlichen Begebenheiten ſind die Neuern ſogar von den Alten übertroffen worden, welche, was geſchehen, mit der erhabenen Einfalt und Würde und Kraft ſprachen, in der die Natur uns anſpricht; und minder gelehrt ſchrieben, aber die Urſachen und Folgen der Dinge

aus der Vortrefflichkeit oder Verdorbenheit des menſchlichen Herzens offenbarten.

Das iſt noch wenig, wenn man aus den Büchern der Geſchichten erfährt, was ſich vor Zeiten begeben hat, oder wie das Alte allmählig zum Neuen übergegangen iſt. Wohl lernt man daraus die Sitten der Vorwelt kennen, die Tugenden und Leidenſchaften der Menſchen, ihre Kriege, ihre Einrichtungen des Friedens. Könige erfahren daraus vielleicht ihre Anſprüche auf Länder, die von den Vorfahren beſeſſen wurden; Völker werden vielleicht durch die Kriegsthaten ihrer Väter zu gleichem Muth entflammt; Künſtler und Gelehrte machen darin ihre Bekanntſchaft mit großen Muſtern früherer Zeiten, und Staatsmänner folgern ſich aus dem Allen neue Grundſätze der Klugheit und Schlauheit.

Doch ſelten, vielleicht nie ward die Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts aus dem höchſten Geſichtspunkt betrachtet, in welchem ſie der Weiſe nehmen ſoll. Vielmehr waren die meiſten, welche die Tage der Vergangenheit beſchrieben, ohne Beruf dazu, von den elenden Schwachheiten und Irrthümern des Pöbels befangen. Knechtiſch und ehrerbietig ſchmeichelten ſie den ſterblichen Fürſten, gleich Göttern. Mit kindiſcher Eitelkeit ſuchten ſie ihrem Volke einen uralten Urſprung zu erfinden. Sie bewunderten und

verherrlichten die Thatkraft der groſsgenannten Männer, unbekümmert um die Richtung, welche dieſe Kraft nahm. Sie vergötterten die glücklichen Krieger, als wenn die Kunſt, mit Gewandheit im Groſsen morden und verheeren zu können, das Höchſte des menſchlichen Geiſtes wäre. Sie ehrten das Glück, nicht das Herz; und prieſen den Reichthum, die Pracht und Furchtbarkeit eines Volkes mit gröſserer Begeiſterung, als die einfachen Tugenden deſſelben.

So wurden die meiſten Geſchichten der vergangenen Zeiten von unwürdigen Leuten beſchrieben, wie wir ſie alltäglich im Volke ſehen; die vor den Groſsen kriechen, und Geld und Ehrenſtellen ihr höchſtes Gut nennen; die den Glücklichen ſchmeicheln und die Gemeinſchaft des Unglücklichen meiden; die von der Tugend gern reden, aber ſie zu üben allzufeig ſind, die da, wo niedrige Herkunft, geringer Stand, Armuth und Geräuſchloſigkeit ſind, nichts Rühmliches erblicken, ſoviel Gerechtigkeit und Edelmuth auch da wohnen möge.

Wer Leben, Thaten und Schickſale ſeines Geſchlechtes erzählen will, wirft ſich zum Richter einer vergangenen Welt auf. Er ſelbſt, um gerecht zu ſeyn, ſoll ſich von aller Leidenſchaft, allem Vorurtheil losſchälen. Er ſoll nur Geiſt ſeyn, über das Irrdiſche erhaben, vertraut mit allen Schwächen

der Menſchheit, voller Schonung, doch ohne Liebe für ſie. Er ſoll richten, wie Gott das Geſchlecht der Sterblichen beurtheilt. Und iſt er dieſer Höhe fähig, hat er ſie erſchwungen: dann werden ihm die Schickſale der Welt und ihrer Völker blos als die Wirkungen vom uralten Streite des Guten und Böſen auf Erden erſcheinen. Alles, was wir Glück und Unglück nennen, alle Veränderungen menſchlicher Gebräuche, Sitten und Ordnungen, aller Auf- und Untergang der Nationen, ſelbſt die Schickſale einzelner Menſchen gehen aus dieſem allgemeinen und immerwährenden Kampf des Geiſtigen und Thieriſchen; des Göttlichen und Irrdiſchen hervor und löſen ſich darin auf, wie einzelne Tropfen im gährenden Moſte, der ſich läutert und reinigt.

Dieſe hohe Anſicht des Weltlaufs, welche unſern Zeiten faſt unbekannt geworden, war ſchon die Anſicht der Weiſen bei den älteſten Völkern. Denn ſie ſtanden dem, was göttlich iſt, näher als wir, die wir von irrdiſchen Bequemlichkeiten, Bedürfniſſen, und daraus entſpringenden kleinlichen Verhältniſſen weit gebundener und umſchränkter ſind, als ſie. Sie ſahen das Leben des Menſchen, wie eines ganzen Volks, als das wechſelnde Spiel jenes ewigen Kriegs an, welchen die doppelten Naturen der Menſchheit

führen. Sie ſtellten dieſen Krieg bald unter dem Bilde des Lichts und der Finſterniß dar, die mit einander ſtreiten; bald unter dem Bilde zweier Gottheiten, welche mit Eiferſucht unter ſich um die Herrſchaft über die Welt ringen. Das hohe Alterthum liebte die Sprache in Bildern. Die ſpätere Zeit erſt verwechſelte den erhabenen Gedanken mit dem Bilde, worin er eingekleidet war.

Dieſe erſte und große Anſicht des Weltlaufs der Alten erbte auf die jüngern Völker herab, und jedes derſelben machte neue Zuſätze oder erfand ein neues Bild. So ſprachen die Heiden von einem ungeheuern Kampfe der Titanen, oder irrdiſchen Rieſen, mit den Göttern des Himmels. Die Chaldäer lehrten den Kampf der guten und böſen Geiſter wider einander, und die Juden ſchöpften daraus ihre Vorſtellungen von einem böſen Grundweſen, welches Teufel, oder Fürſt der Finſterniß geheißen, ewiger Feind Gottes ſei, und ihm die Herrſchaft der Welt ſtreitig machen, und die Menſchheit gegen ihn empören wolle. Noch finden wir dieſe Vorſtellungen in den Schriften der Juden, ſo wie in den Briefen der Jünger Jeſu Chriſti, welche an Juden geſchrieben worden waren. Wie Michael der Erzengel ſich mit dem Teufel um Moſis Leichnam gezankt, Jud. 1, 9.; oder wie Gott die Engel, welche ſich wider ihn

empört hatten, mit Ketten der Finſterniß zur Hölle verſtoßen hat. 2 Petr. 2, 7. Noch heutiges Tages ſind ſelbſt unter den Chriſten viele, welche im Mißverſtand dieſer Vorſtellungen des Alterthums buchſtäblich wahr glauben, daß Satan unter den Menſchen umherſchleiche, wie ein Dieb in der Nacht, wie ein brüllender Löwe, welcher ſuchet, wen er verſchlinge; oder daß Satan, mit Zulaſſung Gottes, den Menſchen zum Böſen verſuche. Sie achten nicht darauf, daß Jeſus und ſeine Jünger dieſen abſcheulichen, gottesläſterlichen Aberglauben kräftig widerlegten; daß der Apoſtel Jakobus beſtimmt und feierlich erklärte: Niemand ſage, wenn er verſucht wird, daß er von Gott, oder durch ſeine Zulaſſung verſucht werde. Denn Gott iſt nicht ein Verſucher zum Böſen; er verſucht Niemand. Sondern ein Jeglicher wird verſucht, wenn er von ſeiner eignen Luſt gereizet und gelocket wird. Darnach, wenn die Luſt empfangen hat, gebieret ſie die Sünde; die Sünde aber, wenn ſie vollendet iſt, gebieret ſie den Tod. Jak. 1, 13 — 15.

Selbſt in den älteſten Urkunden des menſchlichen Geſchlechts, die wir ſchriftlich beſitzen, iſt auf dieſen ewigen Streit des Guten und Böſen auf Erden, des Irdiſchen gegen das Göttliche hingewieſen. Da ſteht die Schlange im Paradieſe, dieſes glatte, ſich windende,

im Staube kriechende Thier, deſſen Nutzen in der Welt weniger bekannt iſt, als Bild und Stellvertreter alles Niedrigen, Irdiſchen und Böſen und prediget den Aufruhr gegen das Himmliſche, den Ungehorſam des Menſchen gegen Gott.

Auf dieſen alle Weltalter durchherrſchenden Streit des Guten und Böſen auf Erden deuten Chriſtus und ſeine Jünger unaufhörlich hin. Unſer Erlöſer ſtellt immer das heilige Gottesreich der Welt entgegen, dem was Gottes iſt, das Sündliche entgegen, was aus dem Fleiſche oder unſrer irrdiſchen Natur entſpringt. Darum ermuntert bald Paulus die erſten Chriſten zum muthvollen Streit und ruft ihnen zu: Ergreifet den Harniſch Gottes, auf daß ihr an dem böſen Tage Widerſtand thun und das Feld behalten möget! Eph. 6, 13. Bald mahnt Petrus zur Standhaftigkeit und ſpricht: Wer iſt, der euch ſchaden könnte, ſo ihr dem Guten nachkommt? Und ob ihr auch leidet um der Gerechtigkeit willen, ſo ſeid ihr doch ſelig. Fürchtet euch aber vor ihrem Trotzen nicht und erſchrecket nicht! 1 Petr. 3, 13. 14.

Wir ſehen jenen Kampf durch alle Weltalter, vom erſten Brudermord, bis zu den heutigen Tagen. Die Menſchheit ringt unter Blut und Thränen nach Vollendung und bleibender Glückſeligkeit, und findet ſie nicht, weil ſie immer des Beſſern vergißt und in

die oft beſtraften Verirrungen zurückkehrt. Immer iſt der warnende Jammer der Vorwelt für die Nachkommenſchaft vergebens geweſen, und die Jugend ſpottet übermuthig der Lehren des durch Erfahrung gewitzigten Alters. Was durch tapfern Sinn, durch redliches hohes Gemüth, durch Einfalt der Sitten Löbliches erworben ward, geht nachher in feigem Eigennutz, unter Ueppigkeit und erſchlaffenden Wolluͤſten und kleinlichen Ränken wieder zu Grunde. Was Eintracht und ſich ſelbſt aufopfernde Liebe aller Löbliches that und Großes baute, riß nachher Zwietracht und nur auf eignen Vortheil erpichte Selbſtſucht wieder zu Boden. Kein Volk war noch jemals einem andern in der Welt ſo gefährlich, als jedes ſich ſelber. Erſt immer der Schmerz machte die Leichtſinnigen behutſamer und die allgemeine Noth ſie klüger und beherzter. Aber mit Schmerz und Noth verflogen Behutſamkeit und Klugheit.

Und das iſt das Unglück der Menſchen, daß ſie nur klug, aber nicht weiſe ſeyn wollen; oder was eben ſo viel ſagen will, daß ſie nur auf das denken, was im nächſten Augenblick wohl zu thun ſcheint, nicht auf das, was bleibend das Beſte iſt. Der erſte Vortheil gilt ihnen immer mehr, als die Tugend; und doch bringt nur die Tugend den ſicherſten Vortheil. Man wirbt große Kriegsheere, man

erfindet neue Waffen, neue Stellungen, neue Heerbewegungen, als wenn es das wäre, wodurch ein Volk unüberwindlich würde! — Nein, durch das Gefühl der Freiheit, für welche kein Feind etwas beſſeres, ſondern nur Knechtſchaft bringen kann; durch die Sicherheit der Rechte jedes Einzelnen, da der Feind alle Rechte bedroht; durch die Untaſtbarkeit des Eigenthums, da der Feind allen Beſitzſtand erſchüttert: nur dadurch wird ein Volk für ſein Vaterland, für ſeinen Zuſtand, für ſeinen Fürſten zur Unüberwindlichkeit begeiſtert. Darum gingen die größten Reiche mit ihren größten Heeren unter, weil die Könige vergaßen, daß die Völker Seelen hatten.

Man belobt neue Entdeckungen im Gebiet der Lebensbequemlichkeiten; ermuntert zum Gewerbsfleiß und zur Ausbreitung des Handels; und ſieht den Gewinn öffentlichen Reichthums als das letzte Ziel des Friedens und der Staatskunſt an. Als wenn nur Reichthum, und nicht die Anwendung des Reichthums die Hauptſache des allgemeinen Wohls wäre! Es iſt kein Staat, in welchem nicht Verordnungen und Anſtalten zur Begünſtigung des Nahrungsfleißes und Erwerbs wären. Aber nenne mir den Staat, in welchem eben ſo viel Verordnungen und Anſtalten zur zweckmäßigen und weiſen Anwendung des Erworbenen wären? Nenne mir den Staat,

wo jeder, oder doch der gröſste Theil der Gutsbeſitzer Einfalt der Sitten für das Löblichſte, üppiges Leben, Bequemlichkeits- und Prachtſucht für etwas Schändliches und Unwürdiges hielte; wo jede Familie, jeder Bürger ſtolz darauf wäre, für ſich ſelbſt wenig, aber deſto mehr zur Unterſtützung öffentlichen Nutzens gemeinnütziger Anſtalten, zur Verbeſſerung und Verſchönerung deſſen zu gebrauchen, woran alle Theil nehmen und was Vortheil oder Ruhm aller iſt? Man will das Volk reich ſehen, um von ihm gröſsere Abgaben zu ziehen; man will gröſsere Abgaben, um die Höfe und Amtleute mit gröſserm Glanz auszuſtatten. Der Geringere ahmt dem Höhern nach; es entſteht allgemeiner Wetteifer, wer den andern in Verſchwendung und Wolluſt übertreffen könne; jeder arbeitet nur für ſich, vergiſst das Ganze; wird ſelbſtſüchtig, und bekümmert ſich nicht um das Glück des gemeinen Weſens; verſinkt in Sinnlichkeiten, jagt nur dem Lebensgenuſs nach; die Strenge der Sitten wird ſeiner Weichlichkeit ein Greuel, die Aufopferung für andre eine Thorheit. So löſen ſich die Bande der Geſellſchaft, wie die Tugenden derſelben entſchwinden und das Verderben aller rückt unbewehrbar heran. So gingen die reichſten und mächtigſten Völker der alten Welt unter. Im Streit des Böſen und Guten hatte das Böſe obgeſiegt.

Immer und überall kämpft noch in unſern Tagen, wie in den älteſten Zeiten, die Wahrheit mit dem Irrthum, der geſunde Menſchenverſtand mit dem behaglichen Vorurtheil, das Beſſere mit dem Schädlichen alten Herkommens, die Selbſtſucht mit dem Gemeinwohl, der Eigennutz der Begünſtigten mit den Rechten der Mehrheit, die Leidenſchaft mit den Geſetzen der Vernunft, das Laſter mit der Tugend, die Religionsverachtung mit der Gottesfurcht.

Große und blutige Kriege haben wir erlebt. Meineſt du, ſie ſeien bloſſe Launen der Könige geweſen? Sie waren die Früchte deſſelbigen alten Streites, den das Böſe mit dem Guten ſchon in dem erſten Jahrtauſend der Welt geführt hat. Das Reich des Böſen und Ungerechten iſt immerdar in ſich ſelbſt entzweit; es muß untergehen, dann erſt kehrt mit den Grundſätzen der Gerechtigkeit der Friede zurück. Das Reich des Böſen kann nicht neben dem Reich der Gerechtigkeit beſtehen: darum dauert der Streit fort. Noch ſind Gährungen aller Orten, Hader um Neues und Altes, Hader um Rechte und Pflichten, Hader für und wider Aufklärung des Volks. Hader für und wider Freiheiten des Landes, Hader für und wider die Begünſtigungen einzelner Stände und Geſchlechter, Hader für und wider das Befugniß der Geiſter zum Selbſtdenken, Hader für und wider das Recht der Nationen zum Handel und Verkehr — alles der Streit des Guten und Böſen in der Menſchheit, wie in vergangenen Weltaltern, nur

mit veränderten Namen und Gegenſtänden, mit andern Streitern und Waffen.

Und wie ſonſt erkennen wir auch bis auf den heutigen Tag, daß alles Ungerechte des Menſchen den Menſchen, und alles Ungerechte des Staates den Staat ins Verderben zieht. — Es iſt unausweichlich. Daher konnte man von jeher die Schickſale, wie von einzelnen Perſonen, auch von ganzen Nationen und Thronen weiſſagen, und ihr Elend verkünden, ſo blühend, ſo groß, ſo furchtbar ſie auch noch in ihrer Herrlichkeit da ſtehen mogten. — Haltet ein Volk in Knechtſchaft; legt ſeinem Verſtande Feſſeln an; tödtet in ihm das Vermögen oder die Freiheit des Denkens; verſperrt ihm den Weg zu beſſerer Erkenntniß; prediget ihm, was ihr ſelbſt nicht glaubet; und nachdem ihr das Geiſtige in ihm erniedrigt habt, treibet es zur Gewerbsthätigkeit, zum ſinnlichen Wohlſtand, verwandelt Menſchen in duldſame, ſchweigende, euch nützliche Arbeits- und Laſtthiere: ihr werdet ſammt euerm Volke verderben. Ihr ſelbſt impfet ihm die thieriſche Selbſtſüchtigkeit ein; ihr ſelbſt bringet euch Zwietracht, Empörung oder Fluch. Maſchinen oder Laſtvieh wollt ihr aus eures Gleichen ſchaffen; aber eures Gleichen blieb eures Gleichen; ihr machtet nur einen verdorbenern, gefährlichern Menſchen in einem ſchwächern Staat, ihn zu zertrümmern.

Noch heut, wie ſonſt, ſind Wolluſt und Ueppigkeit das durchdringendſte Gift zur Zerſtörung der

öffentlichen Glückſeligkeit und des vaterländiſchen Ruhmes. Meinet nicht, heute ſei eine andere Zeit.

Noch heute, wie ſonſt, ſieht man die kühne Wahrheit, das ewige Recht verfolgt von der Bosheit des herrſchſüchtigen Stolzes oder des gekränkten und bedrohten Eigenuutzes. Aber die Wahrheit bleibt Wahrheit, auch in den Flammen des Scheiterhaufens, und das ewige Recht bleibt Recht, auch in Kerkern und auf Blutgerüſten. Die Wahrheit und und das Recht werden überwinden, und ihre Verfolger und deren Geſchlecht einſt blutig verderben.

Noch heute, wie ſonſt, ſieht man die Scheinheiligkeit, oder die ſtolze Unwiſſenheit, oder die tückiſche Selbſtſucht ihres Vortheils wegen gegen die Fortſchritte der ſogenannten Aufklärung, das heißt, der Erkenntniß der Weisheit, eifern; man hört noch heut, wie ſonſt, das Geſchrei der Blödſinnigen oder Habſüchtigen gegen den Geiſt der Zeit, das heißt, gegen die Richtung des menſchlichen Geſchlechts, die aus deſſen bisherigen Erfahrungen entſprungen iſt. Aber das gewaltige Rad des Jahrhunderts geht zermalmend über die Thoren hin, welche ſich frevelnd dem entgegen ſtämmen, was Naturmacht und Verhängniß und Sinn und Empfindung der Menſchheit, nicht Spiel und Laune eines müßigen Kopfes iſt.

Nichts bleibt das Alte. Nichts Vergangnes kehrt um. Des Menſchen Leib wird Aſche, der Geiſt

ſtirbt nicht; ſo in der Menſchheit auch. Die Formen brechen von Jahrhundert zu Jahrhundert; aber der Geiſt des Ganzen dauert und wächſt und wandelt in den neuen Formen, bis auch ſie wieder veralten und abfallen müſſen.

Und in dieſem allgemeinen und ſchwerem Kriege der Finſterniß und des Lichts, des Irrthums und der Wahrheit, des Böſen und Guten hat jeglicher von uns ſeine angewieſene Stelle auf dem unüberſehbaren Kampfplatze. — — Wohlan, ſo reihe dich denn an die kleine Schaar der Auserwählten, die, ohne Rückſicht auf ihren irdiſchen Vortheil, dem, was wahr und recht und gemeinwohlthätig iſt, beiſtehn! tritt unter das Banner Gottes für Tugend, Gerechtigkeit und Menſchenglück! dein Heerführer iſt Jeſus Chriſtus; dein Feind alle Ungerechtigkeit, Falſchheit, und Selbſtſucht; dein Kampfplatz das alltägliche Leben. Frage nicht: werde ich untergehen? Du lebſt ewig; kämpfe für die Sache der Ewigkeit. Und ob du auch leideſt um der Gerechtigkeit willen, ſo biſt du doch ſelig. Wer iſt der dir ſchaden könnte, ſo du dem Guten nachkommeſt? Darum fürchte dich nicht vor dem Trotzen derer, die ihres Vortheils wegen das Göttliche verachten. Gott iſt mit dir; wer will wider dich ſeyn?

Du, der mich als deinen Streiter in dieſen Kampf des Guten und Böſen auf Erden ausſandte, der Du mir durch Jeſum Chriſtum meinen Heiland die Erkenntniß deſſen gegeben, was wahr, gerecht

und Dir angenehm ſei, o heiliger Gott, o Gott des Lichts und der Wahrheit, ſtärke mich zum Kampfe durch die Macht deines Geiſtes! In mir ſelbſt zuerſt will ich den alten Feind meiner und der Welt Seligkeit aufſuchen und überwinden; den Hang zum Stolz, zur Herrſchſucht, zur Ueppigkeit und zum Reichthum, der mich unempfindlicher gegen das Höhere und Göttliche macht, daß ich es ſcheue, wenn es mit meinen irrdiſchen Vortheilen im Widerſpruch ſteht. — Nur wer ſich erſt ſelber überwindet, der kann die Welt und ihre Thorheiten überwinden.

Ein Kämpfer Gottes will ich ſeyn! Dein Kämpfer, Allerheiligſter, auf Erden, für die Kleinodien, welche Du dem menſchlichen Geſchlechte gabſt. Nicht Menſchenfurcht ſoll mich irren, nicht Spott, nicht Drohung mich abwendig machen, alles, auch Gut und Ehre und Leben aufzuopfern in Vollſtreckung deiner heiligen Befehle. Amen.

Beilage zu Nro. 50
der
Stunden der Andacht
Siebenter Jahrgang 1815.

Die verehrten Leſer dieſes Erbauungsblattes werden hierdurch benachrichtiget, daß daſſelbe im nächſten Jahr fortgeſetzt werden, und dieſer künftige Jahrgang in einer Reihe von lehrreichen und herzerhebenden Betrachtungen, ein Gemählde von den Schickſalen der Chriſtusreligion ſeit ihrer Entſtehung bis auf unſere Tage enthalten, und folglich in jeder Hinſicht von beſonderem Intereſſe ſein wird. Es iſt dieſes fünfzigſte Stück gewiſſermaßen ſchon als der Anfang jener geſchichtlichen Darſtellungen zu betrachten, die nun ſofort durch den ganzen nächſten Jahrgang ununterbrochen erſcheinen ſollen.

Bei dieſem Anlaß wird den ſämmtlichen verehrten Freunden dieſer Andachtsſtunden noch die Anzeige gemacht, daß die neuen Auflagen der vier erſten Jahrgänge nunmehr im Druck beendiget ſind, und daß man die bis jetzt vollſtändig erſchienenen ſechs Jahrgänge zuſammen um den um ein Drittel herabgeſetzten Preiß von 16 fl. oder 24 Schweizerfranken nun überall in allen Buchhandlungen Deutſchlands und der Schweiz vorräthig findet. Einzelne Jahr-

gänge können aber jedoch nicht anders als um den bisherigen Preiß von 4 fl. oder 6 Schwfr. abgegeben werden.

Der würdige Herr Herausgeber wünſchte vermittelſt dieſes wohlfeilen Preißes die Anſchaffung der ganzen ſchätzbaren Sammlung noch mehr für alle Stände erleichtert zu wiſſen, um dadurch die Verbreitung deſſelben mehr und mehr zu bewerkſtelligen; auch wird gewiß Jedermann, dem dieſe Erbauungsblätter bis dahin ſo manche Stunde geiſtreicher Unterhaltung gewährten, gerne dazu etwas beitragen, ſie im Kreiße von Bekannten und Freunden zu empfehlen.

Der diesjährige ſiebente Jahrgang iſt bereits ebenfalls im Druck ganz vollendet, und in allen Buchhandlungen zu haben, ſo daß man nunmehr alle ſieben Jahrgänge vollſtändig ſich anſchaffen, und zugleich auch für den künftigen achten Jahrgang für 1816 mit 4 fl. oder 6 Schwfr. überall ſich abonniren kann.

H. R. Sauerländer in Aarau.

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Einundfünfzigſter Sonntag, den 17. Dez. 1815.

Wie lange hat in Finſterniſſen
Der Erdkreis traurig harren müſſen!
Ihm ſchien in ſeiner Nacht kein Licht
Wer waren, Erde, deine Götter?
Du goſſeſt dir aus Erz Erretter
Und fühlteſt deine Blindheit nicht.
Ein Schwarm verächtlicher Betrüger
Beraubte boshaft dich des Lichts;
Da dünkten ſich die Weiſen klüger,
Verwirrten ſich und glaubten nichts.

Erwünſcht von ſehnlichen Gebeten
Erſchien der größte der Propheten
Das Vorbild ſtiller Heiligkeit.
Gott kam: Es flohn des Todes Schatten,
Die dieſe Welt verhüllet hatten:
Die Erde ward dem Herrn geweiht.
Sein ſiegreich Wort gieng zu den Heiden,
Und in entfernte Grenzen aus:
So eilt ein Bräutigam mit Freuden
In ſeiner Braut geliebtes Haus.

Der Streit des Guten und Böſen auf Erden.

Jerem. 7, 4. 5.

Zweiter Abſchnitt.

Nach jener fürchterlichen Ueberſchwemmung, die wir unter dem Namen der Sündflut kennen, und von welcher die Sagen vieler der allerälteſten Völker reden, breitete ſich das menſchliche Geſchlecht mit verjüngter Kraft über die Erde aus. Es enſtanden neue Reiche und Staaten. In Aſien erhob ſich das Königreich Aſſyrien ſtolz über andre Völker; am Meere mit Tyrus und Sidon den berühmten Städten der große Handelsſtaat der Phönizier; in Afrika das Königreich Aegypten.

Dieſe Menſchen aber ſchienen, nicht als wären ſie göttlichen Urſprungs, ſondern aus dem Schlamm der Erde hervorgeſtiegen zu ſein; ſo tief hinabgeſenkt ins Irdiſche war ihr Sinn. Was den Leib erquickt, was Leidenſchaften reizt und ſchmeichelt, das war ihr Bemühn, ihr Gelüſt. Sich in Purpur und Gold kleiden, an üppigen Tafeln ſchwelgen, alle Wollüſte des Lebens erſchöpfen, galt ihnen das höchſte Gut. Sie bauten Thürme und Palläſte; ſie thaten Schiffahrten über die Meere, neue Schätze zu ſammeln, ſie hatten geübte Kriegsheere und Eroberer; ſie erfanden die Schreibekunſt und manche andre Kunſt zum Vergnügen oder Nutzen — aber das Himmliſche war ihnen verborgen, der wahre Gott vergeſſen. Sie

knieten vor ſelbſtgemachten Bildern; ſie beteten zu den Geſtirnen; ſie erwieſen ſelbſt Thieren und Pflanzen göttliche Verehrung. Man hörte, daß viele ihrer Altäre ſogar vom Blute geopferter Menſchen gefärbt wurden. Nur einzelne Weiſe hatten vom höchſten Weſen, von der Ewigkeit, von den Beſtimmungen des Menſchen noch einige dunkle Vorſtellungen. Aber ſie verbargen die geringen Schätze ihrer Weisheit eiferſüchtig dem Volk, um ihrer Herrſchaft über die Unwiſſenheit deſſelben deſto ſichrer zu ſeyn.

Nur Abraham, ein Hirtenfürſt, und ſeine Familie hatten noch den Glauben an den wahren Gott bewahrt. Dieſe ehrwürdige Familie ſchien die Auserwählte zu ſein, unter allen Erdbewohnern den letzten Funken des Himmliſchen im Menſchen vor völliger Erlöſchung zu retten. Dem unſichtbaren Herrn der Welt baute ſie in Einſamkeiten Altäre, und ein frommer Wandel vor ihm war ihr Gottesdienſt. Die Welt hatte Gottes vergeſſen; ſie lag vergraben in der Nacht allgemeiner Unwiſſenheit und tiefen Aberglaubens — Abraham und ſeine Kinder verloren in der großen Finſterniß das Licht nicht. So lag neben dem Böſen, unbemerkt und ſchwach das Gute. Und das Gute rang mit dem Böſen um den Sieg.

Abrahams Nachkommen, oder die Iſraeliten wurden durch wohlbekannte Schickſale nach Aegypten

geführt, und verſanken hier allmählig in Knechtſchaft der Landesbewohner, und in deren Aberglauben. Bald war Jehova von Iſraels Enkeln ganz vergeſſen. Sie beteten Thiere und Bilder an, wie ihre Herrn, unter deren Geiſſel ſie ſich beugten. Das Böſe ſchien den Sieg vollendet zu haben über das Gute; der letzte Gedanke an den lebendigen Gott von der Erde vertilgt zu werden.

Doch Moſes lebte, der fromme, erhabene, muthige Verehrer des Herrn. Geſtärkt durch den Allmächtigen, an den er glaubte, ſprach er zu ſeinem Volk, und führte es ſiegreich aus ägyptiſcher Knechtſchaft in die Freiheit. Er eroberte das Land der Vorfahren wieder, und die Stämme Iſraels bildeten einen neuen mächtigen Staat, in welchem Jehova's Ruhm erſcholl. In langen Kriegen abgehärtet, einfach in ihren Sitten, fromm und frei, ſchlugen ſie rings um ſich her die Angriffe heidniſcher Völkerſchaften ab. Tugend machte ſie ſiegreich. Es war nicht mehr eine Hirtenfamilie, es war ein ganzes Volk, in welchem ein heiliger Glaube wohnte. Das Gute feierte einen Triumph.

Nicht lange. Im Frieden erſchlaffte das Volk, und mit dem Genuß äuſſerer Sicherheit erwuchs innere Zwietracht unter den Stämmen, und oft traurige Geſetzloſigkeit. Die ſtrengen Sitten, die Tugenden und die Geſetze der Väter wurden im gemächlichen Wohlleben vergeſſen. Das Böſe kämpfte wieder mächtig an. Mehr als einmal waren die Stämme

Iſraels in Gefahr, den heidniſchen Nachbarn unterthan zu werden. Da, im Gefühl ihrer alten Freiheit nicht mehr werth zu ſein, die oft in Zügelloſigkeit entartete, wählten ſie ſich Könige. Und nach einander beſtiegen große Fürſten den Thron, Saul, David, Salomon. Auf Sion erhob ſich der Tempel des einzigen Gottes. Dort erklangen Davids und Aſſaphs Harfen. Noch heute ſingt die Welt ihre Lieder voll ewiger Schönheit nach. Ein Sinn auf das Göttliche gerichtet war Salomons Weisheit. Das Gute hatte obgeſiegt.

Unter allen übrigen Völkern des Erdbodens war der Glaube an den einzigen Gott fremd; aber inmitten ihres irdiſchen Treibens erwachte das Bedürfniß einer beſſern Kenntniß göttlicher Dinge. Sie ahneten das Daſeyn einer über alles Irdiſche erhabenen Tugend. Des Geſetzes Werk war, wie Paulus ſagt: beſchrieben in ihren Herzen. Röm. 2, 14. Vor allen Nationen leuchteten beſonders die Griechen hervor in Kunſt und Wiſſenſchaft. Sie hatten große Geſetzgeber, weiſe Forſcher der Natur, Künſtler und Dichter, wie kein andres Volk. Sie wurden die Lehrer der Welt. Aber ſo hoch ihr irdiſches Wiſſen ſtieg, ſo dunkel blieb ihnen das Göttliche. Sie achteten die Tugend hoch, aber ihre Tugenden floſſen aus trüben Quellen. Die Liebe des Nachruhms oder des Vaterlandes, oder der Freiheit begeiſterte ſie zu herrlichen, ehrwürdigen Thaten; in ihren Erſcheinungen den Erſcheinungen des frömmſten Ge-

müthes ähnlich, und doch nur für irdiſche, gemeine Zwecke entſtanden, und mit ihnen verſchwindend. So weit ohne Glauben eines einzigen Gottes, ohne Selbſterkenntniß des unſterblichen Geiſtes, ohne Hoffnung ewiger Vervollkommung eine heilige Geſinnung möglich iſt, haben die Griechen ſie gewieſen. Es war das Göttliche im Menſchen, welches ſich ausſprach; der Kampf des Lichts mit der Finſterniß. Darum wurden die Griechen der Stolz ihrer Zeit, der Ruhm der Welt. In ihrer edeln Kraft demüthigten ſie furchtbare Feinde. Sobald ſie aber anfingen, Reichthum mehr als Tugend, eignen Vortheil mehr als Vaterland, Ueppigkeit mehr als Freiheit zu lieben, erloſch ihr Ruhm, ihre Freiheit. Entzweit unter ſich, ſanken ſie in Knechtſchaft und wurden ein geringes Volk.

Sie ſanken; aber mit ihrer Größe ging nicht das Gute verloren, welches durch den erhabnen Geiſt ihrer Geſetzgeber, Lehrer und Weiſen dem menſchlichen Geſchlecht erworben war. Es lebte fort und bewegte wohlthätig die Geiſterwelt in andern Gegenden des Erdbodens. Im Kampf des Lichts und der Finſterniß war die alte Nacht gebrochen, und eine wunderbare Dämmerung höhern Lichts verbreitete ſich über die Welt. Durch die gleichen Tugenden, in welchen die Griechen groß geworden, erhoben ſich, da jene in feiger Schlaffheit ſanken, die Römer. Vaterland, Freiheit und Nachruhm erfüllten ihr Gemüth, machten ſie ſtark zu den größten Opfern,

zu den kühnſten und edelſten Handlungen. Sie verſchmähten den Reichthum, ſie verachteten den Tod; die Ehre ihres Namens galt ihnen über alles. Dadurch wurden ſie mächtig über alle ihre Nachbaren; nie war vor ihnen ein Volk von ſo kleinem Urſprung zu ſo ungeheurer Gewalt geſtiegen. Ihre Kriegsheere fochten ſiegreich in drei verſchiednen Welttheilen. Nicht aber die Ströme Blutes, welche ſie in drei Welttheilen vergoſſen, nicht die Schlachten, welche ſie gegen größere Heere gewannen, nicht die Schätze, welche ſie aus allen Weltgegenden zuſammenſchleppten, nicht der Ruhm und die Herrlichkeit und die Herrſchaft Roms über den ganzen bekannten Erdkreis war das Vortreffliche, was ſie leiſteten. Nein, das alles war irdiſch und vergänglich. Rom iſt heut eine arme und ohnmächtige Stadt. Aber das, woran ſie ſelbſt am wenigſten dachten, daß es für die Welt das Wichtigſte und Bleibendſte ſein würde, und um deſſenwillen ſie ſich am wenigſten in Todesgefahren ſtürzten, das war das Vortreffliche! Sie verbreiteten nämlich Griechenlands und Roms Wiſſenſchaft und Aufklärung weit um ſich her; ſie brachten halbwilden Völkern ihre Geſetzgebung und menſchlichere Sitten. So wurden ihre Waffen das Werkzeug des Guten und Edlern zur Bekämpfung des Rohen und Thieriſchen, und ganzen Nationen ward eine feinere Bildung und eine Empfänglichkeit für das Beſſere zu Theil, die vorher nur Eigenthum weniger Städte geweſen war.

So breitete ſich das Reich des Lichts ſtreitend und ſiegeriſch immer in weitere Gränzen aus. Nur Rom ſelbſt, ungewarnt durch der Griechen trauriges Beiſpiel, verlor Ruhm, Freiheit und Herrlichkeit wieder durch eben die Fehler, denen jene unterlegen geweſen waren. Die Beſieger der Welt wurden von ihren Laſtern beſiegt. Golddurſt überwältigte die edlere Ruhmbegier; ehrgeizige Eigenliebe überwältigte die Liebe zum Vaterlande, und Schlemmerei und Wolluſt entnervte die tapfere Fauſt. In immerwährenden Bürgerkriegen gieng die Freiheit Roms unter, und die Beherrſcher der Welt lernten dem Zepter eines einzigen ihrer Mitbürger gehorchen. Der erſte Kaiſer Roms hies Auguſtus.

Auch das iſraelitiſche Volk war vom Schwerdt der Römer bezwungen, und das Königreich Davids und Salomons in eine unterthänige Provinz verwandelt worden. Denn als nach Salomons Tode das Volk zwieträchtig geworden, hatte es ſich in zwei Königreiche getheilt, die von da an in feindſeliger Eiferſucht neben einander ſtanden. Jedes dieſer Königreiche, das iſraelitiſche mit ſeiner Hauptſtadt Samaria, das jüdiſche mit ſeiner Hauptſtadt Jeruſalem, war nun zu ſchwach, eroberungsſüchtigen Feinden zu widerſtehen. Zuerſt fiel jenes unter des aſſyriſchen Königs Salmanaſſar Gewalt, dann auch Jeruſalem unter den Schwerdſtreichen Nebucadnezars, des Königs von Babylon. Die Vornehmſten des Landes wurden hinweg geführt in Gefangenſchaft,

und heidniſche Beſatzungen erfüllten die Städte und Ortſchaften des altberühmten Bodens. Jehova's Tempel lag in Trümmern. Das zurückgebliebene unterjochte Volk nahm, in Unwiſſenheit verſinkend, Sitten und Götzendienſt ſeiner Herren an, und ein großer Theil von den weggeführten Juden den Aberglauben der Gegenden, in welchen ſie fern vom Vaterlande wohnen mußten.

Siebenzig Jahre weinten die Verbannten in der babyloniſchen Gefangenſchaft, bis Gott das Herz des großen Königes von Perſien rührte. Cyrus, oder wie ihn die heilige Schrift nennt, Cores lies ſie heimkehren ins Vaterland und den zerſtöhrten Tempel wieder aufrichten. Der edle Eſras, ihr Statthalter, ſammelte wieder die zerſtreuten Schriften Moſis und andrer heiligen Männer. Er ſtrebte aber vergebens, der Wiederherſteller eines Volks zu werden, welches die Tugenden ſeiner Väter verloren, und von den Laſtern des Heidenthums zu viel lieb gewonnen hatte. Es hieng zwar an den Vorſchriften Moſis und beobachtete die äußerlichen, gottesdienſtlichen Gebräuche mit pünktlicher Strenge. Aber beten, faſten, opfern, iſt kein Gottesdienſt, und äuſſere Werkſeligkeit iſt keine Tugend. Sie hatten den Tempel des Herrn wieder aufgebaut, aber nicht die Furcht des Herrn im Gemüth. Schon früher hatte ihnen der Prophet Jeremias, doch vergebens, zugerufen: Verlaßt euch nicht auf die Lügen, wenn ſie ſagen: Hier iſt des Herrn Tempel! hier iſt des

Herrn Tempel! hier iſt des Herrn Tempel! ſondern beſſert euer Leben und Weſen, daß ihr recht thut einer gegen den andern. Jer. 7, 4. 5.

Weder er, noch ſpätere Weiſen des Volks fanden Gehör. Das Göttliche war bei den meiſten nur dem Namen nach vorhanden; der Hang zum Irdiſchen waltete vor; die Neigung zum Böſen ſiegte über das Ewiggute. Darum mußte das Volk, treu dem Buchſtaben, aber abtrünnig dem Geiſt des Geſetzes Moſis, verderben durch die Laſter, welche Griechenland und Rom zu Grunde gerichtet haben. Es fiel aus der Botmäßigkeit der Perſer in die Gewalt des macedoniſchen Eroberers Alexander, der das halbe Morgenland bezwingen konnte, nur nicht ſeine eignen Leidenſchaften. Als er das Opfer derſelben geworden war, riß Aegypten die Macht über das gelobte Land an ſich; und aus der Hand Aegyptens fiel es in die Gewalt Syriens. So wurden die Juden abwechſelnd von verſchiedenen Herrſchern unterjocht. Nie ermannten ſie ſich wieder zu der alten Würde, weil ſie ſich nicht zu den alten Tugenden ermannen konnten. Nur in blinder Anhänglichkeit an den Gebräuchen ihres Gottesdienſtes zeichneten ſie ſich aus vor allen übrigen Völkern. Und dies war vielleicht ihr höchſtes Verdienſt um die Welt; denn damit bewahrten ſie mitten unter den heidniſchen Völkern und den herrſchenden Beiſpielen rohen Götzenthumes den hohen Glauben an den einzigen

und unſichtbaren Gott des Weltalls. Hier war ihre edelſte Willenskraft in Eins zuſammengedrängt, und ſchon dies Eine, was ſie begeiſterte, war hinreichend, ſie bei allen ihren übrigen Fehlern wieder eine Zeitlang zur Selbſtſtändigkeit zu erheben.

Denn als Antiochus Epiphanes, König von Syrien in allen ſeinen Staaten eine gewiſſe Gleichheit der Geſetze und Sitten einführen wollte, und ihn verdroß, daß die Juden von ihren herkömmlichen Geſetzen und gottesdienſtlichen Einrichtungen nicht abweichen wollten, verſuchte er Gewalt. Da gerieth das Volk in Aufſtand. Judas, der Makkabäer erhob ſich an der Spitze deſſelben. Er ſchlug die Syrer, und unterſtützt von Roms Gewalt, die ſich in Aſien immer weiter verbreitete, gelang es ihm, Iſrael frei von Syrien, noch einmal zu einem unabhängigen Staat zu machen. Der Heldenmuth und die Weisheit der Makkabäer verſchwand mit den beſiegten Gefahren, und die Laſter der neuen Könige, ihre Bruderkriege, machten das ganze Land bald zur Beute des allesbeſiegenden Roms. Es kam der Feldherr Pompejus und eroberte Jeruſalem. Dem Volke blieb zwar ſeine Art des Gottesdienſtes unangefochten. Die Römer waren in Rückſicht des Glaubens, welchen ein von ihnen bezwungenes Land hatte, ſehr gleichgültig. Aber die Unabhängigkeit des jüdiſchen Landes blieb nun für alle Zeiten vernichtet. Die Römer ſetzten einen ihnen ergebenen Fürſten, Herodes, zum König der Juden, einen ſtaatsklugen und thätigen Herrn.

Noch ſollte Judäa, obſchon längſt zum Untergang reif, nicht gänzlich verſchwinden. So war es der Rathſchluß des ewigen Verhängniſſes. Denn hier ſtand, nirgends ſonſt noch in der Welt, der Tempel des unſichtbaren einzigen Gottes! Hier wurden noch die heiligen Ueberbleibſel vom Glauben der früheſten Vorwelt bewahrt, die geiſtigen Kleinodien der Menſchheit. Erſt wenn ſtatt jenes Tempels, ſtatt dieſes Glaubens der Welt das Vollkommnere gegeben war, konnten Jeruſalem, Tempel und Volk ohne Nachtheil für das Glück des menſchlichen Geſchlechts verſchwinden. Und ſo geſchah es.

Selbſt das Geſetz und die Lehre Moſis waren zu dieſer Zeit nicht mehr in ihrer erſten Einfalt gekannt. Im Lande herrſchten verſchiedene Sekten, welche über Auslegung und Geiſt des Geſetzes unter ſich ſtritten. Da waren die Phariſäer, jüdiſche Gelehrte, welche zwar feſt am moſaiſchen Geſetz hiengen, aber mit überſpanntem Weſen und faſt abgöttiſcher Verehrung. Sie übertrieben daher ihre Deutungen; fanden in allem, ſelbſt im Unbedeutendſten, ſogar in der Stellung und Zahl der Buchſtaben heilige Geheimniſſe. Sie verloren ſich in abgeſchmackte Spitzfindigkeiten, in kleinliches Ceremoniel. Niemand war pünktlicher als ſie in Beobachtung täglicher Gebete, Opfer und Waſchungen. Aus Eigennutz oder Ehrgeiz wollten ſie die Männer des Volks, die Beherrſcher der öffentlichen Meinung ſeyn. Ein heiliges Leben war ihnen minder wichtig, als das Gepränge

äuſſerlicher Zucht. Nebenbuhlerin im öffentlichen Anſehn war von ihnen die gelehrtere Secte der Sadducäer. Dieſe verwarfen das Geheimnißvolle und Bildliche, welches die Phariſäer in den Schriften Moſis ſuchten und fanden. Sie hiengen am todten Buchſtaben und lehrten und glaubten nichts anders, als was der Buchſtabe ſprach. Darum läugneten ſie die Auferſtehung der Todten, weil ſie davon in den Schriften Moſis nichts gefunden hatten. Hielten die Phariſäer mit dem Volk, hielten es die Sadducäer mit den Vornehmen und Großen der Stadt und des Hofes.

Viele Juden fanden inzwiſchen die Spitzfindigkeiten dieſer gelehrten Partheien nicht genug thuend für ihr Gemüth. Sie ſehnten ſich nach beſſerm, als dem trocknen Spiel des Verſtandes. Sie zogen ſich in Einſamkeiten zurück, wo ſie, unter dem Namen der Eſſäer, mit Entſagung aller irdiſcher Annehmlichkeiten, bei Gebet und Faſten lebten, und durch Kaſteiung ihres Leibes, und in wohlthätigem Wandel den Beifall Jehova's zu gewinnen hofften.

Alle dieſe Partheien waren inzwiſchen darin einig, daß die Zeit nahe ſei, wo nach ihrer Auslegung der alten Weiſſagungen, ein Retter Juda's erſcheinen würde. Verheiſſen war er von den Propheten, die vor Jahrhunderten ſchon das Verderben ihres Volks beklagt, und einen neuen Moſes verheiſſen hatten, welcher die Nachkommen Iſraels aus der Schmach und Knechtſchaft glänzend hervorführen würde. Ja,

ſie fühlten es, der da kommen ſollte, mußte größer als Moſes ſein, um ſo ſchwerer es war, ein ſo tief in Irrthum und Herzloſigkeit verſunkenes Volk zu erheben. Nun, ganz Iſrael erwartete es, war die Zeit erfüllt. Die Einbildungskraft der harrenden Menge erfüllte ſich mit wunderbaren Vorſtellungen von der Macht und Herrlichkeit, in welcher der Geſandte und Geſalbte des Herrn, der Nachkomme vom Stamm Davids und der Erbe ſeines Thrones, der Sohn Gottes, erſcheinen müſſe. Denn, ſo hoffte die Menge, er ſollte das unüberwindliche Rom ſtürzen, und den Zepter Iſraels wieder gebietend über die Welt ausſtrecken.

Und in der That, die Zeit war erfüllt. Nach einem viertauſendjährigen Kampf des Lichtes und der Finſterniß war die Menſchheit im Allgemeinen zum hellern Glanze vorbereitet, und empfänglich die höchſten Offenbarungen aufzunehmen. — Die Zeit war erfüllt, wo ein ganz neuer Kampf des Guten mit dem Böſen beginnen ſollte. Und er begann. Es gieng in den Nächten und trüben Dämmerungen der Geiſterwelt die Sonne auf. Der Meſſias Jeſus erſchien.

Wenn ich meinen Blick über die erſten viertauſendjährigen Schickſale des menſchlichen Geſchlechts hinwerfe, wie erfüllt mich dies weite Gewühl auf- und untergehender Nationen mit Schauder und Wehmuth. Wie viel Blut, wie viel Thränen floſſen, und wofür! Eroberer gingen mit ehernen Ferſen über die Leichen

zahlloſer Geſchlechter hin — was war ihr Werk? Elend. Was war ihre Beute? ein vergeſſenes Grab. Wo ſind die Herrlichkeiten Jeruſalems, die Prachtgebäude Babylons, die gewaltigen Zepter des Morgenlandes alle? wo ſind die Schulen Griechenlands, wo die Reiche Roms?

Es war der allgemeine, ungeheure, endloſe Krieg der Leidenſchaften. Völker verſchlangen Völker und wurden verſchlungen. Ihr Ruhm iſt dahin; von vieler Daſein weis man nicht mehr. Nichts blieb von dem Allen, als die ſchrecklich warnende Geſchichte des großen Jammers und das Gute, welches durch Weisheit und Tugend den nachfolgenden Geſchlechtern geſtiftet ward. Nur dieſes blieb unſterblich. Und wo es von den Völkern ergriffen ward, wurden ſie dadurch glückſelig und groß. Sie ſtürzten unaufhaltbar in den Abgrund des Verderbens, ſobald ſie ſich zum Böſen wandten.

Und ſehe ich auf die heutigen Völker, und ihre Kriege und ihre Sitten — ſchaudernd und bange ahne ich noch ſchrecklichere Zeiten. Ach, hätte ich, königlicher Jeſajas, den Donner deines Mundes, um die Welt von ihrem Irrthum zurückzurufen! Aber würde ſie mich hören? In wildem Wahnſinn ihrer Begierden raſen ſie von Sünde zur Sünde. Die Juden hatten Moſen und die Propheten, und ſanken unter; ſie hörten nicht. Die Völker der heutigen Welt, haben ſie nicht Jeſum Chriſtum? Sie hören ihn nicht. Sie deuteln an ſeinen Lehren,

ſie ſtreiten um ſeine Worte, wie Phariſäer und Sadducäer einſt um die Buchſtaben Moſis. Aber der Geiſt Jeſu iſt nicht in den Deutlern. Darum, du über das große Weltverderben trauernder Jeremias, rufe noch heut: **Verlaßt euch nicht auf die Lügen, wenn ſie ſagen: Hier iſt der Tempel, hier iſt der Tempel, hier iſt der Tempel! ſondern beſſert euer Leben und Weſen, daß ihr gerecht thut einer gegen den andern!**

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Zweiundfünzigſter Sonntag, den 24. Dez. 1815.

Er kömmt zu Iſraels Geſchlechtern,
Sanft, wie der Thau in ſtillen Nächten,
Mit Lieb und Huld nur angethan.
Er kömmt herab von ſeinem Sitze;
Doch ſeine Herolde, die Blitze,
Gehn, da er kömmt, jetzt nicht voran.
Ihm folgen keine Stürm' und Wetter
Die nur des Zorns Begleiter ſind.
Er kömmt jetzt, als der Sünden Retter,
Als einer armen Jungfrau Kind.

Er, welchem alle Himmel dienen,
Er, den uns Gott, uns zu verſühnen
Zum Tilger unſrer Sünden gab,
Er kömmt; erniedrigt, daß die Erde
Ein Tempel ſeines Vaters werde,
Vom Throne ſeiner Macht herab.
Er wählt nicht zum Geburtsort Schlöſſer,
Der Fürſten Herrlichkeit zum Spott,
Er wird nicht durch Palläſte größer,
Und Gott iſt auch in Hütten Gott!

Das Erſcheinen Jeſu auf Erden.

Joh. 3, 16.

Es ging in den Nächten und trüben Dämmerungen der Geiſterwelt die Sonne auf. Der Meſſias Jeſus erſchien.

Er erſchien — ſo ordnete es die ewige Vorſehung! — in dem einzigen Augenblick der Zeiten, auf dem einzigen Ort des Erdkreiſes, unter dem einzigen Volk der Welt, und in der einzigen Verbindung der Umſtände, welche dem großen Weltrettungswerk allein die angemeſſenſten ſein konnten. Erhaben und einfach, wie in dem Walten und Weben der Natur, iſt Gott auch im Walten und Weben der Schickſale.

Die Zeit der heiligen Verheiſſungen war erfüllt. Die Menſchheit ſtand nun auf einer Stufe von Bildung, welche ſie fähig machte, das Höhere zu erfaſſen, und vom Irdiſchen zum Gedanken des Göttlichen aufzuſteigen. Zwar früher ſchon lebten einzelne weiſe Männer, des größten Geiſtesaufſchwunges fähig; aber ſie ſtanden weit über ihr eignes Jahrhundert erhaben, nnd von einer allzurohen Zeitgenoſſenſchaft kaum begriffen. Zwar gab es wohl einzelne Städte von Bildung; aber ſie waren in der Maſſe barbariſcher Nationen nur geringe Lichtpunkte; und dieſe Nationen ſtanden unter ſich

meiſtens getrennt, ohne Verkehr, höchſtens von Nachbarſchaft zu Nachbarſchaft im Krieg.

Rom, das Allgewaltige, mußte erſt dem Meſſias Jeſus und ſeinem Werk den Weg anbahnen; es mußte erſt mit Waffengewalt, von Gott begünſtigt, die halbe Welt erobern, vom Tajo bis zum Euphrat in Aſien, von dem Rhein und der Donau bis Aegypten und den Sandwüſten Afrikas. Es mußte erſt zahlloſe Völker unter einerlei Herrn und Geſetz vereinigt, ſie von der erſten Rohheit abgeleitet haben. Es mußte erſt alle Kriege im Innern beendet, und den friedlichen Verkehr der Nationen unter ſich eingerichtet haben, damit ſich das Wort, welches Jeſus brachte, ungehemmter unter allen verbreiten konnte.

Alle Religionen der Völker ſchwankten; das moſaiſche Geſetz war zum Buchſtaben- und Wortſtreit und leeren Ceremoniel herabgeſunken. Bei den Heiden ſpotteten die Klügern öffentlich über die ſelbſtgemachten Gottheiten. Ueberall herrſchte Vielgötterei; abergläubiger Opferdienſt, um die höhern Weſen ſich zu Freunden zu machen; der ſchauderhafte Gedanke, daß in der Todesſtunde der Schluß alles Daſeyns, die gänzliche Vernichtung eintrete. Allgemeiner, als je, war die Sehnſucht nach dem Beſſern, nach höherer Erleuchtung. In hundertjährigen Kriegen, und im unſteten Wechſel des Glücks des Hohen und Niedern ward die Schlechtigkeit alles Irdiſchen tiefer empfun-

den, und das Bedürfniß eines Glücks, welches unabhängig von den Spielen des Zufalls, höher als jedes Schickſal von auſſen ſei. Aber wer ſollte das Beſſere, die Erleuchtung, das ewige Glück bringen? Wer konnte den Seufzer der Menſchheit erhören? — Niemand denn Gott ſelbſt.

Und alſo hat Gott die Welt geliebt, daß er ſeinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, ſondern das ewige Leben haben. Joh. 3, 16.

Der Meſſias Jeſus erſchien, und zwar an einem Ort, unter einer Nation, welche allein dazu die geeignetſten waren. Nur im jüdiſchen Lande, nur im jüdiſchen Volke lebte noch der Gedanke von der Einheit des unſichtbaren, lebendigen Gottes. Hier allein war der Ort, wo die Offenbarungen des Höhern leichter verſtanden und empfangen werden konnten. Hier allein waren keine Götzenaltäre zu zerſtören, keine Tempel zu verändern, was der Lehre Jeſu gleich anfangs den allgemeinen Zorn des Pöbels und der Regierungen hätte erwecken müſſen. Hier allein war der Ort, wo noch von Jahrtauſenden her aus der Urwelt ſich die Lehre vom Göttlichen bewahrt hatte, die dem älteſten Menſchengeſchlecht vom Schöpfer ins Gemüth gegeben war. Hier war durch eine neue Religion nichts an der Staatsverfaſſung

zu ändern, die bei andern Völkerſchaften meiſtens aufs innigſte mit dem Opferdienſt und Prieſterthum verwebt war. Daher konnte Jeſus nachher ſeine Lehre nur als eine höhere Entfaltung der moſaiſchen darſtellen; er konnte den Juden ſagen: Ihr ſollt nicht wähnen, daß ich gekommen bin, das Geſetz oder die Propheten aufzulöſen. Ich bin nicht gekommen aufzulöſen, ſondern zu erfüllen. Matth. 5, 17.

Der Meſſias mußte noch aus andern Gründen zuerſt in der jüdiſchen Nation erſcheinen, obgleich eben dieſe Nation ſchon damals unter den übrigen Völkern wegen ihrer ungeſelligen Eigenheiten, wegen ihres Aberglaubens und Leichtglaubens zum Sprüchwort und zur Verachtung geworden war. Hier forderten die allgemeinen Völkerverhältniſſe ſein erſtes Erſcheinen, obgleich damals noch kein Sterblicher von dem, was ſein würde, eine Ahnung haben konnte. Aber dem Auge der Vorſehung war es unverborgen, daß dies gleiche Volk, wenige Jahrzehende nach Jeſu Erſcheinung, ſobald ſeine Lehre hinlänglich Wurzeln geſchlagen habe, untergehen werde; daß dieſer Untergang keiner der gewöhnlichen einer Nation, ſondern eine gänzliche Auflöſung und Zerſtreuung des Volks in alle Welttheile ſein werde; — das Ungewöhnlichſte, das Unerhörteſte der Schickſale, welche nie vor, nie nachher eine andre Nation wieder betroffen

hat. Nur ſo konnte, mußte nothwendig das von Jeſu geoffenbarte Wort plötzlich, und wunderhaft ſchnell durch alle Welttheile, unter die verſchiedenſten Völkerſchaften ausgeſtreut werden, wie ein reifer Saame, den ein Sturm weit durch die Lüfte umherführt und ausſtreut. Denn, und das war der Beſchluß der göttlichen Vorſehung, den wir erſt jetzt aus ſeinen Wirkungen anbetend erkennen; die Weisheit und Offenbarung durch Jeſum ſollte nicht die eingeſchloſſene Religion eines Landes werden, nicht etwa blos im jüdiſchen Staat an die Stelle der verfallenden moſaiſchen Religion treten, ſondern Glaube und Beſeligung der geſammten Menſchheit werden. Selbſt jene Verachtung der Völker gegen die Juden war nothwendig zum Gedeihen des Chriſtenthums, weil bei der nachmaligen Zerſtreuung der Iſraeliten in andern Ländern auch die Chriſten anfangs für bloſſe Juden gehalten wurden, gegen deren Glauben man nachſichtig war. So empfieng die zarte Pflanze, der erſte Keim des Chriſtenthums auf fremdem Boden milden Schutz vor der Eiferſucht heidniſcher Prieſter. Erſt als der Keim zur Krafft erſtärkt, und es zu ſpät war, ihn zu vertilgen, erſt als die Altäre und Tempel der Götzen nothwendig fallen mußten, erkannten Prieſterſchaft und Fürſten ihren anfänglichen Irrthum.

Nicht unter Griechen, nicht unter Römern mußte Jeſus Meſſias, ſondern bei den Juden auftreten,

auch darum ſchon, weil hier, beſonders in der groſſen Maſſe des Volks, der Glaube und die Erwartung von der nahen Ankunft eines Meſſias, eines Gottgeſandten allgemein rege war. So ſtand zu ſeiner Aufnahme alles vorbereitet. Nicht der Gelehrte blos, ſondern ſelbſt der gemeinſte Mann kannte die Weiſſagungen der alten Propheten vom Meſſias. Dieſe vor Jahrhunderten geſchehenen Verkündungen, die ſeit Jahrhunderten immerfort wiederholt worden waren, bezeichneten mit den kleinſten Einzelnheiten, mit den feinſten Zügen, wie der groſſe Welterlöſer erſcheinen ſolle und ſeyn werde; wie er ein Sohn Davids in tiefſter Niedrigkeit als der Allerverachtetſte kommen werde, dieſe Ruthe von dem Stamm Iſai, dieſer Zweig aus ſeiner Wurzel, auf welchem ruhen ſollte der Geiſt des Herrn, der Geiſt der Weisheit und des Verſtandes, der Geiſt des Raths und der Stärke, der Geiſt der Erkenntniß und der Furcht des Herrn. Jeſ. 11, 1. 2.

Und Jeſus Meſſias erſchien. Durch Leitung der Umſtände vereinigte ſich die Vorſehung auf unbegreifliche Weiſe in der Perſon und dem Leben Jeſu alle jene prophetiſchen Schilderungen der Alten. Er war es, den das hohe Alterthum ſo genau bezeichnet hatte; jeder mußte ihn erkennen.

Er ward geboren zu Bethlehem, in der Vaterſtadt des Königs David. Er ward geboren von einer

Jungfrau, genannt Maria. Sie war die Verlobte Joſephs, eines Zimmermanns und Nachkommen aus dem ganz geſunknen, halbvergeſſenen königlichen Geſchlechte Davids. Von jeher war in den morgenländiſchen Familien die Sitte herrſchend, mit ſtrenger Sorgfalt die Geſchlechtsregiſter der Väter aufgezeichnet zu bewahren und fortzuſetzen. Dieſe Sitte hat ſich im Morgenlande noch bis auf den heutigen Tag erhalten. Die Geſchlechtsregiſter waren von Familie zu Familie nichts Unbekanntes. So legte der Evangeliſt Matthäus 1, 2 — 16 das Geſchlechtsregiſter Joſephs den Zeitgenoſſen vor. Die Mutter Jeſu ward Joſephs Weib.

In Bethlehem, in der Vaterſtadt Davids ſelbſt mußte er durch ſeltſame Verkettung der Umſtände geboren werden. Auch hatte Micha, der Prophet des Alterthums, der bei ſiebenhundert Jahre vor Chriſti Geburt lebte, geredet: Und du Bethlehem Ephrata, die du klein biſt unter den Tauſenden in Juda, aus dir ſoll mir der kommen, der in Iſrael Herr ſei, welches Ausgang von Anfang und von Ewigkeit geweſen iſt. Micha 5, 1.

Joſeph ſelbſt und Maria wohnten nicht in dieſer Stadt Davids, ſondern zu Nazareth. Aber alles geſchah zu der Zeit, da das ganze Römerreich zum erſtenmal in der Gewalt eines Einzigen, des Kaiſers Auguſtus vereint war, deſſen gehorchender Unterkönig

Herodes, damals in Jeruſalem lebte. Herodes hatte königlichen Hof, königliche Würde und Gewalt, doch war er an Rom zinsbar. Als nun der Kaiſer die erſte Schatzung im ganzen Reiche ausſchrieb, und jedermann in den Ort ſeiner Herkunft reiſen mußte, ſein Vermögen wegen der Beſteurung anzugeben, reiſete auch Joſeph, von Marien begleitet, nach Bethlehem, weil er aus dem Hauſe und Geſchlecht Davids war. Luc. 2, 4. Hier gebahr Maria den, von welchem die Prophezeiungen geredet hatten. Vielleicht ſcheinen dieſe kleinen Umſtände unſern Zeiten gering zu ſeyn; ſie waren es nicht im Plan der Vorſehung; nicht für jenes Zeitalter, nicht für jenes Volk. — Das war Zufall! läßt ſich ſagen. Wohlan, ich will ihn auch ſo nennen. Aber aus dieſen Zufällen iſt unſer Leben wunderbar weislich geordnet, und alle Zufälle, vergiß es nie, Freund, ſind göttlichen Urſprungs!

Noch ein andrer, dir vielleicht eben ſo geringſchätziger Umſtand, iſt mir immer bei der Geburt Jeſu zu Bethlehem auffallend geweſen. Man hoffte nämlich allgemein mit geſpannter Erwartung auf die Erſcheinung des Meſſias. Das Gerücht davon hatte ſich vielleicht weiter verbreitet, als die Gränzen des Jüdiſchen Landes reichten. Mit dieſer Vorſtellung und in Beobachtung und Deutung der Geſtirne, (der Lieblingsbeſchäftigung damaliger Gelehrten,

beſonders der Araber) glaubten einige Männer aus der wunderbaren Stellung der Sterne, oder der Sichtbarwerdung eines Kometen auf die Erſcheinung des Meſſias ſchlieſſen zu müſſen, und machten ſich auf die Reiſe, ihn zu ſehen. Die Schrift nennt ſie Weiſe vom Morgenlande; morgenwärts von Jeruſalem aber liegt wirklich Arabien.

Sie kamen nach Jeruſalem, in der Meinung, jedermann müſſe in dieſer Stadt ſchon von der Ankunft des Längſterſehnten wiſſen. Sie erkundigten ſich überall: wo iſt der neugeborne König der Juden? Denn ein irdiſcher König war die Hoffnung Iſraels; ein Gottesheld, welcher den Thron des Auguſtus und die Macht der unbeſiegten Parther zertrümmern würde, um den Glanz Jeruſalems heller zu machen, als er jemals unter David geſtrahlt hatte. Niemand in der volkreichen Hauptſtadt wußte ihnen zu antworten; wohl konnte ihnen jeder ſagen, daß in den Büchern der alten Propheten Bethlehem als die Geburtsſtadt des Meſſias bezeichnet worden ſei. So reiſeten die Araber nach Bethlehem. Auch hier herrſchte Stille. Aber ſie vernahmen die Geburt eines Kindes von einer galiläiſchen Jungfrau. Ehrfurchtsvoll begaben ſie ſich dahin, wo das Kindlein mit der Mutter war. Sie fanden es, entblößt von aller Herrlichkeit, ja von den nothwendigſten Bequemlichkeiten und Bedürfniſſen, in einem elenden Stalle. Seine Wiege war

eine Krippe. Aber unerſchütterlich war ihr Glaube. Sie fielen nieder. Sie beteten an. Sie ſchenkten dem Auserwählten Gottes von den Erzeugniſſen ihres Landes, oder Handels, Gold, Weihrauch und Myrrhen.

Ihr Nachforſchen in Jeruſalem hatte Aufſehen in der Hauptſtadt gemacht. Das ganze Jeruſalem erſchrak. Herodes kannte den meuteriſchen Geiſt des Volks, das er beherrſchte; er kannte die Sagen von einem Meſſias. Er lies die Schriftgelehrten verſammeln, und fragte: wo eigentlich Meſſias geboren werden müſſe, Kraft alter Vorherſagungen. Die Antwort blieb: Bethlehem. Es gehörte in der That wenig dazu, einen Mann argwöhniſch und unruhig zu machen, der als ein Fremdling, denn er war ein Idumäer, und durch kaiſerliche Gunſt auf den unſichern Thron des jüdiſchen Landes erhoben war. Mogte er auch die herrſchende Sage wohl für ein Mährchen des Aberglaubens halten, es war ihm des wankelmüthigen Volks wegen immer ein gefährlicher Aberglaube. Ihn ſelbſt hatten ja einige Juden, vielleicht nur ſeine feilen Schmeichler, ſchon als den verkündeten Meſſias geprieſen. Er wuſte es; wußte aber auch, daß die Mehrheit im Lande daran gar nicht glauben wollte und ſeine Bewunderer und Anhänger nur ſchlechtweg mit dem Namen der Herodier bezeichnete.

In dieſen Verhältniſſen gab er den Befehl zu dem bekannten bethlehemitiſchen Kindermord, um ſo mit einem Streich alle Volkserwartungen, und alle aufrühreriſchen Bewegungen zu vertilgen, welche ſich daraus entwickeln konnten. Ich weiß es wohl, daß auſſer den heiligen Schriftſtellern, keine andere Schriftſteller jenes Zeitalters von dieſer grauſamen That reden. Aber welch ein ſchwacher Grund, die Sache ſelbſt zu bezweifeln, und die anſpruchsloſe Redlichkeit der Evangeliſten zu verdächtigen, und zwar aus eigener Unwiſſenheit! Denn bei ſo vielfachen Gewaltthaten, als ſich Herodes zur Behauptung ſeiner wankenden Größe überhaupt erlaubt hat, mogte ein Todesbefehl, wie dieſer, kaum ſehr bemerkenswerth ſcheinen. Hatte er doch auf einen bloßen Argwohn hin, den ihm die Ausſage einiger Gefolterten erregen konnte, ſeine eignen beiden Söhne, den Alexander und Ariſtobul hinrichten laſſen. Wozu konnte ein Mann nicht fähig ſeyn, in welchem die Leidenſchaft des Ehrgeitzes ſelbſt die Gewalt und die Stimme der Natur vernichtet hatte? — Zu dem war die Ermordung der Unſchuldigen weder ſo zahlreich, noch gräßlich, als ſie uns zuweilen in Bildern der Maler oder Dichter vorgeſtellt worden iſt. Denn wenn auch der ſchreckliche Befehl in aller Strenge vollzogen worden iſt, und zu Bethlehem, und ſo weit der Stadtbezirk reichte, alle Kinder männlichen

Geſchlechts, die unter zwei Jahre alt waren, getödtet worden ſind: ſo mußte die Anzahl derſelben ſehr gering ſeyn, weil Bethlehem eines der geringſten Städtchen des jüdiſchen Landes war. Noch in unſern Zeiten zählt es in allem kaum dreihundert Häuſer, da es doch aus Ehrfurcht als Geburtsort des Erlöſers, nicht nur von Juden, Türken und Arabern, ſondern auch von ſehr vielen Chriſten bewohnt iſt, die daſelbſt ein Kloſter haben, Handwerke begehen und Handel treiben, beſonders mit Roſenkränzen und Kreuzbildern.

So gering aber auch die Anzahl der durch den königlichen Befehl fallenden Opfer ſeyn mogte, er blieb eine Schmach im Leben des Tyrannen, der bald ſelbſt eines ſchauderhaften Todes ſtarb. Er litt lange an der Waſſerſucht; darauf ging er lebendigen Leibes in Verweſung über. Würmer erzeugten ſich in ſeinen offnen Wunden, da er ſchon ſiebenzig Jahr alt war. Auch den Zweck ſeiner Abſicht erreichte er nicht. Zwar das Volk blieb ruhig. Aber der, welcher getödtet werden ſollte, blieb unverletzt. Gott wachte.

Maria hatte nämlich mit ihrem Gatten und Kinde, welches nach dem achten Tage beſchnitten worden, Bethlehem verlaſſen, und war dem jüdiſchen Geſetz gemäß, nach Jeruſalem gegangen, um dort, nebſt einem Opfer von zwo jungen Tauben, ihren theuern

Säugling im Tempel dem Herrn darzuſtellen. Noch herrſchte die Rede vom Meſſias laut in der Stadt. Noch war der herodiſche Beſchluß nicht gegen Bethlehem ergangen.

Und als das Kind von der Mutter im Tempel gehalten ward, trat ein hochbetagter, frommer Jude hinzu. Den Greis bewegte der Anblick des Kindes wunderbar. Er, ſeines Namens Simeon, war des innigen und mit der allgemeinen Erwartung übereinſtimmenden Glaubens, die Zeit ſei erfüllt, und er werde nicht ſterben, er habe denn zuvor den Chriſt des Herrn, das heißt, den Geſalbten Gottes erblickt. Er ſah Jeſum. Erſchüttert nahm er das Kind vom Arm der Mutter an ſeine Bruſt, blickte gerührt zum Himmel empor und ſprach im Geiſt der Propheten: „Herr, nun läſſeſt du deinen Diener in Frieden fahren, wie du geſagt haſt; denn nun haben meine Augen deinen Heiland geſehen, welchen du bereitet haſt vor allen Völkern, ein Licht zu erleuchten die Heiden und zum Preis deines Volks Iſrael!“ —

Die Worte des Greiſes erregten, nach allem, was ſchon geſchehen war, die Verwunderung des Vaters und der Mutter. Luc. 2, 33. Nicht minder, als eine weiſe und fromme Frau von vier und achtzig Jahren, durch Simeons Rede angezogen, in gleicher Ehrfurcht ſprach, betete und ſegnete.

Das Kind hatte, dem moſaiſchen Geſetz gemäß,

die Beſchneidung empfangen zu Jeruſalem. Darum kehrten die Eltern mit demſelben nach ihrem Wohnort Nazareth zurück, als ſie alles gethan hatten, was ſie nach Vorſchrift des Geſetzes beobachten mußten. Alles aber, was geſchehen war, mußte in ihnen wunderbare, dunkle Ahnungen von den Beſtimmungen und der Zukunft dieſes Säuglings erwecken. Er ward ihnen ein heiliges Pfand der Gnade Gottes. Ihre ganze Sorge und Zärtlichkeit wandte ſich ihm zu. Wie mußten ſie erſchrecken, als nun die Rede ging, daß der König geboten habe, in Bethlehem die Unſchuld zu erwürgen, weil dort der Meſſias geboren ſei! — Zitternd machten ſie ſich auf und flüchteten nach dem benachbarten Aegypten, in den Schutz fremder Verwaltung, in eine rettende Verborgenheit.

Gott, wie preiſe ich deine Vorſehung würdig! Welch eine Weisheit in allen Verumſtändungen und Begebenheiten, in Zeiten und Gegenden, welche die Geburt deſſen umgeben, dem ich meine Erleuchtung, deine wahre Erkenntniß, meine Seligkeit ſchuldig bin! — Welche Allmacht in der groſſen Entwicklung aller Schickſale! — Welche Barmherzigkeit und Liebe gegen das in den Nächten des Todes vorlorene Geſchlecht der Menſchen! O, wie haſt du die Welt geliebt, daß du deinen heiligen Sohn hingabſt, damit keiner, der an ihn glaubt, verloren gehe, ſondern

daſs ewige Leben habe. Hätte ich jemals an dir, jemals an der Göttlichkeit von Jeſu Sendung und Offenbarung gezweifelt: die Geſchichte ſeines Erſcheinens, und was vorausging, und was nachfolgte, und wie durch deine Führungen, Gott, das Allergröſste, was je dem Menſchengeſchlecht geſchah, aus dem Kleinſten und Verachtetſten ſiegend über die Gewalt der Welt hervortrat — es hätte meine Zweifel zermalmt.

Gerührt durch die Wunder deiner unendlichen Huld, wie Simeon, will ich, wie er dich im Tempel dankbar preiſen im Lauf meines Lebens, bis auch du mich, deinen Diener, in Frieden fahren läſſeſt. Amen.

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Dreiundfünfzigſter Sonntag, den 31. Dez. 1815.

Das Jahr verflog, das neue ſchwebet,
Auf finſtern Flügeln mir daher,
Ich leb', und Gottes Güte lebet!
So zag', o banges Herz, nicht mehr.
Behalte nur den Heldenmuth
Zu dem, was heilig iſt und gut.

Und heb' empor die trüben Blicke,
Wenn ſich dein Weg in Nacht verliert;
Dich leitet Gott zu deinem Glücke,
Zu dem die Liebe immer führt.
Wie ſchien dir oft, vergiß es nicht,
Aus tiefſter Nacht ſein ſchönſtes Licht!

Gott, gnädig, wenn du uns erhöreſt,
Oft gnädiger, wenn du den Plan
Den unſre Kurzſicht ſchuf, zerſtöhreſt,
Dich, Vater, bet' ich dankbar an.
Mein Wille nicht, o Vater, — Dein,
Dein Wille nur geſcheh' allein!

Die Jugend Jeſu.

1 Tim. 6, 12.

Todesgefahren umringten ſchon die Wiege Jeſu Chriſti. Seine Eltern mußten mit ihm, dem heiligen Säugling, durch die Wüſten nach Aegypten flüchten, um ihn dem Mordſchwerdt des gefühlloſen Herodes zu verbergen. Erſt, als ſie erfuhren, daß der bisherige König des jüdiſchen Landes zu Jericho geſtorben war, und ſein Sohn Archelaus den Thron des grauſamen Vaters beſtiegen habe, kehrten ſie miteinander nach dem ſtillen Nazareth zurück.

So viel Aufſerordentliches den Eintritt Jeſu ins irdiſche Leben ausgezeichnet hatte, war doch alles im Volke bald vergeſſen. Man erwartete das Erſcheinen des Meſſias, und wußte nicht, daß er ſchon im Vaterlande war, und unſchuldsvoll als Kind, unter den Blumen von Nazareth ſpiele. Das erſte Geräuſch von ſeiner Ankunft hatte ſich verloren. Viele mogten das nicht mehr glauben wollen, was man anfangs von ihm erzählt hatte. Der Geſang der Engel in ſeiner Geburtsſtunde war verhallt.

Was die Vergeſſung Jeſu noch mehr beförderte, war die Dunkelheit des Standes, in welchem er bei ſeinem Pflegevater Joſeph lebte, der ſeines Handwerks ein Zimmermann war, und ſein Brod mühſam verdienen mußte. Das entſprach den Vorſtellungen der Juden nicht, die ſie von einem Meſſias, einem Gottesſohn, einem künftigen Ueberwinder Roms und

Beherrſcher des Erdkreiſes hatten. Sie bildeten ſich ein, daß er von ungewöhnlichem Glanz umgeben, daß er von den Engeln des Himmels bedient ſeyn, daß jede ſeiner Handlungen, jeder ſeiner Schritte, von wunderbaren Ereigniſſen begleitet ſeyn würde. Von dem allen vernahmen ſie nichts. Auch die Einwohner bemerkten in dem Daſeyn des Kindes Jeſus nichts Seltenhaftes. Hätten ſie dergleichen wahrgenommen, ihre Aufmerkſamkeit würde bald erregt worden ſeyn, und das Geſchrei davon wäre bald durch das ganze Land erſchollen.

Aber dazu war Jeſus nicht geſandt. Er ſollte nicht Aufſehen erregen, nicht mit Wunderdingen die Augen der neugierigen Gaffer ergötzen. Er ſollte durchaus nur Menſch ſeyn, angethan mit allen menſchlichen Schwachheiten; er ſollte dem Geſchlecht der Sterblichen zeigen, welcher Hoheit und Heiligkeit und Kraft die menſchliche Natur fähig ſei. Denn obwohl die Fülle der Gottheit in ihm wohnte, ſie wohnte in ihm, daß ſie durch ihn dem ganzen Geiſterreich das Himmliſche offenbare; nicht aber ihn zu erheben über die Natur, oder ihn mit überirdiſchen Kräften wirken zu laſſen. So war es ſelbſt von den Propheten des Alterthums verkündigt. So mußte es nach dem Rathſchluß des ewigen Vaters ſeyn. Denn hätte Jeſus Chriſtus, als Menſch, zugleich die Macht der Gottesnatur in ſich getragen: o ſo würde uns ſein heiliger Wandel nicht mehr ſo ſehr entzücken; ſo würden die Sünder mit Recht ſprechen können: ich

bin kein Gott, ſondern nur ein ſchwacher Menſch, und meine irdiſche Natur entſchuldigt meine Vergehungen; es iſt nicht möglich, daß man als bloßer Menſch zu ſolcher Unſchuld und Reinheit gelangen könne, wie er, der uns zu einer Nachfolge ermuntert, deren wir als bloſſe Menſchen nicht fähig ſind. Auf dieſe Weiſe wäre der größte Theil von Jeſu Leben und Jeſu Lehren für uns unfruchtbar geblieben. Nein, Chriſtus war Menſch, wie wir es ſind; er hatte unſre irdiſche Gebrechlichkeit, unſre Anlage zum Guten, wie zum Böſen. Als Menſch, und nur als bloſſer Menſch war er göttlich in Sinn und That; darum war die Gottheit in ihm menſchlich geworden, ſich durch ihn den Jahrtauſenden zu offenbaren.

Wie früh aber ſchon in ihm das Streben nach dem Himmliſchen laut ward, davon finden wir in ſeiner vom Matthäus gegebenen Lebensbeſchreibung eine herrliche Spur. Seine Eltern, die gewöhnlich alle Jahr einmahl nach Jeruſalem reiſeten, nahmen ihn einſt, da er zwölf Jahr alt war, mit ſich dahin in den Tempel. Hier erfüllten die heiligen Umgebungen ſeine unſchuldsvolle Bruſt mit höherer Sehnſucht. Er hörte mit Begier die Lehrer, die Ausleger der Bücher Moſis, der Pſalmen, der Propheten. Er that Fragen, um ſich von den Weiſen in dem zurecht weiſen zu laſſen, was ihm noch dunkel war. Aber ſeine Fragen ſelbſt verriethen, daß die Gegenſtände ihm nicht mehr ganz fremd waren; daß er mit Andacht und Scharfſinn ſie ſchon in ſeinen

einſamen Stunden betrachtet hatte. Und alle die ihm zugehörten, bewunderten die Größe ſeines Verſtandes, die Klarheit und Tiefe in ſeinen Antworten. Luc. 2, 47. Er vergas in dieſen für ihn ſo lehrreichen Unterhaltungen Vater und Mutter. Nur der ewige Vater, nur Gott war ſein Gedanke. Drei Tage lang ſuchten ihn ſeine Eltern vergebens. Sie glaubten anfangs, er habe ſich mit andern Gefreundten und Bekannten auf die Rückreiſe begeben. Da ſie ihn aber nach einer Tagreiſe nirgends bei den zurückkehrenden Verwandten fanden, gingen ſie wieder nach Jeruſalem.

Im Tempel noch immer verweilend erblickten ſie ihn endlich. Nur der ewige Vater, nur Gott war ſein Gedanke. Und als ihn die Mutter mit zärtlichen Vorwürfen fragte: „Mein Sohn, warum haſt du uns das gethan? Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen geſucht!“ ſchien er aus der Betrachtung zu erwachen, und erwiederte nur: „Was iſt es, daß ihr mich geſucht habet? Wiſſet ihr nicht, daß ich ſeyn muß in dem, was meines Vaters iſt?“ — Sie verſtanden nicht, was er meinte, und nahmen ihn mit ſich in die Heimath. Doch Maria dachte oft an dieſe merkwürdige, dunkle Antwort. Es kam die Zeit, in welcher ſie dieſelbe wohl begriff.

Auch in dieſem Vorfall liegt nichts übernatürliches. Jeſus war in dem Alter, worin die Wißbegierde des werdenden Jünglings aus der Harmloſigkeit des kind-

lichen Daſeyns erwacht. In aller Kraft der Unſchuld und des erſtens Forſchens eines geiſtreichen zwölfjährigen Knaben liegt eben ſo viel Anmuth, als oft etwas Ueberraſchendes. Daher machte auch dieſe Begebenheit im Tempel kein beſonderes Aufſehen. Jeſus kehrte nach Nazareth in die vorige Dunkelheit zurück. Seine Anlagen entwickelten ſich immer mehr; er nahm zu an Weisheit, Älter und Gnade bei Gott und den Menſchen.

Seine Jugend verfloß in ſtiller Beſcheidenheit. Es iſt uns darüber nichts weiter aufgezeichnet worden. Vermuthlich erlernte er bei ſeinem Pflegevater Joſeph deſſen Handwerk, als Zimmermann. Wenigſtens muß dies eine ſehr bekannte Sage noch unter den erſten Chriſten geweſen ſeyn. Auch in den Schriften der Kirchenväter, die in den erſten Jahrhunderten nach Chriſti Geburt gelebt haben, finden wir dies. Und warum ſollten wir dies nicht glauben? Joſeph war eher dürftig als reich, und Jeſus erfüllte die Pflichten des guten Sohnes zur Unterſtützung ſeiner Eltern. Er ſorgte, wie jeder andere, für ſeine leiblichen Bedürfniſſe, für ſeinen Erwerb, um geachtet und unabhängig unter ſeines Gleichen dazuſtehen. Allein die Sorge für ſeine Vermögensumſtände verſchlangen ihm nicht alle Zeit. Ein Theil ſeiner Stunden gehörte dem Irdiſchen, ein anderer Theil der Ausbildung ſeines Geiſtes in Erlernung nützlicher Kenntniſſe und in Erwerbung und Ausübung eines himmliſchen Sinns. Er arbeitete nicht blos, um

im Stande zu ſeyn, ſich in den freien Stunden Ergötzungen zu verſchaffen; ſondern er wollte nur das Nöthige, um ſich dann dem Allernöthigſten zu widmen.

Wer zweifelt auch wohl daran, daß Jeſus ſeine Zeit aufs weiſeſte und ſorgfältigſte benutzt haben müſſe? Denn als er nachmals hinaustrat ins öffentliche Leben, welchen Reichthum von mannigfaltigen Kenntniſſen, welche Kraft des Gemüths äuſſerte er da! Welche genaue Bekanntſchaft hatte er ſich in den Schriften und Schickſalen des jüdiſchen Alterthums erworben, daß ihm keiner von Jeruſalems größten Schriftgelehrten gleich kam! Welche tiefe Kenntniß des menſchlichen Herzens, und aller Güten, aller Schwächen deſſelben hatte er erworben! Wie wohlbekannt war er mit den Einrichtungen des Staats, mit deſſen Mängeln und Gebrechen, mit der Denkart, Kraft und Verderbtheit der Nation; wie beſtimmt ſah er den Untergang derſelben lange zuvor! Wie vertraut war er mit der Natur, in welcher ſich der ewige Vater in ſeiner Macht und Liebe und Weisheit offenbart; wie vertraut mit den Kräften der Natur, mit dem Weſen des Weltalls, dem unendlichen Hauſe Gottes ſeines Vaters! Wie frei und rein ſtand er von allen Vorurtheilen ſeines Volks, ja ſeines ganzen Jahrhunderts! Wo war irgend einer der Weiſeſten in Iſrael, wo einer der noch von uns mit Recht verehrten Weiſen Griechenlands oder Roms, alter und neuer Welt, welche auf der göttlichen Höhe ſeiner Anſichten ſtanden?

Welch ein Leben muß Jeſus Chriſtus geführt haben, ehe er ſein großes Lehramt und Welterlöſergeſchäft begann! Thatenvoll und ſegensreich war ſein Leben, von dem Tage an, da er getauft von Johannes, aus dem Jordan ſtieg; aber nicht minder thatvoll müſſen die Jahrzehende geweſen ſeyn, welche dieſem Augenblick vorausgingen. Niemand hatte weiſer als er, die ihm von Gott verliehene Lebenszeit benutzt; darum konnte er ohne Reue auf ſeine Vergangenheit zurückblicken.

O könnte ichs, wie du mein Heiland, du nun zur Rechten deines Vaters Erhabner! — Mein Blick verdunkelt ſich aber, wenn ich am Ende eines Jahrs auf das zurückblicke, was ich in der Vergangenheit that. — O wer bin ich? — und wer ſollte ich ſeyn? wer könnte ich ſeyn, hätte ich mich nicht ſorglos hingehen laſſen, wie es eben kam, ſondern mit Ernſt zu meiner Verbeſſerung gethan, und meine Stunden weiſer benutzt, und begieriger jede Gelegenheit ergriffen, heilig, menſchenliebend, ohne Eigennutz, ohne Verzärtelung zu handeln, wie er, der mein Vorbild iſt, und deſſen Nachfolger ich ſeyn mögte!

Verlorene Tage, verlorene Jahre, klaget mich nicht vor Gott an!

Es iſt wahr, ich habe redlich gearbeitet, mich und die Meinigen anſtändig zu verſorgen und zu erhalten; ich habe keine Mühe gefürchtet, meine Vermögensumſtände zu verbeſſern, wenigſtens nicht ſchlim-

mer werden zu laſſen. Dieſen Ruhm wird man mir laſſen müſſen. Darin that ich meine Pflicht. — Aber was für eine Pflicht? Sie iſt von allen die allerleichteſte. Dazu trieb mich nicht die Liebe zu Gott, ſondern mein eigner Vortheil in der bürgerlichen Welt an. Dazu bedarf es keines Chriſtenthums, denn jeder Heide thut das Gleiche und oft beſſer als ich, wenn er thätiger, ſparſamer, vorſichtiger iſt, als ich zuweilen ſeyn mogte. Ja, die Thiere ſogar thun daſſelbe, indem ſie für ſich und ihre Jungen, ſo lange dieſe noch Hülfe nöthig haben, Nahrung ſuchen, Neſter bauen, und für den langen Winter ſogar Vorräthe in ihre Höhlen ſammeln.

Und ging ich auch dabei nur immer mit aller gebührenden Ehrlichkeit und Treue zu Werke? Plagte mich dabei nicht zuweilen die ſchändliche Empfindung der Mißgunſt und des Neides? — Wußte ich auch wohl immer einen kleinen Ueberfluß auf weiſe und gemeinnützige Art zum Beſten eines andern anzuwenden, und zwar jedesmal ohne alle Nebenabſichten? — Hab ich wohl oft dasjenige, was ich zu meinem Vergnügen zurückgelegt und beſtimmt hatte, mir zuletzt verſagt, und es hingegeben an Perſonen, denen das Dringendſte, das Unentbehrlichſte mangelte? — Verlorene Tage und Stunden, verlorene Gelegenheiten, klaget mich nicht vor Gott an!

So that Jeſus nicht, der göttliche Menſchenfreund. Er arbeitete mehr für andre, als für ſich. Seine eignen Bedürfniſſe waren immer gering; denn

er wollte von dem, was das ſinnliche Leben giebt, ſo unabhängig, als möglich ſeyn. Dadurch gewann er jenen Gottesmuth, dadurch jene faſt übermenſchliche Kraft, mit der er das ſchwerſte Leiden über ſich nahm, nicht daß er, ſondern daß ich durch ihn, in ſeiner Nachfolge zum Vater, ſelig würde.

Inzwiſchen kann ich mir wenigſtens das Zeugniß geben, daß ich ſelten einen Anlaß verſäumte, der zur Verbeſſerung meines Herzens helfen, und mich dem Göttlichen näher führen konnte. Ich beſuchte den öffentlichen Gottesdienſt; ich betete aus Inbrunſt oft, mit Andacht immer; ich benutzte Unterhaltungen mit verſtändigen Perſonen zu meiner Belehrung; ich las nützliche oder erbauliche Schriften. Hierin wenigſtens ahmte ich meinem Jeſu nach. Ich ſtreute den Saamen beſſerer Erkenntniß in meinen Geiſt, den Saamen des Guten in mein Herz. Wie aber iſt er aufgegangen? Wo ſind die Früchte der beſſern Erkenntniß? Wo die Thaten des Guten? — Noch, weh mir, hab ich manchen Fehler, den ich vor einem Jahre ſchon an mir kannte. Ich merke es wohl, nun iſt er ſchwerer zu vertilgen, weil er älter geworden. Ich geſtehe es, nicht einmal gekämpft habe ich mit dieſem Fehler, ihn ganz und gar von mir zu entfernen. Und wenn ichs dann und wann verſuchte; großer, anhaltender Ernſt war's mir dabei nicht. Mein Leichtſinn tröſtete mich bald damit, daß mir andre Leute wohl noch fehlerhafter zu ſein ſchienen; bald mit dem elenden, alles Gute erſtickenden

Sprüchwort: Es hat jeder Menſch ſeine Schwachheiten. Mehrmals, wenn ich durch irgend einen Umſtand aufmerkſamer auf die Verderbtheit meiner Neigungen gemacht wurde, verdroß es ſogar meiner übeln Laune, und ich dachte: Ich bin nun ſo und will nun einmal ſo ſeyn, wie ich bin! — Oder mit ſtolzem Eigenſinn ſprach ich zu mir ſelbſt: Was gehen mich alle Splitter- und Sittenrichter mit ihren Ermahnungen und Belehrungen an? Ich habe wohl ſelbſt Verſtand genug und weiß, was ich zu thun habe, um durch die Welt zu kommen. — Mittlerweile blieb ich, wie ich war; ich behielt meine Unvollkommenheit, mein unreines Gewiſſen. Ich hoffe auf Gottes Gnade in meiner Trägheit; ich verlange nach der Barmherzigkeit, deren ich mich nicht würdig machen will; ich glaube an Jeſu Verdienſt, ohne durch die Nachfolge Jeſu daran Theil nehmen zu mögen; ich bilde mir ein, durch Fürbitter bei Gott Schonung zu gewinnen, als wäre der Allgerechte durch Bitten zu bewegen, ungerecht zu ſeyn; ich blicke auf die Ewigkeit mit geheimer Sehnſucht nach einem einſt ſeligen Looſe, und thue nichts für dies Loos der höhern Seligkeit, die darin beſteht, vollkommen zu werden, wie mein Vater im Himmel vollkommen iſt. So bin ich nun älter geworden, ohne an wahrer Weisheit gewonnen zu haben, ohne mehr Gnade bei Gott und den Menſchen zu haben.

Ernſte Mahnungen Gottes gingen im verfloſſenen Jahr an mein Herz; Mahnungen Gottes in meinem

Schickſal, in trauervollen Stunden, in Stunden der Furcht, der Sorge, der Angſt. Vieles vom Schmerz dieſer Stunden war die Wirkung meiner eignen Fehlerhaftigkeit; gelinde Strafe meiner Vergehungen. Vieles war ohne mein Verſchulden über mich gekommen, daß ich des vergeſſenen Gottes und Herrn der Welt wieder gedenken, und meine Seligkeit nicht von dem erwarten ſoll, was mir dies Leben hier anbietet. War aber der Schmerz überſtanden, die Sorge überwunden, war alles andre vergeſſen. Ich blieb wieder, der ich vorher geweſen. Die Zeit hat mich oft mehr, als mein Glaube getröſtet. Ja, ich hatte oft mehr Zuverſicht auf meine Klugheit, als auf Gottes Macht und Liebe. — Ein langer Zeitraum iſt verſtrichen von meiner Vorbereitung zum Daſeyn in andern Welten; er verſtrich für meine Seele ohne Gewinn. Ich bin nicht, der ich ſeyn ſoll, der ich ſeyn könnte. Die Ewigkeit harrt, Der Richter lebt!

Verlorene Tage, verlorene Jahre, klaget mich nicht vor Gott an! Noch bin ich nicht ganz verdorben. Noch empfinde ich Ehrfurcht vor dem Allerheiligſten und Verdruß und Reue über meine nur allzugroße Unvollkommenheit. Was hindert mich, endlich einmal einen Anfang zur weiſern Benutzung des mir von Gott noch verliehenen Lebens zu machen; beſſer, gerechter, menſchenfreundlicher zu werden, als ich es bis dahin war? Wie ſich mein göttlicher Erlöſer den größten Theil ſeiner Tage zu ſeiner großen

Gottesthat vorbereitete, ſo meine Seele bereite dich hienieden zum höhern Daſeyn vor. Denn dies irdiſche Leben iſt nur der Anfang deines Lebens, iſt nur eine flüchtige Jugendzeit.

Kämpfe den guten Kampf des Glaubens; ergreife das ewige Leben, dazu du auch berufen biſt! 1 Tim. 6, 12. Dieſer Ruf des Jeſusjüngers an ſeinen geliebten Timotheus ſei der Ruf der ewigen Barmherzigkeit auch an dich; ſei für das folgende Jahr nun dein feſtes Loſungswort im Streit mit deinen unreinen Neigungen und ſündhaften Regungen. Kämpfe den guten Kampf des Glaubens, wie ihn Jeſus kämpfte; überwinde gleichſam das Menſchliche in dir, wie es Jeſus überwand, um göttlich zu denken und göttlich zu handeln.

Kämpfe den guten Kampf des Glaubens! ja, des Glaubens! Du warſt im bisherigen Leben nur klug, und berechnend, aber nicht wahrhaft in deinem ganzen Weſen religiös, und durchdrungen vom Geiſte Jeſu. Darum warſt du auch noch nie ſo ganz glücklich, als du dich zu ſeyn ſehnteſt. Denn bloße Klugheit kann das nicht geben, was ein tugendhafter, himmliſcher Sinn, die ächte Gottesweisheit giebt. Blicke doch umher, wie häufig ſehr kluge Leute die unglücklichſten werden, weil ſie nicht religiös genug denken und handeln. Wie kann menſchlicher Witz alles berechnen? Aber wer anſpruchslos, zufrieden, wohlthuend, und frei von Vergehen und Sünden in und vor Gott lebt, der hat alles wohl

berechnet. Ihm kann nichts geſchehen, ſo übel es ſei, daß er nicht in ſich ſelber dagegen den reichſten Troſt und Erſatz fände. Und welch eine thörichte Klugheit iſt die, welche ſich ſelber vergiftet? Was aber iſt die Fehlerhaftigkeit anders, als eine Vergiftung unſrer wahren Glückſeligkeit?

Kämpfe wie Jeſus, den guten Kampf des Glaubens und ergreife das ewige Leben, dazu auch du berufen biſt. Wer kann dir ſagen, ob du noch das Ende dieſes Jahrs erblickſt? Wer kann dir ſagen, ob du nicht in dieſem Jahre durch unerwartetes Ereigniß die Frucht deiner jahrelangen Mühen und Sorgen verlieren ſollſt? Wer kann es verneinen, daß du nicht in dieſem Jahre einen und andern Freund, vielleicht die Perſon ſterben ſiehſt, welche dir die nächſte an deinem Herzen iſt? — Einmal geſchieht der ſchmerzhafte Streich des Schickſals; ſie geht früher ins Grab, oder du! — Mit welchem Muthe willſt du beſtehn, wenn dich deine Religion nicht ſtark macht, nicht deine Zuverſicht auf Gott; wenn dich nicht deine fröhliche Erwartung, dein glaubensvolles Ergreifen des ewigen Lebens über Welt und Grab erhebt?

Wie unwürdig deiner Barmherzigkeit und Treue, o mein Vater im Himmel, ſteh ich noch hier im Leben! Und doch lebe ich noch und deine Gnade iſt an mir noch nicht müde geworden! Dankbar ſehe ich zu dir empor. Ach, ich war deiner Wohlthaten nicht werth. Aber du haſt mich erhalten, und haſt

mir bisher geholfen, und willſt mir noch ferner helfen. O hilf mir! Erbarmer, Vater, Freund meiner Seele, hilf mir, daß ich ſelig werde. Ich will nicht müde werden, dich zu betrachten; dein Wort zu vernehmen; mich dadurch zu heiligen und meine Fehler zu vernichten. Ich will den Lebenslauf deines Sohnes Jeſu mir fortan zum Spiegel machen, und in ihm meine Sündhaftigkeit erkennen. In den Betrachtungen deſſelben will ich mich fortan zu einem heiligern Sinn ſtärken.

Und dann, wenn ich, was mit mir auf Erden in Berührung ſteht, nach Kräften beglückt habe; wenn ich damit mein eignes, unerſchütterliches Glück begründet habe, dann Vater, rufe mich, wenn du willſt. Freudig gehe ich zu dir ins Ewige hinüber, ohne Kummer um die Geliebten welche ich hinterlaſſe. Du biſt ja ihr Vater, ihr Gott! — Und nimmſt du eher als mich, die, welche meinem Herzen hienieden die geliebteſten ſind — dein Wille geſchehe! Ich weiß daß ſie leben, und daß auch ich mit ihnen leben werde, wo kein Trennen mehr ſeyn wird.

Schon jetzt, wie fühle ich mich ſo geſtärkt durch den Glauben und das kindliche Vertrauen zu dir! Ich weiß, wenn ich aus meinen Verirrungen zurückkehre zu dir, du vergiebſt mir meine vorige Sünden und Miſſethaten, du willſt mich nicht verſtoßen.

Vater! in deine Hände befehle ich meinen Geiſt. Ich zittere nun vor keiner Zukunft mehr. Du biſt mein Gott, mein Heil. Ein neuer Abſchnitt meines Lebenslaufes beginnt; es ſoll von nun an der beſſere Theil meines Lebens ſeyn. Ich will ihn von nun an kämpfen den guten Kampf des Glaubens, und ergreifen das ewige Leben, dazu du auch mich berufen haſt. Amen.

Inhalt

des ſiebenten Jahrgangs.

---

1. Empfindungen am Neujahrstage.
2. Die Andacht.
3. Edler und unedler Scherz.
4. Der Werth des Lebens für die Menſchen.
5. Der Schnee.
6. Schädlichkeit bildlicher Vorſtellungen von Gott.
7. Selbſtgefälligkeit.
8. Der Glaube an menſchliche Tugend.
9. Die Feierlichkeit öffentlicher Gottesverehrung.
10. Vorurtheil für und wider Neues.
11. Vom Einfluß des Gemüthszuſtandes auf unſern religiöſen Sinn.
12. Die Gefahren frommer übereilter Entſchließungen.
13. Die Beſtimmung des Menſchen. Eine Oſterbetrachtung.
14. Weibliche Bildung.
15. Richtigere Beurtheilung unſerer Gemüthsbewegungen.
16. Was Furcht Gottes ſei?
17. Der Landmann.
18. Der Handwerker und Künſtler.
19. Gott mein Troſt immerdar.
20. Religion und Kirche. Eine Pfingſtbetrachtung.
21. Partheiiſcher Sinn im alltäglichen Leben.
22. Einfluß des Gebetes auf die menſchlichen Schickſale.
23. Die Blinden und Taubſtummen.
24. Verſöhnung.
25. Die Erdbewohner und ihre Religionen. Erſter Theil.
26. Die Erdbewohner und ihre Religionen. Zweiter Theil.
27. Von Weiſſagungen.
28. Der Unverträgliche.

29. Des göttlichen Wortes Macht.
30. Gefahren willkührlicher Träumereien.
31. Der Wurm und die Allmacht.
32. Muth zur Tugend.
33. Selbſtverſtockung.
34. Weiſe Unabhängigkeit des Chriſten im bürgerlichen Leben.
35. In der Gegenwart leben.
36. Blicke zum Sternenhimmel. Erſter Theil.
37. Blicke zum Sternenhimmel. Zweiter Theil.
38. Blicke zum Sternenhimmel. Dritter Theil.
39. Blicke zum Sternenhimmel. Vierter Theil.
40. Innere Güte, äuſſere Anmuth.
41. Zuſammenhang des Lebens und der Ewigkeit.
42. Der Schmerz, verkannt zu ſeyn.
43. Die Gefahren, Andere zu verkennen.
44. Die Gefahren geſellſchaftlicher Freuden.
45. Wie der Chriſt ſein Recht vertheidigt?
46. Von einigen gemeinen Fehlern im Verbeſſern unſrer Vermögensumſtände.
47. Werth ſchwerer Schickſale.
48. Betrachtung des Witterungswechſels. Erſter Theil.
49. Betrachtung des Witterungswechſels. Zweiter Theil.
50. Der Streit des Guten und Böſen auf Erden. Erſter Abſchnitt.
51. Der Streit des Guten und Böſen auf Erden. Zweiter Abſchnitt.
52. Das Erſcheinen Jeſu auf Erden.
53. Die Jugend Jeſu.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Th. Pr.

Stunden

Zschokke, Heinrich, 1771-1848 / Zschokke, Heinrich, / Keller, Georg,

Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Christenthums und häuslicher Gottesverehrung

Bd.: 7

Aarau (1815)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Th Pr 2571 -7
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11292058-6